This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

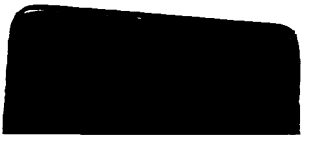
C
Tholuck
Witte

Andover Theological Seminary

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY

MDCCCCX

CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS



Das Leben

D. Friedrich August Gottreu Tholuck's

dargestellt

von

Professor Leopold Witte,
Superintendent und geistl. Inspektor der Königl. Landesschule Pforta.

Erster Band.
1799—1826.

Mit dem Bilde Tholuck's aus dem Jahre 1825 und einem Faksimile aus seinem Tagebuche von 1815.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1884.

Das Leben

D. Friedrich August Gotttreu Tholuck's

dargestellt

von

Professor Leopold Witte,
Superintendent und geistl. Inspektor der Königl. Landesschule Pforta.

Erster Band.
1799—1826.

(Mit dem Bilde Tholucks aus dem Jahre 1825 und einem Faksimile aus seinem Tagebuche von 1815.)

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1884.

C
Tholuck
Witte

Der treuen Genoſſin des Heimgegangenen,

der geiſtigen Urheberin

und teilnehmenden Beförderin dieſes Werkes,

Frau

Ober-Konſiſtorial-Rätin Tholuck

geb. Freiin v. Gemmingen

in dankbarer Verehrung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

Wenn ich mich entschlossen habe, hiermit die erste Hälfte der auf zwei Bände berechneten Tholuckbiographie allein erscheinen zu lassen, so findet diese Veröffentlichung nur eines Teiles des Ganzen ihre Erklärung und hoffentlich auch ihre Entschuldigung in dem weitverbreiteten Interesse, das dem Gegenstande dieser Arbeit entgegengebracht wird. Ich wollte die Vielen, die in der Nähe und Ferne auf ein Lebensbild Tholucks warten, nicht noch länger in der Spannung halten, nachdem ohnedies das vor mehr als drei Jahren unternommene und angekündigte Werk durch mannigfache häusliche Trübsale des Verfassers lange, einmal über sechs Monate sich erstreckende Verzögerungen erlitten hat. Nun sollte doch wenigstens dieser erste Teil bekunden, daß die Arbeit nicht stille steht.

Je größer freilich noch immer der Kreis derer ist, welche dem Hallischen Studentenvater nahegestanden haben und ihm das heiligste Kleinod ihres Lebens verdanken, desto schwerer war die Aufgabe, gerade dieses Bild zu zeichnen. Ich bin mir dessen wohl bewußt gewesen und lasse diese Blätter nicht ohne ein gewisses Zagen in die Öffentlichkeit hinausgehen; ja ich bekenne, daß, wenn ich gleich von Anbeginn den vollen Umfang der Arbeiten übersehen hätte, welche eine Tholuckbiographie mit sich bringt, ich die Fertigstellung des Werkes gern einem Berufeneren überlassen hätte. Bin ich doch mehrere Male im Verlaufe der Arbeit, zumal nach den vielen sich mir aufdrängenden Pausen, im Begriff gewesen, gänzlich von dem Werke

abzustehen. Nur die Verpflichtung, die ich auf mich genommen hatte, und die Hoffnung, durch die Fülle des mir vorliegenden unbekannten Materials dennoch vielen eine willkommene Gabe darzubringen, hat mich festgehalten und endlich auch den Abschluß des gegenwärtigen Bandes zuwege gebracht.

Ich übergebe ihn dem Wohlwollen der Leserwelt. Es war nicht leicht, sich darüber klar zu werden, für wen denn eigentlich diese Biographie geschrieben werden sollte. Tholuck ist ein Mann der Wissenschaft gewesen, und seine Werke gehören dem größeren Teile nach in das Gebiet der gelehrten Untersuchungen. So mußte auch die Gelehrtenrepublik berücksichtigt und durch eingehende Analyse der bezüglichen Schriften Tholucks eine schnelle Orientierung über den bleibenden Wert derselben möglich gemacht werden. Allein Tholuck war doch noch viel mehr ein Mann des Lebens; allen Ständen gehören sie an, die auf sein mündliches und schriftliches Zeugnis eine neue Periode in ihrer geistlichen und geistigen Entwickelung zurückführen, oder doch tiefe Eindrücke von dem empfangen haben, der es so meisterlich verstand, seine Stimme zu wandeln (Gal. 4, 20). Darum konnte auch für diese Schrift nur ein größerer Leserkreis ins Auge gefaßt werden. Verfasser dachte sich sein Buch am liebsten in den deutschen evangelischen Pfarrhäusern; und weil die Frau Pfarrerin gewöhnlich kein Latein und Griechisch, mancher liebe Amtsbruder aber kein Englisch versteht, so sind, wo es nötig schien, die Citate in diesen Sprachen übersetzt worden, während der Hausbedarf im französischen Idiom für die vorkommenden Passagen noch überall ausreichen wird.

Leider hat eine längere Reise des Verfassers während des Drucks eine häßliche Ungleichheit in der Orthographie und, was schlimmer ist, in einem Teile des Buchs eine Anzahl störender Druckfehler zur Folge gehabt. Der geneigte Leser wird freundlichst gebeten, sich vor dem Lesen nach beigefügter Tabelle einen reinlicheren Text herzustellen.

Der zweite Band wird ein ausführliches Sach- und Namenregister enthalten.

Für die mancherlei Zusendungen von Briefen Tholucks und anderweitige Mitteilungen, die mir geworden sind, sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank. Auch der wohlwollenden Güte, mit welcher des Herrn Ministers von Goßler Exzellenz die betreffenden Ministerialakten, sowie der Liberalität der Hochwürdigen theologischen Fakultät in Berlin, welche mir die bezüglichen Fakultätsakten zur Disposition gestellt hat, muß ich in ehrerbietiger Anerkennung gedenken. Möchte es nun dem Erscheinen dieses Bandes gelingen, für die Herstellung des zweiten Teiles ein noch reichlicheres Material in der angedeuteten Richtung flüssig zu machen. Eine Darstellung der Hallischen Wirksamkeit Tholucks ist ohne die vielseitigste Unterstützung kaum zustande zu bringen. Alle Freunde des teuren Heimgegangenen, die dazu in der Lage sind, zumal die vielen ehemaligen Famuli und Reiseamanuensen des „Herrn Rats", werden darum hiermit aufs herzlichste und angelegentlichste gebeten, den Verfasser für seine weitere Arbeit nicht im Stiche zu lassen. Den handgreiflichen Dank soll ihnen die um so größere Reichhaltigkeit des zweiten Bandes erstatten.

Und nun gehe das Buch hinaus und lasse den Gesegneten weiteren Segen schaffen. Es ist nicht vergeblich geschrieben worden, wenn es dazu verhilft, daß viele von ihm sagen können: „Er hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch."

Pforta, 28. August 1884.

Leop. Witte.

Verzeichnis störender Druckfehler.

Seite	4	Zeile	9	von	oben	lies noch statt nach.
„	74	„	14	„	„	„ 1817 statt 1917.
„	78	„	2	„	unten	„ verquiemt statt verquient.
„	79	„	10	„	oben	„ welcher statt welche.
„	89	„	16	„	unten	„ wer statt der.
„	99	„	17	„	„	„ von statt vor.
„	108	„	15	„	„	„ wolle statt wollen.
„	110	„	16	„	oben	„ Anlia statt Anlio.
„	110	„	5	„	unten	„ Man statt Manu.
„	111	„	8	„	„	„ Taubmann statt Tambmann.
„	112	„	10	„	oben	„ Charakteren statt Charaktere.
„	116	„	7	„	unten	„ meinem statt meinen.
„	119	„	3	„	„	„ Ihrem statt Ihren.
„	123	„	17	„	oben	„ einen statt ein.
„	134	„	1	„	unten	„ ihrer statt ihre.
„	140	„	9	„	„	„ eine statt meine.
„	141	„	11	„	oben	„ Sie statt sie.
„	146	„	1	„	unten	setze ein *) ans Ende.
„	146	Anm.	Zeile	1	von	oben lies noch statt nach.
„	150	Zeile	10	von	unten	lies ie statt in.
„	155	„	4	„	„	„ erwarten statt errateu.
„	157	„	17	„	„	„ waltete statt wallte.
„	159	„	9	„	„	„ meine statt meinen.
„	161	„	16	„	„	„ weckte statt weckt.
„	164	„	3	„	„	tilge das zweite Komma.
„	180	„	3	„	„	lies eben statt aber.
„	192	Anm.	Zeile	1	von	unten lies 242 statt 221.
„	194	Zeile	3	„	unten	lies stattfindenden statt stattfinden.
„	202	„	9	„	oben	„ Mörser statt Mörser.
„	205	„	4	„	unten	„ Breslau statt Berlin.
„	207	„	4	„	„	„ Brüdern statt Brüder.
„	208	„	11	„	oben	„ ; worauf statt . Darauf.
„	266	„	6	„	„	„ dar, statt der,.
„	449	„	3	„	„	„ worden[7]) statt worden[6]).

Erstes Kapitel.

Die Knabenjahre.

Nicht aus den höher gebildeten oder aus gelehrten Kreisen, wie so viele seiner späteren Berufsgenossen, stammt der Held dieses Buches. Seine Wiege stand im bescheidenen Hause eines nur mäßig wohlhabenden und durch die späteren Kriegsnöte immer mehr verarmenden kleinen Handwerkers. August Tholuck, dessen Name der christlichen und theologischen Welt beider Hemisphären noch immer ein wohlbekannter und von Tausenden reichgesegneter heißen darf, war a selfmade man, — nächst Gottes Führen verdankte er der eigenen rastlosen Arbeit und der eisernen Zähigkeit seines Willens die Stellung, die er früh genug im Leben einnehmen durfte.

Die Tholucks, oder wie die alten Kirchenbücher den Namen allezeit schreiben: „Tohlucks" sind in Schlichtingsheim, „der Hoch-Freiherrlichen Stadt in Groß-Pohlen", unweit Glogau zu Hause. Möglicherweise stammt die Familie aus slavischem Blute; die berühmte Sprachengabe Tholucks fände damit auch eine natürliche, auf die Angehörigkeit zu dieser sprachgewandten Rasse basierte Erklärung.

Bis in den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts können sichere Spuren der Familie verfolgt werden. Ein „Geburtsbrief" des Vaters von Tholuck aus dem Jahre 1772 liegt uns in der Abschrift vor, durch welchen dem zur Wanderschaft ausziehenden Kürschnergesellen Johann Gottlob Tohluck durch den „Bürgermeister und Rathmann der Hoch-Freiherrlichen Stadt Schlichtingsheim" bekundet wird, daß derselbe von lauter „ehrlichen Büderleuten" abstamme „und also aus einem reinen käischen (keuschen) und unbefleckten Ehebett erzeiget und ent-

sprossen, auch Niemandes Leib Eugen noch unterthänig sei, sich auch sammt seinen Eltern und Angehörigen jeder Zeit so viel uns Wissens Ehrbar, fromm und also verhalten habe, daß wir von ihm und den Seinen nichts andres als Ehr- und Redlichkeit zu sagen vermöchten, wenn wir dem vorgedachten Johann Gottlob Tohluck ... ein Zeugnis und offenen Schein ausstellen und Geburtsbrief und das Ersuchen mitgeben, alle und jede Obrigkeiten möchten den Johann Gottlob Tohluck zu einem Mitbürger und Zunftgenossen oder, wie er dies sonst begehren möchte, annehmen, und um seiner ehelichen Geburt und Wohlverhaltens Willen .... Rath und Hilfe thun."

Dieser „Geburtsbrief" Johann Gottlobs, der selbst in Schlichtingsheim am 16. (oder 17.) Januar 1756 geboren war, weist nach, daß schon sein Großvater, „der Ehrbare Kaspar Tohluck", in Schlichtingsheim „Bürger und Kirschner, wie auch der Zunft Ober-Elteſter allhier" gewesen war. Kaspars Frau war Rosina eine geborne Behmern. Der dieser Ehe entsprossene Großvater unsers Helden: Johann Christian Tohluck folgte seinem Vater im Berufe und in der Würde des Oberältesten der Kürschnerinnung. Er verheiratete sich mit Johanna Justina, der Tochter des „Ehrengeachteten Herrn Heinrich Reigber, Bürgers und Bäckers, wie auch der Zunft Oberälteſten" und der Frau Justina Rosina, geborenen Krebsen.

Dieser Johann Christian Tohluck hatte sechs Kinder, von denen die ältesten zwei Söhne waren: Johann Gottlob, der Inhaber des „Geburtsbriefes", und Daniel Gottlieb, der am 14. August 1758 geboren wurde und am 23. November 1838 verstarb. Der letztere ist der Stammvater des von Schlichtingsheim nach dem benachbarten Glogau übergesiedelten Zweiges der Familie, der, wenn auch nicht mehr unter dem Namen Tohluck, noch jetzt daselbst gedeiht und in Ehren steht. Die Familie Steulmann, aus welcher dieser Daniel Gottlieb sich am 19. Oktober 1784 seine Frau holte, gehört den geachtetsten christlichen Kreisen der Stadt an.

In der Breslauer Stadtbibliothek wird ein fliegendes Blatt mit einem — freilich recht faden — Hochzeitskarmen aufbewahrt, das der Vater unsres Tholuck seinem jüngeren Bruder Daniel Gottlieb zu dieser Hochzeitsfeier widmete; wäre der Name

Tholuck nicht sonst durch ein Breslauer Kind so berühmt geworden, die Stadt hätte schwerlich dies ärmliche Machwerk für die Nachwelt gerettet. Es trägt den Titel: „Empfindungen der Freude bei der Tholuck (sic!) und Steilmannschen Eheverbindung, welche zu Glogau den 19. Oktober im Jahre 1784 festlich vollzogen worden, gewiedmet dem werthen Brautpaar von J. G. Tholuck. Breslau gedruckt mit Grassischen Schriften." Nur der Anfang werde hier mitgeteilt als Probe von dem Geist, der Tholucks Vater beherrschte; im weiteren verirrt sich das Gedicht auf ein Gebiet, wohin wir nicht folgen können.

„Man sagte mir schon längst:
Amor, mit seinen Possen,
Hätt ganz von ohngefähr
Ein neues Paar geschossen.

O! ruft' ich freudig aus,
Wer ist das neue Paar?
So hört' ich wonnevoll:
Daß es mein Bruder war.

Und Mademoisell Steilmann,
Ein sanftes, gutes Kind,'
Für die ich unbekannt
Schon Freundschaftstrieb empfand.

Mein Wunsch, o Brautpaar, ist
Der Himmel woll Euch krönen!
Und nach des Hymens Band
Eu'r Hochzeitsfest verschönen u. s. w.

Der Dichter Johann Gottlob Tholuck selbst war im Jahre 1772 aus seiner Vaterstadt ausgewandert. Er gab das Gewerbe seiner Vorfahren auf und wandte sich der Goldschmiedekunst zu. Es muß ihm mit seiner Arbeit geglückt sein, denn schon im Anfange der achtziger Jahre gelang es ihm, in Breslau, wo er sich niedergelassen hatte, in der Riemerzeile am Ringe, wo noch jetzt lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, ein schmales vierstöckiges Häuschen, Nr. 2035[1]) (später Nr. 13) eigentümlich zu erwerben, in welchem sich auch der Laden befand. Leider ist dieses Haus, die Geburtsstätte Tholucks, bei dem Neubau des größten Teils der Gebäude an der Riemerzeile niedergerissen und das Grundstück mit dem jetzt Sommé schen vereinigt worden.

1782 verheiratete sich Joh. Gottlob Tholuck mit Johanne Christiane Rönschen, deren Herkunft aus den Breslauer Kirchenbüchern nicht mehr zu ermitteln ist. Wir wissen nur, daß sämtliche Kinder des Paares in Sankt Elisabeth getauft worden sind. Nach einander gebar Frau Tholuck ihrem Gatten in sechzehn Jahren neun Kinder, vier Mädchen und fünf Knaben. Gottlieb, Gottlob, Gotttreu nannte der Vater alle seine Söhne. Von sämtlichen Geschwistern scheint aber nur Karl Friedrich Gottlob, der am 22. September 1790 geboren war, nach am Leben gewesen zu sein*). Nach sechsjähriger Pause gebar endlich Frau Tholuck ihr letztes Kind, ein Söhnlein, das am 30. März 1799 nachmittags $3^1/_2$ Uhr das Licht der Welt erblickte und am vierten Tage seines Lebens, am 2. April, bei der Taufe in der Elisabethkirche durch den Subsenior Fischer (später Konsistorialrat und Pastor an Sankt Maria Magdalena), die Namen: Friedrich August Gotttreu erhielt.

Dies ist der Tholuck, der seinen Namen so bekannt gemacht hat, daß, als einst ein kühner Amerikaner seinen Brief „Mr. Tholuck, Europe“ adressierte, derselbe sicher in der Mittelstraße der Universitätsstadt Halle abgegeben wurde.

Als Paten des kleinen August finden sich im Kirchenbuche verzeichnet: 1. der Bürger und Kaufmann Benjamin Friedrich Gotttreu Pohle, 2. der Bürger und Kaufmann Karl Friedrich Froboes, 3. Frau Anna Sophie verwitwete Krebsen, geb. Krübeln, und 4. Jungfrau Christiane Elisabeth, Tochter des Bürgers und „Partkrämers“ Christian Gottlieb Schilter. Partkrämer nannte man zu damaliger Zeit im Unterschiede von den Großhändlern oder „Mercatores“ diejenigen Kaufleute, welche sich nur mit dem Vertriebe einer Spezialität befaßten.

Im Tholuckschen Hause an der Riemerzeile herrschte „eine traditionelle, aber tote Frömmigkeit.[2]) Der Vater las regelmäßig sein Morgengebet, ging des Sonntags am Vormittag in die Kirche und zweimal im Jahre zum heiligen Abendmahl.

---

*) Nur von ihm sind auch noch Nachkommen vorhanden: ein Sohn Paul, jetzt Rittergutsbesitzer im Koburgschen, und eine Tochter, die verwitwete Frau Klinke in Magdeburg. Die Kinder Johann Gottlobs aus zweiter Ehe haben eine größere Vitalität entwickelt.

Da dies alles aber ganz mechanisch und ohne allen Ausdruck von Gefühl verrichtet wurde, so sah der Knabe es für nichts andres oder höheres an, als jedes gewöhnliche Tagewerk." Auch die Mutter, eine sonst rechtschaffene und äußerlich kirchliche Frau, that nichts, um in dem Kinde religiöse Empfindungen zu wecken. Der einzige tiefere religiöse Eindruck, der bis in das fünfte Lebensjahr des Knaben zurückreicht, ging von einem Töpfer aus, der öfters im Tholuckschen Hause arbeitete, und dessen Name sich dem jungen Gedächtnisse einprägte. Der Mann hieß Hubrich. Er war ein Mitglied der Brüdergemeinde und ein einfach frommer Christ, der in Gegenwart des Knaben zuweilen der Mutter ernst zu Herzen redete und auch auf das Kindesgemüt durch sein mildes friedevolles Wesen einen tiefen Eindruck machte. Allein im Hause spottete man dieser gefühligeren Frömmigkeit und schalt den Mann einen Bet- oder „Lämmelbruder", der nun auch in den Augen des Kindes seinen Heiligenschein verlor.

Als August sieben Jahre alt war, am 5. Mai 1806, starb seine rechte Mutter. Schon am 6. Juli nahm der Vater eine zweite Frau: Dorothea Albertine Pieree, des Ziegelstreichers Franz Pieree in Öls „Jungfrau Tochter". Dieselbe gebar am 17. Januar 1807 einen Sohn Eduard, und alsdann fast jedes Jahr ein neues Kind, so daß August nach und nach noch acht Stiefgeschwister erhielt.

Die neue Mutter war nach des Sohnes Bericht „eine von Natur ziemlich gutmütige Person, aber ohne alle Bildung des Geistes und Herzens und von einer oft maßlosen Heftigkeit, die in ihren Äußerungen jede Rücksicht auf feineres Gefühl außer Augen setzte." Der kleine August aber trug ein in hohem Grade empfindliches und zartfühlendes Herz in der Brust. Er besuchte bereits seit zwei Jahren die Vorschule des St. Maria-Magdalenagymnasiums, und ein wahrer Heißhunger nach Speise für den unruhigen, bildungsbedürftigen Geist hatte sich seiner bemächtigt, als die Schwierigkeiten der Lesetechnik erst überwunden waren. Seitdem lebte der kleine Mann in einer fremden Welt. Schon in seinem achten Jahre las er mit einer wahren Wut Romane und Schauspiele. In der Leukartschen Leihbibliothek holte er sich in einer Woche oft acht bis zwölf Roman- und Komödien-

bücher, und in der Zeit bis zu seinem dreizehnten Jahre berechnete er zwischen zwei- und dreitausend Bände solcher ungesunden Kost verschlungen zu haben.

Die Folge dieser Maßlosigkeit war einmal, daß er die kleinen häuslichen Pflichten, die dem Kinde eines einfachen bürgerlichen Haushaltes einmal obliegen, vielfach versäumte und gewiß der Stiefmutter oft genug gegründete Ursache zur Unzufriedenheit und zu Zornesausbrüchen gab. Sodann aber versetzten den kleinen Phantasten, der mit seinen Rittern und Räubern die ganze Welt durchstreifte und schon damals den Grund für seinen späteren wissenschaftlichen Kosmopolitismus legte, die geliebten Bücher in eine viel gewähltere und gebildetere Gesellschaft, als diejenige war, die ihn täglich umgab. Die feinen Umgangsformen seiner Helden ließen ihm die rauhen Scheltworte, die er oft zu hören bekam, viel roher erscheinen, als sie gemeint waren, und stundenlang konnte der in seinem ästhetischen und sittlichen Empfinden so tief Verletzte über derartige Zornesausbrüche Ströme von Thränen vergießen.

Man kann sich denken, welche Erschütterungen es in dem vornehm empfindenden Gemüte hervorrief, wenn die Eltern von Worten zu thätlichen Bestrafungen fortschritten. Der Vater ließ sich dabei von den nicht eigentlich boshaft gemeinten, aber kleinlichen Anschuldigungen und Nergeleien der Stiefmutter bestimmen und strafte, da er selbst ein heftiges Temperament besaß, den Knaben zuweilen über alle Gebühr hart, ja grausam. Die Wirkungen auf das intensiv fühlende Kind waren, zumal wenn es sich unschuldig wußte, geradezu zerstörend. Der von Natur heitere Knabe verschloß sich immer mehr in sich selbst, wurde düster, blöde, schüchtern, melancholisch, ja zum Menschenfeinde, der zuletzt mit Gott und der Welt haderte und den bittersten Gedanken Raum gab. Bis in diese Zeit zurück gehen die Versuchungen zum Selbstmorde, die später den Jüngling und Mann so quälend verfolgten!

Als der Vater ihn einst wieder auf das unvernünftigste gezüchtigt, ihn an den Haaren zu Boden gerissen, mit der Faust geschlagen und mit den Füßen in der Stube herumgestoßen hatte, beschloß der nunmehr Zehnjährige, nie wieder mit seinen Eltern spazieren zu gehen. Und die Erziehungsmethode im Hause

muß es doch zugelassen haben, daß dieser Beschluß buchstäblich ausgeführt wurde. Statt trübselig und schweigend neben Vater und Mutter herzugehen, setzte sich der Knabe zu Hause hin und las seine Romane und Komödien, vom zwölften Jahre an auch in Massen Reisebeschreibungen. Die junge Phantasie wurde dadurch so rege, daß der Knabe sich damals (ganz wie es einst der Dichter Haller gemacht hatte) eine kleine Erde zusammenklebte, Länder darauf bestimmte, Fürsten einsetzte, Universitäten gründete, eine fingierte Chronik herausgab und für die sich bildenden Staaten eine wöchentlich erscheinende Zeitung zusammenschrieb. Die Regierungs- und Redaktionsgeschäfte kosteten aber so viel Zeit, daß der junge Regent, um nicht seine nötigsten Arbeiten zu versäumen, endlich die ganze Phantasieerde mit ihrem seltsamen Aktenmaterial einem Freunde zur sicheren Haft hinter Schloß und Riegel überlieferte. Dafür aber dichtete er nun Komödien und schrieb geographische Romane, die gewöhnlich im Oriente oder doch auf außereuropäischem Schauplatze spielten. Die meisten seiner Tragödien wickelten sich in Indien und Australien ab, wie denn auch die Länder der Nebenerde nur mit morgenländischen Völkern besetzt waren, denen aber der junge Weltschöpfer eine höhere Kultur verlieh, als die Namensgenossen auf der alten Erde aufzuweisen im stande waren.

Da drohte mit einem Male dem ganzen wissenschaftlich-phantastischen Treiben ein jähes Ende. Die Stiefmutter hatte längst mit Unzufriedenheit auf die feinere Bildung Augusts und die damit verbundenen Ausgaben für Bücher und Schulbesuch geblickt und wollte den heranwachsenden Stiefsohn lieber im Geschäfte mit verdienen, als selbst so viel kosten sehen. Sie verhinderte darum das Kind schon früh auf jede Weise am Lernen und überlastete es mit häuslicher Arbeit. Die halbe Nacht mußte August oft die kleineren Geschwister wiegen und warten. Und da die Mutter ihm dazu kein Licht gewährte, so sammelte er sich mühsam die Lichtstümpfchen im Hause samt dem abgeflossenen Talge, um auch in der Nacht noch arbeiten und lesen zu können. Wenn die Ermüdung überhand nahm, steckte er die nackten Füße in kaltes Wasser, und so legte er schon früh den Grund zu seiner nachmaligen Kränklichkeit, sowie durch das

Lesen bei der elenden nächtlichen Beleuchtung zu dem Augenleiden, das ihn später mit völliger Erblindung bedrohte.

Unaufhörlich aber bestürmte die Mutter ihren Mann, daß er August vom Gymnasium hinweg in seine Lehre nähme; der Knabe selbst bekam täglich Vorwürfe für das viele Geld, das er koste. Da entschloß sich dieser selbst, der Quälereien müde, im zwölften Lebensjahre freiwillig dem erhofften Universitätsstudium zu entsagen und Goldschmied zu werden. Der Entschluß ward ihm sauer genug; allein er entging doch jetzt den Klagen der Stiefmutter und hoffte bald selbst sein Brot verdienen zu können. Auch boten ihm die Feierabende und Sonntage, nachdem die Schularbeiten fortgefallen waren, erwünschte Muße, um die Bücher seiner Wahl zu studieren. So ging er denn getrost an die neue Arbeit. Aber das Feuer griff seine geschwächten Augen außerordentlich an. Auch entmutigten ihn die Klagen eines Gesellen, daß es ein Goldschmied doch sein lebelang zu nichts Rechtem bringen könne. Als er treuherzig die neue Not seinem Vater klagte, schalt ihn der bitter: er wolle nur aufs Gymnasium zurück! Aber eigner Schaden belehrte ihn bald, daß sein junger Pegasus im Joch gründlich zum Goldschmied verdorben war. Als August einst einen goldenen Ring schmieden sollte, schmolz er zufolge seiner Kurzsichtigkeit den Edelstein mit der Fassung zusammen und verdarb das Kunstwerk unheilbar. Ergrimmt stieß ihn der Altgeselle vom Tische weg und rief dem Vater zu: Der dumme Junge soll ein Goldschmied werden? Laßt ihn doch wieder zu seinen Büchern! So hatte die Kunst ein Ende, und die Wissenschaft wurde wieder aufgenommen, — und wie Lucio einen Herzog, so machte der Geselle einen Professor. Dieser letztere aber bewahrte noch lange und zeigte mit besonderem Wohlgefallen das Corpus delicti, das ihn dem Studium wieder zugeführt hatte.

Trotz der späteren Freude empfand der junge Lehrling im Augenblicke sein Mißlingen dennoch schmerzlich genug, und den ganzen Abend nach dem entscheidenden Worte des Vaters strömten des Knaben Thränen. Er nahm keinen Bissen zu sich, ja faßte den Entschluß, sich zu Tode zu hungern. War er doch nun wieder allen Vorwürfen und Nachstellungen der Stiefmutter preisgegeben und hatte so löblich sich selbst überwunden, um sich

in das Unvermeidliche zu fügen. Doch galt es nun auszuharren. Mit doppeltem Fleiße strebte er dem gesteckten Ziele nach; aber unter dem häuslichen Drucke, der nicht ausblieb, verdoppelte sich auch seine Schwermut. Der Trübsinn des Knaben nahm mit jedem Tage zu, und „wechselte nur auf einzelne Stunden mit einer ausgelassenen, ebenso maßlosen Lustigkeit". Von den Menschen sonderte er sich gänzlich ab, „weil er durchaus nicht so sein konnte, wie sie, nämlich harmlos, heiter und unbefangen. Er fühlte beständig einen Mangel in sich und griff nach den verschiedensten Mitteln, um die leere Stelle auszufüllen."

Religiöse Eindrücke waren dem Knaben inzwischen auch nicht weiter nahe getreten. Im Gegenteil, seit er die Schule wieder besuchte, wuchs seine innere Abneigung gegen alles, was mit der Religion zusammenhing. Gleichzeitig mit dem Wiedereintritt ins Gymnasium begann er am Konfirmandenunterricht des Seniors Hagen von St. Elisabeth teilzunehmen. Im Wissen und Können muß er sich da vor allen seinen Mitkonfirmanden ausgezeichnet haben. In den vierziger Jahren fragte einer derselben, ein Fleischermeister, gelegentlich seinen Pastor, ob denn ein gewisser Tholuck, eines Goldarbeiters Sohn, noch leben möge, und was aus ihm geworden sei? Als ihm gesagt wurde, daß derselbe Professor in Halle und ein sehr berühmter Theologe sei, verklärte sich sein Gesicht vor Freude und er erwiderte: „Ja, so etwas habe ich mir gedacht. Denn wir alle, die wir mit ihm den Konfirmandenunterricht besuchten, staunten immer über seine Gaben und sein Wissen; wir sahen mit großer Hochachtung auf ihn hin, und jeder freute sich, wenn er einige Worte mit ihm sprechen konnte."

Des Knaben Herz aber blieb im Unterricht kalt und tot. „Als der Herr Senior", so schreibt Tholuck in dem Anmerkung 2 erwähnten Manuskripte, „sich alle Mühe gab, den Kindern die Auferstehung des Herrn zu beweisen, lachte ich ihn im Herzen aus. Der redliche Mann führte alles auf, wodurch die Leugner jener Wahrheit bestritten werden, und widerlegte alle Einwendungen. Endlich bat er die Kinder, wenn eins noch einen Zweifel hätte, möchte es ihn sagen. Mir war es ausgemacht, daß die Auferstehung nicht wahr sei. Ich dachte mir die Sache damals so, daß die Jünger teils aus Gutmütigkeit,

weil sie die Lehre Jesu sehr gebilligt, und teils aus Scham, weil Jesus wieder aufzuerstehen versprochen, das Märchen erdichtet hätten. — Wir mußten ferner eine Erklärung vom Vaterunser aufsetzen, und ich wunderte mich, da ich darüber nachdachte, wie Jesus ein so dummes, gehaltloses Gebet habe schreiben können. Nur ein Eindruck blieb mir aus diesem Unterrichte, der des innigeren Vertrauens auf Gott, indem ich auch von da an öfter, d. h. doch wenigstens zwei- oder dreimal die Woche betete."

Sein ganzes Sinnen und Trachten aber war auf das Weiterkommen in der Schule gerichtet. Ein brennender Ehrgeiz wurde immer mehr das treibende Motiv seines Lebens. Sich auszuzeichnen, etwas Außerordentliches zu leisten, durch Unerhörtes die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, danach verlangte er mit fiebernder Hast; — und die Rückschläge, wenn etwas Hemmendes sich in den Weg legte, waren, bei der maßlos heftigen Natur des Knaben, oft erschreckend furchtbar. Schon im zehnten Lebensjahre hat er sich manchmal an einsame Stätten, unter Treppen, in den Keller, hinter Pfosten und Balken gestellt und dort einzelne, in seiner Romanlitteratur oder im beginnenden Sprachstudium erworbene orientalische Wörter ausgerufen, bloß um die Genugthuung zu haben, daß in diesen Lokalitäten noch niemand außer ihm orientalisch, am wenigsten japanesisch gesprochen haben könnte. Aus Ehrgeiz haschte er nach dem Beifall seiner Lehrer und nach der Freundschaft der vornehmeren und reicheren seiner Mitschüler. Um den letzteren zu gefallen, gab er sich zuweilen den Anschein, als läge ihm nicht viel an den Wissenschaften. Dennoch gelang es ihm nicht, der Bezeichnung „Blindschleiche" zu entgehen, die ihm zufiel, weil er nach den Stunden, ohne sich bei den Kameraden aufzuhalten, immer gleich wieder nach Hause eilte. Seine Scheu und Blödigkeit raubte ihm somit die Gelegenheiten, wo er die so heiß ersehnten Freundschaften hätte anknüpfen können.

Jeder Mißerfolg aber, sei es im Werben des einsamen, verlassenen Knaben um Freundschaft und Liebe, sei es im Streben nach Auszeichnung und Anerkennung, drückte auf das empfindsame Gemüt mit elementarer Gewalt. Die tiefe Schwermut oder der verbitterte Ingrimm, die sich dann seiner bemächtigte,

äußerte sich wiederholt in Selbstmordgedanken, ja in ernstlichen Versuchen, diesem verhaßten Leben ein gewaltsames Ende zu machen. In seinem dreizehnten Lebensjahre hing er einmal schon so lange an einem Tuche, daß er anfing, die Besinnung zu verlieren, und nur dadurch ward er gerettet, daß zufolge der unwillkürlichen Zuckungen des Körpers in der Todesangst das Tuch riß. Ein andermal rannte er mit dem Kopfe gegen die Wand und zog sich Kontusionen zu, von denen er später nicht begreifen konnte, daß sie ihm nicht wesentlichen Schaden zugefügt hatten. In solchen unseligen Augenblicken pflegte er laut zu kreischen, sich die Haare auszuraufen und sich selbst fürchterlich zu schlagen; wiederholt griff er nach dem Messer und setzte es an die Pulsadern oder an die Kehle; aber entweder kam ein äußeres Hindernis, oder seine Wut zersetzte sich in sich selber und löste sich in ein heißes Thränenbad auf, in dem er vor Reue und Schmerz zerfließen wollte.

Diese sich immer wiederholenden Anfälle dauerten bis in Tholucks funfzehntes Jahr, wo die Grundstimmung seines Lebens eine weichere und mildere wurde. Freilich, jene Anfechtungen kehrten wieder und stürmten später noch oft mit verdoppelter Gewalt auf ihn ein. Eine körperliche Grundlage hat zweifellos der Depression des Gemüts gerade diese Äußerungsweise nahe gelegt; denn der Hang zum Selbstmord steht in der Tholuckschen Familie keineswegs vereinzelt da. Jedenfalls aber ward unser Freund der schauerlichen Anwandlungen erst dann vollkommen Herr, als sein starker und eigensinniger Naturwille sich gänzlich in die Hände eines Größeren gegeben hatte, der im Dulden und Tragen siegen lehrt.

Eine bedeutsame Wendung im inneren Leben des Jünglings knüpfte sich an erfahrene Liebe vornehmerer Knaben. Es scheint, als ob jetzt zum ersten Male aus diesen Kreisen ein Freundesherz sich ihm erschlossen und den heißen Durst seines Gemütes nach Geisterberührung und Seelengemeinschaft in etwas gestillt habe.

Die Genossenschaft, die er im väterlichen Hause, an Lehrlingen und Gesellen, gefunden hatte, konnte ja dem hochgerichteten Geiste nicht genügen. Wohl aber veranlaßte sie allerhand Vergnügungen, die für den Knaben nicht ungefährlich

waren. Mit einem Hange zur Naschhaftigkeit und Vergnügungssucht hatte der im späteren Leben so eisern enthaltsame Mann im Knaben- und Jünglingsalter vielfach zu kämpfen. Mit den Hausgenossen, wie mit seinem älteren Bruder Karl gab er sich öfters derartigen Genüssen hin. Einmal kaufte er sich für „vier gute Groschen" Feigen. Der Weg zum Konditor war ihm nur zu wohl bekannt. Im Laden spielte die junge Gesellschaft Karten. Ein erster Weihnachtsfeiertag verlief nach seinen eigenen Notizen folgendermaßen:

„Um acht Uhr stand ich auf, frühstückte und trieb mich den ganzen Morgen unter Essen und Nichtsthun herum. Mittags ging ich hinunter zum Vespern und blieb" (— er hatte jetzt ein eigenes kleines Studierzimmer vier Treppen hoch bekommen) „unten bis zum Abendbrot, nach welchem ich mit Pannafken die Demoiselle Rosierska begleiten mußte, das erste Mal in meinem Leben an dem Arm eines Frauenzimmers! Wir gingen sodann in ihre Stube. Die Nacht durch bis um fünf Uhr wurde Karte gespielt, dann in die Frühpredigt, dann zum Konditor gegangen."

Nun hatte er in der Schule einen Knaben kennen gelernt, dem er sich mit schwärmerischer Begeisterung hingab, und der den bisher von den vornehmeren Schülern unbeachteten Goldschmiedssohn im abgetragenen Kleide nicht gänzlich beiseite liegen ließ. Das war Emil Schroetter, der jüngere Bruder des in Rothes Leben von Nippold (I, 23 ff.) erwähnten späteren Appellationsgerichts-Präsidenten Georg Gustav Schroetter, beides Söhne des damaligen Regierungsdirektors Schroetter in Oppeln. Am 14. Dezember 1814 wird dieser Emil in dem Tholuckschen Tagebuche zuerst genannt.

Ehe wir indes dieses und die übrigen sich daran anschließenden Freundschaftsverhältnisse besprechen, ist es nötig, über das seltsamste aller Tagebücher ein Wort zu sagen, auf das wir für die Knabenzeit Tholucks als auf die beinahe einzige Quelle angewiesen sind.

Es beginnt am 25. November 1814; ein abgegriffenes Quartbuch in grünmarmoriertem Karton mit rauhem Papier, auf dem Deckel in schönster lateinischer Schrift der Name „Tholuck". Das letzte Datum ist der 16. April 1816. In

dem ganzen Buche findet sich nicht eine Zeile in deutscher Handschrift, nur vierzehn Blätter in deutscher Sprache, diese aber mit griechischen und hebräischen Lettern geschrieben. Im übrigen sind sämtliche Notizen in fremder Sprache verfaßt. Am 14. April 1815 beginnt, nach einem neuen schöngeschriebenen Titel: „nova actorum diuturnorum pertractatio", der Bericht lateinisch, am 21. April französisch, am 26. Juni polnisch, am 4. Juli arabisch, am 12. August englisch, am 1. Dezember holländisch; zuletzt erscheint auch das Griechische auf dem Plan. Oft wechseln in einem und demselben Satze drei, ja vier verschiedene Sprachen mit einander ab, was dem Ausdrucke etwas höchst Seltsames, oft geradezu Drolliges gibt. Zudem kommen die possierlichsten Fehler und Sprachschnitzer vor, die den Schreiber aber nicht im geringsten genierten, da ihm sein Tagebuch zugleich als Übungsbuch für seine Studien dienen sollte. Vor allem aber war es ihm ein Kontrollbuch für seine täglichen Beschäftigungen und Fortschritte im „Physischen, Moralischen und Sophischen". Unter diesen Rubriken gibt er z. B. das „Summarium vom Monate November" 1815:

„Physisch. Des Naschens größtenteils löblich enthalten. Zu einigen Zeiten innig gute Sonntagskleider gewünscht, um auszugehen und vergnügter zu leben; mich vorzüglich die letzte Zeit bemüht, alle unreinen Gedanken zu verbannen, dagegen mit Leib und Seele dem lieben Emil gelebt. Moralisch. Mich mancher Fehler enthalten, gar nicht streng religiös, doch ziemlich brav. Sophisch. Den fremden europäischen Sprachen vorzüglich obgelegen, viel gelesen, recht fleißig im Griechischen, Polnischen, auch einige Tage im Italienischen, besonders im Vokabellernen."

Emil sollte ihm nun „moralisch" und nicht nur „physisch" von Bedeutung werden. Die erwähnte erste Notiz über ihn im Tagebuche lautet am 14. Dez. 1814:

„Zur rechten Zeit aufgestanden, besuchte ich heute die Religionsstunde, wie auch die übrigen Stunden" (die er sonst recht oft versäumte) „mit Aufmerksamkeit und Fleiß, was nicht geschehen wäre, wenn Schroetter II da gewesen. Er fehlte, der liebe Junge; wie sehnte ich mich nach ihm! Ihn Bruder zu nennen, scheint mir noch in diesem Augenblicke Wonne.

Doch es sei, ich gebe es auf; wer weiß, ob es mich nicht gereute."

Zu einem vertrauten Umgange mit Schroetter kam es freilich noch lange nicht; indes genügte es seinem jungen Bewunderer, wenn er ihn nur sehen und mit ihm sprechen konnte. Am 17. Dezember „freute er sich im Geist, da er mit Schroetter" (auf dem Weihnachtsmarkt) „die Kinderbuden besuchen konnte". Am 19. ging er wieder mit ihm spazieren „und war vergnügt"; am 20. lesen wir: „Um 9 Uhr erst in die Schule gegangen, ziemlich fleißig, im Griechischen mit Schroetter gekost." Zum „Wochenschluß" am 21. Januar 1815 heißt es:

„Was diese Woche betrifft, so kann ich mir in Rücksicht auf Moral keine Fortschritte zumessen. Da aber das Werk der Besserung so schwer bei mir von statten geht, so will ich mir für jede Woche eine Pflicht bestimmen, die ich vorzüglich üben will. Für die zukünftige Woche sei es Leutseligkeit gegen jedermann..... Physisch. Noch immer liebte ich, was ich mir auch zu keinem Verbrechen anrechnete, Schroetter recht herzlich. Vor einigen Tagen sagte ich es ihm auch nach geendeter französischer Stunde. Ich bin Ihnen auch recht gut, erwiderte er. Diese Worte erfreuten mich außerordentlich. Gewiß, wenn er abreisen wird, so werde ich mich aus ganzem Herzen betrüben. Noch immer ist mein heißer Wunsch, nicht Du zu ihm sagen zu können, sondern nur überhaupt, ihn zum Freunde zu haben."

Durch Hangen und Bangen ist's bei dem armen Jüngling gegangen, ehe er, der spätere unübertroffene Meister im Freundesverkehr, die Herzen zu bleibender Gemeinschaft an sich zog. Mit ängstlicher Sorgfalt beobachtete er jedes kleine Zeichen scheinbarer Annäherung oder Entfremdung und griff nach den seltsamsten Mitteln, um den Freund an sich zu fesseln. Am 30. Januar 1815 schreibt er: „Gestern und heute dachte ich immer daran, wie ich mich putzen sollte, um dem Emil zu gefallen." Schroetter gehörte, wie gesagt, einem Kreise von Schülern aus den besten Ständen an, die eng zusammenhielten und ein so fremdartiges Element, wie den Handwerkersohn, nicht so leicht in ihre Gemeinschaft eindringen lassen wollten. Es waren das die beiden Söhne des damaligen Regierungsdirektors

in Reichenbach und späteren Breslauer Universitätskurators Neumann, Aurel und Guido; ferner Auguſt Wentzel, der ſpätere Kreisgerichtspräſident in Halle und Ratibor; der Ritterguts-beſitzersſohn Auguſt v. Kinsky, — ſämtlich in der Folgezeit aufs innigſte mit Tholuck befreundet. Allein der Zugang zu ihnen, ſo leidenſchaftlich er auch begehrt ward, iſt dem geſellſchaftlich tief unter ihnen ſtehenden Mitſchüler unbeſchreiblich ſchwer geworden.

Auch Schroetter muß dem jungen Freundſchaftsſucher wieder eine Weile kühler begegnet oder doch erſchienen ſein. Denn am 14. April 1815 klagt das Tagebuch in erſchrecklichem Latein:

„Ego sine ullo amico, heu mi misere, adsto solus et ab omnibus fusus“ (wahrſcheinlich eine kühne Bildung von fugere: geflohen). „Ah, Quodsi Emilii consuetudo perpetua fuisset, in perpetuum fuissem ego beatus, sed nunc appeto amicum, et nullus est mihi despecto. Qui prodest vita sine amico! Iterum tamen studiosissime implorabo Maximum Deum, velit mihi praestare quem, qui venustissima forma et nobilissimo animo totus meus sit, angelus quidam adsistat mihi. Vir circulator lyram canens“ (wohl ein Drehorgelſpieler) et quanquam hoc ludricum modo (sic!) tamen usque ad lacrumas commotus eram; lacrumabar et Emilium recordabar.“*)

Emilius hat ſich ihm aber bald wieder zugekehrt, und zwar diesmal in Gemeinſchaft mit ſeinen Gefährten. Denn am 30. Mai heißt es:

„Schola laetus hodie eram, cum Neumannus et Schroetterus valde mecum communicarent, et Wentze-

*) „Ich bin ohne jeden Freund! Wehe mir Elendem! Ich ſtehe allein und von allen gemieden. Ach wenn nur der Umgang mit Emil beſtändig geweſen wäre, dann wäre ich für immer glücklich geweſen; nun aber ſuche ich einen Freund, und ich Verachteter finde keinen. Was hilft das Leben ohne Freund! Doch will ich den großen Gott wiederum inbrünſtig anflehen, daß er mir einen gewähre, der mit lieblicher Geſtalt und edlem Geiſt ganz mein eigen ſei und als Engel mir zur Seite ſtehe. Da ſpielte ein Leierkaſtenmann; wiewohl das fröhlich macht, wurde ich doch bis zu Thränen gerührt; ich weinte und dachte an Emil.“

lius quoque postea. Pro omnibus secundis gratiam reddidi Deum. Spero me cras magis in Schroetteri aliorumque amicitia profecturum esse.“*)

Am folgenden Tage wird notiert:

„Fefellit me spes; sic quam heri non cum illis mihi carrissimis animum exhilabam, tamen sufficienter. Paululum etiam vestis mea me afflixit, cum nova indutus essem. Mon désir mon plus ardent était à présent dirigé moins à des libres et des semblables, mais à des hommes comme le bel trèfle“ (er nennt die drei auch sonst trifolium) „et à des beaux habits et, pour avoir tout ce que je voudrais, à beaucoup de l'argent.“**)

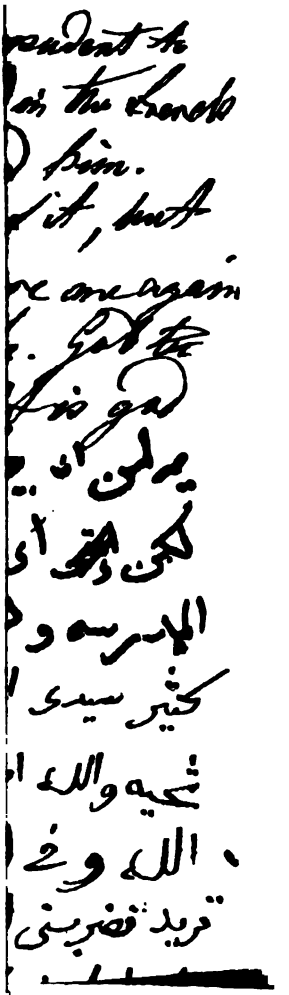
Für erteilte Privatstunden in fremden Sprachen an einen Herrn Petzold und einen Herrn Schildbach hatte er monatlich kleine Geldeinnahmen, die er sonst zu Bücherankäufen benutzte. Nun überlegt er am 10. Juni:

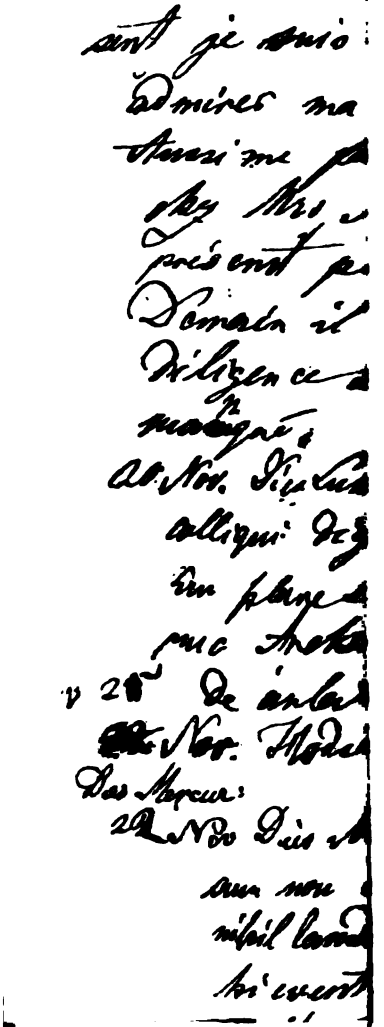
„Fluctuabat animus meus, an pecunia accipienda modo vestimentis an libris adhibeam. Vestimentis studeo, nunc arctiore mea cum Trifolio conjunctione, cum cras mihi Morgenauiam“ (Morgenau ein beliebtes Ziel der Spaziergänge für die Breslauer) „petendum sit. Iam in desolationem animus labi coepit vestimentorum causa; sed cogitabam me linguam anglicam hispanicamque tractantem et ideo etiam egeo pocuniae copia.“ Und darum kommt er zu dem edlen Entschlusse: „Idcirca melius denique mihi visum est, pecunias ad libros et praeceptores quam vestes adhibere, cum quando doctus eveniam nemo vestes sed animum quisque adspicit. Orabo nunc patrem maximum iterum,

---

*) „Heute war ich in der Schule froh, da Neumann und Schroetter sich viel mit mir abgaben, und nachher auch Wentzel. Für all dieses Glück habe ich Gott gedankt. Ich hoffe, daß ich morgen in Schroetters und der übrigen Freundschaft noch weiter vorwärts kommen werde.“

**) „Die Hoffnung hat mich getäuscht, so wie gestern habe ich mit jenen Geliebtesten mich nicht erheitert; doch genügte es. Ein wenig genierte mich auch mein Anzug, da ich einen neuen anhatte. Mein heißestes Verlangen richtete sich jetzt weniger auf Bücher und Ähnliches, als auf Menschen, wie dieses schöne Kleeblatt, und auf schöne Kleider, und — um alles, was ich gern möchte, zu erlangen, auf viel Geld.“





ut regeret consilia et vitae meae rationem! Adsit mihi semper mens et voluntas boni.“*)

Am 17. Juni hat Mr. Schildbach seinem jungen Lehrer „le congé“ gegeben und Herr Petzold verreiste auf zwei Monate, so daß die Einnahmequellen versiegten. Dennoch blieb die Laune rosig.

„Aussi ces malheurs ne m'ont ils pas abattus, comme j'espère encor le mieux et principalement comme je vis à présent assez familièrement avec eux, dont je demande le plus le commerc, même je puis avoir quelque espérance de leure amitié et encor de plus si mon air et mon maintient n'était qu'un peu meilleur. J'en suis à présent si satisfait, que je ne vis presque que pour eux et en eux; j'aime à fréquenter les leçons, le plus, parceque je jouis de leure compagnie et parceque j'espère tôt ou tard d'y parvenir, que je puisse être un peu plus familier. C'est ça un état à présent, que je ne m'aurais pas fait songer ou rêver, mais de plus cela me prouve, qu'à Dieu tout est possible, et c'est pourquoi je ne désespère point à présent dans quelque état que je me trouve. Dieu sait à satisfaire et nous surprendre du meilleur plus que nous ne pensons.“

Am 4. Juli 1815 findet sich in einer kaum zu entziffernden hebräischen Orthographie ohne Vokalisation folgende charakteristische Betrachtung:

„Da Schroetter und Neumann mir jetzt gut sind, mein Vater mir Schulgeld und englisch Stundengeld gibt, auch mir Hosen und Weste machen läßt, da ferner die Preußen so gesiegt

*) „Ich schwankte, ob ich das zu erhaltende Geld nur für Kleider oder für Bücher verwenden soll. Nach Kleidern begehre ich, bei der jetzt engeren Verbindung mit dem Dreiblatt, da ich morgen nach Morgenau muß. Schon begann ich um der Kleider willen zu verzweifeln; aber ich dachte daran, daß ich jetzt auch englisch und spanisch treibe, und daher brauche ich eine Menge Geld. Endlich schien es mir das beste, das Geld lieber für Bücher und Lehrer anzuwenden; denn, wenn ich einmal ein Gelehrter bin, sieht niemand auf die Kleider, sondern jeder auf den Geist. Ich will nun den allmächtigen Vater wieder bitten, daß er meine Pläne und Lebenswege regiere. Möge mir immer die Gesinnung und der Will des Guten bleiben.“

haben, so leb ich jetzt recht ruhig, zufrieden und fleißig. Gott gebe, daß ich noch lange so leben möchte; die einzige Sorge, die mich jetzt beunruhigt, ist die Angst, ob Kleider zum Examen, die Furcht von Petzold kein Geld zu bekommen, und daß, wenn die Jäger zurückkommen, mein Bündnis mit denen, denen ich am besten bin, getrennt werden möchte."

Unter den freiwilligen Jägern waren nämlich ältere Schüler des Gymnasiums mit in den Krieg gezogen, die ihm nicht wohl wollten, und von deren Wiedereintritt in die Schule er die Sprengung des noch nicht gefestigten Freundschaftsbandes besorgen zu müssen glaubte. So schreibt er auch am 8. Dezember:

„Haberem stomachandi causam plane approbandam. Deest mihi pecunia, desunt lectiones, desunt mihi omnium hominum honores, fratris amores: est mihi contra despectio omnium, calamitates scholariae, et redeunt milites, redeunt quos odi, odio sunt Cnoblauchius, Drogandt aliique omnes detestissimi mihi homines."*)

Auch nach andren Mitschülern scheint der liebebedürftige Jüngling seine Fühlfäden ausgestreckt zu haben. Doch muß der Erfolg nicht allzu aufmunternd gewesen sein. Denn unter dem 28. Sept. 1815 lesen wir die Erwägung:

„I believe that I am a great fool to lope behind a man he will not love me. But I have a pleasure for it and when that is and when my sool is content I believe that it may not be a foolness. When the good God give that they men" (die oben genannten Drei) „were always my friends I will be always content; thus I am it now."**)

---

*) „Ich hätte wohl billigen Grund zum Ärger. Ich habe kein Geld, keine Stunden, keine Ehre bei den Menschen, keine Liebe beim Bruder; dagegen werde ich von allen verachtet, habe Nöte in der Schule, die Truppen kehren zurück, es kehren zurück, die ich hasse; ich hasse Knoblauch, Drogandt und alle die widerwärtigen Menschen."

**) „Ich glaube, ich bin ein rechter Narr, hinter jemand herzulaufen, der mich nicht lieben will. Aber es macht mir Freude, und wenn das ist und wenn meine Seele zufrieden ist, glaube ich, daß es doch vielleicht keine Narrheit ist. Wenn der gute Gott gibt, daß jene Menschen immer meine Freunde sind, will ich immer zufrieden sein; so bin ich es jetzt."

Und ſo tröſtet ihn ſein Emil noch eine gute Weile für anderweitig erlittene Enttäuſchungen. Der junge Tagebuchſchreiber berichtet etwas ſpäter von einem Spaziergang mit „son idole", wie er ihn einmal nennt, in einer ſo naiv drolligen Weiſe und ſo wunderlichem Engliſch, daß wir uns nicht verſagen können, ſeine Erzählung zum Schluß dieſer auf die Freundſchaft bezüglichen Tagebuchs-Auszüge noch mitzuteilen.

„Supplement to the 2. Nov. (geſchrieben am 11. Nov.) The evening I was going in the worsest wether to Mr. Beyer, when I was so happy to meet with my good Emil. God damn he is much much better, I believe, than his brother. I went a little with him, then I told him farewell, and went to Beyer, but to the greatest happeness he was not at home. Immediately I turn my foot and return the way then I meet, I believe it was sent of God, yet more with him. It was a freightfull weather, it snows and raineth, but I take not care of all that. I ging arm in arm with him and also back. Then we told a little, we gave us our hands, he run rashly in his house and I hasted to return back. Then, while I was in my chambre, I thanked God for that pleasure he had made me. God damn it is foolishly, but indeed it was one of my greatest pleasures and therefore I was obliged to thank for it. But the same day or more the nex began also the enmity with the other superbe brother. In the Livius lesson he (nämlich Schroetter I) looked not once more upon me. I asked him: Was your brother yesterday in the commedy? No sayd he. God, thought I, if you will'nt speak with me, I'll not beg you, no, indeed no. After that we speak not more a word as to Tuesday of the other week, it is the 8. Nov. I was the whole morrow not in the school, but of 11 till 12 I went. Then I asked him in the Sophokles: Where shall I beginn? He told me very amicably: Of the 100. vers. Then past any time he sayd: Do you know what, Tholuck, you cann beginn at 122. I replied nothing. Then he asked Passow" (den Bruder des Lexikographen, auch einen ſpäteren Freund von Tholuck): „What is that, πενθος? he told, Unglück. No, said I, Schmerz. I thank you Sir, replied he.

All that was me a great joy. The Friday in the Grecian by Mr. Keil he rooped me up to translate. And now while I write it, morning 11. Nov., I am extraordinary curious, what he will begin Monday. I have proposed me. if he is alone, I'll tell you: I believed you would not speak with me, but I see, it was not. Or: Sir, for what purpose would you not speak with me the other week? — So much of the Schroetter history."*)

In dieſer Weiſe geizte der junge Tholuck nach einem freundlichen Wort oder Händedruck von denen, welchen er ſich

---

*) „Am Abend war ich im ſchlechteſten Wetter auf dem Wege zu Herrn Beyer, als ich ſo glücklich war, meinen guten Emil zu treffen. Goddam! er iſt, glaube ich, viel, viel beſſer, als ſein Bruder. Ich ging eine Weile mit ihm, dann ſagte ich ihm lebewohl und ging zu Beyer, aber zum größten Glück war er nicht zu Haus. — Sofort kehrte ich um und ſchlug den Weg wieder ein, da traf ich, ich glaube, es war von Gott geſandt, noch einmal auf ihn. Es war ſchreckliches Wetter, es ſchneite und regnete, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich ging Arm in Arm mit ihm und wieder zurück. Dann ſchwatzten wir ein wenig, gaben uns die Hände, er lief raſch in ſein Haus, und ich eilte, zurückzukehren. Da dankte ich, als ich in meiner Stube war, Gott für das Vergnügen, das er mir bereitet hatte. Goddam! das iſt närriſch, aber wirklich war es eins meiner größten Vergnügen, und darum war ich verpflichtet, dafür zu danken. Aber am ſelben Tage oder beſſer am folgenden begann auch die Feindſchaft mit dem andren ſtolzen Bruder. In der Liviusſtunde ſah er mich nicht einmal mehr an. Ich fragte ihn: War Ihr Bruder geſtern im Theater? Nein, ſagte er. Gott, dachte ich, wenn du nicht mit mir ſprechen willſt, werde ich nicht darum bitten, nein, wahrlich nicht. Danach ſprachen wir kein Wort mehr bis Dienstag der andern Woche, es war der 8. November. Ich war den ganzen Morgen nicht in der Schule, doch von 11—12 ging ich hin. Da fragte ich ihn im Sophokles: wo ſoll ich anfangen? Er ſagte ſehr freundlich: beim 100. Verſe. Nach einiger Zeit ſagte er: wiſſen Sie was, Tholuck, Sie können beim 122. anfangen. Ich antwortete nichts. Dann fragte er Paſſow: was iſt das, πένθος? Er ſagte: Unglück. Nein, ſagte ich, Schmerz. Ich danke Ihnen, erwiderte er. Das alles war mir eine große Freude. Freitag im Griechiſchen bei Herrn Keil rief er mich zum Überſetzen auf. Und jetzt, wo ich dies ſchreibe, 11. Novbr., Morgen, bin ich außerordentlich neugierig, was er am Montag anfangen wird. Ich habe mir vorgenommen, wenn er allein iſt, will ich ihm ſagen: ich glaubte, Sie würden nicht mit mir ſprechen, aber ich ſehe, das war nicht ſo; oder: warum wollten Sie mit mir in jener Woche nicht ſprechen? — So viel von der Schroettergeſchichte."

geistig ebenbürtig wußte und doch gesellschaftlich noch so fern stand! Mit sorgfältiger Treue berichtet er von jeder Ebbe und Flut in der keimenden Freundschaft. Und wenn die Ebben oft auch lange dauerten und den Verschmähten zu Ausdrücken veranlaßten, wie: „je veux dire ces messieurs là, ils sont des bêtes superbes!“ oder: „tu non deliciis natus es“ (du bist einmal nicht zur Freude geboren), oder: „studiis immersus omnia circa me concludi ignorare“ (in die Arbeit vergraben — beschloß ich alles um mich her zu vergessen), so siegte doch zuletzt sein heißes Minnen über alle Hindernisse, und eine Reihe von fest gewonnenen Freunden erscheint am Schlusse des Tagebuchs mit ihm Arm in Arm auf den „remparts“ spazieren gehend, oder in der Schule und zwar besonders eifrig in den Lektionen „tout familièrement“ mit ihm schwatzend (nous babillâmes dans le français, le grec, mit Passow einst „toute la leçon“), ihm zum Geburtstag gratulierend und an seinen kleinen Freuden und Leiden innigst teilnehmend. Der einst „gehaßte“ Drogandt, Krause, Springer, Hahn, Girth*), Gerhard, und die alten Freunde Aurel und Guido Neumann, Emil Schroetter und dessen frère superbe — sie alle heben durch ihre Gewogenheit des Jünglings Brust, so daß er beschließt, „non plane litteris vivere, sed voluptatibus quoque quid dare temporis“ (nicht ganz der Wissenschaft zu leben, sondern dem Vergnügen auch etwas Zeit zu widmen). Ja er schreibt: „Je me suis resolu de renommer un peu“ (12. März 1816). Und so sehen wir ihn denn am Sonntag den 14. April „dress a long time“ (sich lange anziehen), dann zu Passow gehen, „who was kind, gave me kindly the hand and pressed it“ (der freundlich war, mir freundlich die Hand gab und die meine drückte), und am folgenden Tage „I walked on the ramparts and was proud of my frac and veste noir and con-

*) Der Güte des noch jetzt in Breslau lebenden emer. Kircheninspektors und Pastor Primarius Girth verdanke ich folgende Notiz: „Lebhaft noch von damals steht Tholucks Bild vor meiner Seele — eine ziemlich große, aber schmal gebaute Gestalt, mit (wenn ich nicht irre) dunkelblondem Haar, mit lebhaft leuchtendem Auge, meist etwas nach vorn gebeugtem Kopfe und freundlichem, bisweilen fragendem und zu leisem Spott geneigtem Blick sowie oft sprudelndem Witz und Humor.“

tented all other men“ (ging ich auf dem Wall spazieren und war stolz auf meinen Frack und schwarze Weste und befriedigte alle andren Leute).

So hat der Virtuos der Freundschaft angefangen! Selbst Knigge „Über den Umgang mit Menschen“ verschmähte der blöde Knabe nicht, als Ratgeber für seine Freundschaften zu Hilfe zu nehmen!

Daß indessen auch der wachsende Respekt vor dem außerordentlichen Wissen und den staunenswerten Leistungen des jungen Menschen dazu beigetragen hat, die soziale Kluft zu überbrücken, die ihn von den genannten Schulgenossen schied, daran dürfen wir nicht zweifeln. Werfen wir einmal einen Blick auf die Stoffmassen, die der zähe Arbeiter sich im „Sophischen“ anzueignen zumutete.

Der erste Entschluß, zu dem den funfzehnjährigen Knaben die Buchführung über sein Leben veranlaßte, bezieht sich auf seine Studien. Das Tagebuch beginnt mit den Worten: „Aufgemuntert durch das Lesen des Kinderfreundes beschloß ich, jetzt ein Tagebuch anzufangen, und diesem völlig meine Gedanken anzuvertrauen. An dem heutigen Tage nahm ich mir vor, nicht mehr abends so lange zu arbeiten, sondern frühzeitig aufzustehn und da meine Arbeiten zu verrichten. Das wäre für heute der erste Entschluß.“

Allerdings ist der löbliche Vorsatz sehr oft gebrochen worden. Gleich die nächsten Tage verzeichnen ein Lever um 1/2 8, 3/4 8, 3/4 7, „spät aufgestanden“, „so zeitlich ich auch heute morgen aufstehen wollte, so geschah es doch nicht, da mich Karl nicht weckte.“ Und gelang es, die frühe Stunde einzuhalten, so kamen mancherlei andere Hindernisse dazwischen, die ihn von den Büchern zurückhielten. „Ich stand zwar heute zeitlich auf, allein ich that nichts als Stiefeln putzen.“ Auch seine Ofenverhältnisse müssen recht ungünstige gewesen sein: das Feueranmachen spielt in dem Tagebuche eine große Rolle und verschlang eine Fülle kostbarer Arbeitszeit. Einmal heißt es: „je me levais de bonne heure, mais je n'ai rien travaillé principalement à cause de la froideur.“ Und so finden sich in dem Tagebuche zahlreiche Selbstvorwürfe wegen Mangels an Fleiß. „Nil hodie feci“ (heute habe ich nichts gethan) heißt

es, oder „totum diem nil faciendo consumsi“ oder „I was not very diligent“ (den ganzen Tag habe ich mit Nichtsthun hingebracht. Ich war nicht sehr fleißig). Am 7. Januar 1816 zieht er das betrübende Resultat: „nisi a die hodierno diligentior extitero, mala se mecum habet res!“ (wenn ich nicht von heute ab fleißiger werde, steht es schlimm um mich) und darum beschließt er, daß, wie er sich tapfer ausdrückt, nunmehr „nova (sic) rerum ordo“, eine neue Ordnung anfangen müsse.

Allein man messe die Klagen und Anklagen des außerordentlichen Knaben an dem hohen Ziele, das sein Ehrgeiz sich gesteckt hatte! Schon am 14. April 1815 schreibt er: „sensus ac potius animus meus ita directus fuit, ut omnes scientias amplecti studerem“ (mein Sinn oder vielmehr mein Geist ist so gerichtet, daß ich alle Wissenschaften umfassen möchte), und ein Jahr später giebt er der Befürchtung Ausdruck, „que je n'excellerai un jour moins, que je resterai toujours une des créatures médiocres, et la médiocreté est quelque chose de cruel pour moi.“ Und wenn er auch darunter schreibt: „verzweifle keiner!“ so mußten doch ein derartiges Streben versäumte Stunden mit besonderer Last bedrücken.

Und nun unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß die Leistungen Tholucks im geordneten Schulunterrichte des St. Maria-Magdalenagymnasiums durchaus nicht zu den hervorragenden gehört haben. Mit einem für unsere heutigen Schulverhältnisse unbegreiflichen, weil auf die Länge unerträglichen Gleichmut hat der junge Mann, wie wir bereits andeuteten, sich die gehäuftesten Schulversäumnisse zu schulden kommen lassen. Ganze Tage blieb er aus dem „Praetorium“ fort, einmal, „weil er des Abends vorher in den Schmutz gefallen war“; ein andermal, „weil Schroetter fehlte“; meistenteils, weil er zu Hause arbeiten, oder sich Bücher kaufen oder die gekauften ordnen und katalogisieren wollte. Daß ihm „der Rektor deswegen sehr böse“ wurde, kann niemanden befremden. Der „alde, gelehrde Manso“, wie ihn Professor Zeune in einem Briefe an den jungen Studenten Tholuck vom 20. August 1817 nennt, war überhaupt für den nicht allzu gewissenhaften Gymnasiasten eine gefürchtete Persönlichkeit. Ein Lob von ihm

zu bekommen, gehört zu den begehrteſten „deliciis“, deren das Tagebuch erwähnt. Am 26. April 1815 heißt es: „In schola animus eferebatur meus, cum rector me progressus fecisse dixisset“ (in der Schule hob ſich mein Geiſt, da der Rektor geſagt hatte, ich hätte Fortſchritte gemacht). Im ganzen aber wurde ihm eine Anerkennung von dieſer Seite nur ſehr ſelten zu teil. Die Proben von lateiniſchem Stil und grammatiſcher Korrektheit, die wir dem Leſer aus dem Tagebuche vorgelegt haben, bezeugen auch zur Genüge, wie unbefangen der junge Autor ſich über ſich ſelber täuſchte, wenn er unter dem 31. Okt. 1815 buchſtäblich die klaſſiſche Bemerkung niederſchrieb: „profectus sum maxime in lingua latina; progressus feci, qui me ipsum stupendum reddunt“ (ich bin zumal in der lateiniſchen Sprache vorwärts gekommen; ich habe Fortſchritte gemacht, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen). So kann es nicht befremden, wenn immer wieder Ausſprüche vorkommen, wie dieſer: „I wish of all my heart to be this week also in the school by Mr. Manso happy“, oder „I have not this time my exercise. Mr. Manso, who was very coarse to me, when I made my theme, will be more angry; but if I be diligent, he cannot tell me anything disagreeable“ (ich wünſche von ganzem Herzen, dieſe Woche auch in der Schule bei Herrn Manſo glücklich zu ſein. Ich habe diesmal mein Scriptum nicht. Herr Manſo, der ſehr grob gegen mich war, als ich meine Arbeit machte, wird noch böſer ſein; doch wenn ich fleißig bin, kann er mir nichts Unangenehmes ſagen) oder „je souhaite encor ce mercredi, si ce n'est des louanges de Manso du moins pas des reproches, c'est ce dont j'ai prié Dieu déjà si souvent, j'espère qu'il complira du moins cette fois mon espoir.“ Allein die Hoffnung betrog ihn auch diesmal, wie ſo oft; am 7. März 1816 ſchreibt er reſigniert: „rien ne me manque que la grâce du Recteur“ und am 15. April auf der letzten Seite des Buches ſogar: „I am hatred of Manso“ (ich werde von Manſo gehaßt)! Allzu viel Wohlwollen verraten allerdings auch die Bemerkungen nicht, welche der geſtrenge Scholarch in dem Abiturientenverzeichnis des Herbſtes 1816 eigenhändig über Tholuck niedergeſchrieben hat. Acht Abiturienten waren zu dem Examen am 7. September

geladen. Unter ihnen steht Tholuck unter Nr. 6 und Manso schreibt über ihn:

„Er ist 17 Jahr alt, hat das Magdalenäum 5 Jahr und die 1. Klasse 2 Jahr besucht. Er will Philologie studieren und zuerst die Universität Breslau besuchen. Sein Vater ist Goldarbeiter am hiesigen Orte. Er möchte lieber alles auf einmal in sich aufnehmen. Dies ist Schuld, daß das Formelle noch im Materiellen befangen ist. Er hat sich der sonderbaren Idee, deren Ursprung seinen Lehrern unbekannt ist, hingegeben, als orientalischer Dolmetscher in irgend einem Gesandtschafts-Büreau sein Unterkommen zu suchen und deshalb bereits angefangen, das Arabische zu treiben".[3])

Wenn nun auch die Anerkennung der öffentlichen Leistungen Tholucks von seiten der Schule eine bescheidene gewesen ist, so erregt ein um so gerechteres Staunen der Privatfleiß des jungen Menschen, sowenig derselbe auch dem eigenen Streben Tholucks genügte. Selbstverständlich halten auch wir das kunterbunte Durcheinander der unternommenen Studien auf Kosten einer gründlichen und systematischen Schulbildung für eine Thorheit, zu welcher der Knabe außer durch Anlage und Begabung teils durch seine Eitelkeit und Ehrsucht, teils durch die phantastische Richtung seiner Kindheitslektüre, und nur zum Teil durch wirkliche Wißbegierde und wissenschaftliches Interesse bewogen worden ist. Aber bewundernswert bleibt dennoch die zähe Energie, mit der er eine Sprache nach der andern in den Bereich seiner Arbeiten gezogen und in verhältnismäßig kurzer Zeit sich eine gewisse Herrschaft über sie errungen hat. Am 28. März 1815 schreibt er noch: „das Englische denke ich nicht zu lernen", und bereits am 12. August beginnen die englischen Notizen im Tagebuche. Am 4. Januar 1815 hat er die erste arabische Stunde, und am 18. März erscheinen vereinzelte, vom 24. April an zusammenhängende arabische Sätze.

Und was taucht nicht sonst alles von Sprachen am Horizonte des Tagebuches auf, sei es nun, daß Grammatiken derselben gekauft sind, oder daß das Studium der fremden Zunge ausdrücklich bezeugt wird. Aus Tholucks Aufzeichnungen kann man's nicht beweisen, aber er erzählte es später selbst gern, daß er als Schulknabe beim Durchstöbern der Bücherlager eines

seiner vielbesuchten Antiquare — deren vier nennt das Tagebuch — ein altes, merkwürdiges Buch ohne Titel gefunden habe, das sich als eine Grammatik auswies; — von welcher Sprache, das wußte weder der Buchhändler noch der Schüler. Aber da es für wenige Pfennige feil war, so nahm's der junge Sprachdurstige mit nach Hause, fiel darüber her und studierte es bis zu Ende, und erfuhr erst nach Jahren, daß er sich — die malayische Sprache angeeignet habe! Es grenzt auch sonst ans Fabelhafte, was der ungestüme Geist alles seiner Assimilations- und Verdauungskraft zumutete. Auf der Bildfläche des Tagebuchs erscheint spanisch und schwedisch am 8. Dezember, äthiopisch am 22. Dezember 1814, arabisch am 4. Januar 1815, hebräisch am 7., sinesisch am 22., armenisch am 23. Januar, russisch am 29., syrisch am 15. Februar, Sanskrit am 21. April, ungarisch am 21. Mai, polnisch am 26. Juni, englisch am 12. August, dänisch am 9., holländisch am 30. Oktober und endlich persisch am 6. Dezember. Das sind also, wenn man die in der Schule betriebenen zwei klassischen und die französische Sprache mitrechnet, nicht weniger als neunzehn fremde Idiome, die der 14—16jährige Jüngling mit größerem oder geringerem Erfolg sich anzueignen bemüht war! Welch ein eiserner Fleiß, trotz aller Selbstbeschuldigungen, aber auch welch ein ausgesprochenes Sprachgenie gehörte dazu, um nur den Appetit nach einem solchen Sprachenragout zu reizen und zu nähren, bei dem von tieferen, sprachvergleichenden Studien noch keine Rede sein konnte! Das Lernen an sich, der pikante Genuß immer neuen linguistischen Materials, das war es, was den in allen Ländern des Orients und Occidents durch seine Romane und Reisebeschreibungen Heimischgewordenen so phantastisch anmutete.

Unter allen Sprachen am meisten aber zog ihn das Arabische an, die Sprache der Tausend und eine Nacht, das Idiom der meisten orientalischen Helden seiner Kinderträume. In der unmittelbarsten Nähe konnte er's gelehrt erhalten, wenn er Glück hatte. Denn am Ringe wohnte ein Mann, der in seinem Hause nicht nur gelehrte Vorlesungen über arabische Schriftsteller hielt, sondern auch mit seiner Frau und Tochter in gemütlicher Unterhaltung sich der arabischen Sprache bediente. Das war der Professor Habicht. Seltsame Schicksale hatten den durchaus

nicht wissenschaftlich Gebildeten mit der arabischen Sprache bekannt gemacht.

Sein Vater war ein reicher Papierhändler in Breslau, im Besitze einer großen Papierfabrik in Görlitz, der mit einer Art überspannter Begeisterung für den großen Napoleon schwärmte. Im Hause wurde nur französisch gesprochen, und der junge Habicht, der in die väterliche Handlung eintreten, und eben nach Görlitz in die Fabrik abgehen sollte, verspürte seinerseits nicht die geringste Lust, sich im deutschen Vaterlande festmachen zu lassen. Eines Tages verschwand er plötzlich, und meldete nach einigen Wochen heimlich seiner Mutter, er sei in Paris und auf der preußischen Gesandtschaft als interprète angestellt; mütterliche Geldunterstützungen würden willkommen sein. — In der Nähe der Gesandtschaft befand sich ein kleines Kaffee, in dem Napoleons „Mamluken" täglich verkehrten. Auch Habicht nahm hier sein Frühstück ein, und da schloß er Freundschaft mit den ägyptischen Soldaten, deren Konversationssprache er sich bald völlig aneignete. Das Arabisch der muhammedanischen Litteratur hat er erst später gelernt und nie so beherrscht wie die Sprache des Verkehrslebens.*)

Bei dem napoleonischen Feldzuge gegen Preußen in den Jahren 1806—7 schloß sich auch Habicht in dienstlicher Stellung bei der Intendantur dem französischen Heere an. Nach der Kapitulation Breslaus am 5. Januar 1807 wünschte er bei seinem Vater auf dem Ringe einquartiert zu werden. Der alte Herr aber war auf seinen Sohn nicht gut zu sprechen. Während die französischen Offiziere in der Bel-Etage wohnten und mit an der Familientafel speisten, wurde der junge Habicht zwei Treppen hoch untergebracht und erhielt sein Essen hinaufgeschickt. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des alten Habicht wurde der Sohn Inhaber des Papierhandels und eröffnete Geschäftsverbindungen mit Algier und Tunis, wobei es ihm gelegentlich gelang, dortige arabische Handschriften von Wert an sich zu bringen. Auf Grund dieses Besitzes kam er bei dem Minister um den

*) Auch die arabischen Stücke in den Tagebüchern Tholucks sind, wie ich habe feststellen lassen, nicht in der Schrift-, sondern in der Verkehrssprache der Araber verfaßt.

Professortitel ein, mit der Bemerkung: zum Danke für die Verleihung desselben wolle er seine sämtlichen arabischen Manuskripte der Breslauer Universitätsbibliothek schenken; im entgegengesetzten Falle aber würden seine Schätze nach Paris wandern. Daraufhin wurde er zum Professor ernannt und hielt in seinem Hause auf Wunsch arabische Vorlesungen.[4])

An diesen seltsamen Menschen wendete sich der schüchterne Knabe am 30. Dezember 1814. Er schreibt in seinem Tagebuche: „Das Wichtigste, was ich heute that, war, daß ich das Herz faßte, zu dem gutmütigen Herrn Habicht zu gehen, um ihm mein Herzensanliegen mitzuteilen.“ Der wohlwollende Herr muß an dem Verlangen des Knaben Gefallen gefunden haben, denn schon nach vier Tagen wird die erste erhaltene arabische Stunde notiert, und für die ganze Folgezeit in keiner Sprache ein so andauernder Fleiß entwickelt, als in dieser. „Wenn man besuchsweise“, so schreibt sein Jugendfreund Girth an den Verfasser, „zu seinem oben im vierten Stockwerke belegenen Stübchen aufstieg, so konnte man leicht auf den letzten Stufen schon hören, wie er in lauten arabischen Monologen sich erging.“

Es versteht sich von selbst, daß ein so gerichteter Knabe möglichst früh in den Besitz einer eigenen Büchersammlung zu gelangen suchte. Die Buchhändler und Antiquare Barth, Preiß, Jung kommen wiederholt in dem Tagebuche vor, und nicht immer unter den schmeichelhaftesten Bezeichnungen. Von Letztgenanntem heißt es einmal: „Ich war bei Jung und hörte die Schreckensnachricht von dem alten Geizhals, daß ich ihm 4 Thlr. bezahlen sollte.“ Am folgenden Tage schrieb er einen Brief an den Geizhals, der aber ohne Wirkung war. Die von Tholuck erteilten Privatstunden mußten die Mittel zum Ankauf der oft teuren Werke beschaffen. Im Anfang war es nur das Format, wodurch die Eitelkeit des jungen Gelehrten angelockt wurde. Schon am 28. Nov. 1814 schreibt er: „Jetzt wünsche ich mir nur bald mein Geld, um mir einen Folianten zu kaufen, den Herr Preiß zu verkaufen hat.“ Der Inhalt ist einstweilen noch gleichgiltiger. Das Geld muß indessen für den großen Band nicht ausgereicht haben. Denn am 18. Januar 1815 heißt es: „Ich freue mich im voraus, wenn ich wenigstens mit Quartanten werde brillieren können. Vorzüglich stach mir

heute der Koran bei Habicht in die Augen.“ Die erstandenen Schätze trug er sorgfältig in einen Katalog ein, dessen Anfertigung, wie die Ordnung seiner Bibliothek ihn, wie wir bereits bemerkten, wiederholt veranlaßten, aus den Schulstunden fortzubleiben. Seine Bekannten geringerer Lebensstellung lud er dann wohl ein, seinen Reichtum zu bewundern: „Je suis bien aise de ce que Beyer viendra chez moi admirer ma bibliothèque de même qu'aussi Lier.“ Ja die Bücherwut verleitete ihn sogar einmal zu dem Plane, dem Händler ein Buch zu entwenden; aber noch zu rechter Zeit hielt ihn sein Gewissen von der bösen That zurück. 1. Juli 1815:

„Je me levais de bonne heure, allais chez Mr. Schildbach, et dubitans, an fortuna mihi iniqua foret, iter grave ingressus sum, et magni et permagni erant fructus huius itineris. Plus pecuniae accepi, ac unquam mihi cogitavi. Laetus, minus inde in trifolium respiciens, tempus coenae peregi. Consilium quoque cepi, si Deus mihi adsit, nil nisi ei placita agere; quod hodie me ab furto librarii, quem libro privare volebam, detenui, gratum mihi est“.*)

Die Bescheidenheit der Mittel aber, die ihm immerdar zu Gebote standen, drückte den jungen Büchersammler recht hart. Am 20. April 1815 entschloß er sich, wöchentlich von seinem Verdienste nur einen Groschen, und zwar am Sonntag, auszugeben. Dann hoffte er monatlich wenigstens zwei Thaler für Bücher erübrigen zu können. Allein die Klagen wiederholen sich, daß er nicht im stande sein würde, seine sämtlichen litterarischen Erwerbungen zu bezahlen. Die Ilias von Voß kostete ihn allein sechs Thaler. Armenische, dänische, polnische und andere Grammatiken, Sanskrit-, äthiopische, syrische Texte, das alles verschlang mehr, als der Knabe verdienen konnte. Und

*) „Ich stand früh auf, ging zu Herrn Schildbach und machte mich, zweifelnd, ob ich Unglück haben würde, auf den schweren Weg. Aber groß und übergroß war der Erfolg dieses Weges. Ich erhielt mehr Geld, als ich es mir je dachte. Froh und mich weniger ums Kleeblatt kümmernd, verbrachte ich die Mahlzeit. Ich hatte auch den Plan, wenn Gott mir helfen würde, nichts als ihm Gefälliges zu thun; und das hat mich heute von dem Diebstahl bei einem Buchhändler, wo ich ein Buch wegnehmen wollte, abgehalten, was mir lieb ist.“

oft bricht er in Klagen aus, daß nun auch noch der neu entbrannte Krieg gegen Napoleon die geringen Unterstützungen unmöglich machte, die sein Vater ihm zuweilen zukommen ließ. „Afflicta erat mens mea, cum pater male pecuniae inopia laboraret. Heu miserem (sic) patrem, qui tam nobis curat, egens! Sit maxime maledictus monstrum illud Napoleon, quod bellum recens incipit et omnes tristes reddit.“*) Und wenn ihm auch der Krieg einen Trost brachte: „car, la pluspart des écoliers quitte à présent (23. April 1815) l'école, et c'est ce que me réjouit, car j'espère de me pouvoir élever d'autant plus,“ so ruft er doch wieder aus: „Ah que Dieu voulusse tourner toute cette guerre, qui m'a déjà tant inquiété, pour notre bien!“ Am 31. Oktober finden wir, daß die Vermögensumstände des Vaters sich bereits ein wenig gebessert haben müssen: „caetera cum pater nunc a malis remotus videtur aut fere prius simulat, bona videntur, erunt etiam Dei auxilio, quod omnia et mala ad bona vertit“.**) Am 2. Nov. hat ihm der Vater sogar ein Buch geschenkt, und voll gerührten Dankes notiert es der Sohn: „Recipiebam hodie a patre optimo librum a D. Holläuferio mihi commisso: Carminum orientalium Friga a Hans Gottfried Ludwig Kosegarten Ph. D. A. M. facul. theol. nec non Phil. in alma Gryphica Adjunct: Stralsundii 1815. Qui liber eo semper memoriae meae adhaerebit, cum in legendo tanto Orientalium literarum studio efflagrassem, ut statim in genua provolutus Deum optimum maximum precarer, ut studio meo favens omnia quae possint litteris meis prodesse mihi faciat, semper excitet amorem meam (sic) litterarum diligentiamque in dies augeat, nec non oculos meos tueatur“,***) eine Bemerkung, die oft genug

*) „Ich war betrübt, da mein Vater schwer an Geldmangel litt. O armer Vater, der so für uns sorgt, nun in Dürftigkeit! Verflucht sei das Ungeheuer Napoleon, daß er aufs neue Krieg beginnt und alle traurig macht.“

**) „Da der Vater jetzt dem Übel enthoben zu sein scheint oder wenigstens so thut, so erscheint auch das Übrige gut, und wird mit Gottes Hilfe auch werden, da er alles, auch das Böse, zum Guten wendet.“

***) „Ich erhielt heute von meinem guten Vater ein Buch, das mir von D. Holläufer besorgt war. Dieses Buch wird mir darum immer im Gedächtnis bleiben, da ich bei seiner Lektüre von einem solchen Eifer für

wiederkehrt, da das Versagen seiner Augen ihn wiederholt zwang, von der Arbeit abzustehen.

Im übrigen hat der Privatfleiß Tholucks sich durchaus nicht nur den fremden Sprachen zugewendet. Es existieren noch zwei Oktavhefte aus seiner Gymnasialzeit, in welche er eine bunte Masse von Stoff hineingetragen hat. Das eine führt den Titel: „Memorabilien oder Denkwürdigkeiten, gesammelt von Tholuck"; das andere, im letzten Schuljahr begonnen: „Blumenlese aus dem Gebiet des Schönen und Guten, vornehmlich aus den Gefilden deutscher Barden." Während in dem letzteren sich fast nur Gedichte finden, zum Teil auch selbst verfertigte, bietet jenes eine „Blumenlese" der seltsamsten Art. Als zwölfjähriger Knabe hat er die Sammlung angefangen. Die ersten elf Seiten muß ihm ein anderer geschrieben haben, denn sie zeigen eine ausgebildete und von der Tholuckschen verschiedene Handschrift. Von der zwölften Seite an müht sich eine langsam malende Kinderhand ab, die Schätze des Wissens dem abscheulichen rauhen Papier anzuvertrauen. Und was für Schätze! Es ist unglaublich, welcherlei „Denkwürdigkeiten" dem spürenden Bürschlein der Aufbewahrung wert gewesen sind. Auf der ersten Seite findet sich eine Abhandlung über die am 26. April 1803 nachmittags um 1 Uhr bei dem französischen Städtchen Aigle niedergefallene und zerplatzte Feuerkugel unter der Überschrift: „Der Mondstein" und die Aufzählung der verschiedenen Theorien über die Entstehung der Meteore. Auf der 3. bis 6. steht das bombastische „Avertissement" eines in Breslau auftretenden Gauklers und Taschenspielers. Dann folgen lange Auszüge aus Predigten von Abraham a Sancta Clara. Die Geschichte der Turniere. Das Almosengröschlein zu Liegnitz. Die Juden in Portugal. Einige Kostbarkeiten aus dem Kloster zu Loretto. Auszüge aus dem ersten und zweiten Gesange des Klopstockschen Messias. Die

---

die orientalischen Studien entflammt wurde, daß ich, gleich auf die Kniee sinkend, den allmächtigen gütigen Gott bat, er möge meine Arbeit begünstigen und alles thun, was meinem Studium nützen könne, meine Liebe zur Wissenschaft wecken und meinen Fleiß täglich mehren, aber auch meine Augen schützen."

Beſchreibung einer Hochzeit aus dem Jahre 1576 und des Aufwandes, der dabei getrieben iſt, mit genauem Verzeichnis der dabei genoſſenen Speiſen und Getränke („40 Hirſche, 50 Gemſen, 20688 Kramtsvögel, 150 Maſtſchweine ꝛc. ꝛc., 1100 Eimer allerlei Weine, 40 Pipen ſpaniſcher Wein, 903 Fäſſer Bier“ ꝛc., zwei Seiten lang fortgeführt). Der Kopfrechner Thomas Fuller. Abt Watteville. Neue Auszüge aus Abraham a Sancta Clara. Sonderbare Todesarten. Die dickſten Menſchen, die gelebt haben, die kleinſten, die größten. Die Höhe berühmter Berge. Naturhiſtoriſche Notizen. Der Punſch des Admiral Ruſſel. Zwei große Würſte. Die Metalle. Seltſame Einbildungen und ihre Heilung. Die größten Bäume der Welt. Beiſpiele von ſonderbarer Schlafſucht. Die Menſchen mit dem höchſten Lebensalter. Der anatomiſche Bau des menſchlichen Körpers. Anekdoten aus dem ſiebenjährigen Kriege. Geſchichte der Poſten. „Wratislaviana“. Berühmte „Hölen“. Etwas zur Heilkunde. Das Schiff des Hiero und des Philopator. Etwas von der Baſtille. Die ſieben Wunder der Welt, auf zehn Seiten genau beſchrieben. Perſiſche Denkſprüche. Vom Kleveſchen Geckenorden. Der Nachtigallengeſang mit Buchſtaben imitiert. Der größte Topf u. ſ. w. Erſt im letzten Drittel des Heftes, von S. 160 an, werden die Auszüge und Citate ernſthafter. Auch Gedichte erſcheinen hier. So unter dem 30. Mai 1816:

Drum wahre ſorglich, was die Stunde beut,
Auf ihrer Schwinge ruht die Ewigkeit.

Citate aus Seume, de la Motte Fouqué, Schreiber, Jean Paul, Yorick treten uns entgegen, dann ein 12 Seiten langer eng geſchriebener Auszug aus Schlegels Dramaturgie, Stücke aus Corinne par Mdme de Stael, Newtons Grabſchrift, aus Schillers Abfall der vereinigten Niederlande, engliſche Gedichte mit der Herderſchen Überſetzung, aus Werthers Leiden u. dergl. Man ſieht, der Knabe ward zum Jüngling; aber der ſammelnde Bienenfleiß, der Tholuck ſein ganzes Leben hindurch begleitete, gab ihm in allen Lebensaltern die ſorgſam verzeichnende Feder in die Hand. Nach den oben mitgeteilten Zügen von eiferſüchtigem Verlangen, ſich den reicheren Mitſchülern nahen zu dürfen, iſt es von Intereſſe, daß der kleine Mann bereits als Zwölfjähriger auf der zweiten Seite

seiner „Memorabilien“ sich folgendes „Rezept zum Vornehmthun“ hat aufschreiben lassen:

1. „Wenn „Pst! Pst!“ auf der Straße gerufen wird, soll man sich nicht umwenden, wohl aber, wenn „Ew. Gnaden!“, „Ew. Durchlaucht“, „Ew. Exzellenz“ gerufen wird.

2. Fällt etwas herunter, so muß man es nicht aufheben, sondern warten, ob einem jemand anders zuvorkommen wird.

3. Wenn beim Ankleiden jemand zugegen ist, muß man sich wie ein Krüpel helfen lassen.

4. Man muß sich stellen, als wenn einem der deutsche Ausdruck nicht einfiele, und es auf französisch nennen.

5. Von allen Gerichten essen, aber die Hälfte liegen lassen.

6. Bürgerliche Leute oft Ew. Gnaden nennen, als wenn man's gewöhnt wäre.

7. Man muß es so einrichten, daß man öfter aus der Gesellschaft gerufen wird, oder Briefschaften unter hohem Tittel einem übergeben werden.“

Im zweiten, 170 Seiten enthaltenden Hefte, stehen, wie bemerkt, überwiegend Gedichte. Die Freude an der Poesie war bei Tholuck, wie so manches, durch die Freundschaft geweckt oder doch genährt worden. In dem bereits erwähnten Bruchstücke „Mein Leben“ findet sich darüber Seite 12 ff. nachstehender Passus:

„Die Revolutionsperiode für mein äußeres und inneres Leben begann in der ersten Hälfte meines siebzehnten Jahres. Damals — es war die Blütezeit der Freundschaftsschwärmerei — ekelte mich auch das Studium an; ich war zwar fortwährend ziemlich fleißig, indes nur, weil ich nichts andres wußte. Nun kam ich in nahe Verbindung mit dem Bruder des Professor Passow und mit einem andren Jüngling — August v. Kinsky — welcher letzterer mir auch bis jetzt sehr wert geblieben ist. Beide waren in ihrem Streben und Charakter ganz verschieden, aber beide wirkten gewaltsam auf mich ein.

„Der junge Passow war voll von dem Gedanken, das tote, kalte philologische Studium mit dem Leben zu vereinen, und hatte einen Anflug von dem ästhetisch lebendigen Geist, der in der neueren Zeit die Philologie so reizend gemacht hat. Seinem Bruder folgend glaubte er, nur der sei ein echter Philologe, der,

nicht an verknöcherten Formen haltend, durch moderne Poesie nicht weniger sich bilde, als durch antike. Er las also und empfahl Goethe, Tieck, Arnim, und insbesondere Fouqué, außerdem Shakespeare und Petrarca. Schiller wurde weniger empfohlen, wahrscheinlich weil er nicht naiv genug ist. Ferner hielt er es für nötig, daß in vielem Zusammenleben mit Menschen, auf Reisen, im Theater, in der Natur der Geist des Lebens gesucht und aufgenommen werde. Religion war ihm, wie allen Philologen, ein lächerliches Unding; in eine Kirche kam er nie, Antigone und Homer waren seine Bibel.

„Der andere Jüngling K. war ein reines Naturkind; Wissenschaften schienen ihm gut, nur mußten sie ästhetisch getrieben werden. Dichter, und zumeist sentimentale, vor allen Schiller, waren die Götter der Menschen, Natur die Göttermutter, in deren Schoß sich auch alle Menschen lagern müßten. Das Leben war ihm nicht düster, nur mußte man verstehen, die Blumen zu suchen.

„Den Lebensgeist wollten mich beide Freunde kennen lehren, der eine auf eine verständige, stürmische Weise, der andre auf eine gemütliche, zarte. Allein so sehr ich mich abmühte, auf eine von beiden Weisen den Lebensgeist kosten zu lernen: so wenig gelang es mir. Auf Stunden oder Tage glaubte ich wohl auch manchmal, mich der Idee des einen oder des andren jener Freunde ermächtigt zu haben, aber immer zerfloß wieder der Wahn. Dem Philologen entdeckte ich meine Sehnsucht nie ganz, weil er sie gar nicht fassen konnte. Aber an der Seite von K. weinte ich mich oft aus, zumal wenn er den Flügel spielte oder sang. Er konnte es nicht begreifen, wie ich bei heitren wie bei traurigen Gesängen und beim Allegro wie beim Adagio der Musik in Thränen zerfließen könnte. Ach er wußte nicht, daß ich allen Tönen den Sang der Sehnsucht unterlegte, der sich ununterbrochen aus meinem von Welt, Menschen, Weisheit und Leben ungestillten Herzen ergoß! Stets schwebte mir der Gedanke vor der Seele: wie die Töne steigen und sinken, so dein innerer Mensch, und nichts ist, was ihm Festigkeit und Ruhe gebe. — Oft wollte der liebe Freund mich durch die Natur erheitern, und immer und immer wieder wies er mich an sie. Aber wenn ich allein in der Natur war, oder mit

einem fühlenden Freunde, wie er selbst, dann wurde gerade das Gegenteil in mir gewirkt: die Seele schlug heftiger mit ihren Schwingen und wollte aus dem Körper, um Ruhe zu finden."

Daß der junge Tholuck dennoch auf die Naturschwärmereien seines Freundes, wenn auch sein tiefes Sehnen dadurch nicht befriedigt ward, verständnisvoll eingegangen ist, zeigen die Gedichte, die er gesammelt und die er selbst gemacht hat. Kinsky schreibt ihm über diese „Revolutionsperiode seines inneren Lebens" unter dem 2. November 1817 aus Göttingen, wohin er von Breslau, um Jurisprudenz zu studieren, gegangen war, in seiner überschwenglichen Weise:

„Wie Du Dein warmes Herz aufschlossest einem neuen, schöneren geistigen Leben, welches allgewaltig Dein ganzes Wesen umfaßte, — wie Du mit lautem Jubel die Wunderwerke der Schöpfung begrüßtest und aus ihnen erkanntest das Walten des Alliebenden, dessen Gottheit sich im Glück seiner Kreaturen verklärt, und tief bewegt zu ihm aufschautest und mir Beifall nicktest, wenn ich des Erdenlebens Schöne pries — wie dann das unendliche Sehnen sich löste in ein mildes Ahnen seliger Tage; da, o mein Geliebter, da begann auch der schönere Morgen meines Lebens zu tagen, da durchzuckte mich feurig der himmlische Gedanke: Du hast das Auge, was in die undurchdringlichen Dunkel des Zweifels sich senkte und in dem fernen Gebiete des ewigen Lichts den ersten Aufgang eines heiteren Tages wähnte, den ihm das freundliche Leben beschieden hatte, das Auge hast du zugewandt dem erquickenden Strahle der Freude, daß es sich erlaben und genesen konnte an ihrem milden Segen, und hast es dankbar hangen sehen an deinen Lippen. Ja, Freund, Du dankest mir, und wie warm, wie voll war Dein Dank. Er war: Deine Liebe. Zuvörderst wohl gedachtest Du, ich wolle dich zum Weltmenschen bilden und die heiligsten, tiefinnigsten Gefühle meinem kalten Regelgebäude unterordnen; doch daß Du mich mißkanntest — daß Du mich verkanntest, bezeugte mir die stete Harmonie unserer Ansichten und Empfindungen, bezeugt mir das innige Walten unseres Bundes, welcher fürwahr auf den Pfeilern der Ewigkeit ruht."

Wohl ahnte auch Kinsky, daß bei aller Freude an der Natur das innerste Herz Tholucks unbefriedigt blieb. Er

sandte ihm ein Gedicht, das auf den jungen Freund tieferen Eindruck gemacht zu haben scheint; denn es wird von ihm in seiner Skizze des eignen Lebens erwähnt und ist den alten Freundesbriefen, die Tholuck in einem Quartband gesammelt hat, als erstes Doppelblatt vorgebunden. Da es die Verkehrsweise der Freunde kennzeichnet, so sei es hier mitgeteilt.

„Schon senkt sein tauiges Gefieder
Der goldne Morgen auf die Flur,
Mild schwebt der junge Tag hernieder,
Erstorbnes Leben regt sich wieder,
Dein Altar prangt bekränzt, Natur!

Das Herz erschließt sich sanften Wonnen,
Da es des Schöpfers Huld erschaut —
Denn seiner Gnade ew'ge Bronnen
Umkreisen all die tausend Sonnen,
Aus denen er das All erbaut!

Drum fliehe an die heil'gen Stätten,
Wo Licht und Leben freundlich glühn;
Wer, aus den Wirbeln sich zu retten,
Nicht scheut bei Toten sich zu betten —
Auch ihm wird noch die Freude blühn!

Er wird am Quell des Segens trinken,
Der aus des Ew'gen Urne quillt.
Ihn läßt sein Glaube nimmer sinken,
Ihm wird manch duftend Blümchen winken,
Und mancher leise Wunsch gestillt.

Nur trag' er in des Busens Gründen
Ein mit sich selbst zufried'nes Herz,
So wird er jene Ruhe finden,
Die edle Seelen stets empfinden,
Und schnell versiegen wird der Schmerz.

Nie such' er ängstlich in der Ferne,
Was ihm die grüne Stunde beut —
Geheimnis herrscht im Reich der Sterne;
Eh' er den Schleier heben lerne,
Verdiene er die Seligkeit.

Er nehme, wie des Schöpfers Walten
Sie werden ließ, die Menschen hin;
Zwar sind sie oftmals nur Gestalten,
Die für das Höhere erkalten,
Die Erde nur ist ihr Gewinn:

Doch schließt vielleicht auf seinen Tritten
Das Herz dem Herzen eng sich an,
So sei ihm das, was er gelitten,
Was mächtig in der Brust gestritten,
Es sei ihm nur — ein düstrer Wahn."

Daß der intimere Verkehr mit Kinsky und Passow, durch welchen auch die mehr spielenden Beziehungen zu Emil Schrötter in den Hintergrund gedrängt wurden, in der That sich alsbald für das Gefühl Tholucks als epochemachend einprägte, bekundet, außer der Thatsache, daß das Tagebuch jetzt abschließt und die von den Genannten veranlaßte poetische Blumenlese am 1. Juli beginnt, das folgende Gedicht, das in einem losen Heftchen, „Geistesfunken" überschrieben, unter dem 10. Juli eingetragen ist:

„Freudig danke der Mund dem Vater, dem liebenden, der mir
Nach unendlichem Sehnen in trübe verflossenen Jahren
Endlich gewähret die Wünsch', die die höchsten mir sind und die größten,
Hoch mir schwellte die Brust in seligem Götterentzücken,
Und Vertrauen mich lehrt in still anbetender Demut.
Immer ja macht er es wohl, wenn der Mensch im Unglück auch zweifelt.
Denn wohl nimmer hätt' ich geglaubt in dunklen, sternlosen Nächten,
Wenn ich weilte im Feld und schaute in grausiges Düster,
Wenn die Ströme entquollen dem Aug, Schmerz preßte den Busen,
Und der Mund in Klagegetön das Schicksal verfluchte,
Das ihn also so freundlos auf freudvolle Erde geschleudert:
Daß erblühen noch möcht' in dunkel kreisenden Stunden
Eine wonnige Blum zum Labsal des lachenden Auges.
Und sieh da, es entquollen der Hand des allgütigen Vaters
Zwei der labendsten Quellen zur Herzensstärkung des Müden,
Und sie flossen ihm zu, noch eh freudebetäubt er es ahnte.
Da ging's auf in dem Herzen als Träume erfüllet der Kindheit,
Selig wurde dem Geist, er faßte das irdische Glück nicht,
Betete lallend nun auf zum gütigen Vater der Menschen:
Vater, ich bin nicht wert all solcherlei Gnade und Güte,
Selber raffe mich hin — nimm mir die Freunde nur nicht."

Die verschiedensten Gedichte hat Tholuck in der „Blumenlese" gesammelt. Im Anfang spielt die „blaue Blume", wie überhaupt Blumen und Frühling, Abendröte und Mondenschein eine große Rolle. Dann aber wendet er sich den „Elati generis dicendi exempla" zu, wie er die neue Reihe überschreibt. Und da finden sich Citate aus Äschylus, Ferdusi, Ennius,

Homer, Pope, Horaz, arabiſchen Dichtern; auch das liebliche, durchaus nicht dem elatum genus dicendi angehörige Anakreontiſche ὅταν πινω τον οἰνον Εἰδουσι αἱ μερμιναι, ſowie das ſüße Taubenlied Ἔρασμιη πελεια und Eros' Nachtbeſuch Μεσονυκτιοις ποθ' ὡραις ſind ſorgſam abgeſchrieben. Auch der gefürchtete Manſo iſt mit einem ſeiner Gedichte, „Die Außenwelt", vertreten. Am häufigſten begegnen wir Schiller, Tiedge, Tieck, Goethe, Matthiſſon, Körner und Fouqué, auf welchen letzteren ein überſchwenglich begeiſtertes eignes Gedicht des Jünglings vorkommt.

An Fouqué.

Wackrer Skalde ernſten Nordlands,
Strömt dir heute vollen Herzens
Schwacher Jüngling Dank des Liedes,
Heiſchſt du ſelbſt wohl andren Dank nicht?

Aus dem tiefſten Grund der Seel er
Aus des Herzens tiefſtem Grundſchacht
Dankt dir für Normannas Kraftſang,
Den du zogſt aus heilgem Dunkel.

Ernſt durchzog er das Gemüt mir
Gleich gewitterſchwangrer Wolke,
Sendet Lichtſtrahl in die Seel mir
Loher Gluten, leuchtend, zündend.

Nie empfundnes Leben regt ſich,
Neu Geſchlecht entſteigt dem Aug jetzt,
All' ſo rieſig, groß und mächtig,
Nicht Gebilde ſieches Zeitſtroms.

Bald hebt Herz ſich angeregt von
Reiner Liebe kindlich Hoffen,
Bald mein Aug ſchaut Schildes Scheibe
Alter Recken, hell im Mondglanz.

Staunt der Aſen grauſig Walten
Jetzt mein Geiſt, ſchaut Zauberahnung,
Die wie Grabluft ernſthaft ſtreichet,
Weit, wo Nordlands Flur erſtreckt ſich.

Da glüht hoch auf Lieb zur Wahrheit,
Blüht die Blum der Lieb des Stammlands,
Glimmt noch Nordmanns Geiſt ein Trieb jetzt,
Lodert Trieb urteutſchen Kraftſinns.

Und mein heilig namlos Ahnen,
Und des Kraftſinns reges Treiben,
Und den großen Geiſt im Leben
Alles, alles dank ich dir nur!

Drum nimm hin den Sproß des Sanges,
Den mit frommem Sinn der Jüngling
Dar dir bringet hehrem Skalde,
Dir, dem nimmer wird verſiegen
Trotz der Zeiten Stolz und Lügen
Liebesquell in teutſcher Bruſt.

Die großen, das Vaterland im tiefſten Innern erſchütternden Ereigniſſe, die 1813 Breslau zum Bewegungsherde und bald die ganze Welt zu Teilnehmern oder Zuſchauern hatten, ſcheinen anfänglich ziemlich unbeachtet von dem ganz im Wiſſensſtreben befangenen Knaben aufgenommen worden zu ſein. Nur ſoweit ſeine perſönlichſten Schickſale davon betroffen wurden, machte ſich in den mitgeteilten Stellen des Tagebuches ein Echo der großartigen Zeitgeſchichte laut. Jetzt iſt auch glühender Patriotismus in dem Jünglinge erwacht. Alle die zündenden Lieder der Kriegszeit: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los," „In dem wilden Kriegestanze", „Die wilde Jagd", u. ſ. f. hat er ſich abgeſchrieben. Aus mehreren hierher gehörigen Gedichten, die er ſelbſt gemacht, teile ich nur das eine mit:

Letzte Bitte eines deutſchen Kriegers beim Beginn einer Schlacht in Frankreich.

Sollt' ich fallen, Brüder,
So begrabt mich;
Setzt die Bahre nieder,
Wo der Main ſich
In den alten Rhein ergießet,
Wo die deutſche Feſte ſteht,
Wo der Weg nach Frankreich geht,
Wo das Waſſer ſchäumend fließet.

Dort ſteht eine junge Eiche,
Wo das Waſſer brauſt.
Dort begrabet meine Leiche,
Wo der Sturmwind ſauſt.
Leget einen Stein
Unter ihre Äſte,
Welcher ehmals feſte
War im Vater Rhein.

Und das Ganze ſchließe
Still ein Gitter ein,
Um dies alles fließe
Du, o Vater Rhein —
Sollte jemals wieder
Dieſes Deutſchland fallen,
O ſo ſchlagt vor allen
Dieſe Eiche nieder!

Mitten unter dieſen Auszügen und eigenen beſcheidenen poetiſchen Verſuchen finden ſich zwei Seiten, die nur mit griechiſchen Bibelſtellen angefüllt ſind. Dieſelben ſtammen ſämtlich mit einer einzigen Ausnahme aus der Bergpredigt. Es ſind die Schlußworte vom Bauen auf Sand und auf Felſengrund, das Verbot der Sorge, die Seligpreiſungen, das Wort von der Kindesliebe und von dem Erweis der Jüngerſchaft Chriſti aus den Werken, endlich Matth. 12: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.

Die Frage wird dem Leſer längſt auf den Lippen gelegen haben: wie ſtand denn nun eigentlich der junge Tholuck in religiöſer Beziehung? Aus vielen der mitgeteilten Citate erhellt ja deutlich, daß der Knabe und Jüngling unwillkürlich die Beziehungen ſeines Lebens zu Gott in den Vordergrund all ſeines Empfindens und Denkens ſtellte. Seine Wünſche wurden zu Gebeten; auch mit den kleinſten und unbedeutendſten Dingen trat er vor Gott, erflehte ſich von ihm das Gelingen ſeiner Arbeiten („mon Dieu veuille, que mon exercice demain me procure des louanges“ 3. Maerz 1816); die Annäherung an ſeine Freunde; das Wohlgefallen ſeiner Eltern und Lehrer. Mit kindlicher Naivetät dankte er in ſeinem Tagebuche für die kleinſten Aufmunterungen und Freuden, die ihm in ſeinem mühſeligen Tagewerke zu teil wurden. Im grunde bezog er alles im großen und im kleinen Leben auf den allmächtigen Gott und ſein Leiten. Bei einer in der Nachbarſchaft ausgebrochenen Feuersbrunſt warf er ſich auf die Kniee und bat Gott um Rettung und Schutz. Ein heraufziehendes und ſich gewaltig entladendes Gewitter ſetzte den gerade allein im Hauſe befindlichen Jüngling in die furchtbarſte nervöſe Aufregung: „mon Dieu, mon horreur s'augmente! L'orage se rapproche.“ Aber ſofort ſind ſeine Gedanken bei Gott, wenn auch in etwas

phariſäiſcher Selbſtgerechtigkeit: „Ah que j'ai lieu de rendre grâce à Dieu que je vis, comme j'ai vécu, et de le prier de me faire continuer ma route comme elle est commencée, et de n'être pas mécontent de rien; car lequel serait mon sort, si à présent un coup de foudre allait perdre notre maison! Ah je tremble de manière, qu'il ne m'est pas possible d'écrire, seulement l'espoir que Dieu n'a jamais nous fait du mal me rencourage. Und bei dem wachſenden Aufruhr der Elemente ruft er aus: Ah mon Dieu, mon Dieu, que tu es terrible dans ton courroux, garde nous, garde, je t'en prie. Ah quelle angoisse, si un nouveau coup de foudre m'éprouve, que l'orage se rapproche de plus et plus. Eh bien je cesserai d'écrire. La dernière prière soit faite et le voeu de me rappeler toujours le jour de telles angoisses, si je serais mécontent."

Das ſind alles Zeugniſſe einer religiös angelegten Natur. Und in der That wird man nicht irren, wenn man dieſen Durſt der innerſten Seele nach Gott neben dem heißen Verlangen nach Menſchenliebe und Gemeinſchaft als das für Tholuck entſcheidendſte und beſtimmendſte Merkmal ſeines Lebens bezeichnet. Schon der Knabe muß auf ſeine Umgebungen einen ſittlich veredelnden Einfluß ausgeübt haben, und wer ihm nicht tiefer ins Herz ſchaute, der hielt ihn nach ſeiner ganzen Erſcheinung für einen nur dem Höchſten zugänglichen, in ſich abgeklärten und in jeder Beziehung muſterhaften Jüngling. Es liegen die überſchwenglichſten Lobpreiſungen ſeiner Freunde vor, in denen Tholuck, der erſt ſo gemiedene Goldſchmiedsſohn, als der Urheber alles Edlen und Guten in ihrem Herzen bezeichnet wird. Ein Jahr nach der erſten Annäherung an den Schulkameraden ſchreibt Guido Neumann an den jungen Studenten in Berlin: „Du warſt der erſte, der mir den edlen Zweck des Daſeins zeigte!" „Tholuck, zu Dir ſoll ich reden, der den erſten Gedanken, den erſten Glauben an ein beſſeres Sein, an ein höheres Streben in mir erweckte, der mich zum Wege der Tugend, zum Wege der Erkenntnis Gottes, Jeſu Chriſti, der Unſterblichkeit und der höheren Begeiſterung leitete, der mein ſtarres Herz erwärmte, meine unlauteren Empfindungen reinigte, mein ſinnliches Streben aus dem Herzen entfernte." Und Guidos

älterer Bruder Aurel schreibt am 5. Mai 1819: „Dich, lieber, guter Tholuck, liebe ich, vor wie nach, so aufrichtig als vor drei Jahren in den Tagen, wo wir uns zuerst fanden und so viele unvergeßliche Stunden in Betrachtung schöner und erhabener Gegenstände verlebten; Dich umfasse ich, wie damals, auch jetzt noch fort und fort als einen Freund, der seinesgleichen für mich auf Erden nicht hat" — und nun fährt er, allerdings aus der bewährten Erfahrung späterer Jahre, fort: „gegeben mir von Gott zum Leiter im Leben, zum liebenden und ermunternden Bruder in Unbeständigkeit und Gefahr. Was wär ich ohne Dich gewesen, was würd ich ohne Dich nicht sein! Zu Furcht und Ängsten auserlesen, stünd ich in weiter Welt allein. R. ist mir ein tröstender Freund, Du stehst mir fürwahr mehr als ein leitender und ernst und oft mahnender Freund zur Seite und hütest meine Schritte so sorglich. Gott lohne es Dir! ... So oft ich einmal etwas Gutes thue — o möchte es öfter kommen! — so denke ich sogleich an Dich und glaube Dich gleichsam versöhnt über mir lächeln zu sehen und meiner großen Schwachheit."

Das rührendste und bedeutsamste Zeugnis für die in zarter Jugend, bei aller eignen Unreife, begonnene missionierende Wirkung der Tholuckschen Persönlichkeit ist der Brief eines jungen katholischen Goldarbeiters vom 31. Januar 1817 nach beendeter Gesellenprüfung, der sechs Jahre lang im Hause an der Riemerzeile verkehrte, und später katholischer Theologe wurde, Ferdinand Lier. Da heißt es in den Abschiedsworten des jungen Gesellen, der seine Wanderschaft von Breslau aus antreten will: „Lebewohl Ihnen, der Sie mein Lehrer, mein Vater, mein Beschützer, mein Freund sind, von dem ich beherrscht werden will, der ich das Dienen nicht liebe. Jeder Tritt von Ihnen geschehe mit Gott. Segen verbreite sich über Sie, und Gutes erstehe um Sie her, daß ferne Nachkommen Ihr Grab segnen, wie Ihre Freunde Ihr Leben. Nichts betrübe Sie, der Sie Traurige trösteten, der Sie Ihre Ruhe anderen opferten, der Welt opfern werden, wofür Sie auch die Siegespalme erhalten werden... Ihre Lehren, die Sie mir in einem Zeitraum von sechs Jahren gegeben haben, sollen auf einen guten Boden gefallen sein." Und nun erzählt er, wie er bei der „Freisprechung" einen Hut,

einen Überrock, Weste und Beinkleider erhalten habe, und mit Gott und seinem Segen die Reise antreten wolle.

Dennoch haben wir aus Tholucks eigenen Zeugnissen berichten müssen, daß sein Herz für den christlichen Glauben tot und kalt blieb. Nach der gewaltigen Umwandlung, die im achtzehnten und neunzehnten Lebensjahre mit ihm vorging, mußte ihm später seine ganze Vergangenheit als ein Wandel in Gottlosigkeit und Lästerung erscheinen.

Und in der That, die kindliche Frömmigkeit des Knaben hatte genauer besehen etwas erschreckend Gewaltsames und Egoistisches, und war weit davon entfernt, einen verklärenden und heiligenden Einfluß auf sein Leben auszuüben. Seine maßlose Heftigkeit und natürliche Ungeduld trug sich auch mit hinüber in sein Verhältnis zu Gott. Derselbe kindische Trotz, der ihn einmal zu dem Beschlusse trieb, nicht mehr zu Habicht zu gehen, weil derselbe ihn in der arabischen Stunde getadelt hatte; der ihn mit Lier eine Weile brechen ließ, weil er eine halbe Stunde über die verabredete Zeit auf ihn hatte warten müssen; der ihn am 9. März 1816 — er war also schon fast siebzehn Jahre alt! — weil ihm sein Vater bei Tische Grobheiten gesagt, daß er eine Zwiebelsauce nicht essen wollte, in sein Tagebuch schreiben ließ: „je pensais à ma mort, je pleurai, je voulu mourir, je me cherchais pour deux gros du gateau et je veux vivre en me rappelant mes amis", — dieser selbe Trotz trieb ihn auch zum kecken Widerstande gegen Gott, den er doch so kindlich anrufen und so dankbar preisen konnte, wenn die göttlichen Führungen mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmten.

Wohl ist er sich oft der kindischen Ziele seiner Gebete bewußt gewesen. „O mon Dieu," schrieb er am 28. November 1815, „je sens bien, ce n'est pas du bien essentiel ce que je vais prier, il concerne aussi des puérilités; mais je suis encor enfant, je veux l'être. Faites moi naître avant noël encor un jour ou je puisse sentir encor une fois toute cette joie que j'ai senti à ces jours là. Jamais je ne veux l'oublier ni lui ni le jour d'aujourd'hui où je fais cette prière. O que j'étais heureux lorsque je parcourus au bras de cet homme qui m'est le plus cher sur tout ce globe les bou-

diques de noël. Mais ne suis je pas enfant? Oui, mais un enfant heureux."

Aber gewährte ihm Gott seine kindischen Bitten nicht, so wurde er ernstlich böse und setzte ihm den Stuhl vor die Thür. Am 19. März 1816 schreibt er: „Au moment que j'écris celà", (nämlich eine Bitte zu Gott um Lob für seine Arbeiten aus dem Munde Manſos) „je lis que je demandais l'autre mardi de même à Dieu d'un bon exercice. Il ne le fit pas; ah qu'il accomplisse cette fois." Aber auch diesmal wurde er nicht erhört. „Recteur me dit des reproches." Und da heißt es denn kurz angebunden: „C'est pourquoi je ne puis pas croire en Dieu un père." Oder er stellt seine Bedingungen: gibt Gott ihm das eine nicht, das er begehrt, so fordert er Ersatz. „O mon Dieu," heißt es am 15. November 1815, „je vous ai prié et je vous prie aussi à présent, rendez moi les amis que j'aime, mais rendez me les amants. Si vous ne voulez pas, il me faut contenter aussi, je le ferai aussi, mais alors rendez-moi de la compensation. Elle pourrait consister: Je ne veux y penser, qu'elle serait la plus grande, si je pourrai suivre la route de Pétersbourg — oh je crois qu'un tel bonheur ne m'est pas destiné; non je veux seulement: des livres, comme je me les souhaite, la gaieté de mon père, de moi et de tous les miens — o je ne les sais pas moi même." Und dann schließt er wohl ganz fromm und ergeben: „Le seul que je vous prie, est: Rend me happy, the manner in what you will, do it; you will know the best, but so happy that I myself me believe happy" („mache mich glücklich! in der Weise, wie du willst; du wirst es am besten wissen, aber so glücklich, daß ich mich selbst auch für glücklich halte").

Aber oft brach auch die wildeste Ungeduld mit elementarer Gewalt heraus. „Ich setzte mir manchmal vor," schreibt er später in dem erwähnten Abriß ‚Mein Leben', „wenn dir heute nicht das Erwünschte zu teil wird, so mordest du dich." Noch auf der letzten Seite des Tagebuchs steht: „Si mon honneur est touché ou si quelque autre chagrin me blesse, je me tue. Ce conseil est déjà devenu si ferme, que je m'en rappelle presque tout moment." „Während dem war mein

Umgang mit Gott ganz eigen geworden. Ich dachte mich beſtändig in die Ewigkeit, alſo auch beſtändig zu Gott, und hatte ſo ein Vertrauen zu ſeiner Liebe, insbeſondere zu ſeiner Liebe zu mir bekommen, daß ich bei jenen Mordanſchlägen ganz kindlich ſagte: Lieber Vater, willſt du, daß ich mich nicht morden ſoll, ſo erfülle meine Bitte; erfüllſt du ſie nicht: ſo ſehe ich es als ein Zeichen an, daß du mir den Mord erlaubſt. Daß Selbſtmord nicht ſtrafbar ſei, war mir ganz gewiß; ich dachte, Gott muß dich vielmehr belohnen, daß du ein ſo elendes Leben ſo lange getragen haſt." Oft aber packte es ihn doch im Gewiſſen, „wie, wenn er dich dennoch beſtrafte? Nun, dachte ich, ſo mag er es thun; dann iſt es ein ungerechter Gott, und ſelbſt aus meiner Verdammnis will ich es ihm in alle Ewigkeit entgegenſchreien: ‚Gott, du biſt ungerecht!'" Oder es beſchlich ihn der Gedanke: „Iſt es nicht möglich, daß vielleicht die Erde überhaupt nur von einem böſen Dämon geſchaffen iſt und regiert wird, dem Menſchenelend Seligkeit iſt? Wie könnteſt du denn ſonſt in ſo furchtbare Zuſtände geraten? Und da dachte ich und ſchrie es aus in meiner einſamen Kammer mit fürchterlicher Gebärde: Ja, du willſt leben, leben, um alle Religion mit Füßen zu treten, damit der Satan, der im Himmel iſt, nicht hohnlache der verrückten Menſchen, die ihn anbeten."

Seine allernächſten Freunde lernten den Dämon auch bald kennen, der in der jungen Bruſt hauſte. Aurel Neumann und Auguſt Wentzel hatten einen tieferen Eindruck von den Zeugniſſen des Profeſſor J. G. Scheibel bekommen, der damals als Diakonus an der Sankt Eliſabeth-Kirche in reichem Segen wirkte. Sie urteilten wie Steffens, der in ſeinem „Was ich erlebte" irgendwo einmal ſagt: „Scheibel iſt ein Seelſorger im wahrſten Sinne, dem Gott die Gabe verliehen hat, der mit innerem Zweifel ringenden Seele zu begegnen, wie ſie wenigen zu teil ward."

Sie ſuchten, als der Freund ſie mit ſeinen Kämpfen und Anfechtungen bekannt machte, auch ihn der Einwirkung Scheibels näher zu bringen. Aber die Verſuche waren anfangs vergebens. Er lachte ihr Chriſtentum aus, wiewohl ihm nach ſeinem eigenen Bekenntnis, als er ſie einſt „ganz ausgehöhnet und verſpottet hatte, im Herzen dabei ſo angſt ward, daß er

noch an demſelben Abend lange in der Bibel las.“ Zugleich aber verbreitete er unter ſeinen Bekannten ſpotthafte Lügen und Verleumdungen über Scheibel, „daß der Diakonus vor dem Thore ſich in einer unterirdiſchen Stube mehrere Bettler ſammle, um dann zu predigen“, und machte ſich „auf alle Weiſe über Kirchengehen und Chriſtentum luſtig.“

In dieſer Zeit war es, wo Tholuck ſeine am 5. Oktober 1816 öffentlich gehaltene Abiturientenrede ausarbeitete, die in dem Michaelisprogramm des Magdaleniſchen Gymnaſiums von 1816 den Titel führt: „Wie haben die Araber auf die Bildung Europas gewirkt?“ Leider beſitzen wir dieſe Rede nicht mehr, die in mehrfacher Hinſicht von großem Intereſſe ſein würde. Auch in den Akten des Gymnaſiums hat ſie ſich nicht finden laſſen. Tholuck ſelbſt ſpricht ſich darüber in dem Heftchen „Mein Leben“ folgendermaßen aus: „In einer öffentlichen Rede, die ich bei meinem Abgange zur Univerſität hielt, ſtellte ich die drei großen Lehrer Moſes, Jeſus, Muhammed neben einander und zog allen Dreien den indiſchen Menu, den perſiſchen Zoroaſter und den ſineſiſchen Confutſe vor. Ich hatte damals im Sinne, nach dem Orient zu reiſen, um durch neue Entdeckungen zu zeigen, wie albern das Chriſtentum gegen die hohe Weisheit der Morgenländer wäre.“

Er hatte das Manuſkript an ſeinen Freund Auguſt Wentzel geſchickt, der damals ſich mit ſeinem kranken Vater in Karlsbad aufhielt. Derſelbe ſchrieb ihm am 15. Auguſt: „Du fragſt mich in Deinem Briefe über den Anfang Deiner Rede. Wie ich ſie das erſte Mal ſo las und weiter nicht darüber nachdachte, ſo fällte ich das gleiche Urteil wie Kannegießer. Jetzt da ich ſie aufmerkſam geleſen habe, muß ich Dir geſtehn, ich würde dieſen Anfang ändern. Denn es iſt ja nicht wahr, daß Muhammed Gott in ſeiner Größe und Wahrheit, geſchweige in ſeiner ganzen Größe und Wahrheit lehrte. Der Begriff von einem großen Gott verträgt ſich doch wahrhaftig mit dem Bordellhimmel nicht, den die Muhammedaner als höchſten Lohn annehmen. Ich gebe zu, daß Muhammed es redlich meinte, daß er für jene Völker eine ſolche und keine andre Religion aufſtellen zu müſſen glaubte, daß er unendlich höher ſteht, als mancher chriſtliche Theologe. Aber ich kann doch nie ſagen, daß

er Gott in seiner ganzen Größe und Wahrheit ahnen ließ und lehrte. Findest Du das nicht auch? Ich weiß sehr gut, daß man neuerlich in vielen philosophischen und theologischen Schriften Moses, Jesus und Muhammed so mit einander verglichen und paralleliſiert hat, als Du in Gedanken thatest, wie Du diese Stelle schriebst. Es wird mich aber kein Mensch überreden, daß dies richtig ist. Die muhammedanische Religion kann gar nicht mit der jüdischen, und noch viel weniger mit der christlichen verglichen werden, schon aus dem einen Grunde, weil diese beiden letzteren nach meiner Überzeugung von Gott inspiriert wurden, kein vernünftiger Mensch aber wohl glauben wird, daß Muhammed inspiriert war. Ich weiß sehr wohl, daß Kannegießer dieser Anfang gerade so recht gewesen sein wird; aber ich würde es in Deiner Stelle für meine Pflicht halten, dieses zu ändern, nicht weil ich es für eine Gotteslästerung halte (solche krasse Ideen habe ich nicht), aber weil es eine Unwahrheit ist, die bloß durch den Wohllaut der gewichtigen Worte, in die sie gehüllt, und die Wahrheit, mit der sie umwebt ist, auffällt. Nach meinem Gefühl muß ich Dir auch gestehen, finde ich es für nicht ganz schicklich, Muhammed mit Jesus zu vergleichen. Vor einem halben Jahre würde ich mich gewundert haben, hättest Du es anders geschrieben; auch jetzt sehe ich den Grund sehr wohl ein. Er liegt darin, daß Du zu früh konfirmiert wurdest. Deine Denkkraft war damals noch nicht scharf genug, um Wahres von Falschem zu unterscheiden, und dazu war der Religionsunterricht schlecht."

So schrieb ihm der Freund, der tiefe Blicke in das Gemüt Tholucks gethan hatte. In einem etwas gefühligen Briefe vom 30. Juli 1816 vergleicht er sich, Tholuck, Aurel Neumann und den nach Prag übergesiedelten, beiderseitigen Freund Kopisch, den vier Elementen, und wendet auf sie den Spruch an: Vier Elemente, innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt. Kopisch ist die reine ätherische Luft; Neumann das Bild der ruhigen Überlegung, der sondernden Vernunft und zugleich der Festigkeit, die Erde; er selbst umfaßt sie alle mit ewiger Liebe, mit dem Streben nach allem, was ihm gut scheint, mit dem Enthusiasmus des Feuers. „Du bist die Tiefe der Empfindung, das Bild der Ausdauer, des Ernstes,

das Wasser. Du führst aus, was Du willst; der Strom spült so lange am Felsen, bis er ihn untergräbt und krachend in seine Tiefe zieht. Deine düstre Stimmung mit der traurigen Ansicht der Welt und doch einer unleugbaren Tiefe des Gefühls gleicht dem Weltmeer oder dem generellen Begriff des Wassers. Auch Deine früheste Jugend war heiter wie ein hüpfender Bach." (?)

Aber trotz der freundschaftlichen Mahnung hat Tholuck, wie sich aus den nachfolgenden Briefen ergibt, die anstößige Stelle in seiner Rede nicht geändert.

Nach wenigen Wochen mußte ihm Wentzel bei einer anderen Gelegenheit die ernstesten Vorwürfe wegen eines Vorfalles machen, bei dem die „düstre Stimmung" des unruhigen Jünglings wieder einmal zu einem furchtbaren Ausbruche gekommen war, und der Freund ihm zurufen mußte: „Sieh, Mensch, was aus Dir ohne Religion geworden ist, sieh und schaudere und kehre zurück in ihren Mutterschoß, in ihre Liebesarme und erwärme Dein Herz wieder an ihrem Busen! O Schwächling, ermanne Dich und sei stark; werde doch endlich ein Mann und lege das Weib ab!"

Tholuck selbst berichtet in „seinem Leben" über dieses Ereignis, „das ihm einen neuen einflußreichen Beweis der Fürsorge des Herrn gab", folgendes: „Ich war mit einem jener beiden Freunde" (Aurel Neumann, im Juli 1816) „nach der kleinen Stadt Reichenbach" (wo damals die Eltern von Neumann wohnten) „gereist. Da er meinen ungezügelten Ehrgeiz durch eine Kleinigkeit beleidigt, so ward mir wieder alles schwarz vor der Seele. Ich beschloß aufs neue den Selbstmord, und diesmal sehr ernst, wiewohl ungern. Ich ging in den einsamen Garten, nahm mir ein scharfes Messer, feuerte mich vorher durch Wein an, schrieb Abschiedsbriefe an meine Eltern und an jenen Freund selbst. Ihm schrieb ich: Komm um acht Uhr zu mir, so wirst Du einen großen Spaß sehen. — Ich aber wollte um halb acht Uhr mich morden, und er sollte mich im warmen Blute finden. — Meine Seele war finster; ich betete auch ein wenig. Um sieben Uhr läutete die Sterbeglocke zum Tode eines Predigers. Ich sah dies als ein Zeichen an, daß ich die That thun sollte. Aber im Rate Gottes war es anders verordnet. Mein Freund bekam meinen Brief

in einer Gesellschaft, aus der er sich nicht entfernen konnte. Er ahnete auch nichts Böses, sondern glaubte, ich werde plötzlich abgereist sein. Allein meine Ausdrücke ließen seiner Seele keine Ruhe. Es treibt ihn, den Brief aufs neue aus der Tasche zu nehmen und zu durchlesen. Es geht ihn kalt an, er will sich entfernen, wird zurückgehalten, schützt Kopfschmerz vor und eilt, voll Angst, in meinen Garten. Da er auf mich zustürzt, stoße ich das Messer in die Brust, aber nur schwach, da ich schon ergriffen war von dem Vorsehungsvollen seines Kommens. Doch hätte ich mich erstochen, wäre er nicht gleich mir in die Arme gefallen. Ich weinte sehr, glaubte mit Gott eins zu sein, sah es für nichts an, als für ein notwendiges Zeichen, daß mich Gott noch am Leben haben wollte; doch war mein Gewissen so scheu, daß ich diese Nacht sehr ängstlich und ohne Gebet zubrachte. Ich kehrte nach Hause zurück, ohne daß dieser Vorfall merklich auf mich einwirkte." Und nun schließt er diesen Abschnitt seiner Lebensbeschreibung mit den Worten: „Ich fing jetzt an, mich darauf zu legen, mir eine Lebens-Philosophie zu konstruieren. Ich meinte, man müßte ein Amalgama machen können aus Philosophie, Religion, Ästhetik und Wissenschaft, welches man die Lebensphilosophie nennen könne, und dies müsse zu einem wahrhaft heiteren Leben führen. Seit Michaelis 1816 dachte ich darauf, planmäßig das Leben zu genießen, teils durch gänzliche Hingabe an die Studien der alten Geschichte, der modernen und orientalischen Sprachen, denen ich mich gewidmet hatte, teils durch planmäßiges Besuchen von Theater und Gesellschaften, teils durch eine gemütvolle Religion."

Aus allem Mitgeteilten erhellt ja wohl mit hinreichender Klarheit, daß in der Brust des Jünglings wirklich ein unbesieglicher Drang nach Gemeinschaft mit Gott und nach einer edel sittlichen Ausgestaltung des Lebens wohnte. Aber das Herz war noch nicht gebrochen. Der ungeduldige Eigensinn, der auch dem späteren Gotteskinde Tholuck noch manchmal ernstlich zu schaffen machte, beherrschte noch so gut wie unbeschränkt sein ganzes Dichten und Trachten und war auch der Regulator für sein religiöses Empfinden. So wechselten mit den augenblicklichen Umständen die Stimmungen, und von diesen hing es wieder ab, ob kindliche Ergebung, hoffnungsvolle Bitte, freudiger Dank,

oder ob düſtrer Groll, der ſich bis zu Selbſtmordverſuchen und kühner Läſterung der Gottheit ſteigern konnte, dem Herzen entquoll. Die natürliche Religion, die ſeinem eigenen Fleiſch und Blut ihren Urſprung verdankte, hielt nicht aus in den Stürmen der Leidenſchaft, die dies unruhige Menſchenkind ſchon in zarter Jugend durchtobten. Und dennoch wirkte ſeine Erſcheinung, um des unerſchütterlichen Ernſtes ſeines Strebens willen, belebend, verſittlichend, erziehend ein. Sein Freund Kinsky, der in den mannigfaltigen Seelenſtrömungen, auch in der religiöſen Friedloſigkeit des geliebten Tholuck wohl Beſcheid wußte, konnte ihm doch in jene Zeit hinein ſchreiben: „Ich habe viele Freunde, aber keinen umfängt ſo gewaltig mein ganzes inneres Walten, keinen umrankt ſo innig zarte Liebe meines Herzens als Dich, Du wahrhaft edler Menſch, Du reiner, zartfühlender Jüngling, Du redlicher, warmer Freund!“ Und prophetiſch ruft er ihm zu: „Jüngling, in Dir reift ein großer Mann! Welch eine Ausſaat des Segens wird dann“ (wenn der völlige Friede Gottes in die Bruſt eingekehrt iſt) „Deinem hohen Gemüte entkeimen; Wahrheit und Licht wird Deine Spuren bezeichnen, und der Abglanz Deines inneren Weſens wird eine kleine Welt um Dich ſammeln, in deren Mitte Du Dir wenigſtens nie ganz iſoliert erſcheinen wirſt.“ Und in liebender Überſchwenglichkeit gibt er ihm, „dem lichten Sterne ſeines Lebens, der ſeinen Abglanz wirft auf das Allerinnerſte ſeines Weſens,“ den ſchönen Jean Paulſchen Gruß mit auf den Lebensweg: „Dein Leben ſei ein langer Kuß des Ewigen!“

Zweites Kapitel.

Bei Herrn von Diez.

Nach glücklich beendetem Abiturientenexamen — das Album der philosophischen Fakultät in Breslau nennt als seine Zensur: „Zwei mit Auszeichnung" — ließ sich Tholuck am 4. Oktober 1816 immatrikulieren, um Philologie zu studieren. Von philosophischen Vorlesungen belegte er indessen nur die Dialektik bei Dr. Thilo. Dagegen muß er mehrere Scheibelsche Vorlesungen gehört haben, ohne offiziell der theologischen Fakultät beigetreten zu sein. Unter seinen alten Kollegienheften finden sich Nachschriften aus der „Einleitung in das Alte und Neue Testament von Prof. Scheibel", der allgemeine Teil ohne Lücken, der spezielle nach der ersten Seite abbrechend; ferner „Einleitung in die Dogmatik", nur zehn Seiten, und endlich Bruchstücke aus einem Kolleg über den Hebräerbrief. Im übrigen setzte er seine Sprachstudien, vor allem die arabischen, fort, wodurch er mit Dr. Habicht allmählich in das vertrauteste Freundschaftsverhältnis trat. Unter den Kollektaneen ist ein Quartheft mit dem Titel: „Buch merkwürdiger Begebenheiten im Leben Timurs, oder Timurs merkwürdige Begebenheiten, geschrieben von Arabschah, ins Deutsche übersetzt von Aug. Tholuck" im Jahre 1816 im Monat Oktober begonnen! Die Übersetzung auf der andern Seite trägt die Überschrift: Begonnen den 2. Mai 1817. Der junge Uebersetzer vollendete das erste Buch mit 67 Kapiteln, und vom zweiten Buche noch 25 Kapitel. Dann bricht der Text ab, und es folgen einzelne Bemerkungen über Hermeneutik, Epheserbrief, Wiedergeburt, Kirche Christi ꝛc.

An seinem Tagebuche hat Tholuck auch in dieser Zeit weiter geschrieben; spätere Andeutungen weisen aber darauf hin, daß er die Aufzeichnungen aus diesen Monaten sämtlich wieder vernichtet hat. Vom 16. April 1816 bis zum 30. Januar 1817 fehlt uns daher diese Quelle für die Biographie.

Auf der Breslauer Universität scheint Tholuck keine neuen intimeren Bekanntschaften gemacht zu haben. Die alten Freunde füllten sein Herz aus. Unter ihnen trat jetzt an die erste Stelle ein schon tiefer im Christenglauben gegründeter und mit dem Neumann-Wentzelschen Kreise in Verbindung stehender Theologe, der junge Radecke, der sich in Breslau auf sein erstes theologisches Examen vorbereitete. Er war der Sohn eines schlesischen Pfarrers und schon früh zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen. In späterer Zeit wurde er, nach einer kurzen Hilfspredigerthätigkeit in seinem Geburtsorte Grünhartau bei Strehlen, Hauslehrer bei den Kindern des Erbgrafen v. Stolberg in Wernigerode, wo ihn Anfang des Jahres 1821 ein Ruf ins Pfarramt nach Schönbrunn bei Strehlen traf. Dort erhielt er im Mai 1825 die Berufung als Hofprediger nach Wernigerode*) und ist bis an sein Ende in dieser Stellung verblieben. Mit Radecke, mit Aurel Neumann und Schrötter, die zu Ostern, mit August Wentzel, der zu Michaelis 1817 das Magdalaneum verließ, uud mit den jüngeren Neumannschen Brüdern Guido und Richard, die erst am Karfreitag 1817 konfirmiert wurden, hielt Tholuck den innigsten Verkehr aufrecht. Gemeinsame Ausflüge in die Natur, stille, selige Abendstunden, die auf den Stuben mit dem Lesen geliebter Dichter, unter den Tönen des von Radecke mit Meisterschaft gespielten und von Tholuck mit Leidenschaft gehörten Klaviers, in Träumen von der Zukunft, und im Austausch schwärmerischer Freundschafts- und Liebesversicherungen verbracht wurden, — das waren die Höhepunkte in Tholucks früheſtem Universitätsleben, von denen ein Jahr später Radecke schreibt: „Selig, selig, wenn sich die Seelen erkennen. Gedenkst Du noch der schön verlebten Stunden, als Du hier bei uns warst? jener — ich meine die Vorgängerinnen der

*) Sein Nachfolger in Schönbrunn wurde bekanntlich Julius Müller.

Mitternacht, in welcher das Auge des Geistes durch den Glanz der Sternennacht in das Heiligtum der Himmel drang, und wir — wie oft! — innig empfanden, was Menschen- und Freundesliebe, was Gott, was Leben im Herrn sei? Gedenkst Du — doch was soll ich alles hier aufzählen! An einem reinen Leben verwelkt nichts, alles ist darin Unsterblichkeit, nichts kann daraus hinweg die stille Lethe auslöschen." Und Tholuck selbst schreibt im Sommer 1817 aus Berlin an Radecke von diesen seligen Abenden: „Ja, mein Radecke, laß die Tage dem Pflastertreter und der Fron; aber die Abende, o die Abende, wären diese Euch und mir zusammen! Wie sanft und wie so herrlich steht jener Mondscheinabend in meinem Geiste. Ja wer so wie wir beide dem lieben Herrgott in sein besterntes Angesicht sehen kann, dem ist noch nicht alles Glück im Wogenstrudel des Lebens untergegangen, denn der hat ja noch ein Herz, dem er es sagen kann, wie unendlich voll ihm die Brust ist, wenn der silberne Himmelsreigen seine Glieder schlingt. Und muß ich Armer jetzt am herrlichen Sternenglanz allein mit dem thränenden Blick umherirren: so nimm Du, der es Dir vergönnt ist, Deinen guten Aurel, Deinen tugendstarken Guido, und ziehe hinaus an die heiligen Stätten, wo uns selbander das Herz einst größer ward, und die Gewißheit des ewigen Blütenlebens strahlend vor unserem Geiste aufging."

Wie wenig aber der allezeit Unruhige sich in der neuen Lebensstellung und -aufgabe wohl befand, wie mächtig das innere Feuer der Sehnsucht nach Ungenanntem und Unbekanntem in ihm brannte, sollte sich bald zeigen. Das letzte, zwölfte Blatt von dem erwähnten eigenhändigen Lebensabrisse Tholucks läßt uns einen Blick in seine damalige Stimmung thun. Es heißt daselbst: „Am Ende des Jahres 1816" (Tholuck selbst schreibt irrtümlich 1817) „schickte mir Gott aufs neue einen Wegweiser, der mich wieder ein Stückchen weiter führte. Durch meine orientalischen Studien kamen mir die Werke des seligen Legationsrats, ehemaligen preußischen Gesandten in Konstantinopel, Prälaten v. Diez, in die Hände. Er redet darin so kräftig von Religion, daß ich ganz davon begeistert wurde. Scheibels Orthodoxie wurde mir dadurch achtungswerter; ich las mehr in der Bibel. Nach Lesen der Werke des seligen Diez

wurde ich auch luſtig, mit Scheibel umzugehn; ich beſuchte ihn, und ſeine Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit nahm mich für ihn ein. Wenn ich bei ihm war, ſtellte ich mich, als glaubte ich; ich unterließ die Verleumdungen gegen ihn und fing auch an, bei anderen Leuten orthodoxer mich zu geben. Zu derſelbigen Zeit war zwar ſchon der düſtre Harm, der mich ſonſt umlagerte, nicht mehr ſo ſehr finſter; aber ich hatte in meinen Verhältniſſen eine unbeſchreibliche Angſt. Mein Stand war mir zu gering, meine Lage zu unbedeutend, ich meinte zu was Beſſerem geboren zu ſein. Hinaus, hinaus tönte es in mir."

Und in ungeahnter Weiſe ſollte ſich zu dieſem „Hinaus" die Gelegenheit bieten. Diez ſelbſt, der „kräftige" Zeuge für die Religion, war es, zu dem die göttliche Vorſehung ihn führte. Der Mann hat ſo tief in Tholucks Entwickelung eingegriffen, und iſt eine ſo durch und durch originelle Perſönlichkeit geweſen, daß es dem Leſer vielleicht willkommen ſein wird, was ſich über ſeinen Lebensgang hat ermitteln laſſen, in kurzen Zügen hier zuſammengefaßt zu erhalten, ehe wir Tholuck bei ihm ſelbſt einführen.

Heinrich Friedrich v. Diez war im Jahre 1750 in Bernburg geboren. 1769 ſtudierte er in Halle Jurisprudenz und ward ein Mitglied der „Amiciſtenloge Conſtantia", einer von den Landsmannſchaften verſchiedenen, auf Sittlichkeit, Fleiß, gutes Betragen und wechſelſeitige Unterſtützung abzielenden Studentenverbindung, zu welcher ſich aber auch Kaufleute und Militärs, vor allen die Offiziere des damals in Halle garniſonierenden Anhalt-Bernburgſchen Regiments hielten. 1772 gab Diez anonym eine Ordensſchrift heraus, zu der er ſich ſpäter nie recht bekennen wollte, die aber der in vieljähriger litterariſcher Verbindung mit ihm geweſene H. A. O. Reichard[1]) ihm entſchieden zuſchreibt: „Urteil geheimer Geſellſchaften für die Welt; von einem Unzertrennlichen in der A(micitia)." („Unzertrennlich" war die herkömmliche Unterſchriftsformel der Glieder.) Diez widmete ſich dem praktiſchen Staatsdienſte und wurde bald Regierungsrat; daneben aber betrieb er mit beſonderer Vorliebe orientaliſche Sprach- und Völkerkunde. Dies gab die Veranlaſſung, daß der Miniſter Graf v. Herzberg den König Friedrich II. auf Diez aufmerkſam machte, als es ſich darum

handelte, dem annexionsluſtigen Kaiſer Joſeph II von der Türkei aus Schwierigkeiten zu bereiten und einen Zügel anzulegen. So wurde Diez, der zu dieſem Behufe in vier Wochen noch fertig franzöſiſch lernen mußte, nachdem er von dem großen Könige in den Adelsſtand erhoben war, im Jahre 1784 als Geheimer Legationsrat und Königl. Preußiſcher Außerordentlicher Geſandter an den Padiſchah nach Konſtantinopel geſchickt. Da hielt er ſich mehrere Jahre auf und ſammelte reiche Schätze orientaliſcher Handſchriften, Kleinodien und Utenſilien, dann kehrte er zurück und wurde 1791 zum Prälaten des Stifts von Kolberg ernannt, in welcher Stadt er ſich niederließ und blieb, bis die Belagerung Kolbergs im Jahre 1807 ihn veranlaßte, mit ſeinen Sammlungen nach Berlin überzuſiedeln. Er bezog daſelbſt im Stralauer Viertel ein romantiſch an der Spree belegenes Parkgrundſtück, das damals noch etwa eine halbe Stunde von der eigentlichen Stadt entfernt lag. Hohe Bäume und Reſte von ehemaligen, geradlinig angelegten Weinſpalieren, ſowie ein altes verfallendes Wohnhaus, das die Spuren früherer Eleganz an ſich trägt, erinnern noch gegenwärtig (Mühlenſtr. 49, zur Zeit eine „Steinlage“, damals die Nr. 59 tragend) an eine Vergangenheit, welche dem von Diez bewohnten Grundſtücke den Namen des „ſchönſten Parkes von Berlin“ eintrug. Der Legationsrat hatte ſich die Räume des Hauptgebäudes in orientaliſchem Stile ausgeſchmückt und beſaß ein chineſiſches, ein perſiſches, ein türkiſches Zimmer, in denen er nach Weiſe der Geſandtſchaften offene Tafel hielt und faſt täglich Celebritäten der Geſellſchaft und des Geiſtes bei ſich ſah. Er war unverheiratet und durch und durch ein Sonderling, der es nicht leiden konnte, mit andern Menſchen unter einem Dache zu wohnen; ſelbſt daß in das Hinterhaus ein Färber eingezogen war, gab ihm Anlaß zu wiederholtem Ärger. Eine mächtige Geſtalt, meiſt orientaliſch gekleidet, — Tholuck ſelbſt erhielt ſpäter von ihm einen hellfarbigen, mit zarten Blumen geſchmückten weiten türkiſchen Kaftan geſchenkt, deſſen Benutzung durch den jungen Mann in den Gängen des Gartens nach dem Tode von Diez das Gerücht hervorrief, der Alte ſpuke noch umher — dazu ein breites, derbes Geſicht und eine gewaltige, Mark und Bein erſchütternde Stimme, gaben der Erſcheinung

des Gelehrten etwas überaus Imposantes. Auf dem Gebiete der orientalischen Sprachwissenschaft war er damals, wiewohl ihn v. Hammer-Purgstall in Wien gelegentlich in einem Briefe an Tholuck vom 23. Juni 1821 „v. Diez streitsüchtigen und rechthaberischen Andenkens“ nennt, eine unbestrittene Autorität. Seine Hauptschriften sind: „Über das königliche Buch“ (Fabeln des Bidpai), Berlin 1811. „Denkwürdigkeiten von Asien“, 2 Bände, Berlin 1811—15. „Übersetzung des Buches Kabus“, Berlin 1811, und „Rasmi Achmed Effendis Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen 1768—74“, Berlin 1813.[2]) Goethes anerkennendes Urteil über Diez ist bekannt; doch mag es angezeigt sein, zur Charakterisierung des Mannes, der einen so nachhaltigen Einfluß auf Tholuck ausübte, es hier noch einmal zu wiederholen. Goethe schreibt im West-östlichen Divan:[3])

„Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat v. Diez. Zur Zeit, da ich mich um orientalische Litteratur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen das kleine Büchlein von den Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergauf, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt,
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch Dich, der uns beschenkte;
Jetzt fügst Du der Tulpe Flor daran.
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete, was Du für uns gethan!

„Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann bis an sein Ende, mit unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

„Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemütsart kannte, so hütete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nassreddin Chodschah, des lustigen Reise- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen .... Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. teil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es zu bekennen, daß auch seine, nicht immer zu billigende Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitätsjahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meister oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander versuchten, so wird niemand in Abrede sein, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären."

Zu diesem Manne nun sollte Tholuck in die denkbar nächste Beziehung treten. Wir entnehmen den Bericht über den Hergang seinen eigenen Aufzeichnungen in „Mein Leben", die leider im interessantesten Momente abbrechen, da der Rest des offenbar weitergeführten Manuskripts verloren gegangen ist.

„Im Winter 1817" (d. h. 1816—17) „redete ein Kaufmann davon, daß er nach Berlin reisen wolle, und fragte mich im Scherz, ob ich Lust hätte mitzugehen. Ich sagte: ja, anfangs nur mit dem Gedanken, mir Weltkenntnis zu erwerben; dann aber kommt mir ein, ob nicht Diez in Berlin der Mann sein könnte, den das Schicksal bestimmt haben möchte, mich aus

meinem Ägypten zu befreien. Da erwachte ein Trieb zum Gebete; ich betete eine Stunde hintereinander, der himmlische Vater möchte mir doch Gewißheit geben, ob mir Diez alles werden würde, das ich brauchte. Es schien mir endlich, als sagte Gott: Amen. Ich war mir gewiß, Diez würde mich bei sich behalten. Ich packte und siegelte alle meine Sachen, um sie mir nachschicken zu lassen, als plötzlich dem Kaufmann der Paß verweigert wird und er bleiben muß. Nun schien alles zerschlagen — aber nein. Jener, selbst nicht wohlhabend, borgt sich 25 Thaler und gibt mir dieselben auf meine Reise, die ich allein machen sollte. Hier war Gottes Finger! — Ich, ein armer, unbekannter Jüngling, reise mit diesem Gelde mitten im Winter, mitten in der Kollegienzeit 1818" (muß heißen 1817) „nach Berlin und komme daselbst am 12. Januar an. Ich hatte keinen andren Mann zu besuchen als den seligen Diez. Gleich den Morgen, da ich ankam, kleidete ich mich an, ihn aufzusuchen; von seiner Aufnahme hing alles ab. Ich dachte mir einen freundlichen, treuherzigen Greis, ohne alle Komplimente. — Mit großer Angst ziehe ich an der Klingel, ein Bedienter kommt. Ich meinte, ich müßte hören, er sei schon tot. Ich werde angemeldet, trete herein und siehe, ein großer Mann, in seidenen Strümpfen, einem Rock von Vigugnawolle, frisiert, mit Ordensband und Prälatenzeichen, alle Finger mit köstlichen Ringen besteckt, verneigt sich langsam und fragt mit rauher Stimme: Was steht zu Ihren Diensten? Dabei wirft er einen bohrenden Blick auf mich. — Da stand ich verlassener achtzehnjähriger Knabe" .....

So weit Tholucks eigner schriftlicher Bericht. Es erhellt nicht, warum in demselben ein Punkt umgangen ist, den Tholuck, wenn er später mündlich von diesem providentiellen Wendepunkte seines Lebens erzählte, nie zu verschweigen pflegte. Es ist zweifellos, daß der eigentliche Hergang der gewesen ist, den die traditionelle Darstellung[4]) wiedergibt und den wir hier der Hauptsache nach reproduzieren.

Der scheue, an den Verkehr mit hochgestellten Personen nicht gewöhnte Jüngling hatte sein Gesuch, das auf nichts weniger hinauslief, als von Diez zur Unterweisung in sein eignes Haus, womöglich zum Adoptivsohn aufgenommen zu

werden, schriftlich konzipiert und wollte dasselbe dem Herrn Prälaten persönlich übergeben. An der Gitterpforte des großen Gartengrundstücks, Mühlenstraße 59, angelangt, zog er klopfenden Herzens die Klingel. Es galt eine Entscheidung für das ganze innere und äußere Leben Tholucks, für seinen Glauben an einen allmächtigen, barmherzigen Gott. „Ist Herr v. Diez zu sprechen?“ so fragt der Student den öffnenden Diener. „Der Herr Legationsrat ist seit zwei Monaten krank, und der Arzt hat alle Besuche verboten.“ „Ist er durchaus nicht zu sprechen?“ „Ich darf niemand anmelden.“ Da packt es Tholuck wie mit dämonischer Gewalt. „Also doch kein Gott!“ so ruft's in ihm, und wie betäubt wendet er sich der nahen Brücke zu; das rauschende Wasser zieht ihn dämonisch in die Tiefe, einem Dasein ein Ende zu machen, das doch keinen Wert mehr besitzt. Da ruft ihn eine Stimme hinter ihm zur Selbstbesinnung zurück. Der Diener, über den verzweifelten Ausdruck im Gesichte des Jünglings erschrocken, war ihm nachgegangen und fragte, ob er nicht vielleicht etwas abzugeben oder zu bestellen habe. Schon schüttelt Tholuck mit dem Kopf, — da fällt ihm sein Brief ein; er holt ihn heraus und bittet hastig, dies Schreiben an Herrn v. Diez zu übergeben. Bald danach wird er von diesem selbst gefordert.

Der an der Wassersucht und einer schmerzlichen Augenkrankheit leidende alte Herr hatte Tholucks Brief in der Hand und bemühte sich augenscheinlich vergebens ihn zu entziffern. Nach einer peinlichen Pause herrschte er den Jüngling mit seiner Donnerstimme an: „Der Brief ist von Ihnen geschrieben. Lesen Sie vor; ich muß meine Augen schonen.“ „Ich wäre dankbar, wenn Sie sich selbst bemühen wollten,“ stotterte der Fremde. Ein erneuter Versuch; heftiges Kopfschütteln; immer dichtere Falten auf der Stirn. Endlich reckt sich die Hünengestalt in die Höhe. „So blasse Tinte kann ich nicht lesen,“ ruft der Erzürnte und wirft den Brief auf den Tisch. „Lesen Sie nur vor!“ Zitternd und mit bebender Stimme beginnt Tholuck. „Nur nicht weinerlich! das kann ich gar nicht leiden!“ unterbricht ihn Diez, und Tholuck kommt glücklich zu Ende. Nach langem Schweigen erfolgt der entscheidende Spruch: „Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch!

Aber ich glaube, die göttliche Providenz hat Sie zu mir geführt. Der, welcher mir bisher in meinen Arbeiten beistand, ist schwer erkrankt; Sie sind der Sprachen zum Teil mächtig, so können Sie an seine Stelle treten. Wie gesagt, ich glaube, die Providenz hat Sie hergeführt. Aber Sie sind ein sehr seltsamer junger Mensch."

Und in der That, die göttliche Providenz hatte Tholuck geführt. Saul ging aus, Eselinnen zu suchen und fand ein Königreich. Tholuck fand mehr. Sein wildes, eigensinniges Herz wurde zum ersten Male mächtig überschauert von dem Gefühl, daß eine gnädige Vaterhand im Himmel ihr wunderbares Walten über ihm offenbart hatte.

Noch an demselben Tage zog der Jüngling in das Diezsche Haus ein, und bald gingen selige und launig übermütige Briefe nach Breslau an den Vater und an die Freunde, die von der glücklichen, fast romanhaften Wendung seines Schicksals Nachricht gaben. Tholuck war ohne alles Gepäck auf seine phantastische Reise gegangen. Nun unterzog sich August Wentzel der Liebesmühe, die in Breslau zurückgelassenen Bücher und Papiere zu packen und einzusiegeln. Funfzehn der allernötigsten Bücher und einen Pack feuriger Freundesbriefe nahm „Herr Petzold", der eben nach Berlin reiste, seinem weiland jungen Lehrer mit; der Rest kam, in zwei große Kisten verpackt, langsam nach.

Trotz seines rauhen Wesens und seiner wachsenden Kränklichkeit nahm sich nun der gelehrte Prälat v. Diez mit väterlicher Freundlichkeit und Güte des „seltsamen jungen Menschen" an, der ihm auf so sonderbare Weise als Hausgenosse zugeführt worden war. Sie arbeiteten zusammen; Diez leitete die Sprachstudien des wißbegierigen Jünglings; der geistig belebte Verkehr in dem originellen Haushalte, die Berührung mit bedeutenden Menschen weiteten seinen Horizont und eröffneten ihm eine neue Welt. Vor allem aber war es der tiefe Respekt vor dem Heiligen, die rückhaltlose Beugung vor der einfachen Bibelwahrheit und der feste, schlichte Christusglaube, was dem jungen Kritiker und blasierten Orientschwärmer an Diez am mächtigsten imponierte. Diez war im gewöhnlichen Rationalismus und maurerischer Freigeisterei aufgewachsen. Da machte zum ersten

Male unter den Türken die unbedingte Hingabe der Moslemin an die Pflichten ihrer Religion auf sein Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Er schämte sich seiner Untreue gegen den christlichen Glauben und stellte sich fortan, wie ein Kind gehorsam, unter die Offenbarung des göttlichen Wortes. Seitdem stand er unbeweglich fest auf biblischem Boden und erfüllte, in die Heimat zurückgekehrt, mit gewissenhafter Treue auch die äußerlichen Pflichten seines Bekenntnisses. In Berlin hielt er sich zur Domgemeinde, und bei der Auszählung des Klingelbeutelgeldes wußte man jedesmal, ob der Herr Prälat in der Kirche gewesen war; denn er legte regelmäßig einen harten Thaler statt der sonst üblichen kleinen Münzen hinein. Dem Dome überwies er auch bei seinem Tode als Universalerben sein ganzes Vermögen im Betrage von 34700 Thalern, während die Bücher- und Münzsammlungen an die Königl. Universitätsbibliothek („Dieziana") übergingen.

So stand der jugendliche Zweifler in täglichem Verkehr mit einem aus Überzeugung orthodoxen Gelehrten, der von seiner Rechtgläubigkeit kein Hehl machte und doch als Gelehrter und Mensch bei Tholuck des höchsten Ansehens genoß. Freilich zeigte sich die stramme Gläubigkeit des alten Herrn oft auch in einem etwas wunderlichen Gewande. Meinte er doch, im Grunde müsse der Staat alle Rationalisten hängen. Als Tholuck einst schüchtern sich zu bemerken erlaubte, daß nicht nur in der Bibel, sondern beispielsweise auch bei Homer sich eine tiefe Erkenntnis der sittlichen Wahrheit finde, entgegnete ihm Diez, wie er meinte, im Flüsterton, in Wirklichkeit aber laut schreiend: „Reisende Israeliten haben dem Homer und den andern Heiden das erzählt." Dann fügte er aber hinzu: „Sagen Sie das ja nicht den gelehrten Herren wieder, die zu mir zu Tische kommen, namentlich dem Wolf nicht" (dem Philologen Friedrich August Wolf). „Das ist auch so ein Schöker, der nichts glaubt. Dem ist das lächerlich."[5])

Dennoch aber steht fest, daß die christlichen Bekenntnisse aus diesem Munde ihre Wirkung bei Tholuck nicht verfehlten. In einem später noch mitzuteilenden Briefe vom 27. März 1817 nennt er Diez „den würdigsten Jünger Jesu Christi und seinen eigenen frommen Zweitvater".

Auf seinen Einfluß wird es zurückzuführen sein, wenn Tholuck nunmehr in Berlin sich nicht wieder in der philosophischen, sondern in der theologischen Fakultät inskribieren ließ. Es geschah dies auf Grund seiner Breslauer Matrikel, am 27. Januar 1817.[6]) Auch muß er noch in diesem Semester theologische Kollegia belegt haben, da in Briefen und Tagebüchern von Universitätsvorlesungen die Rede ist. Leider aber läßt sich aus der ganzen Studentenzeit Tholucks nicht mehr mit Sicherheit feststellen, welche Kollegia er gehört hat, da in den Universitätsakten, wiewohl das „Kontrollbuch der theologischen Fakultät" bei dem Namen Tholuck die Notiz enthält: „rite (d. h. mit Abgangszeugnis) abgegangen den 2. August 1820", dennoch keine Abschrift dieses Zeugnisses zu finden ist. In demselben müßten sämtliche von Tholuck gehörte Vorlesungen vermerkt sein. Auch das Original ist im Nachlasse nicht mehr vorhanden. Übrigens weist der Lektionskatalog für das Wintersemester 1816—17 nach, daß Professor Marheinecke der Kirchengeschichte ersten Teil, Neander Dogmengeschichte und Kirchengeschichte zweiten Teil gelesen hat. Beiden Lehrern ist Tholuck noch in diesem Winter nahe getreten; an Neander hatte er einen Empfehlungsbrief von Scheibel mitgebracht. Schleiermacher, der theologische Encyklopädie, Lukasevangelium und Apostelgeschichte, sowie de Wette, der Einleitung in das Alte Testament und kleine paulinische Briefe las, scheint Tholuck noch nicht gehört zu haben. Doch ist es wahrscheinlich, daß er noch bei dem Privatdozenten Bellermann hebräische, bei dem Extraordinarius der philosophischen Fakultät Bernstein arabische und bei Dr. Zeune, der schon von Breslau her zu seinen Freunden zählte, ein gotisches Kolleg, Ulfilas' Neues Testament, angenommen hat. Jedenfalls lag der Schwerpunkt der Tholuckschen Studien während dieses Winters nicht in der Universität, sondern in den Räumen des stillen Hauses in der Mühlenstraße, und etwa noch in den von ihm fleißig benutzten linguistischen Schätzen der Universitätsbibliothek.

Begeisterte Briefe seiner Freunde, voll Jubel über das wunderbare Gelingen des gewagten Planes, liefen noch im Januar ein. Kinsky, mit dem Tholuck gemeinschaftlich das Abiturientenexamen gemacht hatte, schrieb in seiner überschweng-

lichen Weise aus Göttingen: „Die Wendung Deines Geschicks gewinnt in meinen Augen ein gewisses idealisches Interesse, welches in zartem Einklang steht mit den Regungen unsrer dem Lichte zugewendeten Seelen und der hohen Innigkeit unsres Bundes. Ich glaube, Bruder, Du hast Dir das bessere Teil erwählt, indem Du mit kühner Hand den Schleier hobst, der Dir ein ersehntes Ziel in zitterndes Halbdunkel hüllte, und Dein unruhiges, sehnendes Herz in das unendlich weite und doch so enge Gebiet des Zweifels fesselte. Mit gigantischem Schritt bist Du herausgetreten aus dem Kreise der Alltäglichkeit, das Große lockt Dich auf seine Sonnenbahnen, aber seine blendenden Strahlen vermögen nicht die sanfte Flamme zu überglänzen, die entsprungen aus dem Glutmeer des Gefühls von keinem Lufthauch gedämpft im Busen des Geweihten lodert, und in deren mildem Glanz die Freundschaft wie an einen geheiligten Altar flüchtet“ u. s. w. u. s. w. „Der edle, hochherzige Mann, in dessen Hause Du jetzt weilst, hat meine ungeteilte Achtung nnd Liebe. So handelt ein wahrer Jünger des Herrn, ein wahrer Verteidiger des Worts. In solchen Herzen ist's ewig Frühling — tagt ein ewiger Aufgang. Ich habe ihn gesegnet, diesen Mann Gottes — und auf meinem nächtlichen Lager, wenn ich mein stummes Gebet emporschicke zum Vater des Lichts, habe ich seiner gedacht. Friede Dir edler Mann!“ Aurel. Neumann schrieb: „Ach! Tholuck, wir können an einem Gott nicht zweifeln, am wenigsten Du. Sieh! die Zweifel, die schrecklich düstren Gedanken, die auch nach unsrer gegenseitigen Annäherung Dich nie ganz verließen, die weder der oft recht religiöse Wentzel, noch ich zu verscheuchen vermochte, hat Gott selbst am herrlichsten vernichtet. Gott selbst, so kann ich sagen, hat sich Deinem Gemüte offenbart. Du wirst bestimmt aus einem heftigen Bezweifler des Christentums ein eifriger Anhänger, Verteidiger, Beförderer desselben werden“.

Man sieht, unter welchem tiefen Eindruck der erfahrenen Güte Gottes Tholuck an seine Freunde geschrieben haben mußte. Auch ein Reflex von dem Bilde, das ihnen derselbe von Diez entworfen haben mag, strahlt uns aus diesen Briefen entgegen. Aurel versteigt sich zu folgendem Satze: „Du bist jetzt sicher in den Hafen des Geschickes eingelaufen, Du über-

ſiehſt Deine künftige Beſtimmung, die Zukunft ſteht für Dich rein und heiter dar; nichts bleibt Dir zu wünſchen übrig, als daß jener herrliche Mann, den ich nie genug bewundern und lieben kann, der aber wohl viel zu gut für die Stadt iſt, in der er lebt, als daß dieſer, ſage ich, noch recht lange am Leben bleibt und Dir Dein Vorhaben glücklich hinausführen hilft.“

Am rückhaltloſeſten ſchloß Tholuck ſich Radecke auf, den er jetzt erſt recht zu verſtehen begann. Beider Freunde Briefe aus dieſer Zeit ſind uns zum Teil noch erhalten, und die Tholuckſchen haben als faſt einzige, wenn auch für dieſen Zeitraum ſparſam fließende Quelle ein erhöhtes Intereſſe. Freilich redet Tholuck nach der Innigkeit ſeiner Freundſchaftsgefühle in dieſen Briefen weit weniger von ſich und ſeinen neuen Umgebungen und Erlebniſſen, als von den verlaſſenen Genoſſen in Breslau und ihren kleinen Verſtimmungen und Leiden. Dennoch fließt manches ein, was auf dieſe erſte Berliner Zeit Licht wirft.

Am 25. Januar, alſo dreizehn Tage nach ſeiner Ankunft in Berlin, ſchrieb Tholuck an Radecke: „Freund! Freund! wie haſt Du mir geſchrieben! Große Thränen tropften verdoppelt auf das Papier, auf welches Du Dein Herz ausgeſchüttet. Aber, wenn Du ſo biſt, wenn Du ſo fühlſt: warum willſt Du nicht ganz mein Freund ſein? Warum noch jene Befangenheit, warum will Dein Herz noch länger beklommen bleiben? Nein, ſage mir, was Du ſagen kannſt: Du wirſt ausruhen wie ich, als ich die Bürde der auf mir laſtenden Geheimniſſe in vier Buſen abgeworfen hatte: Ach wie wohl iſt mir! — Wehe! Wehe! Daß ich nicht länger in Breslau weilen konnte, um Dich ganz kennen zu lernen, daß noch ſo viele Falten in Deinem Herzen blieben, in die ich nicht blicken durfte. Aber, was Gott thut das iſt wohlgethan! Der dort droben, ſo wie er mich auf den rechten Weg geleitet, der wird auch andre Mittel haben, Dir Tröſtungen zu geben. Denn einen Freund, der wenigſtens ſchriftlich Dir ſeine aus dem Innerſten gequollenen Worte ergießt, einen Freund, der, je mehr ſich ihm die Fundgruben Deiner Gefühle erſchließen, deſto inniger Dich liebt, haſt Du doch an mir. Du biſt der einzige Menſch geweſen, bei dem mein bißchen Menſchenkenntnis mich betrogen

hat; Du der einzige, den ich ganz zu durchschauen glaubte, und den ich schon um der Kruste willen liebte, die des Herzens Edelstein umschloß. Ich bin Dir sehr, sehr gut gewesen, als ich in Breslau war; aber geliebt, so mit rechter Freundesliebe geliebt habe ich Dich noch nicht. Doch jetzt thue ich das . . . sei auch Du mein Freund mit jener Glut der Gefühle, welche im Maien Deines Lebens dein geistiges Wesen durchdrang. O! ich kann nicht genug Herzen wissen, um die ich die Fäden des meinen so recht innig zu schlingen begehre, und es wird, es wird eine Zeit kommen, wo der Wandrer, der im Sturm am Kreuzweg stehet, eines Stabes bedürfen wird, der ihn stütze und leite. Wunderbarlich hat mich Gott begnadigt, so viele Gestalten im flachen Leben mir zuzuführen, denen mein Geist sich entgegenrankte; so viele Gestalten, die nur der Abdruck meiner selbst waren. Weniger scheint er Dich, Du lieber Freund, begünstigt zu haben." 2c.

Und nun folgt ein durch viele Briefe sich hindurch ziehender und endlich mit Erfolg gekrönter Versuch, die durch allerhand Mißverständnisse einander entfremdeten Freunde Radecke und Aurel Neumann wieder zu versöhnen. Ein rührender Zug, wenn man bedenkt, in welchem Maße die neue Existenz unsern Helden innerlich wohl hätte absorbieren können.

Das Tagebuch, das Tholuck in Berlin am 30. Januar 1817 zu schreiben wieder angefangen hat, enthält aus der Dieziſchen Zeit nur wenige Notizen. Den losen, in deutscher Sprache geschriebenen Blättern ist folgendes Gedicht voraufgeschickt:

„Ruh des Herzens, Seelenfrieden,
Ist dem Treuen nur beschieden,
Der die Welt und sich verschmäht;
Der von allen Erdensorgen
Los und frei, in Gott verborgen,
Auf dem schmalen Wege geht.

Ach! es kostet Schweiß und Zähren
Jeder Schritt auf diesem schweren,
Steilen Pfade himmelan!
Zu vollenden dies Geschäfte,
Braucht es mehr als Menschenkräfte,
Kraft, die Gott nur geben kann.

Noch steh ich mit schwachem Fuße,
O, mit wankendem Entschlusse,
Zwischen Erd und Himmel hier.
Eile, Herr, mich zu erretten!
Komm, zerbrich die schnöden Ketten,
Jesu! zeuch mich hin zu Dir!

Daß in Dir ich alles finde,
Die Erlösung von der Sünde,
Und zur Tugend Kraft und Mut;
Bis einst, aller Last entladen,
In der Fülle Deiner Gnaden
Ewig meine Seele ruht."

Dann folgt eine Studienverteilung auf die einzelnen Wochentage, in welcher Türkisch, Chaldäisch, Syrisch, Altes und Neues Testament die Hauptrolle spielen. Mit schneller Feder hingeworfen steht auf derselben Seite: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es behalten zum ewigen Leben. Ev. Joh. 12, 25." Dann findet sich vor Diez' Tode nur noch eine Notiz vom 7. März, zum Teil schon in dem schwülstig sentimentalen Tone verfaßt, der eine Weile sämtliche Tholuckschе Aufzeichnungen dieser ersten Berliner Zeit charakterisiert:

„Friede sank aus unbewölkten Lüften auch in mein beschwertes Herz; ich wallte der dunstigen Stadt zu. Schon in dem Augenblick, als ich zur Thür des klösterlichen Gebäus herausschritt, war ich gerührt durch die seltene Heiterkeit der lichtblauen Äthergewande, und je länger ich ging, desto ruhiger, desto friedlicher ward mir zu Sinne. Es wehte milder Frühlingshauch, rings regte sich Kehlengefieder. Und als ich alles dies hörte, und als ich so ganz freudig mich in der Natur mitten inne fühlte, und als auch innen die Blumenbeete seliger Erinnerungen aufschossen: da hätte es auch aus meinem Munde wie preisender Jubelgesang der Gottheit ertönen wollen. Doch ich ließ der dumpfen Außenwelt nichts von dem Eden kund werden, das mit Luft und Schöne in mir aufgegangen war. Still wanderte ich hin zu dem, dem ich hier als das einzige fühlende Herze zusprechen kann."

Aus derselben Jean Paul-Matthissonschen Stimmung stammt der oben S. 61 erwähnte Brief vom 27. März ohne

Adreſſe, der aber an niemand anders als an Radecke geſchrieben ſein kann, wiewohl er nicht in deſſen, ſondern in den Tholuckſchen Papieren ſich gefunden hat. Der Tod von Diez ſteht nach demſelben bereits in nächſter Nähe zu erwarten. Die in ihm enthaltenen Bemerkungen über die Gegenwart und Zukunft Tholucks rechtfertigen den Abdruck; der Stil in ſeiner faſt abſchreckenden Schwülſtigkeit wirft auf die damalige Geſchmacksperiode Tholucks ein charakteriſtiſches Licht.

„Mit ernſteren Schatten legte ſich der Abend über die ſtillen Gartengegenden hin, leiſe Winde liſpelten in den hohen Pappeln, lächelnd ſchwamm Mond (sic) herauf, und was von Nebelgewölk noch zögernd an der Himmelsſcheibe hing, hob eilig ſeinen Saum zur Flucht; ſo daß bald der Spiegel der ewigen Gottheit ſich in ungetrübter Helle dem Auge des Schauers darbot. Da ſtieg auch ich die ſteinernen Steigen hernieder, von der Seite des würdigſten Jüngers Jeſu Chriſti, von der Seite meines frommen Zweit-Vaters. Und ſo wie ringsher über die abendlichen Fluren das Kleid des frierenden Ernſtes herabſank, ſo war es auch über mein Antlitz geſunken. Langſamen Schrittes wallte ich in die Arme der dämmernden Natur. Eine lange Doppelreihe von ſpaniſchen Pappeln zieht ſich neben dem hellglänzenden Spiegelſtreif der Spree hin, von deren andrer Seite freundliche Sommerwohnungen und Landhäuſer herüberwinken. An einem dieſer hochwipfligen Bäume hat Natur einen Wurzelſitz gebildet, und Kunſt hat durch eingefüllete Erde und Raſen dem gemütvollen Beſchauer ein erwünſchtes Plätzlein gebildet, um die ganze Strecke der ſilbernen Waſſer, die lange Kette der lachenden Häuſerchen, die Baum-Kronen der mannigfaltigen Frucht-Gärten, und die weite Glanz-Fläche der Himmel in einem Blick zu erfaſſen. — Hierher ſetzte ich mich. — Über mir ſtand Mond in voller Klarheit, wie die blinkende Perle, die aus dunkler Muſchel-Grotte hervorſchaut, neben mir plätſcherten im Mondglanz freundliche Wellchen, wie ſcherzweiſe ſich ans wurzelige Ufer hindrängend, ein Kahn glitt vorüber, auf dem Schiffer ein heiteres Abendlied aus voller Bruſt hervorſtießen, vom jenſeitigen Ufer ſchallte es wie ſpielender Kinder lachende Stimmen herüber, und in der Ferne läutete die Parochial-Glocke[7]) ihr einfaches aber zum Herzen tönendes Vorſpiel und es ſchlug acht. —

„Mir aber ward wohl zu Sinne, es löſte der fromme Ernſt ſich in heitere Seelen-Freudigkeit, es erſchloſſen ſich die Schatzkammern der inneren Beſchauung, und während das vom Tau der Freude gefeuchtete Auge den Furchen des gleitenden Segelkahns folgte, hatte das Auge des Geiſtes ſeine Blicke auf den See der Vergangenheit geworfen, um dort mit ſtiller Betrachtung den Nachen des Jünglings-Lebens zu begleiten. O! wie mußte es da nicht Eurer allzumal gedenken! —

„Doch Du wirſt ja leichtlich die Beſchaffenheit jener Gefühle ermeſſen können, die in ſolchen Augenblicken der Traube des reichen Herzens erquollen. Ich ſage Dir nicht mehr, als daß in ſeliger Ruhe und Zufriedenheit die Leuchten des Körpers an der traulichen Himmelsleuchte hingen, daß alles, was des Erdenſohnes Bruſt bedrücken kann, mich für immer verlaſſen zu haben ſchien; daß ich mich ſo belebt und doch allein in der Welt fühlte, daß ich ſo gern an heimliche ſtille Stätten fliehen wollte, und doch auch wieder ſo freudig unter den guten Menſchenkindern mitten inne war. Lange ſchwamm abwechſelnd das Seligkeit leuchtende Auge bald auf den Silberfluten des irdiſchen Stromes, bald auf den Samt-Wogen des ewigen Meeres. Dann aber als ich ausgeträumt hatte und erwarmt war an dem heiligen Herde der Religion, da ſchwebte es auch noch wie ein Troſtgebet in meinem Gemüte, und wie eine Vertrauungs-Sonne vor meinem Geiſte. Ach! hätte ich doch da aber nur ein Menſchen-Herz gehabt, in das ich die Kleinodien meiner Empfindungen hätte niederlegen können! Soll die Fülle meiner Gefühle mir noch die Bruſt zerſprengen! — Ich ſah noch einmal den ſchlummernden Greis, er war ruhig; ich ſtieg wiederum herab, und als nun das Gewand der Dinge ſich abermal gewandelt hatte, als aus der Urne der Welten auf das Zählbrett der Nachtgewölke ausgegoſſen die ewigen Silberſtücke der Sterne zu leuchten begonnen hatten, und auf rußiger Schwinge nächtiges Schweigen durch die Himmel flatternd der heiligen Nacht den Weg gebahnt hatte: o! da ſank ich nieder, von frommem Gefühl ergriffen, zu Gott zu bitten: Vater, geleite die Meinen und mich mit ihnen! —

„Sieh! ich habe weitſchweifig geredet, aber Dir war dargeſtellt, wie ich jetzt faſt immer lebe. Ich bin ruhig und zufrieden

mit der Gegenwart, ohne für die Zukunft Sorge zu tragen. Bei dieſer Stimmung mußten mir alle Deine gemütvollen Worte, die Du mir zugeſchickt, recht in die innerſten Fugen meines Herzens eindringen. Aber wäre ich noch geweſen, wie früher, ich hätte doch Deinen treumeinenden Brief nicht gewürdigt, wie er es verdiente. Zwei Worte reichten hin, mich in die größte Aufwallung zu bringen. Am Ende ſchreibſt Du: ‚Da ich jetzt allein bin, ſo ſchreibe mir nur einmal wieder, wenn Du Zeit haſt.‘ Dieſe beiden Sätze waren es, die, wäre ich noch der alte, mir böſe Stunden gemacht hätten; denn ein Gedanke des Trübſinns und der Unzufriedenheit hätte wieder den andern gejagt und mich bis zum Schrecklichſten geführt. So war ich ſonſt, jetzt will ich nicht mehr ſo ſein. Und durch höheres Einwirken gelingt es mir jetzt, alle jene Ausbrüche zu dämpfen und das Blut zu beſänftigen. — Ich freute mich herzlich, daß auch Dir derſelbe Gedanke entſtiegen iſt, den ich ſchon oft in ernſter Beſchauung der Weltgeſchichte gehegt habe; wie nämlich ein ſo heiliger köſtlicher Sinn in den frommen Wallfahrten nach der Stätte des Erlöſers gelegen habe. — Gewiß, Du haſt es in deinem Tiefinnerſten, Du haſt dies ebenſo gefühlt wie ich; das bezeugen mir die einfachen und doch ergreifenden Worte, in denen Du über alle Heiligtume der Chriſtus-Religion ſprichſt. So ſpricht Fouqué darüber, er, ich darf es nicht leugnen, trägt mit dazu bei, daß das Studium des Sinnes und der Bedeutſamkeit der Jeſus-Lehre mir das erfreulichſte unter allen worden iſt. Auch iſt es Fouqué, in deſſen geiſtige Umarmung ich eile, wenn ich durch Arbeiten ſtrengerer Art meinen Geiſt erſchöpft genug glaube, um ihm einige Erholung zu gönnen. Gemeinlich geſchieht es in der Stunde von 12—1 (wenn ich von 5 Uhr an über trocknen Lehren geſeſſen, die mir aber doch auch in ihrer Art Vergnügen gewähren), daß ich eine halbe Stunde den Schätzen meiner Briefſammlung gönne, eine halbe dann Fouqué, der wie ein andrer Freund mich mit Blüten der Freude überſtrömt. Ich mag ergreifen von ſeinen Werken, was ich will, den Zauberring, Thiodulf, Undine, Gedichte, was es nur immer ſei, alles ſetzt meinen Geiſt in eine Welt, in der ihm ſo wohl iſt, in der er bis auf die wenigen ſeiner Lieben, alles findet, was er hier in der ihn umgebenden zu

finden wünſchte. Wie als wär's von Engeln geſungen, wehte das Lied im Thiodulf ‚der weiße Chriſt am See Tiberias' durch mein Gemüt; wie als tönte es aus dem Lichtſee des Jenſeits herüber, ſo läutet das ‚Sterbelied' den armen Menſchen an; kurz, es iſt nichts, was nicht in ſeiner Art mir hohes Vergnügen gewährte. Ich verbinde mit Fouqué noch ‚Die Schuld', ‚Urania', ‚Luiſe' von Voß und ‚Jungfrau von Orléans'. Durch den lebendigen Geiſt, der in dieſen toten Buchſtaben herrſcht, muß ich mir die Freundes-Luſt zu erſetzen ſuchen. Du meinſt, ich müßte wohl gegründete Urſachen haben, warum ich bei Diezens Ableben gerade Breslau mir auswählen wollte. Ich weiß keine Haupt-Abſicht anzugeben, als Freundes-Umgang. Ich denke, das Jünglings-Alter iſt doch eigentlich das, wo der Menſch das Leben genießen ſoll, in ſpäteren Jahren welken die Blüten. Daß ich darin Genuß finden könne, haben mir manche Zeitpunkte des verfloſſenen Jahres bewieſen. Da ſeit der Zeit manches beſſer geworden iſt, da ich jetzt (weil ich meinem Vater nicht zur Laſt fallen würde, und anſtatt Orientalia zu ſtudieren, wozu ich zu faul und zu alt bin, Theologie ſtudiere) nicht mehr gar zu geizig auf jede Sekunde ſein darf: ſo dürfte ich dieſen Sommer ſehr glücklich zu verleben hoffen. Außerdem iſt freilich der erbärmliche Vortrag der hieſigen Profeſſoren und der Mangel an gründlicher Kenntnis, der mich zu Scheibel, und Freundſchaft, die mich zu Habicht führt; ferner iſt auch der Aufenthalt teurer. Allein alles dies würde manches andere nicht aufwiegen, wie z. B. den Gebrauch der Dieziſchen und reich verſehenen königlichen Bibliothek, zu der mir der Zugang und die Benutzung durch Buttmann ſtets verſtattet iſt, und vornehmlich die Ungeniertheit (um's mit einem fremden Worte zu ſagen, da es kein deutſches dafür gibt), vermöge welcher ich mich nicht zu putzen brauche und ganz nach meinem penchant leben könnte. Desgleichen würde ich auch alles aufbieten müſſen, um nicht, wenn ich zurückkäme, den groben Blumenthal auf der Straße zu inſultieren, wenigſtens müßte ich dem Jungen Ohrfeigen geben. Ebenſo ſind mir auch ſo viel traige (sic) Herren und Madamen in Breslau verhaßt; desgleichen würde mein Stolz ſich nicht wenig regen, wenn mich einer von den Herren Profeſſoren, welche Art Middeldorpf

hat, wie eine Art Schüler behandelte, da ich hier zu andrer Behandlung verwöhnt und überhaupt viel größer, vielleicht auch gröber geworden bin. Indeſſen alles dies will ich oder muß ich auch zum Teil gern ertragen für den Preis, mit denen zu leben, bei welchen ich allein der irdiſchen Freude teilhaftig werden kann. Denn die Freude, die freilich jetzt oft bei mir einkehrt, iſt eine reinere, die hier nicht heimiſch iſt, und mich allein auf die Zukunft verweiſt. Aber ſchön wär's fürwahr, wenn ich dieſe mit jener verbinden könnte. Doch, ich ergebe mich ganz in den höheren gnädigen Willen, der es ſo beſtimmen wird, wie es gut iſt. v. Diez war geſtern ſo krank, daß er ſich das heilige Abendmahl reichen ließ. Heut iſt er wieder ſehr wohl. Drum kann ich mich nur dem höheren Steuermann überlaſſen, wenn die Wogen ſchwanken und brauſen. — Was das Stipendium[8]) anlangt, ſo kannſt Du Dir wohl von meinem Vater eine Quittung geben laſſen, Du mußt ſie ihm aber vorſchreiben, denn er verſteht ſich nicht recht auf ſo etwas. Ich habe zwar auch eine beigelegt, ſie wird wohl aber nicht recht ſein, denn Du haſt das Schema hinzuzufügen vergeſſen. Siehe nur, daß Du auf die kürzeſte Art die Sache beendeſt und meinem Vater die Summe einhändigſt. Ich bin dort bei der Philoſophie, hier bei der Theologie eingeſchrieben, Matrikel und Dekanſchein habe ich noch nicht abgeſchickt, werd es auch nicht, da ich zurückkomme; hier hab ich beides gelöſet, zum Hinſchicken iſt's aber zu beſchwerlich, gehe den kürzeren Weg. Ich werde Dir für Deine Mühwaltung herzlichen Dank wiſſen. —

„Was macht Guido? Was denkſt Du von ihm? — Glänzt Richarden noch immer die Naſe? es wäre wahrhaftig ein trauriges Ereignis, nächſtens will ich ihm ein Rezept ſchicken. Übrigens grüße ihn, denn er iſt doch eine gutmütige Seele. — Unterlaß nicht, mir recht bald viele viele Seiten zu ſchreiben und mir auch manches Erfreuliche beizulegen. Nur ſpeiſe mich nicht mit wenigem ab; denn fing einmal bei Erblicken eines Briefes Freude an, ſo will ſie doch auch verdienend befriedigt ſein. Es wünſcht Dir von Herzen alles Gute Dein Dich gewiß herzlich liebender Freund Auguſt Tholuck."

Aus dieſem Briefe erhellt, daß Tholuck die Abſicht hatte, nach dem bald zu erwartenden Tode ſeines Wohlthäters nach

Breslau zurückzukehren, um dort seine theologischen Studien fortzusetzen. Indessen müssen gleichzeitig manche andere Pläne weitgreifenderer Art ihm durch den Sinn gegangen sein. Schon am 21. Februar hatte er an Radecke geschrieben: „Mein Gott scheint mich zu neuen Schritten aufzufordern. Mit wenigen Worten sage ich Dir, was Du bald umständlicher erfahren sollst, daß ich schon im Maimonat nach London abgehen kann. Dieses Kann zum Muß zu machen, hängt freilich von mir ab. Allein es regt sich bei dem Gedanken an Ost so vielerlei in meiner Seele, daß ich beinahe vorschreiten möchte, während mich auf der andern Seite gleichsam ein unwiderstehliches, unzertrennliches Band an meine Freunde knüpft; denn eigentlich sind's diese allein, welche Ursachen sein würden, wenn ich bliebe. Auch bin ich von Petersburg aus, wie Du von Wentzel erfahren kannst, aufgefordert worden, nach Tibet zu gehen. Wie wunderbar die Vorsicht mich gerade wieder auf diese Länder hinweist, ist merkwürdig."

Der Plan, nach London zu gehen, um von der dortigen Missionsgesellschaft sich über kurz oder lang als Missionar nach Indien senden zu lassen, hat den strebenden Jüngling zweifellos am längsten und ernstlichsten beschäftigt; in der Korrespondenz mit Kinsky wird diese Aussicht viel besprochen. Der schottische Prediger, Dr. Pinkerton, seit Jahren Agent der Britischen und „Ausländischen Bibelgesellschaft" in Südrußland, den Tholuck bei seiner Durchreise in Berlin kennen lernte, nährte durch seine spannenden Berichte aus dem Orient die flammende Sehnsucht nach der Ferne.[9]) Ein durch Pinkerton bekehrter Muhammedaner, der junge Tscherkessenprinz Mustapha Muhammed ben Ismail, der auf der Rückreise von London nach Cirkassien gleichfalls Berlin berührte und mit dem feurigen Studenten eine innige Freundschaft schloß, zauberte dem empfänglichen Gemüte Bilder eigner zukünftiger Arbeit und Erfolge vor. Einmal war Tholuck schon in diesem Winter nahe daran, bei Sir H. Rose, dem damaligen englischen Gesandten in Berlin, sich für die Übersiedelung nach London zu melden; nur ein augenblickliches Schwanken verhinderte den letzten Schritt.

Jedenfalls aber konzentrierten sich seine Studien immer mehr auf dieses in letzter Ferne liegende Ziel. Schon von

Breslau aus hatte sich Tholuck mit dem Dichter und Orientalisten Kosegarten in Greifswald in Verbindung gesetzt. Kaum in Berlin angekommen, meldete er ihm die Wendung seines Geschickes und bat um Rat für die Einteilung seiner Arbeiten. Der Sechzigjährige erwiderte dem jungen Anfänger unter dem 24. Januar 1817: „Wertester Freund! Sehr überraschend für mich war es, aus Berlin einen Brief von Ihnen zu erhalten und Sie so in meiner Nähe zu wissen. Nur bedaure ich, daß Sie meine Antwort auf Ihren arabischen Brief nicht erhalten haben.... Ich freue mich sehr über die glückliche Veränderung Ihrer Lage, welche letztere in der That fürs erste nicht vorteilhafter für Sie sein konnte, sowohl wegen der Ihnen zu Gebote stehenden Sammlung von Handschriften, als wegen der Nähe eines mit dem Morgenlande so vertrauten Mannes wie Herr Diez ist. Gewiß werden Sie Ihre Zeit auf das eifrigste benutzen. Daß Sie zu Berlin auch einen theologischen und historischen Kursus machen, finde ich sehr passend und notwendig. Die Theologie giebt jedem wissenschaftlichen Streben einen höheren Standpunkt, zeigt dem Gelehrten stets ein erhabenes Ziel, welches er bei der Erwerbung und Anwendung seiner Kenntnisse, wenigstens in der Ferne, immer im Auge behalten sollte.... In Hinsicht Ihres eigentlichen Sprachstudiums würde ich Ihnen raten, etwa folgendes zu berücksichtigen. Da Sie im Arabischen schon ziemlich vorgerückt sind, so suchen Sie sich nun mit der Sprache der Grammatiker und Lexikographen bekannt zu machen, und lesen also eine oder andere arabische Grammatik in arabischer Sprache, oder auch nur einzelne grammatische Abhandlungen, dergleichen Sie wahrscheinlich in Dietzens Handschriftensammlungen finden werden. Daß ein solches Studium unumgänglich notwendig sei, darf ich Ihnen wohl nicht sagen, sowohl zur besseren Kenntnis des ganzen Baues und inneren Wesens der Sprache, als auch zum richtigen Verständnis einzelner schwerer Schriftsteller. Daß Herr Diez eine solche gründliche grammatische Kenntnis des Arabischen besitzt, bezweifle ich fast; sein Hauptfach ist das Türkische; darin arbeitet er vorsichtig und treu. — Das Persische werden Sie ohne Zweifel jetzt auch anfangen.... und wenn Sie erst einige Übersicht davon gewonnen haben, machen Sie sich ans Türkische; indes da wird Ihnen

Diez schon selbst raten.... Mit dem Sanskrit gedulden Sie sich noch etwas; zu viel zu gleicher Zeit anfangen taugt nicht. Ebenso machen Sie es daher auch mit dem Armenischen, das übrigens nicht sehr schwer ist.... Schreiben Sie mir nur recht fleißig; Ihre Briefe sind mir sehr angenehm, über Ihre Studien, Entdeckungen und Zweifel, und wo ich kann, will ich Ihnen gern mit Rat und That beistehen. Sie kommen im Sommer wahrscheinlich in den Ferien einmal her, um das Meer zu sehen. Vielleicht können wir uns noch mal zusammen aufmachen und an den Ganges wandern 2c."

Noch fester mußte Tholuck wenige Wochen später den indischen Plan ins Auge gefaßt haben, als er von Professor Kannegießer, dessen Verkehr er in Breslau aufgesucht hatte, unter dem 4. März 1917 folgenden Brief erhielt: „Teuerster Freund, der ebenso edelmütige als grundgelehrte Herr v. Diez hat Sie also unter seinen Schirm genommen! Wenn ich einerseits die Liberalität Ihres vortrefflichen Protektors bewundere, so bin ich auch anderseits überzeugt, daß Sie derselben würdig sind und fortdauernd sich würdig zeigen werden. Wie alle, die Sie kennen, und unter diese glaube auch ich zu gehören, überzeugt sind, so wird sich auch bald der Herr v. Diez überzeugen, daß seine Wahl auf keinen Besseren hätte fallen können. So leitet die Vorsehung es wunderbar und doch so natürlich, daß die Wünsche der Guten oft schneller erfüllt werden, als man erwarten konnte. Ich sehe in Ihrer Reise zu dem zugleich frommen Herrn v. Diez den Finger Gottes. Vertrauen Sie diesem, und es wird Ihnen gelingen, endlich aller Herrlichkeiten des morgenländischen Altertums teilhaftig zu werden, die der schon älteren Generation nie ganz zugänglich werden können. Wäre ich jünger, so würde mich nichts abhalten, das Sanskrit und die Indische Welt persönlich kennen zu lernen, und sollt' ich wie Anquetil Soldat zu dem Ende werden. Aber Sie müssen für die Alten sorgen — und behalten Sie noch Ihr mir liebes Vertrauen und Ihre Freundschaft gegen mich — so würde ich Sie mit manchen Aufträgen belästigen, die Sie in Indien ausrichten sollten. Doch ehe Sie abgehen, erwart' ich noch Kunde von Ihnen, und dann will ich Ihnen meine etwannigen Fragen, die in Indien beantwortet werden können,

mitteilen .... Ihrem Herrn Vater habe ich die Armenische Grammatik zurückgeschickt, sobald ich Ihren mir so lieben Brief erhalten hatte, auch mit den Grüßen und Nachrichten alle diejenigen erfreut, welche Sie namhaft machten, außer diesen aber auch noch andere, namentlich den Manso, welcher sich wirklich sehr freute und aufrichtigen Anteil an Ihrem Schicksal nahm. Was meine Person betrifft, so ist es mein innigster Wunsch, daß es Ihnen wohl gehen möge, und Sie alle Hoffnungen erfüllen, die ich und so viele Ihrer Freunde auf Sie bauen."

Einstweilen hatte es aber mit diesen in die Ferne strebenden Plänen noch gute Weile. Die Krankheit seines edlen Freundes nahm bald eine verhängnisvolle Wendung. Die zufolge der Wassersucht wachsende Geschwulst der Glieder bereitete dem alten Manne viele Schmerzen und Beschwerden. Aber in stiller Geduld trug er, was ihm auferlegt ward. Am 1. April, eine Woche vor seinem Ende, besuchte ihn einer der Sekretäre der preußischen Haupt-Bibelgesellschaft. „Herr v. Diez saß", so berichtet derselbe[10]), „sein Haupt auf seinem Schreibpulte ruhend, wenig nur fähig zu reden; aber die wenigen Worte, die er sprach, erfüllten mich mit Freude. „Ich mache mir noch einige Hoffnung, sagte er, daß Gott mich wiederherstellen werde, um die türkische Bibel[11]) zu vollenden. Ich kann mit Paulus sagen: lebe ich, so lebe ich dem Herrn, sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn. Ich habe vorige Woche das heilige Mahl des Herrn empfangen, zur Stärkung in der innigen Verbindung mit meinem Heilande."

Am 7. April in den Vormittagsstunden, es war am Ostermontag 1817, schloß der greise Jünger Christi in Tholucks Armen die Augen, und tief erschüttert stand der verwaiste Jüngling an der Leiche dessen, der ihm eine verkörperte Predigt von der Güte und Treue seines Gottes gewesen war. Tholuck ließ sich's nicht nehmen, die Leichenwache in zwei Nächten selbst zu halten. Was mag da durch die Seele des Einsamen gegangen sein! Bei aller Vorbereitung auf den nahen Tod muß das Ende doch plötzlich gekommen sein. Gerade von dem Morgen des 7. April enthält das Tagebuch eine Notiz, welche noch die heiterste Behaglichkeit und Freude atmet. „Nachdem ich zu einem gut besahnten Kaffee meinen Kuchen aufgetunkt und mit

vieler Behaglichkeit meinen Magen gestärkt hatte, ging ich zu dem mir so teuren segelbefahrenen Flusse. Der Morgen lachte froh den Frohen an, und die liebe Sonne lag über die Wasseraue gelagert. Zwei langstreifige Wimpel nickten durch die Pappeln, mit kühlem Kusse eilte mir der Wind entgegen, der vom jenseitigen Ufer herüberstrich." Gleich danach muß die Katastrophe eingetreten sein.

Wir können die Stimmung Tholucks nach diesem Schlage aus der Antwort ermessen, mit welcher Radecke die Todesmeldung erwiderte: „Der greise Christ, den Du Deinen Zweitvater nennst, und mich dünkt um Deiner geistigen Wiedergeburt willen mit Recht, ist also, er der fromme und getreue Knecht, eingegangen zu seines Herrn Freude. Und hell und ruhig perlt die Thräne der Wehmut über Deine Wange herab auf seiner Ruhekammer kalte Pforte. In Dir weht der Frieden Gottes, fühlst Du des Segens Kraft, den der gotterfüllte Mann auf Dein Haupt niederlegte, mit dem Du schon gesegnet warst, ehe Du noch sein Angesicht erblicket. Das tote Wort von ihm war Dir ein Ruf aus beßrer Welt; das lebendige, in Dein belebtes Herz tiefer eindringend, hat Dich immer mehr und mehr in diese eingeführt. Nicht sichtbarlich mehr wirst Du fürder Dich am Blick des frommen Dulders stärken, noch seine Worte hören, welche dieses Lebens Ruhe und reine Freude Dich finden und Deinen Sinn aufs Himmlische stets unverwendet richten lehrten. Doch ahndest Du nicht, hast Du nicht empfunden, wie uns die selgen Geister lieber Abgeschiedener umschweben? Recht oft denke ich Dich mir, wie Du auf der gewohnten Stelle neben dem jetzt kalten Bette sitzest oder hintrittst vor das Trauerplätzchen, wo Du ihn den langen Schlaf beginnen sahest.... Bau ihm, dem Frommen, ein Denkmal in Deines Herzens Heiligtum, ein Denkmal in frommen, edlen, großen Thaten, wozu Dir Kraft, recht hohe Kraft geworden ist. Wie ein kräftiger neuer Beweis ist mir Dein Schicksal von dem Dasein Gottes, von seiner Vatersorge...."

Wer Diez nicht kannte, der würde erwartet haben, daß er für den so hochherzig in sein Haus aufgenommenen Jüngling auch für den Fall des nahe bevorstehenden Todes in ausländlicher Weise gesorgt haben würde. So schreibt Habicht am

2. Mai: „Bei Ankunft dieſes Briefes wird wahrſcheinlich das Teſtament bereits geöffnet und Sie über Ihre Zukunft vollkommen beruhigt ſein. Das hoffe ich nicht allein, ſondern bin davon auch ganz überzeugt; nur bedaure ich, daß Sie an Büchern nicht reichlicher von dem würdigen Greiſe bedacht worden ſind. Doch vielleicht findet ſich noch etwas im Teſtamente davon."

Doch dies war ein Irrtum. Tholuck ſelbſt rechnete auch auf keine weiteren Unterſtützungen. Denn Diez, der ihm wiederholt Kodizille zum Teſtament in die Hand diktierte, hatte ihm öfters dabei erklärt: „Junger Mann, bilden Sie ſich nicht ein, daß ich Ihnen viel hinterlaſſe. Ein junger Mann muß ſich durchſchlagen. Mir iſt auch nicht bange um Sie. Nur einen Notpfennig ſollen Sie haben." Dieſer Notpfennig beſtand in der Summe von 200 Thalern. Allein auch dieſe ſollte ihm nicht werden. Die von Diez enterbte Familie, zumal ein Bruder in Bombay, focht das Teſtament an, und durch die daraus entſtehenden Zwiſtigkeiten geſchah es, daß Tholuck aus dem Diezſchen Nachlaſſe nie einen Groſchen erhielt.[12])

Nur eine Wohlthat wurde ihm zu teil, die er mit herzlicher Dankbarkeit und innigem Behagen täglich auskoſtete: er durfte noch bis zum Herbſt in dem geliebten Parkgrundſtücke wohnen bleiben. Die Glückſeligkeit eines Einſiedlers, der ſich in ſeine Klauſe eingeſponnen hat und dem nur von fern her das unruhige Wellenrauſchen der Welt ans Ohr dröhnt, ſpiegelt ſich in den Tagebuchaufzeichnungen der nächſten Monate ab, — bis dann wieder die alten Stürme losbrechen und gewaltigere Stimmen aus dem Jenſeits ertönen müſſen, um ihn zu beſchwören. Mit einigen Auszügen aus den Tagebuchsnotizen dieſer Zeit wollen wir das gegenwärtige Kapitel beſchließen. Wem der Ton derſelben gar zu ſüßlich und ungeſund iſt, der möge die wenigen Seiten überſchlagen. Tholuck, dem im ſpäteren Leben alle Überſchwenglichkeiten ſo wenig ſympathiſch waren, hat eben auch ſeine Schwärmerzeit gehabt.

„Mittwoch den 26. Mai 17. Mit wirklich ganz außerordentlicher und höchſt ſeltener Schöne war eine junge Morgenknoſpe hoffnungsvoll und freudelachend auf die ſchlaferſtandene Erde geſunken. Ich hatte die beſte und wohlſchmeckendſte Erdbeerenmilch langſam und in freudiger Zurückzauberung ſeliger

Stunden, voll innigen Frohmuts genoſſen. Um doch wenigſtens ein Gemüte finden zu können, dem ich es ſagen konnte, wie innig froh mich der troſtgrüßende Sommerhimmel, die reichduftige Blumenſaat und die geruch- und ſchmackkräftige Erdbeermilch zuſamt der wonneſtarken Nachträumung ſeliger Stunden gemacht haben, durchwallete ich die luftwürzenden Blumengänge, um die treugemutete Gärtnerſeele aufzuſuchen. Der aber hatte ſich dicht am Kahn gelagert und blies verhüllende Rauchſchleier um ſich her. So eilte ich denn der ſtärkeatmenden Stromluft entgegen, und in einfachem, aber wahrlich treumütigem und herzlichem Wechſelgeſpräch tauſchten wir unſere Gedanken aus." —

„Sonntag den 30. Mai 1817, früh 9 Uhr. Fern läuteten die frommen Kirchenglocken und riefen auf windſchnellem Flügel mir die früheſten Zeiten meiner Kinderjahre zurück, wo ich ähnlichen Glockenſchlag von der Mauritiuskirche vernahm; und wenn ich mich ganz in jene Jahre hineindenke und in meine damaligen Gefühle und Gedanken verſenke: ſo ſehe ich klar, daß der Geiſt des Trübſinns ſchon damals ſich mit den Wurzeln meiner Herzensgüte und Gemütlichkeit innig verbunden hatte. Ich bin jetzt viel glücklicher, als in meinen Kinderjahren; um keinen Preis möchte ich auch nur eine Woche aus ihnen noch einmal leben — aber bin ich nicht um ebendeswillen unglücklich? — Wenn dem Kinde das Unglück und Weh an den Sohlen haftete, was ſoll dem Jüngling, was dem Manne werden? — Ach ich thue unrecht, wenn ich ſchon jetzt meiſtern will. Ich kann annehmen, daß von dem Blütenmond des vorigen Jahres an ein neues Leben mir ſeine Teppiche ausgebreitet hat, und in dieſem Gedanken beharrend fühle ich mich geſtärkt; denn ſeit jener Zeit ſind doch manche, ja wohl viele Stunden geweſen, in denen ich innig vergnügt war, obwohl ich nur drei oder vier Stunden rechnen kann, in denen ich es ganz geweſen bin. — Wohl, wenn ich in früher Jugend ins mannhafte Leben getreten und in die rechte menſchliche Geſelligkeit geſtoßen worden wäre, dann möchte es beſſer mit mir geworden ſein; dann hätte das Mark, das in meiner Sehnſucht verfaulte und noch verfault, ins Leben übertreten können, und ich wäre nicht in ewigem unbefriedigten Streben verquient, wenn das Leben mir Schranken geöffnet, in denen ich mich lebendig hätte bewegen können." —

„Montag den 1. Juli 17. Mein erstes Erwachen war ein Dankseufzer zu Gott für die Freude, die sich schon beim Anbeginn meines Tagelaufs so urplötzlich und so reich durch meinen Busen ergoß. Der schöne Morgen, ein freundliches Gesicht, Zufriedenheit mit der Gegenwart, frohe Hoffnung in der Zeit: das war's, was alle Blüten des Frühlings über mein Herz hinstreuete.... Ich frühstückte, in Gedanken aber war ich nicht mehr bei mir; dann durchstrich ich Garten und Flußgestade, und mit einem hellblumigen Strauß kehrte ich zu dem Arbeitstisch zurück, welche von Lindenlaub überschattet wurde."

„Berlin den 2. Juli 1817... Zwar recht ruhig, aber doch betrübt wandelte ich bei dem himmlisch wonnigen gewitterkühligen Abende in meine stille Gartenklause, betrübt, daß auch nicht eines von denen Herzen da war, an denen das meine so lebendig zu schlagen weiß. Nicht eines — und wer weiß, gibt es noch eines? — Doch nein. Zweifel wären Sünde, denn schwerlich können sie fallen. Wanken können sie, zu sinken drohen — aber sinken nicht —. Ich bin aber doch jetzt in einer schöneren Gemütsstimmung, als ich zu Anfang dieses Jahres, als ich noch vor kurzem war. Ja, ja, ich werde mich wohl nach und nach einarbeiten, wofern sie nicht fallen. — und wenn ich auch weit bin, schadet's nichts, wenn nur so weit, daß der Postwagen mich noch zurücktragen kann. So viel des Geldes habe ich ja immer gewahrt, daß ich zu jeder Stunde hätte aufbrechen können. Doch wie elend würde ich mich jetzt fühlen, wenn ich in Indien wäre, wenn kein Postwagen mich wieder zu ihnen bringen könnte. — Nein das könnte ich nicht ertragen. Fürwahr der liebe Gott hat es recht gut gemacht, als er den Fuß zurückzog, welcher die Schwelle des breiten Hofes betreten wollte, als die Hand erkrampfte, welche den großen Thürgriff" (bei Sir Henry Rose) „erfassen wollte. Und so sei er denn stets mit Trost bei mir, wenn sie nicht da sind, und lasse mir wenigstens immer in Jahresfrist die Himmelswonne, sie wiederzuschauen und ans volle Herz zu drücken."...

„Den 10. Juli 1817 Donnerstag früh um 10 Uhr. Trostquillend steigt des Tonspiels leichtbewegtes Leben zu meinem feurigen Gedankensee, der von ihren" (der Töne) „hellen Lichtern in Morgenrotes Glanze funkelt. Ach wie kann meine

Seele und all mein geistig Wesen in die langsam und hehr rollenden Flötentöne sich verweben, wie kann es in der Saiten Götterklängen in heitere Regionen sich aufringen und mich der ernsten Wirklichkeiten vergessen machen. — O daß ich selber als Klang auf und nieder streben und in ewiger Empfindung leben dürfte! Denn wie der Töne mannigfaltig Walten und der Farben bunt und freundlich wechselnde Gestalten neigt ja mein ganzes Sein, mein ganzes Seelenleben der frohen Zukunft sich entgegen, die es mit schmeichelnden, umschlingenden, umfächelnden, umfangenden Sirenenlauten und milden Äolsklängen in den Äther ruft. Frei entschwingt aus schwerer Hülle meine Seele sich, nur die Linke hält noch lose Erdenleides schwarz Gewand, doch die Rechte o! sie hält so fest und drückt so herzig jene himmelblauen Linnen an die Wunden, die gesunden, wenn des Tonspiels leichter Reigen durch lebendiger Gedanken Säle jetzt in langsam ernsten Gängen, jetzt in leichtem frohen Hüpfen, jetzt in schwerwandelndem Festschritt, wechselnd immer, aber während immer, hinzieht. Ja jetzt liegt und zieht es sich wieder grüner vor mir hin. Es ist mir möglich, freudig noch zu wirken."

„Den 12. Juli 1817. Sonnab. früh um 7 Uhr. O! wie bin ich so innig vergnügt im Schoß dieser guten Menschen! Daß doch die ganze Welt mit so freundlichem Arme sich umschlänge, als diese wenigen, so ganz guten Seelen. In ihnen und bei ihnen ging mir die Überzeugung auf, auch ich könne dereinst noch glücklich sein. Und ich bin es ja jetzt! Fürwahr! ich bin es diese Zeit her gewesen, und wenn ich auch nie meinen höchsten Wunsch fahren lasse: so will ich ihn doch verstecken. O Kinsky, daß du jetzt bei mir wärest und ich dir sagen könnte Manchmal ist das Leben doch etwas schön. Du reine Seele, du magst freilich mit der Biene Rüssel oftmals solche Süßigkeiten zu saugen verstehen!"

„Berlin 19. Juli 1817. Früh 9 Uhr. Frisch und kräftig hat sich ein Morgen erhoben, einer vollen freien Jünglingsbrust mit allem Rechte vergleichbar. Kraft und Mark atmet die kalte Morgenluft in jedes Gemüt. Auch mir war markig und kräftig zu Sinne und hochfreudigen Gefühls war ich über die kommenden Tage. Dank, Herzensdank Dir, Du biederer

Mann, der du so lebenskräftige und mutstarke Gedanken in mir angefacht hast. Dank Dir! Unverwelklich werden die Blumen derer Tage in der Erinnerung Gartenbereich fortgrünen, die ich mit Dir gelebt. Segen über Dich, Du grundgute Seele!"

„Donnerstag 24. Juli 1817. Magisch webt und schlingt eine leichte Tonwelt duftende Blüten um das Innerste meines Gemütes. Ich las im Fouqué. Ich finde in diesen Geistern und finde in diesen Kreisen in allem mein veredeltes Selbst wieder. — Gewiß! Es gibt Seelen, welche nicht auf den toten Buchstaben und den kalten Verstand beschränkt, geistgestorben, ohne lebendige Gefühlsweiche zu leben vermögen, und auch ich vermag's nicht, und Gott will es nicht. Der blütige Einklang hochstimmiger Liebestöne, deren Strahlen nach der Sternenwelt hinüberschießen, der ist es, welcher mein eigenstes besseres Ich ausmacht. Darin bin ich Ich selbst auf der höchsten Staffel irdischen Seins, wenn ich wie jetzt dem weißen Schwanengefieder himmelanringender Klänge nachstaune und die zerknickten irdischen Fittiche meines Geistes sich mächtiger regen, den Tönen und hellgoldenen Klangesfunken nachzufließen. Ja nur die hellste und lichtfarbigste Seite des vielgestaltigen Lebens lockt meine Sehnsucht und meine raschen Triebe, und ich folge in den inneren Garten Schällen, wie sie so allgewaltig schwirren, ich folge ihnen, alles Menschentreibens vergessend." [13])

Drittes Kapitel.

Die Studentenjahre in Berlin.

Die idyllische Einsamkeit des Parks an der Spree hielt unsern jungen Studiosus nicht ab, nach und nach die Zeltpflöcke seines Verkehrs weiter zu stecken. Zwar im Anfang des Sommersemesters 1817 haben wir ihn uns, wie schon die eben mitgeteilten Tagebuchsnotizen ergaben, als einen die Wonne seiner behaglichen Existenz selig einschlürfenden Eremiten zu denken. Bald aber griff das damalige eigengeartete Berliner Leben auch in die Existenz des isolierten Fremdlings mächtiger ein und wurde ihm die Ursache weitgreifender Wirkungen.

Die Anfänge der selbständigen Studentenzeit Tholucks, schildert anschaulich ein Brief an Radecke vom „22. des Wonnemonds 1817 früh um 6 Uhr", in welchem auch die schwärmerische Stimmung des Tagebuchs noch weiter klingt. „Dem Wasserbade aufs neue entstiegen regt die Taube des Tages ihre lichten Schwingen; vor ihrem hellkräftigen Glanze sind die Nachtgevögel schwarzer Wetterwolken geflohen; wollige Lämmchen weiden auf dem blauen Himmelsgefilde, friedevoller Segen sinkt aus reinen Lüften. Auch in meinem Herzen und in meinem Busen fühlte ich den Segen, der aus frischen Morgenlüften troff; es grüßte mich so freundlich Morgensonne durchs geöffnete Fenster herein, daß ich mein Tischlein und ander Schreibgerät in Gottes freie Luft unter den lichtblauen Sommerhimmel trug, um hier an meinen herzlieben Freund zu gedenken und kosende Zwiesprach mit ihm zu pflegen. Ja, mein guter Radecke, Du hast mir mit jedem Deiner Briefe Balsam ins Herz gegossen, und ich kann nicht in Worten aussprechen, wie sehr ich mich

ſehne, Dir ſelbſteigen zu ſagen, wie mannigfaltig jedes Deiner, Eurer Schreiben auf mein ödes Herz wirkte. Doch im ganzen ſtehen ja ſeit ſechs Wochen wohl alle Wirkungen in einer großen Wirkung vereint, das heißt, ſeit ſechs Wochen bin ich ganz ruhig und zufrieden. Aber mein Leben iſt auch ſo, daß ich es ſein kann, ſo einfach und doch ſo ſchön, wie Bäche in weißen Blumentriften. Mit der Morgenſonne ſtehe ich auf und beginne in meinem lieben Gärtchen zu ſcharwerken. Um 7 bringt der Bediente mir mein Frühſtück, dann ſtudiere ich bis um 12, wenn ich Luſt habe von 12 bis 2 ein Kollegium zu beſuchen, oder einen Gang zu verrichten (denn eine halbe Meile habe ich bis zur Univerſität). Um 2 ſpeiſe ich ſehr gut, um 4 wird mir, wenn gut Wetter iſt, der Kaffe wieder in den Garten gebracht. Wenn dann die Augen nicht mehr aushalten, beſpreche ich mich mit meinem frommen Gärtner, und er teilt mir Arbeit auf, oder fährt mich mit dem Kahne längs dem Ufer herunter. Bloß wenige Perſonen ſind im Hauſe, und alles Alltägliche iſt fern. Dazu erfreut mich die Königl. Bibliothek mit Büchern, und geſcheite Leute mit ihrer Freundſchaft, und was noch mehr iſt, ich habe einen Freund gefunden! Freilich iſt er mir noch nicht, was ich wünſche, aber ich denke, er wird es werden. Er liebt mich ſo ſehr und in mir auch das, was ich von Sprachen weiß. Er hat morgenländiſche Sprachen ſtudiert, iſt jetzt Hofmeiſter und hat bei mir binnen kurzem arabiſch ſprechen gelernt. Sein Name iſt Auguſt Schröner, nicht aus Berlin, ſondern aus Pommern gebürtig, ſehr gebildet und zartfühlend. Dieſe Feiertage wandre ich mit ihm nach Potsdam. Doch alles dies iſt im Grunde doch nur Surrogat derer Freuden, die bei Euch mir werden ſollen, und überall werd ich mich nur glücklich dünken, wenn ich mich, nicht nach Breslau (denn nach dem verlange ich nicht), ſondern nach Eurer Stube denke. Wohl mir, daß heut ſchon der 22. Mai iſt, bald auch der 22. Juni, 22. Juli, und dann — Viktoria! Mit vollen Segeln läuft dann das Schiff in See, was an ſchöner Inſel vor Anker lag... Scheibel wundert ſich, daß mir Schleiermachers Vortrag nicht gefällt; ich hab ihn bloß einmal gehört, und habe in ihm einen gemütloſen, ſatiriſchen, engherzigen Mann gefunden, ſo eine Art Fr. Aug. Wolf; wie könnte mir aber das gefallen? Daß ich Gelehrſamkeit

ohne Gemüt nicht schätze, weißt du längst, deswegen laufe ich auch vor Wolf. Dagegen bin ich öfters zu Neander eingeladen worden, und obwohl dieser gute Mann wenig spricht: so habe ich doch sogleich sein vortreffliches Gemüt und seine edlen Eigenschaften erkannt. Er ist ein getaufter Jude und lebt mit seiner alten ehrwürdigen Mutter und zwei Schwestern, die auch Christen geworden sind, ein stilles, aber achtungswertes Leben. Nicht im entferntesten Sinn hat er etwas Jüdisches behalten: sondern reiner Christensinn adelt alles, was er thut und spricht. Er ist Scheibeln sehr gut, tadelt aber seine Wut und seine Heftigkeit sehr. Scheibels Name ist in Berlin ziemlich bekannt, steht aber in sehr schlechtem Rufe. Doch ich habe mich aus aller Partei herausgewunden und lebe auf meinem stillen Landsitz dem Studium der Bibel, Araber, Syrer und Perser. Regelmäßig halte ich mir die Hefte von Neanders Kirchengeschichte. Entweder gehe ich selbst in die Stadt oder schreibe sie von jemandem ab, der alles vollständig hat. Da doch aber die Bibel und namentlich die Exegese für mich Hauptaugenmerk bleibt, und niemand mir hierin zu Gunsten spricht: so unterhalte ich mich lieber bei meinen toten Lehrern, aus denen ich die vornehmsten auslesen kann."

Die in diesem Briefe genannten Namen geben uns nun Veranlassung, uns etwas weiter in den Berliner Kreisen umzuschauen, in welche Tholuck allmählich hineinwachsen sollte.

Das Berlin nach den Freiheitskriegen war ein andres geworden als das Berlin in den letzten Jahrzehnten und um die Wende des 18. Jahrhunderts. Damals (1778) ekelte es einem Goethe vor der „verdorbenen Brut" in Berlin, wo „er von dem großen Könige seine eigenen Lumpenhunde schlecht reden hörte". Damals schrieb Georg Forster an Jacobi über die preußische Hauptstadt (1779): „Und dann die vernünftigen klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! Ich erwartete Männer ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demütig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andre; und was das Ärgste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen

und Schriftgelehrten. Weiter brauche ich nichts zu sagen... An das schöne Geschlecht mag ich gar nicht denken. War es je irgendwo allgemein verderbt, so ist es in Berlin, wo Eigenliebe, d. i. Koketterie, zu Hause ist, wie in Paris; wo der Ton der guten Gesellschaft auf ebensolche fade, abgeschmackte Witzelei und Komplimente und auf das unaufhörliche Ersinnen der „jolis riens" gestimmt ist, wo gar nichts gedacht und, außer der größten Wollust, gar nichts gefühlt wird. Und dies von dem fürstlichen Zirkel bis zum bürgerlichen herab."[1]) Rahel noch pflegte in ihrer Weise zu sagen: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig; ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde was Ordinäres, ein Bereiter etwa;"[2]) und Humboldt nannte Berlin geradezu „eine moralische Sandwüste, geziert durch Akazienstäucher und blühende Kartoffelfelder."[3]) Es war die Stadt, so geschwätzig, so gemein, so lüstern, so langweilig, so altklug, so verkommend im unendlich Kleinen, wie sie etwa Willibald Alexis in seinem — selbst in der Sandwüste vertrocknenden — Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" geschildert hat. Konnte doch am Grabe des seligen Jänicke im Jahre 1827, wenn auch nicht ganz korrekt, behauptet werden, seit dem Tode des Konsistorialrats Woltersdorf an der Georgenkirche † 1804, habe es in Berlin bis 1818 nur einen einzigen gläubigen Prediger gegeben, der das Wort Gottes lauter und rein verkündigte: Jänicke selbst.[4])

Wir besitzen von Tholucks eigner Hand eine Schilderung der theologischen und kirchlichen Zustände Berlins am Ende vorigen Jahrhunderts, in seinen „Vermischten Schriften größtenteils apologetischen Inhalts, Hamburg, Perthes 1839", in dem Aufsatze: „Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland stattgefunden". Da heißt es Teil II, S. 123 ff.:

„Von der größten Bedeutung nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland, war der theologische Einfluß, der von der Hauptstadt Preußens, von Berlin, ausging. Der Name Berliner und der Name Ungläubiger wurde seit der Zeit nicht selten synonym gebraucht; vergleiche eine Stelle über das, wovon die Berliner nichts wissen, in den Predigten von Oetinger von 1777, am neunzehnten Sonntage nach

Trinitatis: ‚Die Berliner wissen nichts von dem Vater der Herrlichkeit, sie sind krank von dem Leibnizschen Schwindelgeiste, sie wollen nichts wissen von dem Geiste Gottes, nichts von dem Gruße der sieben Geister, sie bilden sich eine mechanische Gottheit. Die Berliner wissen nichts von dem Menschen, sofern er sich im Geiste zum Gnadenthrone nahet; sie wissen nichts von den Engeln und Teufeln, nichts von dem, was Sünde ist, nichts von Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Christi, noch weniger von der Gemeinschaft der Heiligen, daß durch Handauflegung der Geist könne mitgeteilt werden, daß durch Taufe und Abendmahl der Geist Jesu könne gliedlich eingeführt werden, nichts von Himmel und Hölle, Interimszustand vor der Auferstehung; sie wollen nichts verstehen als was sie nach demonstrativer Lehrart in die letzten Begriffe resolvieren; aber Jesus wird ihnen zeigen, wie sie ihn hätten sollen bekennen vor den Menschen.‘

„Wenn wir als den Zeitgeist nicht sowohl diejenige Geistesrichtung bezeichnen müssen, welche in der numerischen Mehrzahl der Zeitgenossen die Herrschaft hat, sondern welche in denjenigen herrscht, die eine vorhergehende und in ihren Nachwirkungen noch vorhandene Periode geistig überwunden zu haben sich bewußt sind, die also — um es mit dem modernen, nicht wenig selbstgefälligen Ausdrucke zu bezeichnen — auf der Höhe der Zeit stehen, so müssen wir sagen, daß der Zeitgeist der letzten zwei Dezennien des vorigen Jahrhunderts in den Berliner Stimmführern seine Repräsentation hat. Es gab Berlin — vornehmlich durch das allmächtige Organ der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek‘ — nicht bloß für die Theologie, sondern auch für Philosophie und Wissenschaft und Kunst überhaupt dem übrigen Preußen, ja dem übrigen Deutschland Gesetze. Und gerade der Bund, den hier die theologischen Bestrebungen mit den schönen Wissenschaften und der Philosophie insbesondere eingegangen waren, diente dazu, die Berlinische Theologie als das große Ziel dessen darzustellen, der auf der Höhe seiner Zeit zu stehen wünschte. Noch besaß Berlin in dieser Periode manchen den christlichen Glauben eifrig zugethanen und dabei durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann, der den Aufklärern ein Dorn in den Augen war. Wir nennen insbesondere den Ober-

Konsistorialrat Süßmilch und den Ober-Konsistorialrat Silberschlag — ein ausgezeichneter Hydrauliker, der sich in der Anlegung von wichtigen Wasserbauten eben so tüchtig erwies, wie als Prediger, Katechet und theologischer Gelehrter. Sonst aber fand sich schon vor der Hälfte des Jahrhunderts an mehreren der ersten Geistlichen eine nicht geringe Nachgiebigkeit gegen die neue Lehre, wie schon bei dem im Jahre 1741 verstorbenen Reinbeck, bei dem Ober-Konsistorialrat Aug. Friedr. Wilh. Sack (gestorben 1786), welcher in genauer Freundschaft mit Spalding, Jerusalem, Semler stand, und sich vorzüglich an englischen Theologen der laxeren Richtung, an Clarke, Locke, Foster gebildet hatte; auch der Ober-Konsistorialrat Büsching erwies sich, ob er gleich selbst dem alten Systeme zugethan geblieben scheint, als ein sehr nachgiebiger Kollege von Herrn Teller und von Spalding. Diese beiden Theologen, in Verbindung mit dem Ober-Konsistorialrat Dietrich, sind es, die wohl überhaupt den stärksten Einfluß geübt und denselben am erfolgreichsten zu Gunsten der Aufklärung geltend gemacht haben. In welchem Sinne von diesen Männern ihr geistliches Vorsteheramt verwaltet worden sei, läßt sich nach ihren vorliegenden Schriften beurteilen. (Das höchste Interesse müßte es gewähren, wenn unter anderem ein in der Zeitgeschichte bewanderter Mann die Geschichte des Prozesses des sogenannten Zopfpredigers Schulze in Gielsdorf bekannt machen wollte. Auf Anfrage des Kriminalgerichts beim Ober-Konsistorio, ob dieser Mann, der eingeständig sich zu den Grundsätzen bekannte: 1. daß die Schrift nicht Gottes Wort sei, 2. daß die Moral von der Religion himmelweit verschieden sei, 3. daß Jesus der größte Naturalist gewesen, 4. daß seine Auferstehung als eine bloße Begebenheit durchaus nicht mit zur Lehre Jesu gehöre, 5. daß Moses ein Betrüger gewesen — ob dieser Mann als ein Evangelisch-Lutherischer Prediger anzusehen sei, antwortete das Ober-Konsistorium [mit Ausnahme von Woltersdorf und Hermes]: zwar nicht als Evangelisch-Lutherischer, aber als ein christlicher Prediger sei er allerdings anzusehen — natürlich, da das Votum in der einzigen Stelle des Neuen Testaments, Luc. 10, 25, das ganze Christentum fand. Was konnte aber auch von einem Ober-Konsistorio er-

wartet werden, dessen thätigstes Mitglied, der Herr Teller, den aufgeklärten Juden, welche 1798 in einem Sendschreiben an ihn erklärt hatten, daß sie dem bloßen Deismus huldigten, respondierte, daß sie durch Anerkennung der christlichen Moral doch sich zu Mitgliedern der christlichen Kirche machen könnten!)... Die männliche Freimütigkeit, mit der sich die drei Konsistorialräte dem im Jahre 1788 erschienenen Religionsedikte entgegensetzten, verdient Anerkennung, wenn sie auch mit irrigen und verderblichen Überzeugungen verbunden war. Das Religionsedikt selbst spricht eine gute Absicht aus, ist jedoch nur ein Beweis, daß durch bloße Verordnungen der Strom des Zeitgeistes unmöglich aufgehalten werden kann, wenn ihnen nicht in der Gesinnung eines Teils der Zeitgenossen ein Stützpunkt gegeben wird. — Bis zum Jahre 1792 hatte das Edikt nicht die mindesten Folgen gehabt, und auch die in diesem Jahre ernannte Immediat-Examinations-Kommission, welche dem Minister Wöllner zur Seite trat, erwies sich als ohnmächtig. Der Ober-Konsistorialrat Hermes sagte in Halle: ‚Man hält uns für mächtig, und doch haben wir noch nicht einen neologischen Dorfprediger absetzen können; so arbeitet uns alles entgegen!‘ Von der Wirkungsweise der kirchlichen Oberen in Berlin in dieser Zeit möge noch ein Beispiel hier stehen, das zwei von ihnen selbst dem Publikum bekannt gemacht haben. Die Ordinationen und Examina der brandenburgischen Prediger pflegten von dem jedesmaligen ältesten Propst und den Diakonen seiner Kirche gehalten zu werden, also bis 1794 von dem Propst Teller und den Diakonen Reinbeck und Troschel. (Der letztere ist es, der in seiner Leichenrede auf den Ober-Konsistorialrat Teller die Hoffnung ausspricht, wenn nur noch einige solche Männer wie „Jesus, Luther und Teller“ auftreten, so würde es bald völlig gut in der Welt stehen.) Die anzustellenden Prediger empfingen nach der Ordination das Abendmahl, und vor demselben wurde ihnen von den Diakonen eine Beichtrede gehalten. Im Jahre 1794 den 12. April erschien nun eine Kabinettsordre, worin die Diakonen streng admoniert wurden, im Beichtstuhl nichts wider die Lehre Jesu, wie bisher geschehen, vorzubringen! Zu ihrer Verteidigung ließen nun die Prediger Reinbeck und Troschel eine Rechtfertigung in die

öffentlichen Blätter rücken, worin es unter anderem heißt: ‚Ein anderer Kandidat betete vor einer anderweitigen Ordination ungefähr so: Ich armer großer Sünder bekenne vor dem gerechten Gott, daß ich durch meine vielen und schweren Sünden die göttliche Majestät höchlich erzürnt und nichts als seinen Zorn und seine Strafen verdient habe; ich gebe mich aller Sünden schuldig, die ich von Jugend auf bisher begangen habe, sie sind mir aber leid und bitte u. s. w. Zu diesem sagte ich (Tholuck): Ich beklage Sie, mein Freund, wenn dies Gebet die wahre Sprache Ihres Gewissens noch heute sein muß. Mängel, Fehler, Übereilungen, Nachlässigkeiten im Guten, Unvollkommenheit haben wir alle Ursache mit Mißfallen und Demütigung vor Gott an uns zu erkennen, und diese Selbsterkenntnis zu unserer ferneren Ausbesserung und Wahrnehmung anzuwenden; Sie aber, die Sie doch von jüngeren Jahren her den Vorsatz gefaßt haben, ein Lehrer des Christentums und reiner christlicher Unsträflichkeit zu werden, sollten ja wohl billig sich von Jugend auf eines unsträflichen Wandels befleißigt und keiner schweren Sünden und Missethaten, d. i. wissentlicher Lasterthaten wider Ihr Gewissen sich schuldig gemacht haben, da ein Lehrer des Evangeliums Jesu ja billig unsträflich und zu allem guten Werk geschickt sein muß. Wer als studierender Jüngling den Lastern gefröhnt, der sich aller Sünden und Missethaten schuldig gemacht hat (wie Sie von sich sagten), wahrlich, der wird durch die Ordination nicht auf einmal ein besserer, tugendhafterer Mann u. s. w.‘

„Das war das Maß von Einsicht in die Heilsbedürftigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen, welches damals die namhaftesten Geistlichen der Hauptstadt besaßen. Jenem bußfertigen Kandidaten, der sich erlaubte, auf das ‚sie sind allzumal Sünder‘ sich zu berufen, war überdies die grobe Unwissenheit, die er dadurch an den Tag lege, zu Gemüt geführt worden, da er hätte wissen müssen, daß im Urtext das Imperfekt stehe: *πάντες γὰρ ἥμαρτον*, sie waren Sünder, nämlich als Heiden, wogegen Christen stets anständige und tugendhafte Menschen zu sein pflegten.“

So Tholuck über das religiöse Leben Berlins am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Da war es nun nach vielen Seiten hin besser geworden. Der Sturm der Jahre 1806 und 1807, der Druck der napoleonischen Herrschaft, der gewaltige sittliche Aufschwung in den Tagen der Volkserhebung, die Trauer, die bei aller Siegesfreude der Befreiungskriege in tausend und aber tausend Familien einzog, das alles lehrte wieder nach dem lebendigen Gott fragen und weckte den Durst nach den Strömen frischen Wassers, die im Evangelium fließen. Zwar das offizielle preußische Kirchentum auf Kanzel und Katheder hielt noch jahrelang mehr oder weniger zäh an „dem salzlosen Eiweiß" des seichten Rationalismus, „hie und da überschwommen von der süßen Sauce einer empfindungsvollen Sentimentalität", wie Tholuck es einmal nennt, fest; und es ist bekannt, welche Kämpfe er selbst später mit diesem Feinde auszufechten bestimmt war. In Preußen hatten die Jahre der Schmach auch die letzten Reste der Selbständigkeit der evangelischen Kirche hinweggefegt. Die lutherischen Provinzial-Konsistorien, das lutherische Ober-Konsistorium, das reformierte Kirchen-Direktorium sowie das französische Ober-Konsistorium, die drei zuletzt genannten Zentralbehörden sämtlich in Berlin, alles war in der Verwirrung der Kriegsdrangsale zusammengebrochen. Die Regierungen in den Provinzen, das Ministerium des Innern in Berlin übernahmen die Leitung der Kirchenangelegenheiten. Erst 1816 schritt man zur Rekonstituierung von Königlichen Konsistorien unter dem Vorsitze der Oberpräsidenten, und 1817 wurde ein „Ministerium der geistlichen Angelegenheiten" gegründet, das die Geschäfte der vormaligen kirchlichen Zentralbehörden zu versehen hatte. Aber es war kein Hauch frischen Glaubenslebens und christlich klaren Bekenntnisses, der in das wiederhergestellte brandenburgische Konsistorium einzog. Die ersten geistlichen Räte waren zum größeren Teil noch rechtschaffene Rationalisten, denen gegenüber auch der fromme Professor Neander und der Konsistorial-Assessor Ritschl keinen ausreichenden Gegeneinfluß ausüben konnten.

Auch auf den Kanzeln Berlins herrschte noch immer überwiegend die Weisheit der Teller und Töllner, der Gabler und Semler. Dennoch wurden hier und da, allmählich erstarkend und an Zahl zunehmend, evangelische Hirtenstimmen

laut, die zur lauteren Quelle des Wortes zurückriefen. Hierher gehört vor allem das Zeugnis Schleiermachers, der seit 1809 als reformierter Hauptprediger, und Marheinekes, der seit 1820 als lutherischer Oberpfarrer an der Dreifaltigkeitskirche angestellt war. Schleiermacher ist unstreitig gerade durch seine Predigten für viele Christen der gebildeten Stände ein Vermittler zu tieferer Einkehr und bewußterem Glaubensernste geworden, wenn auch so einfältig schlichte Männer wie Jänicke schon im Jahre 1814 die Mahnung hören ließen: „Laßt euch keine Schleier machen!“[5]) Jänicke selbst, von 1792—1817 lutherischer Prediger an der Bethlehems- oder Böhmischen Kirche, war der eigentliche geistliche Mittelpunkt der erweckten Kreise Berlins. Aber neben ihm stand in gleicher Einfalt evangelischer Verkündigung an der Gertraudenkirche seit 1797 der ehrwürdige Justus Gottfried Hermes, in dessen Gottesdiensten der Geograph Karl Ritter den „Eindruck einer apostolischen Gemeinde“ erhielt,[6]) während er im übrigen Berlin fürs Herz unbefriedigt genug blieb: „Es ist wenig Wärme hier bei sehr viel Kultur und kalter Gutmütigkeit, die mit jedem es gleich gut meint, alle aufnimmt, an alle sich anschließt und darum nirgends recht tief dringt.“ „Hermes gewann inmitten der allgemeinen Gottlosigkeit trotz oder vielmehr wegen der biblischen Einfalt seiner Predigt wie seines Wandels je länger je mehr die allgemeine Achtung.“ Wie hoch Schleiermacher von ihm hielt, ist bekannt; seine eigne Frau ging lieber zu Hermes, als zu ihm in die Kirche, und er selbst war in der Gertraudenkirche ein öfters gesehener Hörer. Bei dem Reformationsjubiläum 1817 setzte er es durch, daß die Fakultät an Hermes die theologische Doktorwürde schenkte „zum Zeugnis, daß es in der Theologie noch auf etwas andres als auf Gelehrsamkeit ankomme“.[7]) Auch die Grabrede im folgenden Jahre hielt ihm Schleiermacher.

Hermes' Nachfolger, Löffler, gehörte gleichfalls zu den Predigern, welche die „Stillen im Lande“ gern und viel hörten. Auch die fromme Prinzeß Wilhelm war oft in seiner Kirche. Im Leben des Schulvorstehers Dreger teilt Kulke aus einer Predigt Löfflers über Gal. 5, 16—24 vom 19. März 1820 die für Löfflers herbe Art bezeichnenden Worte mit: „Ich muß dem Gottlosen auch heute wieder sagen, daß er um seiner

Sünde willen sterben muß. Zwar soll ich nicht so scharf predigen, sondern fein säuberlich mit dem alten Menschen verfahren; aber von mir werden die anvertrauten Seelen am jüngsten Gerichte gefordert werden. Ich muß es daher noch einmal bezeugen: wer in solchen Sünden lebt, von denen hier der Apostel spricht, der wird das Reich Gottes nicht sehen."[8])

An der Kirche der Brüdergemeinde wirkte seit 1816 (bis 1827) der fromme Prediger J. Dan. Anders, der später als Bischof nach Bethlehem in Nordamerika ging und als Mitglied der Unitäts-Ältesten-Konferenz in Berthelsdorf 76 Jahre alt starb. An der Friedrich-Werderschen Kirche predigte Franz Theremin, der 1815 zum Dom überging; seit 1819 an St. Georg Christian Ludwig Couard, seit 1822 am Dom Prof. Strauß aus Elberfeld, seit 1823 als dritter Prediger an der Dreifaltigkeitskirche Tholucks Freund Ad. August Kober — lauter Männer, die in den Tholuckschen Tagebüchern wiederholt und mit wechselnder Anerkennung genannt werden.

Noch mehr aber als in der Berliner Geistlichkeit, die der Hauptmasse nach auf den rationalistischen Universitäten ihre Ausbildung erhalten hatte, fanden sich in der Laienwelt der Hauptstadt religiös angeregte Kreise, die der kirchlichen Physiognomie des Spree-Athen ihre Signatur aufzudrücken begannen. Wurde doch Berlin in der Zeit, in welcher Tholuck daselbst seine religiöse Charakterisierung erhielt, häufig schon „das fromme Berlin" genannt, und diese Benennung war nicht spottweise gemeint.[9]) Als Schleiermacher seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" 1821 zum dritten Male herausgeben sollte, befand er sich nach seiner eignen Aussage[10]) „in großer Verlegenheit, was zu thun sei. Den Abdruck weigern," sagte er, „wäre wohl ein Unrecht gewesen gegen die Schrift und gegen mich; denn es würde von den meisten sein ausgelegt worden, als mißbilligte ich sie und möchte sie gern zurücknehmen. Aber wozu auf der andern Seite ihn gestatten, da die Zeiten sich so auffallend geändert haben, daß die Personen, an welche diese Reden gerichtet sind, gar nicht mehr da zu sein scheinen? Denn gewiß, wenn man sich bei uns wenigstens, und von hier sind doch auch ursprünglich diese Reden ausgegangen, umsieht unter

den Gebildeten: so möchte man eher nötig finden, Reden zu schreiben an Frömmelnde und an Buchstabenknechte, an unwissend und lieblos verdammende Aber- und Übergläubige; und ich könnte, zufrieden, daß Voß sein flammendes gezogen hält, dieses ausgediente Schwert nicht unzufrieden mit seinen Thaten aufhängen in der Rüstkammer der Litteratur." Auch die dieser Ausgabe hinzugefügten „Erläuterungen" zeigen, wie wenig die neuerwachte Berliner „Conventicul"-Frömmigkeit nach Schleiermachers Geschmacke war. Auf S. 37 heißt es: „Wir würden nicht so viel zu klagen finden über zunehmenden Sektengeist und parteigängerische fromme Verbindungen, wenn nicht so viele Geistliche wären, welche die religiösen Bedürfnisse und Regungen der Gemüter nicht verstehen, weil der Standpunkt überhaupt zu niedrig ist, auf dem sie stehn, daher denn auch die dürftigen Ansichten, welche so häufig ausgesprochen werden, wenn von den Mitteln die Rede ist, dem sogenannten Verfall des Religionswesens aufzuhelfen. Es ist eine Meinung, welche vielleicht nicht viel Beifall finden wird, welche ich aber doch nicht verschweigen kann, daß es nämlich gerade eine tiefere spekulative Ausbildung ist, welche diesem Übel am besten abhelfen würde; die Notwendigkeit derselben wird aber aus dem Wahn, als ob sie dadurch nur um so unpraktischer werden würden, von den meisten Geistlichen und denen, welche die Ausbildung derselben zu leiten haben, nicht anerkannt." Und S. 246 f.: „Niemand wolle doch glauben, daß ich die Erscheinungen eines erwachten religiösen Lebens, die jetzt in Deutschland besonders so häufig sind, als die Erfüllung der hier ausgesprochenen Hoffnung" (auf eine ‚Palingenesie der Religion') ansehe. Das geht schon aus dem folgendem hervor. Denn eine Wiederbelebung der Frömmigkeit, die von einem mehr geöffneten Sinn erwartet wird, müßte sich anders gestalten, als das, was wir unter uns sehen. Die unduldsame Liebloſigkeit unsrer neuen Frommen, die sich nicht mit dem Zurückziehen von dem, was ihnen zuwider ist, begnügt, sondern jedes gesellige Verhältnis zu Verunglimpfungen benutzt, welche bald allem freien geistigen Leben gefährlich werden dürften, ihr ängstliches Horchen auf bestimmte Ausdrücke, nach denen sie den einen als weiß bezeichnen und den andern als schwarz, die Gleichgültigkeit der meisten gegen alle große

Weltbegebenheiten, der engherzige Aristokratismus anderer, die allgemeine Scheu vor aller Wissenschaft, dies sind keine Zeichen eines geöffneten Sinnes, sondern vielmehr eines tief eingewurzelten krankhaften Zustandes, auf welchen mit Liebe, aber auch mit strenger Festigkeit gewirkt werden muß, wenn nicht daraus dem Ganzen der Gesellschaft mehr Nachteil erwachsen soll, als das erweckte religiöse Leben einzelner ihr geistigen Gewinn bringt. Denn das wollen wir nicht in Abrede stellen, daß viele der Geringeren aus ihrer Stumpfsinnigkeit, der Vornehmeren aus ihrer Weltlichkeit nur durch diese herbe Art und Weise der Frömmigkeit geweckt werden konnten; wollen aber dabei wünschen und auf das kräftigste dazu mitwirken, daß dieser Zustand für die meisten nur ein Durchgang werde zu einer würdigeren Freiheit des geistigen Lebens. Dies sollte wohl um so leichter gelingen, als es ja deutlich und unverhohlen genug zu Tage liegt, wie leicht sich Menschen, denen es um etwas ganz anderes als um wahre Frömmigkeit zu thun ist, dieser Form bemächtigen, und wie sichtlich der Geist abzehrt, wenn er eine Zeitlang in derselben eingeschnürt gewesen ist!"

Wohl werden in diesen Worten ernstlich drohende Gefahren und wirklich hier und da vorhandene Schäden der „christlichen Kreise" jener Zeit berührt. Ob aber der vornehm wissenschaftliche, ästhetisch-spekulative Schleiermacher, der sich an keiner Bibel- und Traktatgesellschaft, an keinem Heiden- oder Juden-Missionsverein beteiligte, der gelegentlich sogar gegen den „Judenbekehrungsverein" predigte[11]) und gegen diese gesamten Bestrebungen recht herbe Worte sagen konnte,[12]) ob er den Charakter dieser neuen zunächst nur in kleinen Kreisen verlaufenden religiösen Bewegung ganz gerecht und unparteiisch beurteilt hat, dürfte doch noch die Frage sein. Jedenfalls war das neue Leben da und wurde eine Kraft, die sich wirksam geltend machte. Ein andrer zeitgenössischer Beurteiler, der selbst von pietistischer Art sehr weit entfernt war, D. Friedrich Gustav Lisco, seit 1820 an der St. Marien- und seit 1824 an der St. Gertraudenkirche, hatte eine bessere Meinung von den „Frommen" als Schleiermacher. Er schreibt:[13]) „Es gab gesellige Kreise, in denen man in spezifisch christlicher Form sich bewegte, unterhielt, Erbauliches zur Erbauung besprach; diese asketische Färbung war nicht Heuchelschein, nicht bloße

Form ohne Gestalt, sie war eine Äußerung der ersten Liebe, eine Offenbarung des neu gewonnenen Lebens."

Die Anregung zu einer größeren religiösen Vertiefung, welche die gewaltige Umwälzung aller europäischen Verhältnisse mit sich gebracht hatte, verlief der Hauptsache nach eben in zwei gesonderten Bahnen, die nur hier und da in einzelnen Persönlichkeiten und Kreisen sich berührten. Die eine war eine wissenschaftlich-spekulative, die andere eine praktisch-asketische. Die Wissenschaft selbst kehrte allerorten um. Ein Trieb zur Verinnerlichung, Vertiefung, Selbstbesinnung machte sich auf allen ihren Gebieten geltend. Die Rechts- und Staatswissenschaft, die, wo sie sich nicht auf eine sorgfältige Ausdeutung und Ausbeutung des römischen Rechts beschränkte, einem rationalisierenden und ins blaue spekulierenden Naturalismus verfallen war, suchte, in der historischen Schule, das gewordene Recht als aus dem Innern der Völker herausgewachsen zu begreifen; nicht gemacht, sondern gefunden werden sollte das Recht. Die vergessenen Schätze der deutschen Sprache und Sitte, der Volks- und Kunstpoesie der Vergangenheit begann die Philologie wieder zu heben; und in die ungeahnte Herrlichkeit der bunten Sagen- und Märchenwelt der germanischen Nation tauchte die Romantik trunken unter. Auch die Philosophie nahm an dem allgemeinen Umschwunge teil. Der kühnste Philosoph des Jahrhunderts, noch 1798 des Atheismus angeklagt, konnte auf dem Kirchhofe vor dem Oranienburger Thor, wo seine Leiche seit 1814 ruht, mit der Inschrift geehrt werden: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich": Johann Gottlieb Fichte, ein bezeichnendes Beispiel der neuen Richtung, welche das Denken und Sinnen der in ihrem Innersten getroffenen Nation eingeschlagen hatte. Noch Kant, von dessen Standpunkte die Fichtesche Spekulation ausgegangen war, hatte die Moral von der Religion gelöst, und für den inkommensurablen Rest, der zwischen den Forderungen der Sittlichkeit und den Leistungen des radikal bösen Menschen übrig bleibt, zur Ausgleichung auf ein der praktischen Vernunft unentbehrliches Jenseits hingewiesen. Fichte zog zunächst mit unerschrockener Logik die letzten Konsequenzen der Kantischen

Philoſophie und löſte die ganze objektive Welt, an welche Kant noch glaubte, in ein Produkt des denkenden Ich auf, eine Kühnheit des Gedankens, vor welcher freilich auch die objektive Exiſtenz einer überweltlichen göttlichen Perſon ihr Recht verlieren zu müſſen ſchien. Aber gerade die Überſiedelung nach Berlin wurde für Fichte der Wendepunkt in der Entwickelung auch ſeiner Philoſophie. An die Stelle der „ſittlichen Weltordnung“ trat ihm immer deutlicher der lebendige Gott; im johanneiſchen Chriſtentum fand er die Ausprägung der Grundgedanken, die fortan ſeine Spekulation beſtimmten. „Die tiefere Einkehr in ſich ſelbſt“, ſagt der jüngere Fichte von ſeinem Vater,[14]) „die eigentliche Vollendung und letzte Reife in Lehre und Lebensanſicht beginnt ſeit der Epoche, wo er, abgekehrt von allem Getriebe herrſchender oder ſich bekämpfender Meinungen, und unbekümmert um fremden Beifall wie Verwerfung, nur mit ſeiner Selbſtbildung ſich beſchäftigte .... Mildernd und manchen Gegenſatz verſöhnend ging die religiöſe Weltanſicht in ihm auf, die er mit nicht minderer Zuverſicht und Kraft umfaßte.“ In ſeinen populären Vorleſungen über die „Anweiſung zum ſeligen Leben“, die er im Jahre 1806 in Berlin hielt, brach er entſchieden mit dem rationaliſtiſchen Moralismus Kants. „Nur mit Johannes“, ſagt er in der Anweiſung zum ſeligen Leben S. 155, „kann der Philoſoph zuſammenkommen, denn dieſer allein hat Achtung für die Vernunft, und beruft ſich auf den Beweis, den der Philoſoph allein gelten läßt, den inneren: So jemand will den Willen deſſen thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, daß dieſe Lehre von Gott ſei ... Die anderen Verkündiger des Chriſtentums bauen auf die äußere Beweisführung durch Wunder, welche für uns wenigſtens nichts beweiſet. Ferner enthält auch unter den Evangeliſten Johannes allein das, was wir ſuchen und wollen, eine Religionslehre; dagegen das Beſte, was die übrigen geben, ohne Ergänzung und Deutung durch den Johannes, doch nicht mehr iſt, als Moral, welche bei uns einen ſehr untergeordneten Wert hat.“ Im Innern des Chriſten iſt ſchon jetzt, nicht erſt im Jenſeits, die Seligkeit zu finden, zu welcher wir berufen ſind. „Willſt du Gott ſchauen, wie er in ſich ſelbſt iſt, von Angeſicht zu Angeſicht? Suche ihn nicht jenſeit der Wolken,

du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schauest ihn an; ergib dich ihm selber, und du findest ihn in deiner Brust" (S. 146).

„Nichts ist, denn Gott; und Gott ist nichts, denn Leben.
Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet.
Dein Ich ist sie: es sterbe, was vernichtbar;
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben,
Durchschaue, was dies Sterben überlebet:
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben."

so faßt Fichte in einem nachgelassenen Sonett das Resultat seines fortgeschrittenen Philosophierens zusammen.[15])

Auch in der Theologie bereitete sich die Abkehr von dem kritischen und dem vulgären Rationalismus vor, und Schleiermachers Name ist es, an den sich diese folgenreiche Wandlung anknüpft. Wie Fichte, wenn auch in ausgesprochenem philosophischen Gegensatze zu ihm,[16]) so knüpfte auch Schleiermacher an die Thatsachen des innern Lebens an und hob in den „Monologen" das Recht und die Macht der Individualität, in den „Reden über die Religion" die Selbständigkeit und Realität der religiösen Anschauung hervor, wie seine ganze Glaubenslehre nur „Auffassungen der christlich-frommen Gemütszustände in der Rede dargestellt" zu geben den Anspruch machen will.[17]) Schleiermacher war der theologische Vertreter der zur Religion zurückkehrenden Wissenschaft und darum die Persönlichkeit, an welche die Gebildeten unter den allmählich auftauchenden Verehrern der Religion sich vor allen anschlossen. Der jüngere Fichte sagt in der erwähnten Biographie seines Vaters (II, S. 411): „Der Gedanke an einen lebendigen Gott, wie er den Menschen befreit von der Knechtschaft der Unvollkommenheit, wie er den Willen von der Tantalusarbeit eines endlosen Ringens erlöst, indem erkannt wird, wie vor ihm der gute Wille, Demut und Liebe statt der That gilt, dieser einfache Gedanke, welcher der frühern Zeit im Glauben und Erleben einfach gegenwärtig war, lag der damaligen Bildung durchaus fern. Sollte sie ihn aber wiederfinden, so bedurfte es dazu der Heiligung durch Wissenschaft und höhere Ausbildung, wie diese zuerst von dem Glauben losgerissen hatte." Darin sieht er die geschichtliche Aufgabe in

dem Lebenswerke seines Vaters; darin haben wir auch Schleiermacher die Abhilfe gegen das Übel der Irreligiosität erkennen sehen; „eine tiefere spekulative Ausbildung“ sollte dem Verfall des Religionswesens aufhelfen (S. 93).

Dieser Art von wissenschaftlich vermittelter Frömmigkeit fühlte sich selbst ein so ausgesprochener Heide wie Alexander v. Humboldt nicht abgeneigt. Sein Biograph sagt von ihm: „Die Hegelei mit ihrem Luftbau war ihm zuwider. Eine zuverlässigere und zugleich minder selbstgefällige Art von Geisteskultur aber war die, welche von Schleiermachers Kanzel, Katheder und persönlicher Anregung aus sich über einen nicht zahlreichen, aber mannigfachen Teil der Berliner Bevölkerung verbreitete ... Humboldt war dieser Kultur des Schleiermacherschen Kreises von Haus aus verwandter als der des Hegelschen; es verband ihn mit jener die Humanität der Gesinnung, die Urbanität eines fein dialektischen, an geistigen Pointen reichen Gesprächs.[18])

Diesen Kreisen mag auch der „theologische Freund“ angehört haben, der an Friedrich Perthes schrieb:[19]) „Man darf doch wahrlich nicht vergessen, daß die meisten und bedeutendsten Männer unsrer Zeit nur durch die Wissenschaft zum Christentum zurückgeführt werden können, wie sie durch die Wissenschaft von demselben abgeführt worden sind. Nur sie vermag die Wunden zu heilen, die sie geschlagen hat. Damit sage ich wahrlich nichts Neues; keiner der Kirchenväter hat anders gedacht; obschon sie gewiß so freudig wie unsre heutigen Eiferer bereit waren, Gut und Blut für ihre Überzeugung zu opfern, so haben sie doch immer anerkannt, daß das in Christus geoffenbarte Wort des Lebens seinen Widerschein auch in der Philosophie des Morgenlandes und des Abendlandes hatte glänzen lassen, um die Heiden durch die Philosophie, wie die Juden durch das Gesetz auf Christum vorzubereiten.“ Der Biograph von Perthes setzt mit richtigem Verständnis der Sachlage hinzu: „Seine Zweifel an den Erfolgen der wissenschaftlichen Theologie wurden durch diese und manche ähnliche Worte nicht beseitigt. Ihm blieb die Furcht, daß die Theologen, erfreut über neu gefundene oder neu festgestellte wissenschaftliche Begriffe, der Versuchung nicht widerstehen würden, dieselben

nun auch frischweg in die Kirche einzuführen, welche, da sie weder wissenschaftlich sei noch sein könne, hierdurch ein neues Element der Zersetzung erhalten werde. Mit großer Wärme wendete er sich dagegen den Bewegungen zu, die von einer anderen Seite aus die Herrschaft des Rationalismus bedrohten."

Das sind die Bewegungen, welche wir vorher die pietistisch-asketischen nannten, und die auch in Berlin einige Kreise der Vornehmen und Geringen ergriffen hatten.

Selbst unter der ungebrochenen Herrschaft der friederizianischen Aufklärung hatte sich in Berlin, namentlich in den Kreisen der Bürgerschaft, aber auch bei etlichen Familien des hohen Adels, der schlichte alte Glaube und die treue Anhänglichkeit an das Bibelwort erhalten. Fanden diese Christen keine rechte Nahrung für ihre Seele in den öffentlichen Gottesdiensten, so schlossen sie sich, ohne auf den Kirchenbesuch zu verzichten, zu kleinen Versammlungen in den Häusern zusammen und hielten in der bescheidensten Form ihre regelmäßigen Erbauungsstunden. „Jede dieser Versammlungen wurde mit Gesang und Gebet begonnen. Anfänglich las man eine Predigt oder sonst einen Abschnitt aus einem guten Erbauungsbuche vor; in kleineren Kreisen namentlich besprach man sich auch über dieses und jenes Stück des Wortes Gottes. Später aber wurde vor dem ‚Stundenhalter' ein vorgelesener Abschnitt der heiligen Schrift in aller Einfalt erläutert und entfaltet. Zum Schluß sprach einer der Anwesenden, mit allen niederknieend, ein Gebet für die Not der Einzelnen und der Gemeinschaften.[20]) Die älteste dieser Versammlungen war ums Jahr 1775 von einem frommen Bäckermeister Drewitz am südlichen Ende der Wilhelmstraße eingerichtet worden. Wohnzimmer und Hausflur standen oft zum Erdrücken voll. Drewitz selbst leitete die Andacht; zuweilen kam auch der Prediger Servus von der böhmischen Gemeinde und hielt das Gebet. Der Superintendent, der diese Versammlungen für gefährliche Konventikel hielt, ging zu Drewitz und verbot ihm ohne weiteres die Erbauungsstunden. Da trat der ehrwürdige alte Meister zu ihm heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach in ernstem Tone zu ihm: „Mann, Mann, wie willst du das am jüngsten Tage vor Gott verantworten!" Erschrocken ging der so Angeredete schweigend hinweg; dennoch

veranlaßte er die Polizei, einzuschreiten. Sie erließ ein Verbot; allein im stillen versammelte man sich weiter. Wurden die Versammelten gewahr, daß eine Aufsichtsperson dem Hause nahete, so standen sie still auf und gingen einzeln hinaus, der eine mit einem Brot, der andere mit einer Semmel, die sie im Laden des alten Drewitz kauften, und niemand belästigte sie dann.[21]) Solcher Versammlungen bestanden zur Zeit, als Tholuck in Berlin lebte, gegen zwanzig. Volksschul- und Gymnasiallehrer, fromme Handwerksmeister, Schulvorsteher, ein Bankassistent Herrmann, ein Baron v. Ruthenberg, der Musikdirektor Kühnau, Kaufleute, Kandidaten, die Zöglinge des Jänickeschen Missionsseminars, der Diener Bach, bei dem Major v. Wartenberg, ein in der Schrift erfahrener und tiefgegründeter Christ, der wegen seiner Demut bei den Gläubigen Berlins in hohen Ehren stand und überall zur Aushilfe bereit war, wo es an einem Stundenhalter fehlte, Jänicke selbst, in früherer Zeit auch die Oberkonsistorialräte Woltersdorf und Silberschlag, das waren die Männer, die in der Stille durch solche Erbauungsstunden in Berlin, Rixdorf, Tempelhof, auf dem „Rollkrug" bei Rixdorf ein halbes Jahrhundert hindurch die geistliche Pflege der darbenden Gemeindeglieder übernahmen. Seit 1807 trat in ihre Reihen auch der Baron v. Kottwitz, der in seiner Armenverpflegungsanstalt in der Alexanderstraße im genannten Jahre für die Hausgenossen und Besucher aus der ganzen Stadt eine Erbauungs- und Bibelstunde einrichtete.

Ihren Mittelpunkt und den Zusammenschluß mit den erweckten Kreisen von ganz Deutschland fanden diese Versammlungen in der „Christentums-Gesellschaft",[22]) die sich, nach einem Londoner Vorgange, am 30. August 1780 in Basel gebildet hatte und bald über die ganze deutsche Heimat ausbreitete. Der Name lautete ursprünglich „Deutsche Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit"; doch wählte man später den bescheideneren Titel. Die lange Reihe von Veröffentlichungen der Gesellschaft, die, von 1783—85 in einem Jahrbuche unter dem Titel „Auszüge aus dem Briefwechsel der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer u. s. w.", seit 1786 bis zur Gegenwart unter dem Titel „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" erschienen, brachte Monat

für Monat allen christlichen Versammlungen Deutschlands und der Schweiz in den Berichten aus dem Reiche Gottes alter und neuer Zeit, in praktischen Bibelauslegungen, frommen Gedichten, Erzählungen ꝛc. einen unerschöpflichen Stoff zur Anregung und Belehrung in den Erbauungsstunden. Auch die schon im Jahre 1782 gestiftete Berliner Christentumsgesellschaft bestand noch zu Tholucks Zeiten und pflegte mit den verwandten Verbindungen in Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt, Magdeburg, Prenzlau, Preußisch Minden und Wernigerode einen mehr oder minder lebhaften Verkehr.

Die Konventikel, an denen sich Tholuck beteiligte, erhielten gleichfalls durch die Baseler „Sammlungen" ihre regelmäßige geistliche Nahrung. —

Arnold Ruge, der Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", unterschied später einmal in seiner Weise zwei Klassen von Pietisten, die „ordinären" und die „parfümierten".[23]) Zu den letzteren würde er wahrscheinlich einen Kreis von jungen Leuten in Berlin gerechnet haben, die doch nichts weniger suchten, als um des „Parfüms" ihrer vornehmeren Stellung und Geburt willen sich von den einfachen Bürgersleuten zu isolieren. Es war das eine Schar von Juristen und Militärs, die zum Teil im späteren Leben hervorragende Posten eingenommen haben, in jener Zeit der ersten Liebe aber in der lebendigen christlichen Freundschaft ihren innigsten Zusammenhalt fanden. Zu ihnen gehörte der Offizier auf der Kriegsschule Adolf von Thadden und seine späteren Schwäger: Freiherr v. Senfft und Ludwig v. Gerlach; dessen Bruder Otto, damals noch Jurist; der stud. juris Karl v. Lancizolle; die Offiziere Edmund v. Poyda und Sontheim; die Brüder A. und R. v. Sydow; der Jurist Focke; Anton Graf Stolberg, v. Hövell, v. d. Dollen, Orthmann u. a. Mehreren von ihnen werden wir in diesen Blättern noch öfters begegnen.

Das Tholucksche Tagebuch, das fast nur die innere Entwicklungsgeschichte beleuchtet, setzt uns nicht in den Stand, die Zeit zu bestimmen, in welcher Tholuck mit diesen verschiedenartigen Kreisen der Berliner religiösen Bewegung in Verbindung getreten ist. Unvermittelt treten die einzelnen Namen auf, und wir erfahren nicht, unter welchen Umständen die Bekanntschaften

gemacht wurden. Das Haus von Diez wird wohl in vielen Fällen die Fäden angeknüpft haben. —

Daß unter den Professoren nur Neander eine bedeutendere Anziehung auf Tholuck ausübte, haben wir bereits gesehen. Schleiermacher war und blieb ihm unsympathisch, wenn er auch in der späteren Studienzeit sich an den „Reden“ und „Monologen“ auf Wanderungen durch die Mark allein und mit Freunden wiederholt geistig erfrischte und erquickte. Nach einer Osterpredigt Schleiermachers 1818 schreibt er in sein Tagebuch: „In der Kirche von Schleiermacher freute ich mich, daß mir ein anderer, für mich sichererer Pfad geworden ist, auf dem ich wandle, sobald der Herr mir seine Gnade nicht entzieht“; und zwei Tage später: „Ich preise den Herrn, daß ich einen festeren Halt habe, als der, welcher dem Jüngling in Schleiermachers Monologen geboten wird, wo Worte und Ideen und Worte gereicht sind, die nie sich in Wirklichkeit umbilden können.“ Die Theologie Schleiermachers erschien Tholuck als geradezu pantheistisch und noch im Jahre 1824, wo sich doch bereits ein kollegialisches Verhältnis zwischen beiden gebildet hatte, mußte Freund Sander aus Elberfeld an Tholuck schreiben: „Ich kann unsern Freunden nicht ganz Unrecht geben, wenn sie behaupteten, Du könntest vielleicht etwas milder von Schleiermacher urteilen, und solltest ihn nicht so geradezu als einen Pantheisten verwerfen.“

Konnte doch selbst Rothe keinen rechten Zug zu Schleiermacher finden; und zwar in einer Zeit, die sein Biograph Nippold noch keineswegs zur „pietistischen Periode“ rechnet. „Seinen Predigten fehlt,“ schreibt Rothe am 3. November 1819,[24]) „so scheint es mir, der lebendige Grund und Boden des innerlichen, vom Christentum auf das innigste durchdrungenen Daseins;.... eigentliche Erbauung habe ich in ihnen noch nicht finden können, und sie ist auch wohl nicht der Zweck des Redners; aber sie sind geistreiche und belehrende exegetische Übungen, und darum besuche ich sie regelmäßig.“ Und über Schleiermachers „Leben Jesu“: „Im allgemeinen bin ich gegen den Geist, wo er ohne Wahrheit ist, und darum auch gegen ein Rütteln am Positiven, das dieses nicht einmal umzuwerfen, geschweige an seiner Statt ein Neues aufzubauen vermag.

Nach meiner Meinung ist es immer thöricht, wenn man säet, ehe man geackert hat; und in diesem Falle scheint mir Schleiermacher mit vielen andern unsrer neueren Theologen zu sein, die das Positive und Historische der Theologie mit Erfolg lehren zu können meinen, ohne zuvor im eigenen Gemüte, wie in dem der Zuhörer den von den gesamten innerlichen Lebenskräften des Menschen zugleich zu vollführenden Prozeß der Christlichmachung des inwendigen Menschen angestellt zu haben." Auf die „Christlichmachung des inwendigen Menschen" aber ging Tholucks ganzes Bestreben, daher konnte Schleiermacher ihn nicht fesseln. Übrigens war, soweit davon zwischen einem berühmten Manne und einem eben erst ins Leben tretenden Jüngling die Rede sein kann, die Abneigung eine gegenseitige, wofür die Belege uns bald genug entgegentreten werden.

Marheineke, der geistig Unbedeutendere, aber christlich Wärmere und Unmittelbarere, that dem jungen Studenten doch innerlich in höherem Maße wohl. Während Tholuck in der ganzen Berliner Studienzeit nur ein Kolleg Schleiermachers (über den 2. Korinther- und den Römerbrief, Sommer 1818) hörte, oder es doch wenigstens nur zu einem ausgearbeiteten Hefte brachte, finden sich unter seinen alten, sauber geführten Kollegienheften mehrere Marheinekesche Vorlesungen, Dogmatik, Symbolik und Encyklopädie. Auch das Tagebuch enthält manche Reminiszenzen an das in der Vorlesung Gehörte. So heißt es am 3. Februar 1818: „In Marheinekes Kolleg wurde ich aufs äußerste bewegt, indem mir bei diesem Anschauen der höheren Wahrheit es als selige Gewißheit durch meine Seele ging, daß es am nötigsten ist, ich setze mir vor: Sei ganz in Jesu! Solange ich nicht ganz in ihm bin, so lange kann ich auch nicht gut sein." Ferner am 10. Februar: „Ich fühle es, wie not es mir ist, keinen Augenblick die himmlische Liebe aus meinem Gedächtnis zu lassen; denn so oft ich aus dem rechten Leben in ihm herausgehe, gewahre ich es deutlich, wie mein Wesen einem unlautern Sein angehört. Dieser selbige Gedanke wurde mir bis zur höchsten und herrlichsten Klarheit entwickelt, da nicht lange darauf Marheineke den Satz hervorhob: wie des Menschen Stand der Unschuld darin bestanden, daß all sein geistiges Weben allein in Gott gewesen, nach dem Fall aber der

Mensch so der Anschauung des Ichs und der Natur hingegeben worden, daß er nur in Augenblicken, wo der heilige Geist Gottes in ihm sei, aus diesem Gefühl des Ich heraustrete. Wenn es je eine Wahrheit gegeben, so ist dieses Wahrheit, denn dieses erprobe ich an mir selbst zu unendlichen Malen. Wenn ich ganz ohne das Bewußtsein meiner selbst und der Welt sein könnte, so müßte ich ein seliges Leben führen." Und am 17. Februar: „Von meinem Heiland erfüllt, ging ich zu Marheineke, wo ich jetzt mit unendlichem Hochgefühl den Vater preise, der mir endlich, endlich das einzige Ufer zeigte, wo ich mich retten konnte. Marheineke sagt: Der Begriff der in Gott gerechtfertigten Kindschaft weiset deutlich auf Jesum hin, indem dann der Mensch, wenn auch Mensch, so den Herrn in sich wirken läßt, daß das Göttliche mit dem Menschlichen aufs innigste verbunden ist; und Gott liebt nur seinen Sohn und sieht ihn, in ihm aber liebt und sieht er alle Gläubigen, Röm. 8, 15; Gal. 4, 6; Eph. 3, 12; Joh. 3, 1—18; Kol. 2, 1; Joh. 14, 23; 2 Kor. 6, 16."

Zu Neander gestaltete sich Tholucks Verhältnis so innig, daß er jahrelang jede Woche einen Abend bei ihm zubrachte, und die dort empfangenen Anregungen klingen oft in hellem, freudigem Echo der Tagebuchblätter nach. Seine Kollegia besuchte er am fleißigsten, und die Kirchengeschichte, die Patristik, die kleineren paulinischen Briefe, die Dogmengeschichte, welche Neander in den Jahren 1817—19 las, hat Tholuck in lückenlosen, eigenhändigen Heften sich aufbewahrt und augenscheinlich fleißig darin studiert. „Ich las Neanders Kirchengeschichte," heißt es im Tagebuche am 12. Juni 1818; „wahrlich es ist ein liebender, himmlischer Geist, der den Irrenden führt!" Am 5. Februar 1818 schreibt er: „Des Abends bei Neander ward ich mit hoher Freude erfüllt, als ich mich mit ihm in die Anschauung der Herrlichkeit unsers Glaubens versenkte. Wie jeder, der aus der seligen Gemeinschaft Gottes in Christo herausschreitet, wenn er weiter und weiter sinkt, der Pantheist also, der Anbeter seiner selbst wird; wie das heutige Zeitalter nichts mehr im Gebiet des Übersinnlichen lassen wollend, alles ins Reich des Verstandes zieht, bis endlich selbst der Gott zur Idee wird; wie darum dem Christen vor allem das Handeln zum

Gesetz gemacht worden ist und nur so viel von der Herrlichkeit der Himmel enthüllt wurde, als ihm eben nötig war, um handeln zu können, — sehr beseligt und tief durchdrungen von allen diesen Gedanken kehrte ich sinnig in meine Stube zurück." „Des Abends ging ich mit Neander im Tiergarten. Er sprach davon, wie schwer es ist, ein einzelnes Jahrhundert genau zu kennen. Er sagte auch: Man findet doch, daß fast nie wahrhaft gelehrte Männer frivol sind. Er war sehr liebevoll und demütig. In lebendiger Begeisterung verließ ich ihn" (19. Juni 1820). „Der Abend bei Neander war mir sehr wichtig. Er sprach von der Menschheit Jesu, daß diese ein wirkliches Individuum des Menschengeschlechts gewesen wäre, daß Gott nach freier Willkür ohne andre Rücksicht der Präscienz als darauf, daß mit dem Logos und in sündlosem Körper er makellos sein würde, ihn erwählt habe, und daß diese Menschheit sich nachher erhoben habe und zum Lohn ihres Gehorsams über alle Wesen gesetzt worden sei. Das wollte meinem Hochmut nicht ein; ich sollte einen Menschen anbeten, der es auch nicht einmal durch besondere Tugend verdient hat. So sehr erboste mich dies, daß ich schon daran war, zu weinen und ich nur die Thränen verhielt. Da sprach Neander: Es ist ja nur Selbstgerechtigkeit, dies nicht annehmen zu wollen; und das traf den faulen Fleck. Ja ich nehme noch nicht die Versöhnungslehre als ein gedemütigter Christ an, sondern noch immer als ein nach Heiligkeit messender."

Zu den wahrscheinlich im Dieziſchen Hause gemachten früheſten Bekanntſchaften Tholucks gehörte der Dichter de la Motte Fouqué, der die Beziehungen zu dem theologiſchen Profeſſor auch in der ſpäteren Zeit nach beider Überſiedlung an die Univerſität Halle (1831—42), mit warmem Intereſſe feſthielt. Der im vorigen Kapitel mitgeteilte Brief hat es uns ſchon geſagt, in welchem Maße der romantiſch chriſtliche Geiſt des Dichters zur eigenen religiöſen Vertiefung Tholucks mitgewirkt hatte; und wie ſehr der blühende, oft ſchwülſtige Fouquéſche Stil auch des Jünglings Ausdrucksweiſe beeinflußte, davon haben ſich die Leſer gleichfalls überzeugen können. Ende Juli 1817, alſo wenige Monate nach ſeiner Berliner Verwaiſung, unternahm Tholuck mit einem ungenannten Genoſſen einen

Ausflug nach Nennhausen, dem Gute Fouqués in der Nähe Rathenows. Noch voll von den reichen Eindrücken dieser Reise schrieb er am 22. Juli in sein Tagebuch: „So sitz ich denn an dem wonnighellen, sonnenlichten, freudeanfachenden Sommertage voll hoher und freundlicher Gefühle in der kleinen, stillen Laube, die mich schon manchmal unter dem wechselndsten Gefühle meines Busens in ihren Schatten geborgen. Noch zieht ein Nachschimmer, ein abgeschattetes Abendlicht der Wonneempfindung dieser Tage in meiner Seele. Ich bin dort recht glücklich gewesen, und noch jetzt stehe ich inmitten sich kreuzender Hoffnungen und Erfüllungen. Wie aber, wie soll ich meinem Gotte genugsam danken? Ich spreche: Den Willen habe ich, aber nicht das Vollbringen — und begebe mich. O mein Vater, so laß mich noch gewähren, laß mich alles finden, das ich ersehne, und dann der besten Zukunft entgegenwallen. — Am Sonnabend fuhren wir fort und gelangten nach manchem kräftigen Sang und langem frohen, liebereichen Gesprächsel und herzlicher Rede in später Nacht in N. an. Am Morgen lustwandelten wir zuerst mit dem würdigen greisen B., der uns seine Pflanzenverdienste treu und gutmütig erzählte. Darauf sprach ich die Baronin, welche sich um die Sagenwelt des Morgenlandes befragte, sogleich ein mir bequemes Feld erschloß und mich heimisch machte. Schon hatte ich sein ganz vergessen, voll Freudigkeit über den geistigen Hochsinn der holden Frauengestalten, als er plötzlich erschien, bewegsam mit männlicher Kraft daherschritt, einem schlachtfertigen Sigurd vergleichbar. Ich ermangelte ihm zu sagen, was ich wollte, weil ich ihn ganz anders sah, als der war, den ich mir vorstellte. Das Nordland war der erste Berührungspunkt, das Persischlernen der andere, und von hier aus schlängelte sich die Rede durch mancherlei Pfade und Stege hin, bis sie unter dem Vortrag F.s eine andere Gestaltung gewann. Bald ward von der Baronin eine Lustwandlung vorgeschlagen und angetreten. Ich sonderte mich mit dem Manne meines Herzens ab. Wir strichen allein durch die astverschlungenen Fichten und Tannen und Eichengewölbe, und der Norden und das Christentum stiegen auf unsre Zungen und unsre Geister hernieder.... Ich erfreute mich jedes seiner Worte im Innersten meiner Seele, wie ich es denn auch mußte,

da es mir ein köſtlich Kleinod dünken mußte, in wenigen Stunden ihm ſchon ſo nahe zu ſtehen und ihn wirklich hoch ehren und lieben zu können.“

Welcherlei Art die Hoffnungen und die Wünſche Tholucks an Fouqué waren, erhellt aus folgendem Briefe, den dieſer ihm am 6. Auguſt 1817 ſchrieb: „Mein innig geliebter junger Freund! Gar wohlthätig und erfriſchend hat Ihre Erſcheinung auf mich gewirkt, und ſo auch Ihr lieber Brief. Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für beides, und laſſen Sie uns ja in möglichſt ununterbrochner geiſtiger Berührung bleiben. Es iſt doch über alles herrlich, wo man durch das Gefühl des lebendigen Chriſtusglaubens, das jeder im andern wahrnimmt, zum Freundſchaftsbunde diesſeits und jenſeits getrieben wird. Und ſo verhoffe ich denn zuverſichtlich, Gott wird uns beide dahin ſegnen, daß wir ihm, jeder auf ſeine eigentümliche Weiſe, hienieden in freundlicher Einigkeit dienen können nach ſeinem Wohlgefallen, bis uns ſeine unendliche Gnade dahin beruft, wo alles Licht iſt und alles Freude. Amen. — Mit der innigſten Teilnahme ſehe ich nun der Kunde entgegen, was Humboldt für Sie thun kann. Ich hoffe auch hier das Beſte. Eine günſtige Vorbedeutung für unſre Wünſche war es ſchon immer, daß Sie ihn noch in Berlin trafen. Vielleicht hat ſchon Zeune eine Antwort für Sie; auch denke ich, daß der Miniſter meiner Frau unmittelbar ſeine Anſicht mitteilen wird; dann ſchreibe ich Ihnen ſogleich, wie es ſteht. — Ausnehmend freue ich mich auf Ihr arabiſches Mährchen, ſowie auf die einzelnen Kryſtallperlen, die Sie mir als Abrißlinge aus den öſtlichen Wundergärten verhießen. Schicken Sie nur recht bald und viel. — ..... Wegen des Ehrendenkmals, welches Sie dem würdigen Diez zu errichten gedenken, ſinne ich auf eine paſſende Stelle. Scheint Ihnen das Morgenblatt nicht zu frivol dazu? Aber freilich, wenn's die Leute leſen ſollen, muß man ſchon in ihren Kreis hineinſchreiben. Teilen Sie mir bald Ihre Anſicht darüber mit.[25]) Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen auf das beſte und teilnehmendſte. Unſer lieber Herr ſei mit Ihnen! Voll inniger Achtung und Freundſchaft der Ihrige Fouqué.“ Am 16. Auguſt, fügte Fouqué hinzu: „Ich eile, mein ſehr lieber Freund, Ihnen den beiliegenden“ (leider abhanden gekommenen) „Hum-

boldtsbrief zu überſenden. Wenn er auch nicht ganz unſeren Wünſchen entſpricht, ſo drückt er doch deutlich eine recht wahrhafte Teilnahme aus, und der darin enthaltene Rat ſcheint meiner Frau und mir annehmlich. Allerdings wird alles darauf ankommen, ob die Vorſteher der Bibelgeſellſchaft Ihnen das Überſetzen in Paris und etwa einen Vorſchuß zur Reiſe geſtellen wollen. Ich hoffe dies aber um ſo unbedenklicher, da der dortige Aufenthalt auch unmittelbar für das unternommene Werk fördernd und günſtig wirken muß. Meinerſeits freut es mich, daß Ihnen eine Gott ſo unzweifelhaft wohlgefällige Arbeit nicht aus den Händen kommt. Meine Frau wird Ihnen, falls Sie nach Paris gehen, mit Freuden ein Schreiben an Alexander Humboldt mitgeben; ſie grüßt Sie aufs teilnehmendſte. Mit herzlicher Achtung und Freundſchaft ganz der Ihrige Fouqué."

Noch einen Brief des Dichters füge ich hinzu, den er ſchrieb, als er nach ernſtlicher Erkrankung in Berlin auf ſein Gut zurückgekehrt war, und der uns einen Blick in die Beſchäftigung Tholucks aus jener Zeit thun läßt. Er datiert vom 23. Mai 1818: „Mit der innigſten Rührung, mein junger Freund, hat mich Ihr liebevoller Brief erfüllt. Ich ſehe Sie mit Geiſtesaugen vor mir, wie Sie in Berlin an meine Thür gekommen ſind und gefragt haben, und dann im teilnehmenden Gefühle wieder ſtill von dannen gingen. Sie liebes, gutes Kind! Unſer lieber Herr wollen Sie recht reich und mild und herrlich ſegnen auf allen Ihren Bahnen, wie das ja Seine himmliſche Art und Weiſe iſt gegen alle, die ihn ſuchen. — Auch mir hat er unausſprechliche Gnade erwieſen in meiner Krankheit und ganz abſonderlich durch dies Erkranken ſelbſt, wie ich denn das jetzt in einer Tiefe und Fülle erkenne, die mich mit der allerinnigſten Dankbarkeit und Freude durchdringt. Freund Zeune wird Ihnen mitteilen, was ich ihm über mein leibliches Befinden und auch über meine ganze Stimmung ſchrieb, und Ihr teilnehmendes Herz wird ſich daran freuen. — Auch zu meinen dichteriſchen Arbeiten ſchenkt mir der liebe Gott gar mannigfache Kraft und fröhliches Gedeihen; ich weiß mein heitres Dankgefühl nicht genugſam auszuſprechen.

„Mit dem Perſiſchen? — Ja, mein lieber, junger Lehrer und Meiſter, da ſteht es noch ausnehmend ſchwach. Sie wiſſen

ja, wie Cortez aus Mexiko vertrieben ward, und ſich nur kaum über die Dämme zurückſchlug, und ſogar einen Schuh dabei im Stiche laſſen mußte! Ungefähr ſo wie ihm, als er tags darauf nach der herrlichen Stadt zurückſah, von deren baldiger Unterwerfung er ſchon geträumt hatte, iſt auch mir zu Mut, wenn ich nach den perſiſchen Roſengärten umſchaue. Da iſt dieſe und jene Vorarbeit verloren gegangen, der das Gedächtnis (ob es mir gleich in ſeiner ganzen früheren Stärke wieder treulich beiſteht) nur unvollkommen nachhilft; da auch iſt mir Ihr Abdſchid (heißts nicht ſo?)“ [ein perſiſches Alphabeth, das ihm Tholuck zuſammengeſtellt hatte] „verloren gegangen, und ich muß Sie, lieber freundlicher Bundesgenoſſe, ſchon um ein neues bitten; zwar könnt' ich mir's notfalls aus dem Wörterbuche ſelbſt zuſammenſtellen; aber die unterſchiedliche Geſtaltung des Buchſtabs im Anfang, Mittel oder Ende des Worts würde mir doch immer viel Schwierigkeiten machen, und Sie helfen ja ſo gern. — Nun kommt aber etwas noch Ärgeres. Ich kann Ihre Überſetzung von der Geſchichte des Fremden in der betrügeriſchen Stadt nicht wieder auffinden. Können und wollen Sie auch dieſer mexikaniſchen Verwirrung abhelfen? Dann wollte ich das ergötzliche Mährchen ſogleich fürs Morgenblatt an Cotta ſpedieren, der nun von ſeiner italiſchen Reiſe wieder zurück iſt.

„Gar herzlich freue ich mich auf die chriſtlichen Schätze aus Ihrer perſiſchen Handſchrift. Machen Sie doch ja ſo viel und ſo bald davon bekannt, als es ſich irgend will thun laſſen. Wer weiß, es fällt doch wohl ein Körnlein von dort heraus auf guten Grund, das mit der Zeit zum Baume wird. Der Herr hat des Samens und der Säeleute eine gar große Mannigfaltigkeit. Und uns, die wir durch ſeine wunderbare Gnade ſchon die offene Pforte ſehn, muß ja dergleichen recht von ganzer Seele ergötzen. —

„Glückauf zu den günſtigen Ausſichten, die Ihnen von der ſchützenden und leitenden Hand geöffnet werden! Uns ſcheint das ein recht ermunternder Wink für das echt Berufsmäßige Ihrer erwählten Bahn.“ — (Tholuck ſollte Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Dorpat werden).

„Besuchen Sie mich denn nicht einmal wieder? Vielleicht käme auch unser guter Zeune mit. Die Unbequemlichkeit einer angedrohten Badereise scheint mir vorübergehen zu wollen, und so stände ich denn ein paar Monden lang immer mit offenen Armen zu Ihrem Empfange bereit. Meine Frau grüßt Sie recht herzlich und dankt bestens für die Mitteilung über das Hammersche Werk. Mit inniger Freundschaft und Teilnahme ganz der Ihrige Fouqué.“ [26])

Auch aus diesem Briefe erhellt, was die nachgelassenen Papiere bestätigen, daß Tholuck neben seinen theologischen Arbeiten mit ununterbrochenem Eifer die liebgewordenen Sprachstudien fortsetzte. Er kopierte persische und arabische Handschriften der Universitäts- und der Diezischen Bibliothek. Ganze Hefte dieser Kopien sind noch vorhanden. So ein Quartheft mit den Abschriften des MS. No. 144 der Königl. Universitätsbibliothek, 165 Quartseiten und ein dsgl. No. 104, Kitab Anlio, fol. 104. Er legte in dickem Foliobande ein arabisches Wörterbuch an, das viele Nachträge und Zusatznotizen aus späterer Zeit enthält. Er ergänzte mannigfach ein Quartheft: „Linguistisches Magazin gesammelt von August Tholuck 1813 bis 1816.“ Ein staunenswerter Sammelfleiß bekundet sich auch in diesem überaus sauber gehaltenen und sorgsam geschriebenen Hefte. Ein kurzer Auszug des Inhaltes wird dies bestätigen und erhöhte Bewunderung erregen, wenn wir bedenken, daß die Anlage des Buches bis in das 14. Lebensjahr von Tholuck zurückdatiert! Da finden sich also: „Mungalische Karakthere“. „Provenzalisches Sonnett.“ „Die griechischen Unzialbuchstaben“, in ihrer allmählichen graphischen Entwickelung. „Die griechischen Kursivlettern.“ „Ulfilas Mösogotisches Vaterunser.“ „Mösogotische Sprachnotizen.“ Das Vaterunser in verschiedenen Sprachen und Dialekten: Baskisch im Dialekt von Guipuscoa (mit grammatischen Anmerkungen größtenteils nach Hervas); irisch (aus Will. Bedell Irischer Bibel. London 1685. 4.); hochländisch oder galisch. Vaterunser in der Mundart der Insel Manu; wallisisch, mit Interlinearübersetzung; bretagnisch, ebenso; alemannisch von 720 und von 850; Vaterunserformel ums Jahr 1000, von Notker, (am Ende seiner Psalmenübersetzung; nach der Wiener Handschrift); aus der ersten gedruckten Bibel, Straßburg 1462;

schweizerisch; augsburgische Mundart; baierscher Dialekt; siebenbürgisch deutsch; alt-batavisch-friesisch; gemein-friesisch; kauchisch-friesisch; nordfriesisch; niederdeutsch von 1300; aus der Leidener Bibel 1639 und der Staatenbibel 1721; niederrheinisch; hennebergisch; thüringisch; dänisch; norwegisch; orkadisch (James Wallaces account of the Island of Orkney, Lond. 1700); isländisch; schwedisch; dänisch-sächsisch um 875 von Alfred; englisch um 1160; englisch von heutzutage. Südschottischer Dialekt. Gelehrt Armenisch. Gelehrt Grusinisch. Türkisch. Tatarisch. Jakutisch. Tschuwaschisch. Mandschurisch. Tunguisisch. Permisch. Wogulisch. Ostiakisch. Tscheremissisch. Japanisch. Javanisch. Tagalisch. Sinesisch. Tibetanisch. Tunkinisch. Siamisch. Malaiisch. Hoch Hindostanisch. Malabarisch. Tamulisch. Cingalesisch. Zigeunerisch. Zend und Pehlvi. Persisch. Kurdisch. Syrisch. Hebräisch. Chaldäisch. Gelehrtarabisch. Maurisch. Maltesisch. Preußisch, aus dem Enchiridion 1561. Lettisch. Walachisch. Friaulisch. Sizilisch. Sardinisch in Städten. Hoch Kastilianisch. Mallorkisch. Portugiesisch. Altfranzösisch aus dem 12. Jahrh. Provençalisch. Wallonisch oder Lüttichisch. Rhätisch oder Romanisch. Nawenisch oder Russische Kirchensprache. Ragusanisch. Krainisch-Kroatisch. Böhmisch. Niederlausitzisch. Finnisch. Karelisch. Lappländisch. Esthnisch im Revalschen Dialekt. Lievisch. Ungarisch. Albanisch. (Fragment aus Numas Gesetzen, im ältesten Latein geschrieben; „Latein auf einem Grabstein des älteren Skipio, welcher Grabstein 1780 aufgefunden wurde; Skipio starb 298 v. Ch.“) Berberisch. Koptisch. Ancharisch. Madagassisch. Karaibisch. — Jeder Übersetzung sind Bemerkungen über den grammatischen Bau der Sprache hinzugefügt. Es folgen verschiedene Alphabete: Lesgisch-amerikanisch; Mandschurisch; Georgisch-Zendisch; u. s. w. Die 10 Punischen Verse in Plautus (Poenulus) Ausgabe von Fr. Tambmann 1605, mit Übersetzung von Plautus und Bochart. Altarabische Inschrift; Inschrift bei Diarbekir „an einem viereckigen Turm, welcher der älteste scheint,“ höchst sauber nachgemalt. Vergleichungen des Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Englischen; ein 30 Spalten füllendes „Glossarium Samaritanum a Cellario conscriptum“; desgleichen ein türkisches „Vocabularium“. Schilderungen eines nächtlichen Regens; aus dem Arabischen.“ Der

Name für „Katze“ in 32 Sprachen. Griechiſcher Friedens-hymnus (nach der Beſiegung Napoleons, ... *Ναπεός τε Λέων ἐνομίσθη*) von Peter Fr. Kannegießer. Mönchslatein. Deutſch aus dem Zeitraum der Hohenſtaufen. Ein 26 Quartſeiten umfaſſendes alphabetiſches Verzeichnis rabbiniſcher Wörter und Redewendungen. Die Völker am Euphrat beim erſten Anfange der Geſchichte. Verzeichnis der dem Schreiber in der bibliotheca Tychseniana intereſſanten ſeltenen Bücher, 69 Nummern. E catalogo Weigeliano, 93 Nummern mit Preisangabe; und endlich ein Stück aus einer den Charaktern nach mandſchuriſchen Erzählung Goh-Tſchekitu mit Analyſe und Überſetzung. —

Eine beſonders eingehende Unterſuchung fordert und verdient die religiöſe Entwickelung Tholucks in dieſer erſten Berliner Univerſitätszeit. Daß es bei ſeiner leidenſchaftlichen und die ſchroffſten Gegenſätze in ſich vereinenden Natur noch immer die heftigſten Kämpfe koſtete, ehe dieſer Vulkan allmählich zur Ruhe kam, können wir von vornherein vorausſetzen. „Julius! Du weißt es, welch ein heißes Blut in meinen Adern kocht; Du weißt es, wie oft unter der Überfülle jugendlichen Kraftgefühls die kleine Bruſt zerſprengen wollte, wie mein Hirn fieberte, wenn ein Gedanke der Unendlichkeit es erfüllte. — Das größte im Menſchen iſt die Kraft, aber nach der Kraft ihre Beherrſchung, ſo glaubte ich ſtets. Allein raube mir den Glauben, daß über dieſer unendlichen Kraft meiner Neigungen und Triebe noch eine unendlichere wohnt in einer freien Selbſtbeſtimmung, und du haſt aus dem Halbgott den Cyklopen gemacht. Julius, Du weißt es ſo gut wie ich, es wohnt ein kalter, kecker Geiſt im Menſchen, dem nichts heilig iſt, auch nicht ſeine Tugend, denn ſie iſt ſein eigenes Geſchöpf,“ ſo läßt Tholuck ſpäter in ſeinem Buche: Die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner (Hamburg, Perthes & Beſſer, 1823, S. 49 und 50) Guido an ſeinen Freund Julius ſchreiben. Damit hat er ſich ſelbſt geſchildert, wie denn das ganze Buch von der Sünde, mit dem wir uns noch eingehend zu beſchäftigen haben werden, mit dem eigenſten Herzblut Tholucks geſchrieben iſt. Es iſt noch immer ein unruhiges Fluten in ſeiner Bruſt. Wohl hatte er ſchon im Sommer 1817 die Bekanntſchaft mit dem

Manne gemacht, der ihm Ruhe bringen sollte, von dem es im Tagebuche schon am 2. April 1818 heißt: „Mein, mein, mein Kottwitz!“ Und bei der Rolle, welche „der Patriarch“ (Kottwitz) in dem genannten Buche spielt, könnte es scheinen, als habe der Verkehr mit Kottwitz auch für Tholuck wie für „Guido“ fast augenblicklich die entscheidende Wendung in seinem Glaubensleben herbeigeführt. Allein dem ist nicht so. Auch unter Kottwitz' Einflusse tobte der „Cyklop“ in Tholuck noch lange fort, und gar oft mit einer dämonischen Wut, als hätte dies Herz noch nie etwas von Christo geschmeckt, dem doch zuzeiten bei ihm so majestätische Hymnen ertönen. Es ist eben ein Meisterwerk der ewigen Gnade gewesen, dies auserwählte Rüstzeug zuzubereiten, durch welches so vielen der Glaube gestärkt werden sollte. Aber der Meißel Gottes mußte lange und tief schlagen, ehe das edle Bild in voller Klarheit erstand, das im Lichte der Ewigkeit die Irrenden gen Osten wies.

Daß seit der Aufnahme in das Diezische Haus ein andrer Geist über den Zweifler und Spötter gekommen, daß er in seinen und seiner Freunde Augen ein gläubiger Christ geworden war, haben uns verschiedene Aussprüche in Briefen und im Tagebuche bezeugt. Auch Kinsky schrieb im Juli 1817: „Dein geistig Auge scheint forschend immer kühner und kühner dem Quell des Lichts und der Wahrheit zuzufliegen, und zu hoher Bedeutsamkeit verklärt sich Dir, was eine Ahnung des Höchsten, eine Ahnung der Göttlichkeit in sich faßt. Sanft seh' ich Dich schmiegen an die Brust Deines Erlösers, und hochfreudig erkenne ich, daß hier der sichere Hafen sei, wo Du die zerrissenen Segel Deines von reißender Windsbraut in malmenden Strudel geschleuderten Geistesschiffes bindest und neu aufpflanzest, doch nur auf stillem, ebenem Geleise in frommer Einfalt und Beschauung dem Herrn zu dienen, der Dir den sichern Port eröffnete.“ Und Radeke äußerte am 22. Juni 1817: „Ich meine, daß, seitdem Du in dem Hause Deines seligen Freundes lebst, Du den wahren Seelenfrieden erlangt hast, welcher, mit Gebet und hartem Kampfe errungen, ein süßes Geschenk von dem Vater alles Friedens, uns die Erde als einen Teil der in Anschauung gebrachten ewigen Idee Gottes in freundlicher Gestalt, als den Vorhof zu jenen herrlichen Wohnungen betrachten

läßt, nach welchen wir immer eine hinziehende Sehnſucht im Herzen tragen."

Allein dieſer Friede hatte durchaus noch keinen feſten Anker in den Tiefen des unruhigen Jünglingsgeiſtes gefunden. Tholucks religiöſer Zuſtand in jener Zeit wird am beſten mit ſeinen eignen Worten geſchildert, wie er ſie im Buche „von der Sünde" ſeinem Guido in den Mund legt — Zeugniſſe, die oft wörtlich mit den Notizen im Tagebuche übereinſtimmen —. „Dein Brief", heißt es da S. 46, „und die Winke, die Du mir für mein Inneres gabſt, haben Großes in mir bewirkt, und ob ich auch nur zögernd mein Haupt beuge, ſo beuge ich es doch. Willſt Du das Bild meines inneren Lebens? Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht, wie wenn Waſſer mit Feuer ſich menget; bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht, und Flut auf Flut ſich ohn Ende dränget, doch — ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß, und er iſt's, und mit freudigen Winken ſchwingt er den Becher in ſeiner Linken." (S. 63 ff.). „Den Becher halt ich hoch hinaus über die ſchäumende Flut, doch die Wogen branden noch fort. Ich denke, das wirſt Du mir wohl abgefühlt haben, daß der hochfahrende Geiſt gebeugt, und das ſteinerne Herz zermalmt iſt. Nein, ich kann es wahrhaft ſagen, ich bin nichts Großes in meinen Augen, ich bin das unwerteſte unten den Menſchenkindern. Ja ehe du mich demütigteſt, ſage ich mit David, irrete ich, aber nun halte ich Dein Wort. Seit zwei Monaten halte ich mir ein Tagebuch, um in dieſem Spiegel mich ſelbſt kennen zu lernen; da habe ich deutlich geſehen, daß ich ohne Schöne bin. Ich bin auch noch ſehr betrübt, doch weiß ich ſelbſt nicht zu ſagen, welch ein lindes, leiſes Weſen mir in aller meiner Betrübnis die Wangen kühlt. Manchmal, wenn ich ſo ſtill da ſitze und mich gräme, daß der Weizen ſo gar ſehr von Unkraut erſtickt wird in mir und in andern, ſagt mir eine leiſe Stimme: Gott iſt dein Freund! Ich habe früher nie das beſeligende Gefühl gehabt, was mich dann ergreift; ich muß dann gewöhnlich viel und lange weinen vor Freude, und dann iſt mir ſo himmliſch wohl. In jeder Ruhe, die ich früher empfand, war der Kern Unruhe; jetzt liegt über jeder Unruhe, die ich empfinde, ein ſanfter Schimmer von Ruhe. Mein ganzes inneres Leben iſt wie ein Sommerabend,

wenn die Sonne eben untergehen will... Ich weiß nicht, ob ich schon wiedergeboren bin, aber das weiß ich, es muß etwas unaussprechlich Seliges sein, ein wahrer Christ zu sein. Es ist mir oft, als ob ich durch die Erkenntnis meines eignen Elends und Verderbens die Erlaubnis erhalten hätte, den Vorhang eines großen Heiligtums auf Augenblicke zu lüften. Habe ich einen solchen Blick hinein gethan, so erfüllt sich meine Seele mit so freudigem Zittern, daß ich dann gern jahrelang geduldig vor dem Vorhange harren würde, da ich einmal so gewiß bin der köstlichen Herrlichkeiten, welche dahinter liegen."

Auch was Tholuck Guido im zweiten Briefe sagen läßt, paßt noch auf seine eignen inneren Erlebnisse S. 157 ff.: „Großer, heiliger Jesus! das Atmen deiner Liebe strömt wie Morgenluft einer jenseitigen Welt überwältigend in alle Adern meines selbstsüchtigen Herzens, daß die Blutwellen höher wallen, und ich es fühle, als hätte aus Deiner seligen Ewigkeit der Abglanz Deines unvergänglichen Lebens sich in meine Brust geworfen. Es ist der Keim einer neuen Liebe und eines neuen Lebens in meinen Busen gekommen, allgewaltig breitet er sich aus, erstickt Giftpflanzen an allen seinen Seiten, und seine Äste und Zweige streben ins äußere Leben hinaus. — Ja so empfand ich es, als ich zum erstenmal wagte es zu glauben, Jesu Leben und Sterben sei das meinige, es gehöre mir zu! Doch die erste Liebe des begnadigten Christen, sie ist nur der Vorfrühling, auf den noch rauhe und kalte Tage folgen, sie ist die Seligkeit der Kinderträume, aus denen es nur durch des Jünglings Irrfahrten und Kämpfe zur Mannesruhe geht; denn zwischen der alten und neuen Welt des Geistes liegt ein unermeßlicher Ozean, und dies ist kein stiller! Es ist die erste Liebe und der erste Genuß des Heilandes ein Kuß des großen Lehrers, damit er in seine Schule lockt; hat er ausgeküßt, so lernt der Mensch die Lektion, die das Gesetz für Ewigkeiten ist. Du wirst es aus eigener Erfahrung wissen, wie Schwüle physische Erdbeben ankündigt, und ist es geschehen, eine spröde Kühle folgt; also ist es bei jenem Erdbeben der geistigen Wiedergeburt, unter dessen gewaltigem Tritt alle alten Götzentempel in Trümmer sinken... Die himmlischen Dinge, die vor das Seelenauge getreten, verlieren den Reiz der Neuheit, die alten Sünden aber, die nur vor

Erſtaunen zurückwichen, brechen um ſo eiferſüchtiger wieder hervor, um ihr Erbgut nicht fahren zu laſſen. Nach jener großen Anſpannung folgt nach den Geſetzen der menſchlichen Natur eine Abſpannung, das überſchwengliche Gefühl weicht, und gerade im Gegenſatze damit iſt die Kälte, die nun eintritt, deſto ſchneidender. In dieſem inneren Dämmerlicht kommen alle Nachtvögel wieder hervor, um die eingeſchüchterte Seele zu ſchrecken, und von zwei Seiten bricht eine feindliche Kriegsmacht gegen ſie los. Es iſt der Trotz und die Verzagtheit, welche gegen ſie andringen, und wechſelſeitig ſich den Beſitz ihrer Beute abkämpfen. — Es iſt der Trotz, welcher den Menſchen bereden will, da er auch nun nach jener heiligen Theophanie, die ihm geworden, wieder derſelbe ſei nach Willen und Neigung, ſo ſei es nun aus mit ihm, Gott ſelbſt wolle ihn nicht heiligen, ſonſt hätte er ihm überwindendere Kraft verliehen; jetzt ſolle er nur keck darauf losſündigen, heilig könne er doch nicht mehr werden, entweder werde Gott um Chriſti Todes willen auch alle dieſe Miſſethat vergeben, oder — hier pflegt dann verzweifelnd die Sprache zu ſtocken, die Erkenntnis läßt ſich nicht mehr verblenden, Scheingründe zu leihen; da bricht denn der frevle Sünder die Gedankenreihe ab, und ehe die Erkenntnis laut wird, ſtürzt er ſich in die Sünde, um im haſchenden Genuß derſelben ſich und Gott zu vergeſſen. Oder die Verzagung fällt über die Seele her und raunt ihr bethörend zu: die Sündenluſt iſt aufs neue erwacht nach den heiligen Stunden deiner geiſtlichen Geburt, ſiehe ſelbſt, was war ſie alſo anders, denn Täuſchung?“... (S. 180 f.)

„Ich wollte die Glorie eines Kindes Gottes in mir ſehen. Da fing ich denn an im Gebete zu ringen, ich fing an ernſtlicher auf alle meine Worte und Werke zu merken, zu prüfen, zu ſichten, zu ſondern, zu läutern, zu vergleichen; ich merkte mir an, was noch hinwegfallen müſſe in meinem Wandel; ich zeichnete mir auf, was jeder Tag in meinen innern Leben von Vergehungen mit ſich geführt; doch meine Seele ward dabei friedlos. Ich hörte auf, meinen Jeſus als meinen Freund zu fühlen und wurde dann kalt und gleichgültig. Vielleicht ſtand ich damals an dem Abhange eines tiefen Abgrundes und wußte es nicht; denn wie oft rennt der Menſch auf dem ſchmalen Steige zwiſchen der ſteilen Felswand und dem tiefen Abgrunde hin, als wäre

es auf breitem, gebahntem Wege; Gott ist es, der ihm den Abgrund verdeckt, thät' er es nicht, so wäre der Mensch verloren. Wer der Chiser (so nennen die Morgenländer den Elias als Retter in der Not) war, welcher mich rettete", (eben „der Patriarch") „davon später. Laß mich jetzt fortfahren, über meine Rettung zu reden. Es ward mir klar, daß ich einen falschen eigenmächtigen Heiligungsweg betreten und die Versöhnung noch nicht verstanden hatte."

So sah's in Tholucks Seele aus, auch da ihn der „Chiser" schon bei der Hand gefaßt hatte; die Abgründe aber, an denen er bald wieder hinwandelte, gähnen uns wahrhaft erschreckend entgegen.

Im August kehrte er auf fast zwei Monate nach Breslau zurück. Er trat in die alten Kreise, ins väterliche Haus, in die Gemeinschaft der jüngeren Freunde vom Gymnasium her wieder ein; er besuchte die Familie Neumann in Reichenbach, dem Schauplatz jenes durch Aurel unterbrochenen Selbstmordsversuchs. Und wie mit dämonischer Hand bemächtigten sich seiner allmählich wieder jene finstern Gewalten, denen er in der Stille der Berliner Zurückgezogenheit entflohen war. Das Tagebuch schlägt ganz wieder die wilden Töne an, die wir schon kennen. Anfangs ist's noch stiller. Er schreibt:

„Freitag am 1. August, dem Tage meiner Ankunft zu Breslau, Abend 7 Uhr. Wie als schlügen sie an jede Fiber meines Herzens, an jede Klangader meines Gemütes in allgewaltiger Rege an: so machten des Tonspiels hochwallende Schälle mein inneres Sein erbeben. Im frommen Geist und Gebet strebte die Seele zu Gott auf und schlug mit den Heften des sehnlichsten Erfüllungswunsches die Gelübde eifrigen Tugendstrebens und innigen, lebendigen Gutthuns an die Hallen seiner ewigen Langmut und Gnade. O wie fühlte ich mich sonsten in diesem Bereiche! welche großtropfigen Dankesthränen müssen in meine Wangen Furchen ziehen, wenn ich rückwärts sehe. Wahrlich! Nun habe ich mich hienieden festgebaut, und es ist mir klar, daß es einzig der Liebe strudelnder Springquell war, der meine leichtbewegte flüchtige Lebensasche in die Himmelsurne emportrieb."

Aber schon am folgenden Tage beginnt's unheimlich zu gären. „Sonnabend, den 2. August abends um 8 Uhr. Dasselbe Spiel, was einst in mir die schwarzdunkeln Fluten der Todeswut auftrieb, eben das senkte auch jetzt mich, ob der gar greulichen und schrecklichen Rückerinnerung, in tiefe Wehmutstrauer." Und am 3. August, Sonntag: „Wenn wir hinzueilen, wenn das Dort Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unsrer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsal! — So rufe ich mit Werther, indem meine alten Übel mich aufs neue mit stickendem Trauerdunste umschließen und mich der Grabesluft überliefern, die mit der Waffe der Rückerinnerung an die hochwallende Brust pocht." Und Mittag: „O wie unglücklich elend wäre ich, hätte ich nicht die Macht in den Händen, die Fesseln meines Daseins zu brechen. Dies ist mein einziger Trost. — O wehe mir, daß ich geboren wurde. O Dank Dir, mein Gott! daß Du's nicht noch länger mit mir machtest, und Dank Dir, daß Du mir zu sterben vergönntest. — Ich weinte, denn es stand klar vor meinem Gemüt: Nur drüben weht Dir ewige Ruhe. Ach! wie lange soll ich weinen."

„Den 16. August 1817. Sonnabend um 5 Uhr abends. Durch das widrige Klangspiel trat, abermals ins Leben geschrieen, die verwichene Zeit in die Gegenwart. Ich wollte betrübt werden, aber ich wurde es nicht recht, da ich es mir doch selbsten zugestehen mußte, jetzt recht glücklich zu sein, wenn auch noch dies oder jenes an das Herz klopft. Ja wohl, bin ich doch recht eingelullt von allem, was mir zugestoßen. Dazu strebe ich thätig nach dem Guten, und dabei muß man ja immer nur in die Ferne und in die freudige Nähe sehen, eine düstere Vergangenheit aber weit von sich zurückdrücken."

„Breslau, 2. September 1817, Dienstag. Ich weinte bitterlich. Ja ernst und mit der Thräne im Auge muß ich durchs Leben gehen; dann kann ich desto lieber nach dem grünen Lande sehen. Alle Freud ist Täuschung nur hienieden. Der eine fiel, der andere wankt. Ich soll sie alle lassen. So brich, du armes, verwaisetes Herz. Die Welt ist falsch gesinnt, ach! trauriges Gemüte, schaff Dir eine andre Welt! O daß ich in Klängen zerstört würde! Ich lag auf den Knieen. Ich flehte, und wie flehte ich! O Vater laß mich sterben — doch jetzt wird's still!

Ja leider! leider! ich bin ein Christ! — Gott! einen höllischen Kampf hast Du meiner Seele aufgelegt. Ich danke Dir's nicht, aber ich murre auch nicht. Ja, so riesenschwer es meinem Sinne ist zu denken, so will ich's doch aussprechen: Ja ich will dulden, einfältig nach dem Kreuzesstamm schauen, meinem Herrn in die gebrochenen Augen sehn, aus denen Milde zitterte. — O wie wird's wieder beschwichtigter in meinem Busen. Es will aufringen, auch mit aller Gewalt, die dem Geiste verliehen, muß ich den Molch niederhalten, daß er nicht die Blüte meines Herzens, die so schon vor der Zeit welkte, ganz verpeste. Herr! mein Kampf ist riesenschwer. O fahre mit Deiner Kraft hernieder, oder laß mich recht bald sterben."

„5. September, abends ½10. Ich fühle es nur allzusehr. Nicht lange wird mein liebesüchtiger Geist dem Andrange einer unbesieglichen Sehnsucht widerstehen können. Und doch soll der Mensch! O des kalten, vernichtenden Soll, wie es höhnend und spottend alles Innigeren über die Schranken der Endlichkeit tritt. — O mir Armen, ein ewiger Kampf, der nimmer zum freudevollen Siege führt; ein ewiges Klimmen, ohne die Spitze zu erreichen, von der aus die Gegend ruhig und schön vor mir liegt. O daß meine Adern zerrissen, mein leimerner Kegel auseinanderbräche und die große Seele entkerkert würde. Wehe mir Armen, daß ich geboren ward, wehe mir, daß ich länger als 18 Jahre leben soll. Doch Sein Wille geschehe!"

An demselben Tage schrieb ihm Kottwitz aus Landeshut nach Breslau: „Mein teurer Freund! Ich finde mich verpflichtet Ihnen hierdurch anzuzeigen, daß ist erst am 7. Oktober in Berlin eintreffen kann. Schon Pythagoras soll gesagt haben, die Freundschaft einigt zu einem Menschen. Sind wir anhangend dem Herrrn der unsere Gerechtigkeit ist, dann ist das alte vergangen, und wir erleben, daß Er es ist, in dem alle Fülle wohnt und überschwenglich thun kann über alles, was wir bitten und verstehen. Mit herzlichster Angelegenheit Ihr ergebener Freund und Diener Kottwitz. — Herrn P. Scheibel und Ihren l. Herrn Vater meine Empfehlung."

Sein „Chiser" mahnte; die freundliche Hand Gottes klopfte an. Aber wild tobte der Dämon in Tholucks Brust. In

verſchwommener, mit zitternder Hand hingeworfener, kaum noch leſerlicher Schrift hat er am 22. September die frevelnden Worte niedergeſchrieben: „So fürchterlich hat's mich noch nie geſchüttelt. Ich ſchluchzte, ich weinte, ach auf die Erde hätt' ich mich werfen mögen. Mein Gott, Gott gib mir Ruhe. Es brennt ja zu ſehr in mir. Ach und ich ſoll leben. Ach Gott ich bin der elendeſte Menſch. Ich läſtere, doch ich kann ja nicht anders! Ach — es verbrennt mich! Gott Du biſt furchtbar! Ach gib mir Ruhe, Ruhe!“

Endlich löſt ſich die furchtbare Spannung. In milderer Stimmung, das rauhe Papier mit den Spuren vieler Thränen bedeckend, ſchrieb er am 26. September: „O meine Freunde. Thränen entrinnen meinen Augen in Strömen. O du ſchöne Vergangenheit! Nichts bleibt, wie es iſt — aber Hoffnung, noch muß ſie der Chriſt haben. Ich möchte ſie lieber nicht haben und habe ſie auch kaum. Aber Vater: Erbarmen! Meine Zähren fließen ohne Ende, hemme ſie, o — wo's kühle iſt, da iſt eine Hemmung! Wehe mir, daß — Vater ſteig hernieder in der lichten hoffnungsreichen Sohnesgeſtalt. Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten!“

Hier bricht das Tagebuch ab, und erſt am Weihnachtsabend desſelben Jahres in Berlin erfolgte eine neue Niederzeichnung. „Mit höchſter Freude empfing ich die vier Briefe bei meiner Rückkehr; aber der des Vaters und der namentlich Aurels, von dem er meinte, wahrſcheinlich werde er mich hoch erquicken, gaben dem Verſucher eine ansa, ſein giftiges Schwert in mein Herz zu ſtoßen. Von dem Augenblicke an weinte ich, dachte unaufhörlich an Tod, freute mich des Selbſtmordes als einziger Zuflucht und hörte beſtändig die Stimme in mir: Du mußt dich morden; da ſah ich zum Himmel, fing an zu beten — aber vergeblich. Ich arbeitete angeſtrengt; da zog mich's zurück, und der Gedanke ward rege: So viel Kenntniſſe als du brauchſt, erreichſt du doch nie. Wofern du nicht einige Tauſend Thaler haſt, um gar kein Amt anzunehmen, gelingt dir es nicht. Und ſo fuhr ich's fort mit Thränen und innigſtem Schmerz. Auch der Aufenthalt bei Kottwitz erfreute mich nicht. Von neuem Gram erfüllt kam ich zurück und ſetzte mich, da es rings ſchon dunkel war, wie ſchlafend aufs Sofa. Da

zogen blasse Vergangenheiten an mir hin, ich weinte und sehnte mich lebendig nach Tod oder Mord. Ich betete, aber vergeblich. Auf einmal führte mich mein Geist in die Vorstellungen von dem vorigen Osteraufenthalt in Breslau, wie ich sie nur zu Stunden gemacht, wo der Geist Christi auf mir ruhte, und auf einmal ging's wie ein langes schmales Licht durch meine Seele, ich rief: Ja Herr Jesu, Dein bin ich; da konnte ich heut zuerst wieder mit Inbrunst beten, und während des Betens und danach wurde ich froh."

Es ist dies, wie bemerkt wurde, die erste Stelle im Tagebuche, wo der Name Kottwitz erwähnt ist, und der still wirkende Einfluß des geheiligten Mannes muß in der That um jene Zeit zuerst sich kräftiger geltend gemacht haben. In der mündlichen Überlieferung hat sich die Legende festgesetzt, Tholuck sei im Herbst jenes Jahres zum Baron in dessen Arbeiterbeschäftigungsanstalt übergesiedelt, und ein einzelner Vorfall habe dort den Anstoß zu seiner Bekehrung gegeben. Auf seinem stillen Zimmer habe Kottwitz eines Tages den jungen Studenten in seiner Stube laut toben und voller Wut hin und her laufen hören. Er sei hinüber gegangen, und da habe Tholuck mit rotem Kopf und zitternd vor Ingrimm, keines Wortes mächtig, dagestanden. Auf die Frage, was ihm fehle, habe er, noch immer vor innerer Erregung bebend, geantwortet: „Ich muß ins Kolleg und kann meine Stiefeln nicht finden!" Über dies kindische Benehmen aufs tiefste erschrocken sei der Baron an ihn herangetreten und habe gesagt: „Mein junger Freund, Sie wollen ein christlicher Theologe sein und einst den Herrn verkündigen, und sind Ihrer selbst so wenig mächtig?" Und bekümmert habe er das Zimmer verlassen. Voller Scham aber sei Tholuck zurückgeblieben, und dies Erlebnis habe den Wendepunkt seines innern Lebens gebildet.

In dieser Gestalt kann die Erzählung keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit machen. Tholuck hat nachweislich im Hause des Barons nie gewohnt. Nach seiner Rückkehr aus Breslau ist er auf den Hohen Steinweg Nr. 1 gezogen, von da im Jahre 1818 nach dem Georgenkirchhof Nr. 9, später nach der Alten Leipziger Straße Nr. 1, 1819 nach der Langen Gasse Nr. 41, 1820 nach der Behrenstraße Nr. 51, 1822 nach

der Dorotheenstraße Nr. 56, und endlich in demselben Jahre nach der Neustädter Kirchstraße Nr. 7, dieselbe Wohnung, welche nach der Übersiedelung Tholucks nach Halle im Jahre 1826 der junge Professor Hengstenberg bezogen hat.[27]) Also im Kottwitzschen Hause kann die Scene nicht gespielt haben. Wohl aber ist es möglich, daß der Baron seinen jungen Freund in dessen eigener Wohnung einmal in jener unwürdigen Situation überrascht und Veranlassnng zu seiner Beschämung gegeben hat. So plötzlich ist es überhaupt bei Tholucks Bekehrung, wie wir gesehen haben, nicht hergegangen. Die innere Umwandlung vollzog sich im Gegenteil sehr allmählich und unter sehr häufigen und sehr stürmischen Rückfällen. Was uns indessen veranlaßt, allerdings in jene Zeit die tiefsten Eindrücke christlichen Vorbildes und Wesens auf Tholucks Gemüt zu verlegen, ist sein eignes Zeugnis und der Charakter des Tagebuchs vom Anfange des Jahres 1818 an.

In einem Rückblick auf sein vergangenes Leben schreibt Tholuck am 9. Februar 1822: „Ich sehe es im Geiste voraus, es muß und wird noch eine vierte Periode in meinem christlichen Leben eintreten. Die erste geht von Januar 1818 bis August 19, wo das schwache Licht allmählich wieder auszulöschen und dem Heidentum zu weichen schien. Die andere geht von 19 bis Ende 20, wo das Christentum mit der feineren Sünde der Verleugnung und der Uneinfalt ringen mußte. In dieser hielt mich fest, der aus jener mich gerissen hatte. Von Ende 20 bis jetzt ist die Periode, in der ich in meiner Erkenntnis gewiß auf dem rechten Standpunkte bin, in welcher ich nichts will, als Christum, aber so ganz kraftlos bin, daß es gar nicht recht lebendig wird. Dazu fehlt meinem Christentum die göttliche Ruhe. Dies denke ich wird auch sich ändern und dann will ich bis an mein Lebensende sein kindlich, demütig, einfältig, ruhig."

Also Tholuck selbst datiert das „schwache Licht" seines Christentums vom Januar 1818. Und damit stimmt überein, daß vom 31. Januar an das Tagebuch ein ganz neues Aussehen erhält. Bis zum 10. Juli 1818 ist es, in einem besonderen Oktavheftchen, sehr sorgfältig geführt, und die Aufzeichnung jedes Tages beginnt mit einem Schriftworte, das in den

nachfolgenden Meditationen und Notizen noch nachklingt. Dieselben sind oft von ergreifender Innigkeit und Wärme und führen manche Gedanken weiter aus, die im Verkehr mit Neander und Marheineke oder in deren Kollegien angeregt waren. Der Baron — der gerade eine besondere Periode der Traurigkeit und des inneren Drucks durchlebt haben muß, wird zum öfteren genannt. Am 24. Februar heißt es: „Den Abend durch sprach ich Seelenworte mit meinem Kottwitz über den Frühling, der hinter der schmalen Gruft aufgrünt.“ Als Lebensregeln stehen auf der ersten Seite neun Sätze:

„1. Des Morgens und des Abends nie das Gebet versäumen und darin um Liebe und Demut und Glauben bitten und für alle meine Herzensbrüder und Feinde und für die Missionare.“ (Seit Ende 1817 gab Tholuck den Zöglingen des Jänickeschen Messionsseminars täglich einige Stunden Unterricht.)

2. Gegen ein Jeglichen nur Liebe, Sanftmut und Demut sein.

3. Jeden Tag einen Spruch auszeichnen.

4. Alle Sorge um Zeitliches und um die Zukunft entfernt halten.

5. Keine Anekdote erzählen, wie witzig sie auch sei.

6. Eitles Geschwätz durch Stillschweigen vermeiden.

7. Jeden Tag etwas zur Erbauung lesen.

8. Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, wo es nötig ist.

9. Prüfung nach diesen Grundsätzen.“

Wir werden nicht irre gehen, wenn wir in diesem erneuten Lebensernste und dem Entschlusse, durch die That von der innern Selbstzucht Zeugnis zu geben, eine bestimmte Nachwirkung des Kottwitzschen Einflusses erkennen. Damit treten wir an die Aufgabe heran, das Wirken dieses edlen Christen und seine durchgreifenden Beziehungen zu Tholuck zu schildern, der seinem „Vater in Christo“ in der „Wahren Weihe des Zweiflers“ das unerreicht schönste Denkmal gesetzt hat. Wenn wir uns über die Persönlichkeit dieses Mannes ausführlicher verbreiten, so liegt die Berechtigung dazu in dem Titel dieses Buches; eine Biographie Tholucks wäre lückenhaft, wenn die Gestalt von

Kottwitz darin nicht zu ihrem Rechte käme. Wir könnten über das folgende Kapitel Tholucks eignes Bekenntnis schreiben: „Mein Heiland, welche Irrwege wäre ich gegangen, hätteſt du mir nicht einen Kottwitz gegeben! hätteſt du mir nicht gezeigt, daß es nicht Schimäre iſt, daß man wirklich ſich aufopfern und hingeben kann für die Brüder!“

Viertes Kapitel.

Unter der Leitung des alten Barons.

„Der liebe Baron" wurde Kottwitz im Kreise der Seinen genannt; im Volksmunde hieß er: „der alte Baron". Als einst an den jungen Studenten der Medizin Voltolini, der von Huschke in Breslau an Kottwitz empfohlen war, und den dieser in sein Haus aufgenommen hatte, ein Brief ohne nähere Adresse eintraf, schrieb die Polizei bloß die Worte auf den Umschlag „wohnt beim alten Baron", und der Brief wurde richtig abgegeben.[1])

Wenn noch lange nach dem am 13. Mai 1843 erfolgten Tode des Barons v. Kottwitz sein Lieblingsspruch λάθε βιῶσας „bleibe gern unbekannt" sich an ihm erfüllte, und, außer dem Tholuckschen Bilde des „Vater Abraham" in seinem Buche von der Sünde, und einigen Zügen, welche der Seminardirektor Franz Zahn in Fild bei Moers in der „Dorfchronik" von 1850 (Nr. 21—24) veröffentlichte, keine Lebensbeschreibung oder eingehendere Charakterzeichnung des Reichgesegneten erschien, so hat das Jahr 1882 mehrere Mitteilungen gebracht, durch welche die Gestalt des Barons auch in weiteren Kreisen bekannter geworden ist. Im genannten Jahre erschien, neben der kurzen biographischen Skizze „v. Kottwitz" in der allgemeinen Deutschen Biographie aus der Hand des damaligen Hofpredigers D. Baur zunächst eine kleine Monographie von Professor D. Jacobi in Halle „Erinnerungen an den Baron Ernst v. Kottwitz" (bei Striehn in Halle) und sodann das treffliche, die Jacobische Schrift benutzende und ergänzende Lebensbild des Barons in der „Neuen Christoterpe" für das Jahr 1883 von D. Baur (bei C. Ed. Müller in Bremen, S. 203—258). Aus diesen Quellen und einem reichen handschriftlichen Material,

zumal den Briefen des Barons an Tholuck und Focke, ist das folgende zusammengestellt.

Hans Ernst Freiherr v. Kottwitz war am 1. September[2]) 1757 auf dem Familiengute Tschepplau im Glogauer Kreise geboren. Sein Vater war der Freiherr Adam Melchior v. Kottwitz, seine Mutter, die zweite Gemahlin von Adam Melchior, eine Freiin v. Kock. Von einem älteren Bruder erbte der Vater des Barons die alte Kottwitzsche Herrschaft Boyadel im Kreise Grüneberg, und da hat Hans Ernst den größten Teil seiner Kindheit verlebt. Während seiner Erziehung in einem Breslauer Institut richteten die Jesuiten ihre Aufmerksamkeit auf ihn und suchten durch Gefälligkeiten, wozu namentlich seine musikalischen Übungen Anlaß boten, Verbindungen mit ihm einzuleiten. Doch ließ er es nicht zu einem näheren Verhältnisse kommen. Dem Hofe Friedrichs II. trat der heranwachsende Jüngling als Page nahe, und damit begann für ihn ein weltlich ausschweifendes Jugendleben, auf das er in späteren Jahren nur mit tiefer Trauer zurückblickte. Auch die Eltern mochten mit Bangen auf sein Treiben schauen und ihn ernstlich tadeln; wenigstens suchte Ernst durch Auswanderung in die Fremde sich dem Einflusse des elterlichen Hauses zu entziehen. Nur ein auf Wunsch der Eltern ergangener Kabinettsbefehl des Königs hielt den nach Freiheit Begehrenden im Vaterlande zurück. Die glaubenslose Gesinnung des Jünglings äußerte sich auch darin, daß er sich in den Freimaurerorden, „die Stätte der Neologie für die Laien höherer Stände" (Jacobi) aufnehmen ließ. Ja er muß es in diesem Orden sogar zu höheren Stufen gebracht und eine leitende Stellung in demselben eingenommen haben. Wenn später in seiner Gegenwart von den Freimaurern die Rede war, winkte er unwillig mit der Hand, damit man über dieses ihm unangenehme Thema schweige.[3])

Die Zeit, in welcher der Wendepunkt für das innere Leben des Barons eintrat, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Nach Baur hat Kottwitz in seinen schriftlichen Eingaben vom Jahre 1835 an den König Friedrich Wilhelm III. zur Bekämpfung der Berufung des Philosophen Gabler an die Stelle des verstorbenen Hegel schon das Jahr 1773 als die Zeit genannt, in welcher ihm anschaulich geworden sei, was der

Weisung des Apostels zu Grunde liege: „Hütet euch vor der Philosophie nach der Weltsatzung — Nachbildung des Göttlichen! — und nicht nach Christo!“ Jedenfalls war er unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. bereits so weit christlich gefördert, daß er sich über die Berater des Königs ein eigenes Urteil bildete und nicht in die allgemeine Anklage der rationalistischen Kreise auf Unlauterkeit und Heuchelei gegen diese Männer mit einstimmte. In vertrauten Stunden pflegte der Baron gern im Kreise seiner Freunde von den alten Zeiten zu erzählen, und nahm er wiederholt die drei Männer, welche dem damaligen Könige am nächsten standen, Oswald, Hermes und Hillmer als aufrichtige und wahrhaft ernstgesinnte Christen in Schutz.[4])

Jedenfalls ist es sicher, daß Kottwitz sein neues geistliches Leben der Vermittelung der Brüdergemeinde verdankte, diesen „Stillen im Lande“, die ein inniges, warmes Herzenschristentum durch die Winterkälte des herrschenden Rationalismus hindurch in unser Jahrhundert hineinretteten und so vielen Großen im Reiche Gottes den Anstoß zu ihrer Bekehrung und die geistliche Nahrung für den inwendigen Menschen gegeben haben. Mit sich zerfallen und schon innerlich gebrochen muß der Mann gewesen sein, als er irgendwo einmal in den Betsaal einer Brüdergemeinde eintrat und da, auf der letzten Bank sitzend, die Worte des Predigers vernahm: „Es gehört schon viel Gnade dazu, daß man sich selbst ertrage.“ Die Worte zündeten in seinem Herzen und er sprach zu sich: „Das geht auf dich, du kannst dich ja nicht ertragen.“ Und nun begann der Kampf, der in dem tiefen, klaren Frieden des Gotteskindes endete, einem Frieden, der Tausenden überwältigend entgegengeleuchtet und sie wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt angemutet hat. In seinem Antlitze lagen wohl noch „die Spuren eines verborgenen Harrens“, schreibt Tholuck später; „doch war es, wie wenn ununterbrochen das Lächeln der Überwindung darüber schwebte. Das Auge leuchtete von einem geheimen Feuer, wie ich es noch in keinem irdischen gesehen, und darüber legte sich oft das Augenlid, als wolle die Seele der irdischen Welt sich zuschließen und allein der inneren aufthun.“[5])

Der Mann, dem Kottwitz unter den Herrnhutern am meisten zu verdanken sich bewußt blieb, war der Bischof Johann Gott-

lieb Spangenberg, Zinzendorfs gesegneter Nachfolger in der Leitung der Brüdergemeinde. Tholuck, der dies wohl wußte, schickte seinem lieben Kottwitz einst das Bild von Spangenberg zum Geschenk. Die charakteristische, allen Überschwenglichkeiten fernbleibende und sofort vom Menschlichen auf die göttliche Treue weisende Antwort, die noch an demselben Tage erfolgte, lautete*): „Innigen, hertzlichen Dank. Wo wären wir, wenn Er uns entwiche, nicht immerdar auf den tobenden Wellen von Innen und Außen die Hand reichte? — Aber der Herr ist nahe allen Armen und die da nichts sind, auf daß sich vor Ihm kein Fleisch rühme! Wohl uns, wir sind Sein und wollen es bleiben, bis wir Ihn sehen, an den wir gläuben, walts Gott, am Creutz. Mit inniger Liebe Ihr geringster dankbahrer Kottwitz. Berl. 24 6/23." Da Spangenberg bereits am 18. September 1792 zu Berthelsdorf verstarb, so muß jedenfalls der Umschwung im Leben des Barons um ein beträchtliches früher zu datieren sein.

Zeitlebens behielt Kottwitz die Signatur seiner geistlichen Erweckung durch die Brüdergemeinde, wenn er derselben auch nie als eigentliches Mitglied beigetreten ist. Ein weiteres Band mit der Gemeinde knüpfte der Umstand, daß ihm seine Gemahlin Charlotte Helene geb. Gräfin Zedlitz die ansehnliche Herrschaft Peilau bei Reichenbach in Schlesien mit in die Ehe brachte. — Eine halbe Stunde von Oberpeilau liegt die Herrnhuter Kolonie Gnadenfrey, und diese Nachbarschaft legte den fortwährenden Verkehr mit der Brüdergemeinde, solange der Baron in Schlesien weilte, nahe. Wer auch nur etliche Briefe des Barons unter Augen gehabt hat, der weiß, wie seine ganze Ausdrucksweise den Herrnhuter Ton an sich trug. Täglich begann er sein Werk mit dem Lesen und Betrachten der „Losungen" und der beigefügten Liederverse. Seine kurzen „Liebesbriefe", wie man die zahllosen kleinen Schreiben an die Glieder des ausgebreiteten Freundeskreises wohl genannt hat, die er meist in den ersten Morgenstunden nach dem Gebete verfaßte, bestanden oft nur aus der Reproduktion der Tageslosung und der durch höchst

*) Wir behalten die eigentümliche Kottwitzsche Orthographie bei.

seltsame, aber immer tiefgefühlte und beziehungsreiche Einschachtelungen erweiterten Liederverse des Herrnhutischen Gesangbuches. So schreibt er an Tholuck am 2. Februar 1821: „Von Hertzen Geliebter! Der Herr siehet! Siehet mit Erbarmen auf ein iedes nieder! — Und so ist's von Hertzen Geliebter. Alle alle sind sein Guth, denn Er hat sie von dem Falle losgebürget durch Sein Blut! — Darum darf auch ich zu Ihm aufsehen und nehmen aus Seiner Fülle Gnade um Gnade! Ja von Hertzen Geliebter! Nur Seine Liebe hat uns Leben und Seeligkeit wieder gebracht, dafür gebühret Ihm das gantze Hertz. Laß es seyn, daß wir schwächlich und gebrechlich dazu wären, unsre Treu — Herr ich bekenne frei und ohne Scheu, daß Niemand sonst mein Heyland ist, als Jesus Christ, nichts soll davon mich scheiden — soll Ihn doch ehren. — Den Er hat sich aus dem Munde der Unmündigen eine Macht zugerichtet. Der Herr mit Ihnen Ihm fröhlich zu dienen! Mit hertzlicher Liebe Ihr geringster Bruder Kottwitz." „Unzählig oft," schreibt einer seiner jüngeren Freunde,[6]) „wenn ich mit ihm allein war, brach er aus in den Seufzer des Bruderliedes: Ach mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte, und wenn dein Blut nicht für die Sünder redte, wo soll ich Ärmstes unter den Elenden mich sonst hinwenden? Ich wüßte nicht, wo ich vor Jammer bliebe, denn wo ist solch ein Hertz wie deins voll Liebe? Du, du bist meine Zuversicht alleine, sonst weiß ich keine." Demselben schrieb er, wie er das zu thun pflegte, zum Abgange von der Universität ein Stammbuchblatt mit den Liederworten des sel. Pastors Rothe von Berthelsdorf: „Wären wir doch völlig Seine, regte sich doch keine Kraft, da der Heiland nicht alleine, das sie wirkete, geschafft. Jesu, richte unsern Sinn lediglich auf dich nur hin, so lebt's Herz in Seiner Wahrheit, und das Auge wird voll Klarheit. Dies sei durch tägliches Flehen um Gnade der Grund unsres Bundes, bis daß wir fröhlich singen: es ist vollbracht. Ihr Sie zärtlich liebender Kottwitz."

So war Schrift wie Rede des Barons durchzogen von Reminiszenzen aus den Liedern der Brüdergemeinde. Wenn er dieselbe übrigens auch hoch schätzte und es einst seinen Freunden Tholuck und Ludwig v. Gerlach recht übel vermerkte, daß sie

die Brüderanstalt von Niesky in öffentlicher Besprechung, wie er sich ausdrückte, „verunglimpft“ hätten,[7]) so war er doch keineswegs blind über die herrnhutischen Gebrechen. Gerade ihre Erziehungsanstalten gaben auch ihm Anlaß zu Bedenken, wie er selbst am 12. Juli 1823 in seiner vorsichtigen und doch so nachdrücklichen Weise an Tholuck schrieb: „Möcht ich mich über den Gegenstand der Erziehungsanstalten der Brüder-Gemeinde so einfach als klar zu äußern im Stande seyn. Mich hat bis ietzt bekümmert, daß ich meist nur (dem Anschein nach) todte Menschen von daher zurückkehrend, kennen lernte, wen ich aber diese Anstalten mit unsern Schulen und Gymnasien vergleiche, so muß ich mir über die Anstalten der Brüder ein Schweigen auflegen. Die Sache ist iedoch zu wichtig um sie da zu verschweigen, wo weil es noch Zeit ist fürs Bessere gewürkt werden könte.... Ich glaube mich verpflichtet nicht verschweigen zu dürffen, es gelte zuvor einen freyen Stand-Punkt, um in ein bestimmtes Urtheil einzugehen. Der Herr sehe drein. Ihr alter treuer Diener Kottwitz.“

Auf den Geist werkthätiger Liebe, der unter den Herrnhutern herrschte, ist es auch zurückzuführen, daß Kottwitz, da er in den Besitz seines väterlichen Vermögens gekommen war — sein Vater starb 1777 — in wahrhaft großartiger Wohlthätigkeit sich seinem Gott zum Dienste stellte. „Die Stätten des Elendes und des Jammers,“ so schildert Tholuck diese Thätigkeit,[8]) „sahen ihn am öftersten, weil er nichts Lieberes wußte, als Thränen trocknen. Er reiste selbst umher in mehreren Staaten. Wohin sein Einfluß und sein Vermögen reichten, verbesserte er Krankenhäuser und Gefängnisse; wo seine Thätigkeit im großen Widerstand fand, wandte er sich zu einzelnen Hilflosen und bot sich ihnen als Freund. Er war der Meinung, daß großes leibliches Elend den menschlichen Geist so niederdrücke, daß er darunter kaum zu dem, was droben ist, aufzublicken wage. Ehe er daher den an Leib und Geist sehr Elenden die Wunden ihrer Seele zeigte, trocknete er erst die Thränen, die über irdische Schmerzen flossen, und hatten sie so als ihren Wohlthäter ihn lieben lernen, so hörten sie williger an, was er ihnen von den Wunden ihrer Seele sagte und dem Helfer dazu. Viele leiblich und geistlich Arme dankten es ihm

auf dieſe Weiſe, daß ſie weder leiblich noch geiſtlich ferner Thränenbrot eſſen durften. Er hatte auch einige Kenntnis von einfachen Heilmitteln ſich erworben, und wie alles bei ihm dem einen diente, ſo wußte er auch durch dieſe am Krankenbette zu den Seelen der Leidenden ſich einen Weg zu bahnen. Oft hatte er wochenlang an dem Lager ſchwer Leidender geſeſſen und von ihrem Seelenleiden geſchwiegen. Er hatte nur durch unterordnende ſtille Dienſte der demütigen Liebe ihre Herzen gewonnen, dann aber, wenn eben ein Lichtblick über dem leiblichen Leben des Kranken ruhte, hatte er zuweilen angefangen, von dem Glücke derer zu ſprechen, die jenſeits einen himmliſchen Freund hätten, der ſie empfangen würde, wenn ſie ſtürben. Das hatte oft in der müden Seele einen erwärmenden Hoffnungsſchimmer erregt, ſie verlangte mehr von dem Freunde jenſeits zu erfahren, und manche war mit einer heißen Sehnſucht nach ihm entſchlummert. In dieſer Wirkſamkeit war der begnadigte Diener Gottes eine ſehr lange Reihe von Jahren in verſchiedenen Gegenden Europas umhergereiſt, hatte bald hier bald dort eine längere Zeit ſich aufgehalten, und überall von dem apoſtoliſchen Privilegium Gebrauch gemacht, mit den Weinenden zu weinen. Es war von dieſer Wirkſamkeit nichts öffentlich bekannt geworden.... Er hielt Werke der Liebe für einen Balſam; wird er geöffnet, ſo verliert er Kraft und Würze. Wie ſein Heiland, liebte er, wenn er jemand wohlgethan, die Worte: Gehe hin und ſiehe zu, daß du es niemand ſageſt! Es konnte nicht fehlen, daß manche, die ihn nicht verſtanden, ihn auf dieſer ſeiner Laufbahn für einen ‚Samariter‘ hielten, oder ihm ſagten: Du haſt einen Teufel! Dieſen pflegte er bloß zu antworten: Ich bin kein Samariter und habe keinen Teufel. Es geſchah wohl auch, daß mancher Simei ihm fluchte und ihn einen loſen Mann nannte. Wollte man hingehen und rächen, ſo antwortete auch er: Laſſet ihn fluchen, denn der Herr hat's ihm geheißen.“

Namentlich ſeine ſchleſiſche Heimat und die Gebirgsdörfer der vor den Augen des in Peilau Weilenden ſich hinziehenden Sudeten wurden der Schauplatz ſeiner organiſierenden Thätigkeit. Kottwitz wollte nicht durch einmalige oder wiederholte Gaben die Armut verwöhnen oder erniedrigen. Das Prinzip

der Selbsthilfe, auf grund weise zubemessener Unterstützung, schwebte ihm bei allen seinen Unternehmungen für die armen Gebirgsdörfler, die namentlich auf Handweberei angewiesen waren, vor. Freilich die reicheren Erfahrungen der neueren Zeit auf diesem Gebiet waren noch nicht gemacht, und so konnte es nicht fehlen, daß Kottwitz bei diesen allerersten Anfängen organisierter Hilfsleistung und Arbeitsbeschaffung auch Mißgriffe that, ja nach und nach den größten Teil seines Vermögens bei dem frommen Werke einbüßte. Indessen hat er dadurch doch vielen Familien zum Lebensunterhalt verholfen und etwas von der Köstlichkeit der Christenliebe zu schmecken gegeben. Der Baron kaufte für die Weber in Massen Garn ein, verteilte es in die verschiedenen Dörfer zur Handfabrikation und verkaufte dann die fertiggestellte Ware, die dem Arbeiter von ihm reichlich bezahlt worden war, auf eigne Rechnung. Daneben legte er im Riesengebirge und in der Grafschaft Glatz Fabriken an, in welchen er die Arbeiter sammelte; so z. B. in dem gegenwärtig dem Abbruch verfallenen schönen alten Kloster Grüssau in der Nähe von Landeshut, wo er sich oft wochenlang aufhielt, um von da das Gebirge zu bereisen und seine sonstigen Geschäfte zu besorgen. Noch jahrelang nach der Übersiedelung in die Hauptstadt verbrachte der Baron oft ganze Sommer und Winter bei seinen lieben Webern, deren hingebende Liebe und Dankbarkeit ihn für die Vermögensverluste reichlich entschädigte. So schreibt er an Tholuck am 18. Novbr. 1821: „Die Stürme brausten auf der Höhe an der Mährischen Grentze, nicht weniger als 3500 Fuß über der Meeresfläche, gräulich, aber der Herr schützt und wacht, und anstat Ermüdung und Schwachheit zu fühlen, war es mir nicht anders als sey mir eine Erneuerung und Verjüngung meiner Kräfte zu Teil worden. Von Hertzen Geliebter so und noch ungleich preiswürdiger führt uns die Hand für uns durchstochen, das Herz für uns gebrochen, aus Kampf und Streit mit den unsichtbahren Feinden im Innern die sich über alles Göttliche erheben und mit gräulicher List und Täuschung zu überreden bemüht sind, es sey nicht also gemeint wie die Worte lauten ‚sie sind alzumal abgewichen und untüchtig geworden.‘ Von Hertzen Geliebter und unter welcher Bedingung ist uns Schutz und Segen verheißen? — Daß wir

unſern Herrn und Heyland annehmen wozu Er uns von Gott gegeben iſt und uns Ihm laſſen gantz und gar, damit Er in uns würcken könne das Wollen und Vollbringen, das ſtille Hertz den ſanften Geiſt, der den Sieg der Verſöhnung ſeelichlich preiſt. — Die lieben armen Spinner und Weber in der Grafſchaft erkennen was für ſie geſchieht mit einer innig wohlmachenden Erkentlichkeit und ſo lebe ich der Hoffnung, daß es Stoltz und Arg Liſt nicht gelingen werde, die dißfälligen Anſtalten zu zertrümmern." Und am 29. November 1827 von Grüſſau ſelbſt: „Ich wohne hier in den gantz einſamen Mauern eines vor mehr als fünfhundert Jahren erbauten Kloſters. Seit dem 26. October habe ich das Gebürge bis Glatz zurück bis Hirſchberg und ſeit acht Tagen von Hirſchberg nach Grüſſau zurück bereiſt. — Die Lage unſerer Gebürgs Bewohner übertrift iede Darſtellung. Der Herr ſehe drein und wehre dem fortſchreitenden Treiben und Würken der Unvernunft und freffelhaften Leichtſinnes. — Ich gedenke — wen Gott mein Leben friſtet — bis zum Früh-Jahr in der Mitte mir ſehr theurer — wenngleich von der intelligenz der Zeit ſo faſt zertretener — Menſchen zu verbleiben. — Wer die Ergebung dieſer Menſchen und ihre redliche Drangebung um nur den Kindern das bethränte Brod zu reichen, von nahem beobachtet, der iſt ein Stein, wenn ihm die Leiden dieſer Dulder nicht zu Hertzen dringen, während für eitle Träumereien, die elendeſten Gelüſte, technische Spielereyen, Summen von vielen Tauſenden ausgegeben werden."

Unter den mancherlei Verluſten, die Kottwitz im Zuſammenhange mit ſeiner aufopfernden Liebesthätigkeit erlitt, ſcheinen ſich auch die Güter ſeiner Gemahlin befunden zu haben. Wenigſtens ſchreibt Radecke in dem ſchon oben (S. 113) zitierten Briefe aus dem Sommer 1817 an Tholuck: „Der Baron muß ein ganz vortrefflicher Menſch ſein, ein wahrer Wohlthäter der Armen, indem er nicht nur durch bloßes Geben von Almoſen Bettler zum Betteln aufmuntert oder Faulheit unterſtützt, ſondern dem Bedürftigen Gelegenheit zu verſchaffen ſucht, thätig zu ſein und ſo ſich zu erhalten. Das heißt wohlthun und den Menſchen nützlich werden. Die Werkſtätten, in denen er ſeine Hilfsbedürftigen zur Thätigkeit anſtellt und anweiſet, ſind, in ihrer Beſtimmung wenigſtens, wahre Werkſtätten und Tempel Gottes,

keine sogenannten Fabriken und Manufakturen, deren Zweck nur Geldgewinst ist. Der herrliche Kottwitz!.... Ich erinnerte mich seiner vorzüglich lebhaft, als ich vor einigen Wochen durch Peilau, bei seinem ehemaligen Schlosse vorbeiging." Jedenfalls erscheint in den späteren Briefen des Barons nur noch eine Besitzung als sein Eigentum, wohin sich, wohl im Anfange der zwanziger Jahre, nach dem am 24. Juli 1821 erfolgten Tode seiner einzigen und besonders heißgeliebten Tochter, Frau v. Kottwitz mit ihren zwei Söhnen zum bleibenden Aufenthalte zurückzog: das kleine Gut Gaumitz in unmittelbarer Nähe von Nimptsch. Dort ist auch die Baronin, alt und gebrechlich, nachdem sie längst für das bewegte Leben ihres Gemahls untauglich geworden war, am 31. Januar 1829 verstorben. Übrigens muß Kottwitz noch immer nicht ohne eine gewisse Wohlhabenheit geblieben sein, da er sein lebenlang mit vollen Händen spendete, und z. B. vor jeder längeren Reise an Tholuck nicht unbeträchtliche Summen zur weiteren Verwendung für Studenten und andre Arme übergab. So heißt es im Tagebuch am 27. Februar 1823: „Der Edle rief mich noch beiseite — wie ist er immer so geheiligt und rein beim Abschiede — und gab mir 25 Thlr. für die Tischgäste und 50 Thlr. für Notfälle. Drauf der Abschied! Ja wenn mein Kottwitz zieht, so ist's als ginge eine ganze Welt mit! —"

Das Kriegselend des Jahres 1806 wurde der Anlaß für die Thätigkeit, durch welche der Baron in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Es fesselte ihn bleibend, mit Ausnahme einiger schlesischen Reisen, in Berlin. Als die Franzosen nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die preußische Hauptstadt besetzt hatten, stockten daselbst alle Geschäfte, und Tausende von Arbeitern wurden brotlos. Anfangs beschäftigte Kottwitz, so viele er vermochte, in seinem Hause (Gr. Frankfurterstr. Nr. 44) und aushilfsweise in einem andren Raume (Wallstr. Nr. 9). Aber das reichte für das Bedürfnis nicht aus. So wandte er er sich an den französischen Zivilgouverneur Bignon und erbat sich von ihm die Überweisung der leerstehenden, nur mit einem kleinen Lazarett belegten v. Winnningschen Kaserne in der Alexanderstraße Nr. 5—7. Die Kaserne ist jetzt niedergerissen, und an ihre Stelle befindet sich ein Holzplatz. Sie lag aber

da, wo die Kaiserstraße auf die Alexanderstraße stößt. In dies Gebäude mit seinen weiten Räumen sammelte er nun zu kostenfreier Wohnung Familie auf Familie aus dem Arbeiterstande, besonders arme Weber. Er versah sie mit Arbeit und Verdienst. War eine Familie allmählich wieder in eine bessere Lage gebracht, so mußte sie, wie das von vornherein abgemacht war, einer andern weichen. Natürlich waren die Räume bald überfüllt, und auch nach den Kriegsjahren suchten die Arbeit- und Heimatlosen mit Vorliebe in das Haus des „lieben Barons" aufgenommen zu werden. In welchem Umfange die Fürsorge des treuen Mannes in Anspruch genommen wurde, zeigt uns eine schöne Erzählung, die Professor Jacobi uns aufbewahrt hat. Er berichtet (S. 39 f.) von einer Begegnung Fichtes mit Kottwitz folgendermaßen: „Beide Männer strebten den entgegengesetzten Polen zu: Fichte gab dem selbstgenugsamen Willen des Menschen und der darauf gegründeten Sittlichkeit den stärksten Ausdruck. Er, welcher den Ausspruch that: der sei kein rechter Philosoph, der nicht von der Wahrheit der eignen Lehre so fest überzeugt sei, daß er sprechen könne: Wenn sie falsch ist, so will ich ewig verdammt sein! dieser Mann des titanischen Selbstvertrauens stand im diametralen Gegensatz zu der demütigen Tugend des Barons, welche Wollen und Vollbringen von Christo nahm. Was wir Fichte zum Verdienst rechnen, Männlichkeit und sittliche Thatkraft unseres Volkes gestählt zu haben, das würde er vielleicht nicht in Abrede gestellt haben, aber ungleich mehr erblickte er in ihm den selbstbewußten und hochfahrenden Vertreter des Pelagianismus seiner Zeit. Fichte hielt christliche Vorstellungen, wie des Barons, für Aberglauben, allein die praktische Seite seiner Frömmigkeit, die aufopfernde Liebe erregte doch sein Nachdenken und insoweit seine Sympathie, daß er den Wunsch nach einer Zusammenkunft ausdrückte. Der Baron war sogleich dazu bereit und begab sich zu ihm. Er sprach mit dem Baron seitwärts über die Lehne des Arbeitsstuhles gebeugt; seine wenig entgegenkommenden Manieren, die hohle Stimme, die Schroffheit des Ausdrucks berührten den Baron nicht angenehm. Das Gespräch wendete sich alsbald zum Allgemeinen. Fichte, in dozierendem Tone, sprach: das Kind betet, der Mann will. Herr Professor, antwortete

der Baron, ich habe sechshundert arme Leute zu versorgen, und weiß oft nicht, woher ich das Brot für sie nehmen soll. Da weiß ich mir denn nicht anders zu helfen, als indem ich bete. Fichte verstummte einen Augenblick, Thränen rollten ihm über die Wangen und er sprach: Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht."

Für die vielen in der „Freiwilligen Beschäftigungsanstalt", wie Kottwitz sein Institut nannte, befindlichen Kinder waren Lehrer gewonnen, die, abwechselnd mit Kottwitz, in dem großen Saale des Hauses die täglichen Abendandachten hielten. Dieselben bestanden nur in Gesang, Schriftverlesung und Gebet. Kottwitz ist nie selbst „Stundenhalter" gewesen. Eine demutsvolle, ihrer Schranken sich bewußte Scheu hielt ihn davon ab, öffentlich das Wort zu ergreifen. Alte und neue gläubige Predigten wurden vorgelesen; nur das Gebet sprach der Baron zuweilen selbst; und diese Gebete mögen freilich die allererwecklichsten und ergreifendsten Predigten gewesen sein: die edle Mannes- und Greisengestalt, inmitten seiner lieben Armen und Elenden, umgeben von jungen und alten Christusjüngern aus der ganzen Stadt, vornehmen und geringen, die hier Seelenweide und Herzenspflege suchten, — wie er Hand und Augen aufhob zu dem großen Versorger und Berater aller Menschen, mit dem er in Einfalt und Herzlichkeit und doch in tiefster Ehrfurcht und demütiger Anbetung wie ein Kind redete. „Julius!" schreibt Tholuck im Buch von der Sünde (S. 208) „ich habe nicht geglaubt, daß der Mensch so bei Gott sein könne, wie der greise Jünger es bei diesem Gebete war. Begeisterung war es nicht, was seine Rede auszeichnete; Beugung war der Charakter seiner Worte. Seine Seele schien in Demut aufgelöst zu sein vor der Nähe des Allerheiligsten. Der Schluß dieses Gebetes war: ‚Einfalt sieht nur auf das eine, in dem alles andre steht, Einfalt hangt nur ganz alleine an dem ewigen Magnet. O du Magnet aller Herzen und aller Seelen, mach denn also auch unsre Seelen so einfältig, daß sie nur nach einer Seite hinsehen, nach Morgen!'"

An den Sonntag- und Mittwoch-Abenden ersuchte Kottwitz befreundete Prediger und Kandidaten, auch wohl durchreisende Gäste aus dem geistlichen Stande, die Ansprachen zu

halten. Der alte Jänicke mit seiner derben und schmucklosen Predigtweise war dem Baron für seine arme Hausgenossenschaft der liebste; ihn erwählte er daher zum Hausgeistlichen, der auch je dann und wann für die Kranken und Siechen im Hause einen Abendmahlsgottesdienst abhielt. Später trat der ebenso schlichte Pastor Kuntze an seine Stelle, auch Prediger Anders von der Brüdergemeinde, der junge Kober, Rolle von St. Georg, Löffler von St. Gertraud u. a. begegnen uns unter den von Kottwitz zum einfachen Zeugnisse Aufgeforderten, denen sich bald auch Tholuck zugesellen sollte. Auf der Durchreise sprachen Radecke, Seegemund, beide aus Wernigerode, Lindl und Goßner auf ihrer Fahrt nach und von Rußland; letzterer endlich besonders häufig nach seiner von Kottwitz beim Könige eifrig befürworteten und ins Werk gesetzten Berufung an die Bethlehemskirche als Nachfolger des 1827 verstorbenen Jänicke.

Es läßt sich begreifen, wie bei dem komplizierten Mechanismus dieses in der Kirchengeschichte beispiellos dastehenden Haushaltes, zu dessen Leitung dem Baron außer einem persönlichen Diener nur ein vom Könige mit 600 Thalern besoldeter Sekretär zur Seite stand, dem alten Herrn die Sorgen zuweilen ernstlich zusetzten. Wirkliche Mißstände, wie sie Übelwollen und religiöse Feindschaft der Anstalt in Berlin bald nachzusagen begannen, glaubt Professor Jacobi als für die Zeit seiner Beobachtung unbewiesen und unbeweisbar bezeichnen zu können. Jedenfalls hatte glaubensfeindliche Mißgunst die Hand mit im Spiel bei den jahrelang währenden Verhandlungen über die Auflösung der Anstalt oder Übernahme derselben von seiten der Stadt, über welche D. Baur auf Grund der Krebsschen „Geschichte der v. Kottwitzschen Armenbeschäftigungsanstalt“ in der Christoterpe ausführlich berichtet hat. Das Ergebnis war schließlich, daß durch Kabinettsordre vom 21. April 1826 der Anstalt ein städtisches Direktorium, in das auch Kottwitz (mit seinen Freunden Focke und La Roche) trat, vorgesetzt wurde, und daß im Jahre 1829 die Kommune dem Fiskus das Gebäude für 45 000 Thaler abkaufte.[9]) Indessen durfte der Baron darin wohnen bleiben und die hausväterlichen Pflichten in der Anstalt bis an sein Ende versehen. Wie schmerzlich ihm aber die Verhandlungen gewesen sind, zeigen besonders seine Briefe

an Focke; auch in den an Tholuck nach Halle gerichteten Schreiben klingt je dann und wann ein bittrer Ton an. Anfangs glaubte er, das Schlimmste stehe ihm bevor; er schreibt am 14. April 1824: „Endlich ist es der Klugheit meiner Gegner gelungen, daß das Aufhören der Anstalt zum 1. April k. J. nach ihren Wünschen — nicht mehr Zuflucht für unverschuldete Armuth, keine Anstalts-Schule, die sich in den zwanzig Jahren so ersprießlich erwies und keine Erbauungs-Stunde — decretirt worden. — Es geht mir nicht leicht ein, aber ich will flehen zu schweigen und mich ehrerbietig zu neigen. — Noch habe ich es nur einigen meiner Freunde mitgetheilt. Ob ich noch im nechsten Monath nach Schlesien reisen werde und wen der Herr mein Leben länger fristet — iedennoch meinen Auffenthalt zwischen Berlin und Schlesien gleichsam theilen könne, kann ich noch nicht wissen." Dieses Äußerste trat nicht ein, aber mit widerwilligen Elementen mußte der Baron bis zuletzt für seine Anstalt kämpfen.

In dem großen Kasernengebäude hatte Kottwitz gleich von Anfang an seine eigne, äußerst bescheidene Wohnung aufgeschlagen. Zwei Zimmer nur reservierte er für sich, von denen er zuweilen noch eins an arme Studenten abtrat, bis sie eine andre billige Wohnung gefunden hatten. Der Eingang in seine Wohnung führte durch eine Weberstube, in welcher eine gläubige arme Familie einquartiert war. Die Ausstattung seines freundlichen und durch Helle und Sauberkeit ausgezeichneten, aber niedrigen Zimmers war über die Maßen schlicht. An den alten Möbeln fehlte jeder Luxus. An der Wand hing ein „toter nackter Christus", der einst Tholuck erschreckte, als er mit „kochendem Feuersinn" über eine abweisende Antwort von Kottwitz ergrimmte: („Schrecken ging mir durch alle Glieder, vor Scham verging ich. Ja so ein toter nackter Christus würde auch mich zermalmen, wenn ich hochfahrend wäre." 31. Mai 1820). Kleine Familien- und Freundesbildnisse ringsumher vergegenwärtigten dem Bewohner die geistliche Gemeinschaft der Kinder Gottes. „Es war ein Heiligtum, das fühlten alsbald alle, die dorthin kamen. Man fühlte so bald, in welchem vertraulichen Umgang der Herr dieses Hauses mit seinem Heiland stand, und aus seinem Munde gingen allezeit ohne erkünstelte

Salbung Worte der Kraft Gottes hervor. Da saß der alte Herr in seinem Lehnstuhl in einfachem Hausrock und dem Käppchen auf dem Haupte. Wenn er freilich aus seinem Hause ging in Leibrock und der Perücke, da sah man ihm den vornehmen Herrn auf Schritt und Tritt an. Wunderbar war es auch, in welchem Seelenverkehr er mit seinen Brüdern in Jesu stand. In seinem Zimmer hing ein Bild eines seiner liebsten Freunde, der mit ihm in seiner Eigentümlichkeit manche Ähnlichkeit haben mochte und auch mit der Brüdergemeine sehr eng verbunden war, des Grafen Reuß auf Jänkendorf bei Niesky. Eines Tages, als etliche Freunde bei ihm waren, fiel ein heller Sonnenstrahl auf das Bild. Da rief plötzlich der liebe Mann aus: ‚Jetzt ist mein Freund Reuß verklärt!‘ Es ergab sich nachher, daß in derselben Stunde der Graf seinen Heimgang gehalten hatte.“[10])

Der Eindruck, den Tholuck beim Betreten dieses Zimmers empfing, ist ihm sein lebenlang unvergeßlich geblieben. Sechs Jahre später schrieb er nach einem Abendbesuche bei Kottwitz in sein Tagebuch (24. Juni 1823): „Ich fühlte mich wieder so gedemütigt in der Erinnerung dessen, was er an mir gethan, wie da ich jenes Zimmer zuerst betrat!“ Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die Erzählung im Buche von der Sünde, als eine treue Erinnerung an eigne Erlebnisse auffassen, und darum stehen sie hier als ein Denkmal der entscheidungsvollsten Stunden im Leben Tholucks. (S. daselbst S. 199 ff.).

„Als ich das erstemal hinkam, waren noch einige jüngere Brüder gegenwärtig, und in ihrer Mitte sitzend erschien mir der greise Jünger ganz eigentlich als Patriarch. Was ich hier empfand, Julius! das fassen menschliche Worte nicht, denn es floß von einer höheren Region aus. Es ging gleichsam wie ein mildes heiliges Wehen von dem Jünger aus und verbreitete sich über alle Gegenwärtigen. Ob über heilige Gegenstände gesprochen wurde, oder über gewöhnliche, war ganz gleich; es war alles geheiligt, denn es ward alles als vor der Gegenwart des nahen Unsichtbaren geredet. Es wechselten auch Ernst und kindlicher, unschuldiger Scherz, den der Greis selbst liebte; doch war der Scherz nur das fliehende Gewölk an dem tiefblauen ruhigen Himmelsgrund. Es war einer in unsrer

Mitte, der den Geist nicht teilte; doch vermochte er in dieser Stunde der Ergreifung nicht zu widerstehen, auch seine Worte erhielten einen Anflug vom Ewigen. Das Gespräch wendete sich auch auf ungläubige Prediger. Was der Jünger von diesen Gutes wußte, das sagte er; von dem übrigen schwieg er, nur gänzliche Unwürdigkeit rügte er und dies dann auch mit heiliger Ahndung, so daß es mir schien, wenn die Besprochenen vor ihm gestanden hätten, würden sie den wehmütig ernsten Blick seines Auges nicht ertragen haben. Nach dem Gespräch von einigen Stunden erhob er sich und forderte zu einem Spaziergange auf. Wir gingen; wie Glockengeläut tönten die Gespräche in meinem Innern nach, überwältigt rief ich aus: ‚Ist dies die Beseligung christlicher Gemeinschaft schon hier auf Erden, soll denn die Seligkeit bei Ihm noch größer sein?'*) — Der Jünger hörte meine Worte, er nahm meinen Arm und schien sprechen zu wollen, doch blieb er schweigend,**) und unter dem heiligen Schweigen gingen wir neben Kornfeldern der immer tiefer sinkenden Abendsonne entgegen. Mein Gedanke war: O Du heiliger Patriarch, daß ich, daß jeder Jüngling so könnte an Deinem Arme der ewigen Sonne sicher entgegenwandeln! Ich konnte endlich meinem überwältigenden Gefühl nicht widerstehen, ich umarmte den erhabenen Mann und rief aus: ‚O wie selig muß meine Seele sein, die bis zu dieser Vollendung gereift ist, in der Sie sind mein Vater!' — Da ward sein Angesicht ernst, in seinem Auge glänzte Wehmut und Würde. ‚Mein Geliebter,' sprach er, ‚lassen Sie nicht durch die erste Bruderliebe sich täuschen, damit Sie nicht schmerzlich enttäuscht werden. Ich bemerkte schon vorhin, wie tiefen Eindruck das erste brüderliche Zusammensein in Christo auf Sie gemacht hat. Sie haben gemeint, in einer christlichen Gemeinde eine fleckenlose Braut des Herrn zu finden, und glauben, daß Sie derselben heut wirklich

---

*) Einen verwandten Eindruck empfing Rudolf Stier, als er von Tholuck eingeführt, zum ersten Male den Baron in seinem Hause gesehen hatte. Er sagte zu seinem Begleiter beim Nachhausegehen: „Wenn der HErr so in seinen Jüngern ist, wie wird Er selbst sein!" (Tagebuch 11. Juli 1820.)

**) Wie oft hat es Tholuck später ebenso gemacht!

begegnet sind. Ja wer möchte es leugnen, daß, wo der Herr ist, auch das Wehen des Geistes zu verspüren sei; auch heut war er mitten unter uns, aber auch der geheiligte Mensch bleibt Mensch. Soll ich Ihnen von mir bekennen, so habe ich nichts zu sagen, als daß ich ein Sünder bin, der aus Gnaden selig werden will; meine Heiligung ist das tägliche um Vergebung Bitten, darunter das stolze Herz immer weicher wird und der hohe Geist immer kleiner. Darum schweigen Sie, mein innig Geliebter, von der Vollendung; vollendet war nur einer, der, den wir mehr lieben sollen, als alle. Und was das Leben mit den Brüdern betrifft, o so vergessen sie auch hier nicht, daß wir heilige Menschen werden müssen, ehe wir heilige Engel sind. Ja, es ist wahr, es wird Ihnen manchmal ein Sabbatsgefühl geschenkt werden in der Gemeinschaft mit Brüdern, und wie sollte es nicht, da dieselbe der Herr so ausdrücklich gesegnet hat, aber wie in sich selber, so werden Sie in jedem Bruder noch den Menschen finden.' — Ich gestehe es Dir, es that mir weh, daß die Besonnenheit und hohe Demut des Mannes die Glut meiner Empfindung mäßigte. Ach! seufzte ich in mir, wie muß doch der Mensch so tief gefallen sein, wenn auch die Seele, die so lange dem Herrn diente, an dem, was von unten ist, so schwer zu tragen hat! — Ich wollte noch mehr aus seinem Munde lernen, ich erzählte ihm meine Geschichte und Deine und fragte, ob nicht so viele Erfahrungen unsrer Zeit auf eine Ausgießung des heiligen Geistes deuteten, deren Erfolge sehr groß sein würden? Hier wurde er sehr warm und antwortete: ‚Mein herzlich Geliebter! Nehmen Sie, was ich Ihnen jetzt sagen will, an als das Vermächtnis eines alten Mannes, der bald von der Welt scheiden wird, und, was die Erfahrung eines langen Lebens und die ausgedehnte Bekanntschaft mit vielen Tausenden in verschiedenen Gegenden und Ständen ihn gelehrt hat, vor seinem Heimgange gern noch in die Brust manches jungen Theologen niederlegen möchte, der berufen ist, in der großen Zeit zu stehen, die nahe ist, denn je größer die Zeit, desto nötiger ist die Schlangenlist und die Taubeneinfalt. So sage ich denn Ihnen als einem solchen, der vielleicht selbst bald an einer Akademie eines von den Werkzeugen der großen Tage werden wird, die uns bevorstehen: Das Werk des Geistes Gottes ist in diesen Tagen

größer, als Sie, als die meisten es ermessen. Ja, es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an. Hunderte von Jünglingen werden an allen Orten durch den Geist Gottes erweckt. In allen Orten treten die Bekehrten in genauere Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit, wiewohl zum Teil noch feindselig dieser großen Umwandlung, aus Furcht, daß sie politische Einwirkungen erzeugen möchte, begünstigt an vielen Orten, und wo sie es nicht thut, wird die Streitkraft des Lichts desto gewaltiger. So manche erweckte Prediger verkündigen schon jetzt das Evangelium in seiner Kraft, viele, die jetzt noch im Verborgenen sind, werden hervortreten. Ich sehe den Morgen, aber den Tag wird mein Auge nicht mehr von hier aus erblicken, sondern von einem höheren Orte her. Sie werden ihn erleben, o daß Sie die Worte eines Greises nicht verschmähen, der Ihnen für diese große Zeit einen Wink treuer Liebe geben will — je göttlicher eine Kraft ist, desto furchtbarer ihre Entstellung. Darum wenn in der Schrift von den letzten Zeiten gesagt wird, es werde das Evangelium über die ganze Erde ausgebreitet sein, wird nicht bloß gegenübergestellt die desto gewaltsamere Gegenwirkung des Feindes, sondern auch desto größere Lügenkünste im Reiche des Lichtes. Es läuft im Leben neben jeder Wahrheit ihr Schatten her, neben der größten aber der größte. — Wenn Sie werden sehen, mein Geliebtester, Verbindungen und Anstalten aller Art zum Besten des Christentums entstehen, so halten Sie nicht alles für Gold, was glänzt, sehen Sie nicht nach der Aufschrift, sondern nach dem Gehalt der Münze. Zerstreuen Sie auch nicht Ihre Kräfte, indem Sie für alle möglichen Endzwecke wirken wollen; unsre Kraft ist beschränkt, und ein jeder hat seinen besonderen Bereich im Weinberge. Malen Sie sich auch nicht zu viel und zu bunt vor, wie das Wort renne und laufe; sorgen Sie mehr, daß Ihr Herz bereitet sei zum Empfange des Bräutigams. Auf der andern Seite indes hüten Sie sich ebenfalls, mit argwöhnischem Auge alle Äußerungen des Geistes Gottes zu betrachten; ein solcher beständiger Argwohn und ein solches beständiges Mäkeln macht uns selbst dünkelhaft und zerreißt allen brüderlichen Verkehr. Können wir hoffen in manchen Verbindungen, wo nicht ganz der Geist Christi herrscht, durch Wort

und That zum Beſſern zu wirken, ſo wäre es phariſäiſch, ſich zurückzuziehen. Auch iſt es Pflicht für jeden Chriſten, an den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes teilzunehmen, denn nichts ſteht in dieſem geiſtigen Reiche vereinzelt, ein Glied trägt das andre. Das Maß, in dem ein jeder dieſe Pflicht hat, ſchreibt der Geiſt vor. Nach dem, was ich nun von Ihnen weiß, gehören Sie nicht zu denen, welche die Dinge dieſer Welt unverſtändig verachten. Sie erkennen Staat, Obrigkeit, Bildung, Wiſſenſchaft auf ihrem Standpunkte an. Hüten Sie ſich aber auch vor einem Überſchätzen des Menſchlich-großen, was ſelbſt dann wieder manchmal des Chriſten ſich bemächtigt, nachdem er ſeine Nichtigkeit eingeſehen. Es werden nach einigen, vielleicht nach einem Dezennium nicht viele mehr ſein, die nicht werden chriſtlich genannt ſein wollen. Lernen Sie die Geiſter unterſcheiden! Nicht das mündliche Bekenntnis, daß Jeſus der Sohn Gottes, ſei Ihnen Beweis. Das Kriterium ſei Ihnen alsdann jenes des alten britiſchen Einſiedlers, welches Sie kennen. Als dieſer gefragt wurde, ob die Briten dem Biſchof Auguſtinus folgen ſollten, antwortete er, wenn er ein Mann Gottes ſei. Und als ſie wieder das Kennzeichen davon wiſſen wollten, antwortete er, wenn er demütig ſei. O mein Teurer! Ein ſichreres Kennzeichen gibt es nicht, als thätige Demut und Liebe. Und wiederum, wo Sie dieſe finden, ſo fragen Sie nicht nach dem Pilgerkleide des Bekenntniſſes, in dem der Chriſt durch dieſe Erde wallt, er wird es ablegen mit dieſem Leibe; aber die Demut und die Liebe werden bis hinüber bleiben. Sie wiſſen, daß der Jünger, den der Herr lieb hatte, bis an ſeinen letzten Hauch ſeine Predigt ſein ließ: Kindlein liebet euch unter einander. Sehen Sie es als das feſteſte Gründungsmittel der göttlichen Liebe an, wenn Sie chriſtliche Brüder zu wechſelſeitiger, vertraulicher Bruderliebe führen können. Gemeinſchaft in göttlicher Bruderliebe iſt der Prüfſtein und das Alkali des Chriſtentums zugleich. In ihrer rechten Art iſt ſie nicht möglich, ohne wahre Liebe zum Herrn, und wiederum, wo ſie iſt, da ſcheidet ſie alles Sonderbare, falſch Originelle, Exzentriſche aus, was ſo leicht anklebt. Jeder hat eine andre Gnadengabe, es lernt alſo einer an dem andern, wie alle an Chriſto zugleich. Wo die Chriſten vereinzelt leben, werden Sie faſt ſtets Bizarrerie

und mehr oder weniger Karikatur finden; denn eine überirdische Kraft haben sie in sich aufgenommen, diese wirkt nun gewaltig und kann nicht wieder durch das Gegengewicht einer irdischen ausgeglichen werden, sondern nur durch das einer himmlischen, wie sie in andern Christen gegenübertritt. Ein solches brüderliches Zusammensein lasse aber auch den verschiedenen Geistern ihre verschiedene Entwickelung, wenn sie nur alle in Christo sich begegnen; es werde nicht eine Lutherseele in eine Zinzendorfische Form gegossen, aber auch keine weichere Zinzendorfische Seele zu einer Männlichkeit aufgefordert, die ihr nicht gegeben ist. Doch ist es auch ein großer Mißbrauch, den Sie immer mehr werden hervortreten sehen, daß man als Eigentümlichkeit und Originalität entschuldigen wird, was nicht bloß Form ist, sondern aus einer bittern Wurzel des Herzens hervorwächst. Sie werden auch häufig die Stimme derer vernehmen, die da rufen: Friede, Friede! wo kein Friede ist. Sie wissen, mein Lieber! daß auch unser Herr eifern konnte, so daß der Eifer ihn fraß; wahren Sie sich daher ebenfalls gegen eine rücksichtsvolle Schüchternheit, welche, um einiges zu retten, alles untergehen läßt. So wie unter dem vermeintlich göttlichen Eifer menschlicher Hochmut sich bergen kann, so kann auch schlaffe Blödigkeit und Menschenfurcht sich den Schein der Demut und und Selbstverleugnung geben. Doch die Summe meiner Worte ist: Demut und Liebe! O wenn ich nicht mehr hienieden sein werde, und Sie, mein Teurer! in der bessern Zeit stehen werden, mögen dann diese meine schwachen Worte Ihnen erinnerlich werden und Sie leiten!"

Es ist klar, daß Tholuck in diesem Berichte Aussprüche von Kottwitz aus verschiedenen Zeiten zusammengefaßt hat, aber doch eben solche, die ihm für die Art des Barons als die am meisten charakteristischen erschienen sind. Und in der That, wenn wir die Notizen prüfen, die sich Tholuck, mit den Jahren in immer zunehmender Zahl, über Kottwitz in seinem Tagebuche gemacht hat, so finden sich die Züge des obigen Bildes alle wieder zusammen. Es ist die Anschauung dieses gotterfüllten Lebens gewesen, was ihn schließlich überwand. Kottwitz hat nicht etwa an ihm gemeistert und durch menschliches Treiben und Drängen den trotzigen Sinn brechen wollen. Das würde

wenig mit der seelsorgerlichen Weisheit stimmen, die den Verkehr des Barons mit seiner Umgebung so wunderbar kennzeichnete. Er hatte überhaupt nichts Treiberisches. Oft konnte er sogar in hohem Grade zurückhaltend, ja kalt erscheinen, und im Anfang verwirrte das auch Tholuck sehr. Am 1. Febr. 1818 notierte er sich: „Den Baron fand ich, wie ich glaubte, mir abgeneigt.“ Noch im Jahre 1820, als Tholuck mitten im Semester nach Wittenberg zu Heubner wollte und Kottwitz ihm seine Bedenken dagegen aussprach und fragte: „Sie bleiben also noch bei Ihrem Entschlusse, Sie wünschen also ein Briefchen?“ schreibt Tholuck: „Gott! so kalt würde mich kein Minister gefragt haben!“ Und am 30. September desselben Jahres: „Nach Tische eilte ich zu Kottwitz, sehnsüchtig nach seinem Liebesblick; er aber war kalter Hofmann. Ich war tief betrübt in meiner Seele, abgestorben und kraftlos und flehte: laß mich allein an dir halten!“

Und doch war gerade diese Zurückhaltung gewiß oft die größte Weisheit, wie Tholuck das selbst wohl durchfühlte. Einst hatte er — es war schon im Jahre 1821 — einem Kollegen an der Universität, dem Professor Orientalium Dr. Bernstein bei Gelegenheit der Übersendung seines Buches über die Mystik den Wunsch ausgesprochen, auch ihn bald unter den wahren — nicht theoretischen, sondern praktischen — Mystikern zu sehen; ein Wunsch, der ihm unter dem 21. Mai 1821 die Antwort einbrachte: „Woher wissen Sie denn, daß ich kein solcher Mystiker bin und Ihres frommen Wunsches bedarf? Ich glaube, Sie kennen meine Grundsätze noch viel zu wenig, als daß Sie mir jenes Streben absprechen könnten!“ Zu dieser etwas beschämenden Erfahrung bemerkt Tholuck im Tagebuche (1. Juni 1821): „Und nun noch der Brief von Bernstein. Ja, ja, wie man doch unweise sein kann. Aber ich bin mir doch nur guter Absicht bewußt, deswegen auch ziemlich ruhig. Das Proselytenmachen ist ein dem heiligen Geiste Vorgehen. Ich kann aber gar nicht auf mir selbst beruhen. Freilich sollte ich bedenken, wie es mit mir war. Wäre bei mir der Baron bald so bestimmt hervorgetreten, wer weiß, wie ich abgewichen wäre; es wäre mehr gewesen, als ich tragen konnte.“ Gerade dieses stille, abwartende, gemessene, aus tiefster Demut dem

eigenen Wirken mißtrauende Wesen von Kottwitz hat Tholuck am gewaltigsten imponiert. Der Greis war ihm gegenüber der Gebende, und der Jüngling hatte nur mit vollen Händen zu nehmen. Und dennoch diese demütige Liebe von Kottwitz zu Tholuck, den „der Patriarch", trotz aller scheinbaren Zurückhaltung vor allen andern in sein Herz geschlossen hatte! „Ihre Liebe", schreibt er ihm im Juni 1820, „wirft mich auf platten Boden und ich kann nur durch die Ueberzeugung getröstet, wieder aufstehen, daß unsre Armuth und Schnödigkeit kein Hindernis seyn dürffe, zu erfahren die Göttliche Macht der Liebe, des Wohlthuens, der Weisheit und Milde Seines Rechtes und Seiner Wege." Und am 26. Dezember 1820: „Von Hertzen Geliebter! diß darf ich zum Preise des Herrn behaubten, daß es also ist, aber so darff ich auch nicht verschweigen, daß mich Ihre Gegen-Liebe und Ihr liebendes Vertrauen mit Recht tief beschämt." Als der Baron sich einst besonders schwach fühlte und die Einladung zu einer vornehmen Gesellschaft für sich und Tholuck abgelehnt hatte, schrieb er ihm (am 19. März 1821): „Ich bedarf als patient und Christ doch gewiß Ihres Besuches mehr, als die Geheimen Räthe und Staats Räthe die sich ia selbst und andern so leicht als gewichtig rathen können. — Aber setzen Sie Theurer keinen Trit zu mir wenn es Ihr Befinden erheischt daheim zu bleiben. — Der Herr mit Ihnen sonst kömt nichts zum Grünen."

Wenn der Baron auf der Reise in Schlesien war, trafen besonders warme „Liebesbriefe" ein. „Bald wird mir die Freude werden, Sie in Berlin wieder zu sehen und wie Jonathan bey David, meine Hand mit Ihnen im Herrn zu stärken." (2. Mai 1822.) „Kein Laut, Lieber? — Doch ich weiß wie viel Sie zu denken zu reden und auch wohl zu schreiben haben, ich will Sie daher gern vom Antwortschreiben dispensiren aber auch nur davon, nicht Ihres Sie zärtlich liebenden Freundes zu gedenken vor dem Herrn, in dem allein alle Fülle wohnt." (2. Nov. 1822.)

---

*) Nach dem nach Halle Übergesiedelten schrieb er aus Wittenberg: „Wie gern hätte ich den teuern lieben P. Kurtz zu Ihnen begleitet — und Sie hätten mich freundlich angeblickt. Es giebt Zeiten, wo schon ein freundlicher Blick eine Wohlthat ist, — und doch ist's auch in solchen Zeiten,

Wohl ahnte der Baron schon frühe, daß in dem jungen Zeugen ein Träger seines Geistes erstehen würde. Er sprach es Tholuck auch aus. Derselbe berichtet in seinem Tagebuche am 10. Novbr. 1820 nach dem Ausrufe „O wenn der liebe alte Kottwitz im Grabe liegen wird, werd' ich da wohl noch im rechten Geiste bleiben? Ja ihm verdanke ich unter Menschen bei weitem das meiste" —: „Heute sagte er zu mir: ‚Sie sind ja doch mein lieber Sohn. Denken Sie sich wie groß meine Freude sein müßte, wenn ich meinen lieben Sohn einst so lehren sähe, und meinen Schmerz, wenn ich sähe, daß auch der untreu wird!' — Nein, in Gott geliebter Greis, den ich anbete als den Engel, den mir Gott im Leben mitgegeben, das wird der Herr verhüten. Das sollst Du nicht sehen. — Da sagte er: ‚Ich habe erst auf eine Zeit so eine Dunkelheit gehabt, aber wenn man sie dann unterwirft, so sieht man, wie Claudius sagt, daß er uns in die Wüste führt, um dort freundlich mit uns zu sprechen.' — O wie kam wieder der heilige Geist über mich. Und da er mich zum Abschied küßte und sagte, ich sollte ihn nicht vergessen! Das waren Zeiten, wie bei der ersten Erweckung." Und wenige Tage darauf, am 23. Dezember: „Ich ging zu Kottwitz. Er sagte mir: ‚Glauben Sie mir nur, daß mir so viel Trost und Freude entgehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß ich in Ihnen fortlebe, da kann ich nur die Hand aufs Herz legen.' O seine Liebe beschämte mich sehr und that mir sehr wohl. Er ist ja unter allen Menschen jetzt der einzige, an dem ich so ganz hange; wenn auch er mich nicht liebte, dann ständ' ich mit dem Heiland ganz alleine!"

---

nicht aufs Zertrümmern sondern aufs Erretten aus aller Fährlichkeit gemeint." (18. Febr. 1827.) Ja selbst im achtzigsten Lebensjahre heißt's nicht ohne Anflug von Scherz in einer Einladung an den auf stille Schlafräume angewiesenen Konsistorialrat: „Ich will nach Möglichkeit Ihnen Zimmer und Schlafkammer bey mir beraten, daß Sie in Ihrem Schlaff weder von oben noch in der Nähe weder von Menschen noch auf irgend eine Art gestört werden sollen. — Da meine Kräfte seit mehreren Wochen besonders abgenommen haben und ich sehnlichst wünsche, noch einmahl hienieden Ihrer in dem Herrn von Hertz zu Hertz froh zu werden, so wird mir ein gütiger Besuch sehr und um so erwünschter seyn, als ich saß ohne Außnahme auf iede Einladung zu verzichten mich veranlaßt finde." (8. und 12. Febr. 1837.)

Trotz aller Zartheit seiner Liebe hat aber Kottwitz dennoch treulich an Tholucks inwendigem Menschen gearbeitet. Immer wieder kommen in den Briefen leise Warnungen vor, in der Demut zu bleiben, dem eignen Geiste nicht zu trauen, von der Wissenschaft und „falsch berühmten Kunst der Philosophie" sich nicht berücken zu lassen und einzig und allein am Herrn zu hangen. Gleich im zweiten der vorhandenen Briefe an den noch tastenden jungen Christen heißt es (Glatz, 25. Mai 1818): „Lassen Sie sich nicht irren, wenn Ihnen für dieses und jenes bange wird. Es komt von guter Hand, damit Sie nicht an eitles Lehren und Treiben — wie sehr es durch sein hocuspocus glänze — gerathen und zur Unzeit Frieden schließen .... Wir sollen Ihn sehen und unser Hertz wird sich freuen und unsre Freude wird niemand von uns nehmen. Wie ist dagegen alles philosophieren ein bloßes sophisticieren." Und weiter: „Der Trost meines Hertzens, daß Sie alle Ihre Wege, ohne klügelndes Wählen dem Herrn empfehlen, ist mir für alles ausreichend" (Juni 1820). „Der Herr hat sein Werk in Ihnen begonnen, daß Sie im Gefühl der Dunkelheit, die das Menschenhertz umgiebt, in der Ueberzeugung des Nichtguten, des Wahns und der Neigung zur Täuschung in uns, die Hände falten und mit Zuversicht anhaltend flehen: Herr öfne mir die Augen, daß ich Deinen Zeugnissen vertraue und die Wunder Deines Gesetzes — Deiner Macht Güte und Weisheit — erfahre. Wer also fleht der wird erhört, dem werden alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis von Stuffe zu Stuffe aufgethan und schon auf der untersten Stuffe gilt es den unübertrefflichsten Lohn."

Kottwitz verachtete die Wissenschaft nicht. Sein inniges Verhältnis zu Neander ist noch neuerdings in den „Erinnerungen an D. Neander" von Prof. Jacobi, wie in dessen „Erinnerungen an Kottwitz" auf das lieblichste geschildert worden. Zuweilen konnte der Baron wohl auch lächelnd und mit einem leisen Anfluge von Ironie über den gelehrten Professor bemerken: „Die Wissenschaft ist seine einzige Leidenschaft." Ja, ich finde sogar im Tholuckschen Tagebuche die befremdliche Notiz, daß Kottwitz einst, als Tholuck sich bei ihm über die Angriffe Neanders gegen die collegia pietatis und seine Beteiligung an denselben beklagte, den jungen Freund mit den

Worten getröstet hat: „Man muß von dem armen Neander nichts verlangen, was er selbst nicht hat: er hat sein Herz noch nicht ganz übergeben, darum muß man ihn der Gnade überlassen“ (1. Okt. 1823). Kottwitz eiferte gelegentlich gegen Schulen und Hochschulen sogar nicht ohne Bitterkeit. So heißt es in einem Briefe vom 9. April 1824 aus Glatz: „Wer es aus vielseitiger Befangenheit verkennen möchte, daß es in Kirchen und Schulen, Hochschulen — was aber hoch ist vor den Menschen, das ist ein Greuel vor dem Herrn, es bezeichnet daher schon der Nahme was davon zu halten sey — an der vom Herrn ausgesprochenen Schlangen Klugheit und Tauben Einfalt ermangele, um Glauben und dem Geheimniß der Gottseligkeit Gehorsam zu beweisen, dem könnte aus der Zeitgeschichte mit vielfältigen That-Beweisen gedient werden. So lange aber der Zeit Geist dahin einverstanden ist ‚Schauet uns Täuscherei‘ (Jes. 30, 10), ‚bestreuet den Weg mit Rosen‘, es ist das disputiren, controversiren, doch lustiger als im Schweiße des Angesichtes, im Streit gegen Inre und äußere Widersacher, den Akker zu bauen, so würden auch die sprechensten That-Beweise keineswegs Eingang finden.“ Kottwitz wußte aus Erfahrung: „nur die Liebe bleibet auch wen alles in Trümmern zerrinnet, bibliotheken, Manuscripte und wie es Nahmen habe, diß alles ist nur gut auf seiner Stelle, aber Sein inne zu werden, diß ist allewege eine Fülle der Weißheit“ (29. Dez. 1828).

Aber für gelehrte Interessen fehlte dem Baron durchaus nicht das Verständnis. Er besaß selbst eine kleine Bibliothek durchaus nicht nur praktisch-asketischer Bücher. Er ersuchte Tholuck auf dessen erster Reise nach London, ihm drei englische Schriften von John Newton und Marshal auszukunden und zugehen zu lassen und schrieb ihm am 27. März 1821: „Verzeyhung für nachstehende gelehrte suplique. Wo bekomme ich — erschrekken Sie nicht — Cerinthi Schriften? Er war noch von Johannes gekant, dessen Evangelium und Offenbahrung ihm sogar die Alogianer zuschreiben. Herr D. Neander haben in ihrem Gnostischen Werk den Cerinthus nicht benutzen wollen.“ Von der Aufgabe „christlicher Doktoren“ hatte der Baron eine sehr hohe Vorstellung und wußte ihre Wirksamkeit wohl zu schätzen. So heißt es in einem Briefe, der auch zeigt, daß

Kottwitz die wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit aufmerksam verfolgte: „Seeliger ist geben als nehmen! Wie sind daher die christlichen Doctoren zu beneiden, die so vielen zu geben berufen sind, wen dem Christen Neid ziemte! — Aber freuen dürffen wir uns, daß solcher Seegen und solche Macht den lieben Doctoren dargebothen ist. — Und unter welcher Bedingung dargebothen, da so viele so schädliches geben? Leer Dich aus Er wird Dich füllen, setze Dich Er wird Dich stillen, Schweig so lernst Du Seinen Willen, wisse nichts, so weißt Du Ihn! — Wie schwer fällt es aber Armuth Schnödigkeit und Blöße sich selbst einzugestehn, wie viel schwerer mag es daher den lieben Doctoren von statten gehen, die noch außerdem sich durch so vielen Ballast zu streiten und zu zermühen haben. — Was sagen Sie zu der bescheidenen recension der Kirchen-Geschichte von Neander in der anmerklichen Litteratur Zeitung? — Was zu dem Program von Baumgartten-Crusius über die Hegelsche Philosophie? Es ist viel, daß so etwas auch von Jena aus gegen diese Schirmherrn der Protestantischen Kirche und Christlicher Staaten gewagt wird. Ein Hohes Ministerium hat iährlich nicht weniger als 4000 Thlr. zu Unterstützung dieses Litt. Blattes zu disponieren befunden. Doch der im Himmel lachet ihrer!“ (26. Jan. 1827). Was er den „lieben Doctoren“ wünscht, das sagt ein rührender Brief an seine zwei geistlichen Söhne Tholuck und Olshausen die nun beide (Olshausen 1821, Tholuck 1823) Professoren geworden waren: „Zärtlich Geliebte T. und O.! Rein ab, — von allem Fremden — und Christo an — wie Er, nicht die Weißheit dieser Welt — uns gegeben ist, zur Weißheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung; so ist die Sach gethan. — Und Er sandte sie in zween und zween und sie kamen und verkündeten Ihm, es sind uns auch die Teuffel unterthan in Deinem Nahmen, und Er antwortete ihnen, darüber freuet euch nicht, daß ihr gerühmt, bewundert und für große Geister ausgeruffen werdet, aber freuet euch daß eure Nahmen ins Buch des Lebens eingezeichnet sind. Ist Er der Herr in Seiner Dornen Crone, in seiner hertzlichen Demuth und Sanftmuth, Niedrigkeit und Geduld das Obiect des Hertzens dan wird Er fortan aller Rathlosigkeit gebieten. Er ist durchs ganze — Christen — Leben zum Beystand uns gegeben, zu einem

Führer an der Hand! Ist dann so innig nahe, daß Er nur die Hand — so arm und Schnöde wir sind und bleiben ohne Wider Rede — nach Ihm auszustrekken verlangt um sie mit Kraft anzuthun, Ihm zu vertrauen und Seinen Fußstapffen nachzufolgen. — Der Herr wirds wohl machen! Sein Wille geschehe! Ihr geringster Bruder Kottwitz. Berlin 5. 7. 1823."

Die reiche Herzens- und Lebenserfahrung, die aus jeder Zeile der Kottwitzischen Briefe spricht und gewiß noch viel ergreifender aus seinen mündlichen Reden gesprochen haben wird, sie ist's, was in Gemeinschaft mit der ungeheuchelten Demut des Mannes, ihm den Jüngling zuletzt in die Arme und zur bewundernden Hingabe getrieben hat. Das Tagebuch ist voll von Aussprüchen des Barons, die Tholuck, oft mit Ausrufen staunender Ehrfurcht, sich zur bleibenden Erinnerung niederzeichnete. Mögen einige derselben, sowie ein paar Züge von der Herzensdemut des Greises hier ihre Stelle finden. Am 11. Januar 1821 heißt es: „Mit Kottwitz bei Keith. O welch eine Seele ist Kottwitz! Soll ich lernen, wie groß ein Christ ist, so muß ich den anschauen, der so ganz ausgeleert vom Ich ist. Er sagte: Zuweilen läßt der Herr nur noch ein ganz kleines, dünnes Fädchen hängen, dann will er sehen, ob wir uns noch an dieses oder an ihn hängen werden. Und dann: Sie wissen es ja, oder wissen es noch nicht genug, wie schwach ich bin. Ja die Seeligkeit ist unendlich groß, etwas still unter vier Augen mit dem Heiland auszumachen. Dann hat man eine lebendige nicht sowohl Einkehr als Hinkehr..... Jede einzelne Aushilfe ist nicht für dasmal, sie soll uns ein Denkmal sein seiner Liebe und Macht. Wer sich so recht wahrhaft in die Größe des Glaubens versetzt, der ist ein Gott auf Erden." Am 21. Januar 1821: „Ich sagte Kottwitz nach langen Umschweifen: Es ist doch schlimm, daß die Gebete nicht immer erhört werden. Da fragte er: was ist denn Glauben? und sagte: wenn das Kind den Vater bittet um etwas, das er ihm abschlagen muß, und das Kind sich willig darein gibt, wird dann nicht der Vater ihm andres, das es notwendig braucht, desto reichlicher geben? — Vertrauen ist ja das erste. Durch Liebe dienen wir unsrem Nächsten, durch Selbstverleugnung uns selbst, durch Glauben Gotte. Aus wie vielen Erfahrungen

weiß Kottwitz zu sprechen! O der teure Mann Gottes!" Am 10. Febr. 1822: „Beim Baron zu Tische. Feierliche Salbung war jedes seiner Worte und heilige Liebe durchwehte uns ganz. Zuletzt sagte er: Ja, wohl ist der Weg des Christen lauter Dornen und Disteln, aber ein Engel geht vorauf und macht immer so viel Bahn, als Glauben da ist." 21. Mai 1822: „Wie doch Kottwitz so rein ist von Selbstgefühl, nach menschlichen Augen ganz. Und welche Mäßigung. Jedesmal, ehe er anfängt zu essen, wartet er eine Zeitlang, gleichsam um sich auf die Probe zu stellen." 7. Oktober 1823: „Des Abends zu Kottwitz, der still im Schlafrock auf dem Sofa saß und in Merles Predigten las. Der Sekretär saß ihm völlig unthätig gegenüber. Wie erträgt Kottwitz solche Phlegmatici so sanft. Das macht, weil er immer nur daran denkt, was er ihnen sein kann!"

Und gerade diese dienende Demut schnitt Tholuck allemal am tiefsten ins Herz. Er schreibt am 23. Mai 1820: „Kottwitz war betrübt bis in den Tod; er fragte wie viel 66 Thlr. Münze Kourant machten! Ich wollte zuerst ergrimmen, aber dann gab ich ihm sanftes Mitleid und sagte: auch so große Seelen lassen sich beugen! und wollte gehen. Er aber redete mir zu und sagte, ich sollte bleiben, und er wurde innig und warm, und da er beim Weggehen mich warm küßte sagte ich: ich habe diese Tage so voll Dank an Sie gedacht, und auch ihm traten Thränen in die Augen und er sprach: Nur Geduld, Geduld müssen Sie mit mir haben, mit mir altem Manne, das bin ich ja gar nicht wert! Ich fühlte tief in meiner Seele den Herrn und kam weinend froh nach Hause." Am 30. Mai 1826 rief der bewährte und erprobte Jünger noch zagend aus: „O daß fortan die schmale selige Bahn mich nicht erschrecke!" Unter dem 27. November 1826 schrieb er an Tholuck: „Es ist mir für den Augenblick sehr lieb, daß Sie nicht hier sind. Sie würden die vielseitigen Leiden, die mich seit Kurtzem und um so empfindlicher heimsuchen, weil ich mich zum Unwillen und Zorn und doch dem Grabe so nahe stehend, verleiten ließ schmertzlich getheilt haben. Denken sie meiner, daß diese schweren Erfahrungen zum Preise des Herrn von nun an bestanden werden." „Es träumte mir in abgewichener Nacht, ich sollte in

wenig Stunden durch Henkers Hand vom Leben zum Tode gebracht werden. Ich befand mich in einer prächtigen Kirche auf den Knien und der Geistliche konte nicht aufhören zu predigen bis ich ausrieff: bedenkt daß ich nur noch einige Stunden zu leben habe, bedenkt daß es ja darauf ankömt, daß Hertz vor dem Herrn auszuleeren. Darüber erwachte ich." (23. XII. 21. „Wie sehr haben mich die Worte Ihres lieben Schreibens von hier, — ‚der Kinder Sinn, der ists allein!' — das ist mir tief eingeprägt und aufs neue wert geworden, o daß mir mein Herr ihn schenken möchte! — aufs innigste erquickt" (10. V. 27). Wie zart sein Gewissen war, und wie streng er für Kleinigkeiten mit sich ins Gericht ging, bezeugt ein Selbstvorwurf in einem der letzten Briefe an Tholuck, nachdem dieser noch einmal ihn in Berlin besucht hatte. Da schreibt er (13. April 1837): „Am letzten Tage Ihres Aufenthalts allhier ward ich durch meine leider noch so unvolständig bezähmte Selbst-Würksamkeit verleitet, Ihnen das Lesen einer aus Bräm*) mir besonders wichtig scheinenden Darlegung anzumuthen, und meine Einäugigkeit veranlaste noch überdem mich in der Seiten-Zahl eines zweyten Versehens schuldig zu machen. Sonach bitte ich bißfällig um Ihre gewohnte Nachsicht." Endlich noch im höchsten Greisenalter und aus der reifsten Christenvollendung heraus konnte der demütige Mann im Winter 1839 an Tholuck ein Wort schreiben, das auf einen jungen Hörer, dem es damals Tholuck vorlas, den gegenwärtigen Kirchenrat D. Besser in Waldenburg einen unauslöschlichen Eindruck machte: „Ich habe mich entschlossen, mich nun gänzlich zum Herrn Jesu zu bekehren!" [11])

Da kann man's begreifen, daß Tholuck den Baron seinen „heiligen Kottwitz nannte, daß er in seinem Tagebuche schrieb: „es ist nur ein Kottwitz", „wenn der Schwan zieht, wer will leben!" daß er betete: „O mein Heiland, gib mir nur den zehnten Teil seiner Liebe!" Als ein Denkmal, das er schon früh dem am tiefsten in sein Leben Eingreifenden errichtete, stehe hier zum Schluß dieser Darstellung ein Gedicht, das

---

*) „Blicke in die Weltgeschichte."

Tholuck im Rückblick auf sein bisheriges Leben am 15. Mai 1820 an Freund Zeune schickte.

Noch in der Jugend erster Blüte
Getrieben aus der Eltern Haus
Zog einst mit sehnendem Gemüte
Ein Jüngling in die Ferne aus.

Ihm däucht' die ganze Erd' zu enge
Und nirgend Fried und nirgend Ruh,
Doch aus dem flutenden Gedränge —
Wo führt ein Weg nach oben zu?

So zog er hin an ferne Stätte,
Doch ach! die Erde war auch dort!
Ergrimmend schüttelt er die Kette
Und seine Qualen dauern fort.

Erguß heischt jammernd nun der Arme,
Erguß der heißen Schmerzensflut,
Daß er an Freundes Brust erwarme,
Wo er so lange nicht geruht.

Denn bittrer Harm, ohn' Ende nagend,
Hat ihm die weiche Brust zerdrückt,
So daß an Gott und Welt verzagend,
Er schaudernd in die Öde blickt.

Und da er also weinend wendet
Den Blick vom starren Grab der Welt,
Da plötzlich, himmelher gesendet,
Ein Lichtstrahl in das Dunkel fällt.

Ein Kreis von edlen, treuen Seelen
Nimmt liebend froh den Jüngling auf;
Nun darf sein Leid er nicht verhehlen
Und seiner Thränen stillen Lauf.

Die söhnen mit dem ganzen Leben
Ihn, mit den Menschen freundlich aus;
Er rastet von dem wilden Streben,
Gefunden ist der Eltern Haus.

Doch eins ist ihm noch nicht gegeben,
Ein arger Wurm ist noch nicht tot:
Befreundet ist er mit dem Leben,
Doch kalt und feindlich ist sein Gott.

Da tritt, von Heilgenſchein umfloſſen,
Ein Greis ihn auf dem Wege an,
Der weiſt, von Himmelsglanz umgoſſen,
Ihm auch zu Gott die ewge Bahn.

Nun ſteht der Jüngling froh im weiten Leben,
Mit Erd und Himmel himmliſch ausgeſöhnt.
Ihr habt das ein', das andre er gegeben.
Wie ſollt', auf ſolche Pfeiler er gelehnt,
Nicht froh dem Kommenden entgegenſchauen,
In ſtiller Kraft und göttlichem Vertrauen!

Und gewiß, beides, Kraft und Vertrauen, brauchte der Jüngling bei den ſchweren Erfahrungen, die ihm bevorſtanden.

Unter der Leitung des alten Barons gewann ſein inneres Leben eine ganze Zeitlang größere Stetigkeit und Ruhe. Er übte ſich, nach der Weiſe des Kottwitziſchen Kreiſes, im thätigen Chriſtentum. Er beſuchte Arme und Kranke; er machte es ſich zur Aufgabe, womöglich jeden Tag irgend ein Werk der Mildthätigkeit zu verrichten und gab von ſeiner kleinen Habe reichlich Almoſen, die zu vergeſſen er ſich ernſtlich bemühte. Daneben arbeitete er unabläſſig an ſich ſelbſt. Wie bereits bemerkt wurde, hatte er, um ſeinen Lebensunterhalt zu friſten, nach der Rückkunft von Breslau im Jänickeſchen Miſſionsſeminar einige Stunden übernommen. Außerdem gab er einem Engländer, R. Orr, Unterricht in Latein und ſemitiſchen Sprachen und mit einem däniſchen Studenten Bahnſen las er den Jeſaja hebräiſch. Seine reizbare Natur machte ihm dieſe Stunden zu einer fortwährenden Verſuchung, in Heftigkeit und Ungeduld auszubrechen, wenn die Fortſchritte nicht derartig waren, wie der weiter Geförderte ſie verlangte. Namentlich den Miſſionszöglingen gegenüber verlor er oft alle Faſſung und überließ ſich gänzlicher Verzagtheit. Zur Bekämpfung dieſer Ungeduld erbat er ſich nach dem Tagebuche faſt täglich Kraft von oben und konnte oft von errungenen Siegen Zeugnis geben. Wiederholte Niederlagen aber, die ſich noch weit in ſpätere Zeiten erſtrecken, erlitt er auf einem Gebiete, wo man es am wenigſten erraten ſollte: mit tiefer Beſchämung verzeichnet er wieder und wieder — und zwar eben weil er ſich ſchämte, in fremden Sprachen, meiſt arabiſch, — die vielen Geldopfer, die ein unwiderſtehliches

Gelüst nach Süßigkeiten und leckrer Speise von ihm forderte. Zuweilen paktierte er geradezu mit dem, was für ihn doch Sünde war: „Es gibt Stunden, wo der Cyklop im Menschen austoben muß.“ Aber für gewöhnlich folgte derartigen Unmäßigkeiten eine furchtbare Depression an Leib und Seele.

Im übrigen hoben ihn sonst die seligen Gefühle der „ersten Liebe“ in alle Himmel. Zwar der Dämon in seiner Brust war nur verscheucht, nicht bezwungen; auch die „gräßlichsten Gedanken“ kehrten wieder. Kottwitz half ihm darüber hinweg: „Der Herr führt die Seinen auch durch Versuchung.“ Und so bezeugt Tholuck sich selbst: „Ja, wen der liebreiche Herr einmal gezogen, den läßt er nicht wieder. Ich bat ihn gestern in der Angst meines Herzens: o thue, thue mit mir, was dir gefällt, versuche mich, wie du willst, aber hilf mir durch. Und er that es.“ Zwar ein Grübeln über die Wahrheiten des Glaubens durfte er sich nicht erlauben. Beim Bibellesen stießen ihn viele Dinge vor den Kopf, mit denen er nichts anzufangen wußte: die Härte Jesu in der Vorherverkündigung des Gerichts über Jerusalem; die häufige Erwähnung der Hölle in der Offenbarung Johannis; die Leiden Jesu als stellvertretende, u. a. Zuweilen plagte ihn eine Stimme, die, wenn er sich seines Glaubens erfreute, ihm unaufhörlich zurief: „Du glaubst doch nicht! Und das kam ihm unheimlich vor. Aber dann schlug er die Zweifel mit seinen eigenen inneren Erlebnissen und mit der Gewißheit der göttlichen Leitung zu Boden. „Wenn ich grüble,“ schreibt er einmal, „scheint der innere Verführer alle Stacheln gegen mich loszulassen. Ist es doch aber keine Schande zu sagen: Meister Klügling, das alles weiß ich nicht. Ich fühle es ja, mehr als meine Zunge es aussprechen kann, daß das Bestreben im Bekämpfen meiner Begier, meinen Herrn zu lieben und ihm und meinen Brüdern zu dienen, daß in diesem Bestreben der Quell aller Ruhe und Freude und Seligkeit für mich ist, fühl' es auch, daß diese Lehre aus dem Himmel gekommen sein muß, und daß ein verderbtes menschliches Herz mit seinem Stolze sie nicht ausdenken konnte; fühl' es endlich in aller Fügung meines Lebens und in der fast körperlichen Gegenwart meines Heilandes, daß der Jesus Christus, der dieses lehrte, Gott war.“ „Denkt mein gottloses Herz,“ heißt's ein andermal, „denn nicht

daran, daß der Herr es war, der mich hierherführte? Nein, mein Herz freut sich jetzt im Herrn, tief erschüttert, wenn ich mich wieder erinnere, wie Gott mich aus der Werkstatt gerissen. Wahrlich das hat seine Weisheit eingesehen, daß seine Gnade einmal an mir thätig werden würde. O gib, gib deine Gnade her, damit ich dich nicht täusche." „Wie doppelt traurig andre Zeiten! Die eine, wo ich noch einsam, ohne die, welche mein Herz ewig lieben wird, in der unteren Stube saß, wenn Vater und Mutter fortgegangen, mit Freuden arbeitete, aber mit Wehmnt erfüllt wurde, wenn ich von der Arbeit weg in den Himmel sah und mich allein wußte. Und die andre, wenn ich noch vor zwei Jahren oder vor dreien in der oberen Kammer saß, arbeitete und voll Ahnen des Kommenden mit tausend Greuelgestalten kämpfte, die mir den Eingang wehrten. Ach, wie manchen Sonntag Nachmittag habe ich so hingeweint. Und jetzt? Dank dir, ewig herrliche Liebe, du hast dich offenbart, offenbart wie Paulo, für dich nehme ich das Kreuz, führe mich der Flamme und der Geißel entgegen! Liebe, Liebe des Himmels, mein Herz hast du hoch bewegt und gewärmt. Ich las Neanders Kirchengeschichte — ja wahrlich, es ist ein liebender himmlischer Geist, der den Irrenden führt." (12. Juni 1818.)

Auch in seinen Studien wallte jetzt im ganzen ein Geist der Harmonie und der innern Sammlung. Neben persischen und türkischen Manuskripten trieb er viel Praktisch-asketisches: Thomas a Kempis, Lavater, die Schriften des zum rheinischen Separatismus hinneigenden Hasenkamp, Steffens, Schubert ꝛc. Mit der pietistischen Ängstlichkeit des innerlich noch nicht frei und fest Gewordenen mußte er zwar auf der Hut sein, daß ihm Belletristisches ebensowenig wie der betäubende Duft orientalischer Poesie den Sinn wieder berücke und ihn aus der Einfalt reiße. Er nahm wohl zuweilen einen Roman auf und las darin; aber während des Lesens fühlte er, „wie sich der alte Ungeist wieder aufrichtet," warf das Buch fort und bat Gott um Verzeihung. Am gefährlichsten war ihm Jean Paul, den er früher mit leidenschaftlicher Begeisterung gelesen hatte und mit dem er selbst in so vielen Punkten geistiger Anlage und Entwickelung sich berührte. Kam er einmal wieder über die orientalischen Pantheismen der Sufi, so rissen ihn wohl „die

hohen Phantaſiegebilde des Morgenlandes, verbunden mit den Gedanken dieſer hohen Seelen, bald in ſeine frühere Aufregung hin, in der er ſich ſelbſt untreu der Einfalt vergaß, der Demut vergaß, über des Lebens Schranken ſich hinausſehnte und das Blut wie Glut in ſich fühlte.“ Doch dann konnte er auch wieder rühmen: „Höchſter Dank dem Erlöſer, der wahrlich vor den Thüren ſteht und anklopft und mich, obwohl mit Mühe, in ihn ſelbſt zurückführte. Ich betete recht herzlich, es wolle mir doch gelingen, abzukommen von dem Zauberdämon der Magie, der mich in Feſſeln zog.“ Zuweilen brach ihm auch die Erkenntnis durch, daß er beſſer thäte, wenn er gar nicht mehr arabiſch oder türkiſch, ſondern nur die Bibel leſe. Aber dann ſchwang er ſich auch zu höheren Geſichtspunkten empor, wie ſich das am 9. März 1818 im Tagebuche charakteriſtiſch ausſpricht: „Meine Seele war in erhabener Demut bei Gott, während ſeine Glocken läuteten. Das Leben der Scheichs, das ich las, hatte mich ernſt und hehr geſtimmt; und einſt dieſe edlere Seite des Morgenlandes aufzufaſſen, darzuthun, wie bei allen Menſchen, die die Offenbarung Jeſu nicht vernommen, wenn ſie edlerer Art waren, eine wehmütige Sehnſucht nach einem Beſſeren und Gewiſſeren fühlbar, das darzuſtellen, ſchien mir ein hoher Gegenſtand. Dank der väterlichen Liebe, die mir jetzt ſchon mehrere Tage lang den beruhigten Sinn erhielt, der in großer Dankbarkeit vertrauend in den Tag- und Nachthimmel hineinſchaut. — Wahrlich, wenn der Menſch den Kreispunkt, um den alles Erdenleben ſich wendet, aufgefunden hat und ſich hineinſtellt, ſo iſt es ein hohes Ding um die Wiſſenſchaft, die uns unter allem Volk der Erdkugel einzelne oder Geſamtheiten von Gemütern zeigt, die, ihre Seele zu den Sternen aufbiegend, mit der Sinnenluſt und dem Buchſtaben des Wiſſens gleich unzufrieden den weiſen Werkmeiſter zu erkunden ſuchen, der im All und im Nirgends ſeine Stätte gebaut. Aber wehe dem, der nicht den Mittelpunkt des Kreiſes alles lebendigen Seins und Bewegens gefunden hat, und doch in die Brandungen des Wiſſens ſich wagt. Wenn er ein hohes und reines Gemüt im Buſen trägt, ſo wird ihm alles Sein als ein ewiges Rätſel mit mörderiſcher Kraft an ſein ſtolzes Herz ſchlagen.“ —

Bald auf diesen Höhen, bald im „Wechselgetriebe von Wissenschaft, Poesie und Phantasie“, auch unter allerhand Gedanken, in die Ferne zu schweifen und als Missionar der Kirche zu dienen, verging Tholuck das Sommersemester 1818. Inzwischen hatte sich aber, ihm selbst unbewußt, unter der angestrengten Arbeit der letzten anderthalb Jahre ein körperliches Leiden bei ihm ausgebildet, das ebenso plötzlich wie verheerend zum Ausbruche kommen sollte.

Das Tagebuch ist nur bis zum 10. Juli 1818 regelmäßig fortgeführt. Dann kommt eine große Lücke, der erst am 21. Februar 1819 neue Aufzeichnungen folgen. In diese Zeit fällt ein Ereignis, das im Tagebuche auch nachträglich nicht erwähnt wird. Wohl aber hat sich unter allerhand Papieren des Nachlasses ein Bruchstück von sieben Quartseiten ohne Anfang und Ende gefunden, das von den Begebenheiten dieser Monate handelt und der Handschrift nach etwa in der Mitte der zwanziger Jahre verfaßt sein muß. Es erstreckt seinen Bericht bis in den März 1820; doch ist schon hier in bezug auf die chronologische Folge des einzelnen kein strenger Verlaß; eine Ungenauigkeit in der Erinnerung, die wir auch sonst bei Tholuck schon bemerkten. Außerdem findet sich unter den Briefen an Radecke ein datumloses und unbeendigtes Schreiben, das einige diesbezügliche Andeutnngen enthält. Aus diesen Quellen, soweit möglich mit Tholucks eigenen Worten, berichte ich das folgende.

Der Brief beginnt: „Eine ernstere und schwerere Züchtigung konnte mir für den Augenblick wohl kaum die Hand meines Herrn zuschicken, als die Hoffnung zerbrochen zu sehen, die seit jenem wintrigen Sternenmorgen mich erhob, wo ich Aureln zum letztenmal an meinen bebenden Lippen preßte. Wie denn aber die Wiedergeburt und die Begabung mit dem heiligen Geiste ein Etwas ist, das nur aus einem höheren Weltengebiet in dieses dunkle kommen kann, so auch äußert sie sich. Zertreten hätte mich der Fuß jener Begebenheit und meine Siechheit, wenn nicht unser Erlöser mich gewürdigt, in mich herniederzusteigen mit aller Gnade, Milde und Freundlichkeit.“

Das Genauere gibt der andre Bericht, der mit den Worten beginnt: „.... der Prüfung Geißel über mich schwang. Ich

lag auf dem Sofa über einer persischen Handschrift, da stürzte plötzlich mir das Blut schwarz aus dem Halse. Mein Schrecken war außerordentlich, ich hätte Gott fluchen mögen, so böse wurde ich. Die alte Tücke trat ein, und ich sorgte nicht für meine Herstellung, weil ich meinte, Gott müsse helfen. Ich hatte eben nach Schlesien reisen wollen, um meine teuern Freunde zu Christo zu führen. Das mußte verschoben werden. Nach drei Wochen aber traute ich mich, mich auf den Weg zu machen, und dies gab mir Gelegenheit zu einer großen Erfahrung. Nur zwei und eine halbe Meile vertrug meine Brust das Fahren; da blieb mir nichts anderes übrig, als abzusteigen. Es war gegen Abend, ich ließ meine Sachen zu einem Prediger bringen. Zufälligerweise kannte der mich. Es war ein alter, trockner Herr. Ich war außer mir vor Schmerz, meine Freunde nicht sehen zu sollen, und noch dazu wegen Krankheit, die mir etwas ganz Ungewohntes war. ‚Sehn Sie einmal,' sagte der Herr Prediger, der einen dicken großen Rock von Multum anhatte mit großen, blanken Knöpfen, ‚Sie müssen sich nur vorstellen, daß es nun einmal nicht anders ist.' — Der Trostgrund beruhigte mich aber nicht. Der Prediger sagte, er könne mich nicht beherbergen. Da ich nicht das Fahren vertragen könne, möchte ich langsam zu Fuß ins nächste Dorf gehn, wo ich in der Schenke würde Aufnahme finden. Ich mußte mich dazu entschließen. Langsam ging ich im Abendrot die Felder hin. Rings um mich keine Menschen, nur wogendes Korn, und durch dasselbe glänzte die Abendsonne. Da wurde die alte Schlange in mir wach, stellte mir vor, wie schön ich es gehabt haben würde, wenn ich hätte reisen können; Gott mißgönne mir alle Freude, ich solle nur rasen vor Unmut. Mein Engel aber sagte: Du bist eben erst erweckt, das soll die erste Probe sein, denn bis daher hast du nur Küsse von deinem Herrn erhalten, jetzt nimmt er dich in die Schule, ergib dich mit Sanftmut und Milde, es wird dir großen Segen bringen. Da wurde mir so weich; ich ergab mich ganz, ich rief laut aus auf dem einsamen Felde: Ja Herr, ich kenne dich, ich danke dir selbst für das mir Zugeschickte, ich danke dir, schlag nur zu! Da goß sich himmlische Ruhe und Heiterkeit in mein Herz, aller Gram war weggewischt, ich weinte vor Freuden. So kam ich in einem

andern Dorfe an. Ich fragte zuerſt beim Pfarrer an. Die Antwort war: Ein Pfarrhaus iſt keine Herberge. Ich ſagte, ich ſei krank, wolle reichlich bezahlen: Nichts! Drauf ging ich zur Schenke. Eben fuhr ein guter Wagen nach der Stadt, ich beſchwor ſie, mich mitzunehmen, ich ſei krank geworden. „Was denken Sie denn von uns?“ war die Antwort. „Ach!“ ſeufzte ich, „ich dachte, ihr wäret Menſchen?“ Im Wirtshaus ſollte ich auch keine Aufnahme finden, man tanzte bis um vier Uhr morgens. Endlich bot ich einen Thaler; nun wieſen ſie mir ein Kämmerlein mit zwei Glastüren an, in der einen anſtoßenden Stube tanzten ſie, und das Kämmerlein war der Durchgang. Da warf ich mich erſchöpft auf das Sofa, aber meine Seele war in all dem Getümmel ſelig und ſtark im Nachgeſchmack des Gefühls der Ergebung. Nur noch mehr Prüfung! ſagte ich, ich will es alles tragen, wenn es ſo ſelig macht. In der Nacht um zwei weckt man mich aus meinem Halbſchlummer und ſagte mir, jetzt müßte ich aufſtehen, denn ſie würden auch in dem Kämmerchen noch ſpielen, ich ſollte zu einer Frau gehn, die ein Bett leer hatte. So mußte ich denn in der Nacht den weiten Weg durchs Dorf gehn, ſo erſchöpft ich war, und als ich dort ankam, hieß es, ich müßte zum Fenſter hineinkriechen, denn die Thür dürfte ſie nicht aufmachen, daß mich niemand ſähe. Auch das that ich und am Morgen um fünf Uhr trat ich langſam („langſam wie der Mond“, ſchreibt er davon an Nadecke) meinen Weg zurück nach der Stadt an, immer froh und in Gott heiter. — Dieſer Vorfall iſt mir ſehr zum Segen geweſen; die heitere Stille und Gelaſſenheit blieb mir noch lange Zeit. Ich ſah, daß, wenn man unſerm Heiland Liebes opfert, er einem noch Lieberes wiedergeben kann.“

So unangefochten kann aber Tholuck nicht nach der Stadt zurückgekommen ſein. Nach einer ſpäteren Tagebuchsnotiz vom 14. Juli 1823 müſſen ſie ihn unterwegs gefunden und bei Sonnenuntergang in den Hof des Predigers Rolle, des Freundes von Kottwitz, getragen haben. Da ſah ihn der (inzwiſchen wohl benachrichtigte) Baron, und ein Blick traf den Schwerkranken, der Tholuck noch nach vier Jahren im Herzen brannte. Aus Rolles Wohnung wurde er dann nach ſeinem eigenen Zimmer, Alte Leipziger Straße Nr. 1, transportiert, und hier lag er

zunächst wochenlang fest. Der Baron v. Kottwitz wird die geistliche Pflege treulich an ihm getrieben haben; das Resultat desselben spricht der Brief an Radecke aus. Aber auch für die leibliche Wartung sorgte seine Liebe. Mit etwas hohen Worten fährt Tholuck nach dem Berichte des Vorfalles an Radecke fort: „Fürwahr, mein treugeliebter Bruder, ein jeder, mehr aber noch der, welcher ganz aus dem entgegengesetztesten Punkt des ewigen Wechselstreits von Glut und Flut in jene stille, ruhige, milde, freundliche, abendliche Zelle getreten ist, die den treuen Folgern unsers Herrn Jesu gehört: der, sage ich, wird gewahren, daß ein solcher Geist, wie er in dieser Zelle webt, von Natur sich auch nicht in einem aller Menschen finden kann, sondern daß ein solcher Geist allereinzig durch ein Gnadengeschenk von dem Vater alles Lichts erbeten werden kann. Wir leben in einer gefallenen Welt — das ist mir eine freudige, erquickende Botschaft. Nun kümmere ich mich über keine Mängel, die mein trübes Auge zu sehen glaubt. Erlösung ist verheißen, durch Demut und Treue wird ein verlorner Himmel wieder errungen. — Wunderbar! Ich bin seit einiger Zeit auf die Schriften einer persischen Sekte der Sufi, die bisher nur dem Namen nach bekannt sind, gestoßen, habe gelesen, mit Wärme gelesen und — welcher Schatz! Jene Leute am fernen Euphrat in Kaschemirs Auen, sie haben Platons Lehre gefunden, daß aus himmlischen Räumen die Seele verbannt ward, daß sie das Leichenbrett ist, worauf der Leichnam des Körpers zur Schau ausstehet, und nach treu vollführter Läuterung in diesem Leben, wenn der Käfig zerbrochen, frei, der freie Vogel, wieder himmelan schwebt. — Des hochherzigen Persers Schriften sind mir hohe Ergötzung, aber der einfältige, unbedingt treue Christ denkt hinzu: doch nicht allzusehr traue dir selbst, du bist ein getäuschtes Wesen, genug daß du in einer liebenden Hand stehst, die deiner wahrt! — Doch zu viel spreche ich von dem Geiste, auch meiner Hütte laß mich gedenken. Wohl habe ich treue Pflege gehabt, wofür Gott gepriesen sei. Schröner (der kalte Orientalist und Fichtianer) hat treu bei mir gewacht und Kottwitzens edele, vortreffliche Tochter, mir ganz Freundin, hat für alles andre mit beschämender Liebe gesorgt. Sie ist es, die mir auch den Mangel Eurer Herzenskette manchmal unbemerklicher machte durch edle

Freundschaft, aber leider ist sie nicht Jüngling, und leider verläßt sie nächste Woche schon Berlin, um nach Schlesien zurückzukehren. Meine Hülle ist noch vor kurzem in einem äußerst kläglichen Zustande gewesen; doch, Gott sei Dank, jetzt geht es mit Augen und Brust etwas besser, für letztere bin ich vornehmlich, und wohl mit Grund, besorgt; desto übler aber steht's jetzt mit meinem Unterleibe. Aber dem sei, wie ihm sei — reg', frei und in Gott demütig froh ist mein Geist. Zwar wünschte ich wohl sehnlichst, wenn recht bald mein Käfig geöffnet würde, und man auch über mir sänge: „Das Los ist mir gefallen, aufs lieblichste!" — aber was weiß ich Armer! — gern und dankbar will ich auch einst leben, mitten unter der Welt leben, wenn ich Seinen teuern Namen verkünden darf. — Mein Herzensteurer! Furchtbar ernst bewegt sich die Zeit, und die Schlange windet sich mit ihren Ringen um die Erde, daß ein Gebein derselben nach dem andern zerbricht; morsch zerknirscht muß nach einigen wenigen Jahrhunderten, menschlichem Ansehen nach, der alte Leichnam zerfallen. Hier in Berlin, wo die verschiedenartigsten Bestrebungen sich feindlich und freundlich begegnen, wo ich in Verbindungen lebe, die mich viel Merkwürdiges wissen lassen, hier sehe ich, und staune in ehrerbietigem Schweigen die Ratschlüsse an, die ich nicht begreife." —

Kaum hatte der Patient sein Lager verlassen, so warf er sich wieder in die Arbeit. Die schon erwähnten persischen Sufi fesselten ihn dermaßen, daß er, um möglichst bald ein Buch über sie zu schreiben, alle Rücksichten auf seine Gesundheit beiseite setzte. Mit zitternder Hand schrieb ihm die von dieser thörichten Hast in Kenntnis gesetzte Frau v. Kottwitz aus Schlesien: „Flehen Sie zu unserm guten treuen Berater, Ihnen die Überzeugung zu schenken, durch übertriebene Einsammlungen wissenschaftlicher Kenntnisse Ihr jugendliches Leben nicht zum Opfer darzubringen, sondern die Pflichten der Selbsterhaltung Ihnen als die heiligste Pflicht in Ihr Herz tief einzuprägen und Wurzeln schlagen zu lassen. Der Genuß freier Luft würde denn doch wohl noch zweckmäßiger wirken, als solche nur durch Öffnung der Fenster einzuatmen. Herzlich, herzlich bitte ich Sie, alles zu Ihrer Wiederherstellung zu thun. Gott und Ihre Freunde haben volles Recht, dies von Ihnen nicht nur zu er-

bitten, sondern zu fordern.“ Sein Vater tröstete ihn in einem Briefe vom 23. Januar 1819: „Der Blut-Husten ist freilich eine Schlimme Krankheit, doch Du bist Jung und komt Villes von Deinen Schnellen Wachsthum her.“

In diese Zeit langsamer Rekonvaleszenz traf den erstaunten Jüngling, der erst in seinem fünften studentischen Semester stand, folgender Brief von Professor Scheibel in Breslau vom 17. Februar 1819:

„Herzlich geliebter Freund in dem Herrn. Eine äußerst wichtige Aufrage, zu der eine Angelegenheit Jesu selbst in seinem Reiche mich veranlaßt, ist Ursache dieses Briefes. Ich kenne Sie als einen von Gott mit der Gabe der Sprachen (1. Kor. XII) ausgerüsteten, und was dazu kommen muß, mit Erweckung zur demütigen Buße begnadigten jnngen Mann. Durch das erste sind Sie zum Professor der Exegese, durch das zweite, mit dem ersten verbunden, zum Professor der biblischen Exegese geeignet. Ihre schwache Brust aber und Ihre Kränklichkeit eignet Sie schwerlich zum Missionar. Und um bloß arabischer oder persischer Professor, statt theologischer zu werden, lassen Sie Sich ja nicht den Ehrgeiz und Stolz verführen. Ich kenne diese Feinde. Nun das Historische nach der persönlichen Einleitung. Ich hoffe auf tiefste Verschwiegenheit.

„Rußland bittet, bittet um Erlösung von Neologie. Schon im Februar 1818 schrieb Graf Lieven, Kurator der Universität Dorpat an mich, und wünschte mich in einem christlichen Briefe, wie ich ihn nicht schöner gelesen, als Professor ordinarius an diese Universität, natürlich in der theologischen Fakultät. Ich schwankte sehr; bis der Herr, der ja gedemütigte, Christen nie verläßt, wenn sie beten, mir sagte: es sei Pflicht, hier zu bleiben.*)

*) Kottwitz hatte von dieser Berufung Scheibels schon 1818 aus Glatz an Tholuck geschrieben: „Er ist auf eine sehr ansprechende Art an eine auswärtige Universität berufen, ist aber noch nicht entschlossen. Vielleicht ist man froh einen aufrichtigen Mann weniger zu haben, um desto freyer poesieren zu können. Claudius sagt zwar: hängt den Poeten am Mast-Baum und werdet ehrliche Leuthe, so werdet ihr einsehen, daß die Verstandes-Faseleyen die aller Gefährlichsten sind, weil sie mehr als einen Satan verbergen und sich selbst verheimlichen.“

„Aber was für mich Pflicht, ist es schwerlich für Sie. In Deutschland (ich spreche aus Erfahrung) findet ein christlicher Gelehrter jetzt schwer Brot. Ein Universitätsfreund ist mir davon ein bitteres Beispiel. Aber Rußland fördert, ja wünscht sehnlich Christen. Dort gelten die Bibelgesellschaften bei Hofe alles.

„Besonders not aber ist nun in Dorpat ein Professor der orientalischen Sprachen und alttestamentlichen Exegese; denn H. ist dort bisher der größte Feind Jesu Christi. Gott erbarme sich seiner. Also helfen Sie, wenn Sie irgend können, um Jesu willen. Das Klima ist dort deutsch (Livland), mild, viel Früchte. Dies Klima hätte mich medizinisch Furchtsamen am wenigsten zurückgehalten. Kollegialische Intriguen haben Sie nie zu fürchten, denn man fürchtet den christlichen Hofapplausus, versteht sich von selbst, bei Ihrem Eifer, Kenntnissen und bei der Schlendrigkeit H's. Keine Polemik darf Ihr Gang fürchten; denn dort ist nicht Deutschland. Und doch können Sie — und welchen! Segen stiften. An Gehalt war mir als Ordinarius 1350 Rubel versprochen; und ich weiß, ist es nötig, kann man mehr beanspruchen.

„Wahrlich, ich wäre gegangen; aber Jesus Christus wollte anders. Prüfen Sie nun ja wohl, im Gebet vor Gott, vor seinem Eingebornen, vor dem heiligen Geist die Anfrage, die ich in Graf Lievens Namen thue. Wollen Sie nicht des Glaubens wegen in Rußland Licht machen? Möge Jesus Ihr Herz leiten. Dies ist mein herzlichstes, lange geprüftes Gebet. Empfehlen Sie mich Freund Kottwitz aufs herzlichste. Im Herrn in höchster Eile Ihr treuer Freund J. G. Scheibel."

Was war das für eine Aussicht! Der arme Student, der sich vom Unterrichtgeben und seinem Breslauer Stipendium bescheiden nährte, in sorgloser Existenz und in einflußreicher, ehrenvoller Stellung, mit Überspringung der oft so dornenumwachsenen Mittelstufe einer preußischen Privatdozentur — Professor in Dorpat! Wohl hatte der Minister v. Altenstein auf den strebsamen jungen Mann von Neander oder von Kottwitz aufmerksam gemacht, ihm vom 1. Januar 1819 an eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thalern zu seinen Studien bewilligt, eine Gunst, die ihm bereits am 12. Mai 1818

notifiziert worden war. Aber diese Beihilfe konnte jederzeit wieder zurückgezogen werden, und woher dann die weiteren Mittel zum Lebensunterhalt nehmen?

Die Wirkung des Scheibelschen Briefes war zunächst tiefe Beschämung über die freundliche Fügung Gottes. Tholuck schreibt in sein Tagebuch am 24. Februar 1819: „Ich bekam den Brief von Scheibel. Sei angebetet, Herr Jesu! Deine Gnade ist größer, denn ich sie verdiene. — Wenn ich mich prüfe, was der Brief wirkte, so will ich durch Deinen Geist, Herr Jesu, aufrichtig sagen: eitel Freude, Vaterliebe, Liebe zu meinem Himmlischen, und tiefe Beschämung um meiner Untreue willen. Ach barmherziger Gott! Wenn ich meine äußere Lage betrachte, so ist mir es freilich nicht, als könnte dies werden; aber im Innern ist ja allein zu beraten, und da gelob ich denn meinem Scheibel, rein und unumwunden die Wahrheit zu sagen, wie dein Geist mich dazu treiben wird. Laß, laß, das bitten Dich meine Thränen jetzt, hierbei mich nicht von der Eitelkeit, sondern — ach nur vom Heiligen Geist regiert werden."

Nach langer, gebetsvoller Prüfung kam Tholuck zu dem Entschluß, auf das Ansinnen einzugehen, und setzte sich direkt mit dem Grafen Lieven in Verbindung, um seinerseits für die eventuelle Berufung Bedingungen zu stellen. Welcher Art dieselben gewesen sind, läßt sich aus dem vorliegenden Material nicht mehr entscheiden. In Rußland scheint man aber auch nicht ohne Vorsicht sich zu weiteren Schritten entschlossen zn haben. Denn am 21. April 1819 schrieb Scheibel aufs neue an Tholuck: „Herzlich geliebter Freund in dem Herrn; daß ich so lange nicht geantwortet, war ihr Wunsch, erst von Graf Lieven aus Petersburg Nachricht zu bekommen, Ursache. Dem Herrn sei Dank, nachdem ich gestern Ihren Brief vom 13. erhielt, erhielt ich heute vom 5. April ein Schreiben vom Herrn Grafen. Er ist für Sie — das sind seine Worte:

„sehr geneigt, wünschte aber freilich in mancher Rücksicht, daß Sie einige Jahre älter wären".

Indes, dieses würde sich, wenn Sie vorerst Extraordinarius würden, wohl machen lassen. Aber ich muß Sie nun, da mich Ihr wahrhaft christlicher Brief so erfreut hat, erst ernst bitten: 1) Einen geschickten Arzt genau zu befragen, ob Ihre Augen

und Bruſt, überhaupt Ihre Geſundheit das Klima von Dorpat beſtehen möchte. Es käme nur auf den Unterſchied weniger Grade Nördlicher Breite an; aber Petersburger Kälte iſt dort nicht. Es liegt 58° N. B. Alle Sorten unſrer Garten- und Obſtfrüchte gedeihen dort. Ernſte Sorgfalt würden Sie allerdings, wo es auch iſt, Ihrem Körper ſchenken müſſen. 2) Wünſchte ich von Ihnen bald ein Specimen über Ihre Studien gedruckt in den Händen zu haben. Ihre Promotion als Doctor Philosophiae würde viel helfen. Ich bitte Sie um baldige Nachricht über Ihren Entſchluß von dem ich hoffe, daß Sie ihn nicht ohne den Herrn ſchließen werden. Daß Sie ſtreng auf die Gebote des Herrn ſehn, iſt gewiß ..... (ein unleſerliches Wort). Allerdings, offen geſtanden, müſſen Sie Sich beſonders für — poetiſcher Koktur (?) bewahren. Die Sinnlichkeit bannt nur der Herr, und leider ließt man ſtatt Brief Judä jahraus jahrein auf Gymnaſien den (... unleſerlich) Homer. Ebenſo ſchaden Göthe, Schiller ꝛc. — Meiner Liebe verzeihen Sie gewiß die Offenheit. u. ſ. w. Scheibel."

Während die Verhandlungen noch ſchwebten, ſprach Gott ſelbſt das entſcheidende Wort. Anfang Juni 1819 wiederholte ſich in noch heftigerer Geſtalt das Blutſpeien und warf Tholuck zum zweitenmal aufs Krankenbett. Vier Tage danach kam die Mitteilung vom Grafen Lieven, daß man in Petersburg auf alle Bedingungen eingehe und den zum außerordentlichen Profeſſor zu Ernennenden in Dorpat erwarte!

Nicht ohne ſchmerzliche Reſignation ſchrieb nun Tholuck ab. Er hatte ſich ſchon mit dem Gedanken der Profeſſur vertraut gemacht. Jetzt ſchob ſich ein Riegel vor, der, wie es ſchien, für immer die Ausſichten auf das Lehramt verſchloß. Bei aller Leibesſchwachheit kehrte er nun zu den über Dorpat in den Hintergrund getretenen Miſſionsplänen zurück. Im September 1819 beginnt das Tagebuch wieder nach bald viermonatlicher Pauſe. Und gleich am 14. leſen wir: „In Zinzendorfs Leben las ich, daß Spangenberg von ihm ſagt: Wenn er hätte ſich recht anſtrengen wollen, ſo hätte er übermäßig berühmt werden können, aber er hatte ſeinen Sinn auf etwas Höheres gerichtet. — Ach wie habe ich da gefehlt; denn wäre ich ſchon 1817 feſt entſchieden geweſen, dem Herrn in einer

fremden Gemeinde mich zu weihen, wie gesund an Leib und Geist könnte ich jetzt von dannen gehen. Zinzendorf hielt nie etwas von der Gelehrsamkeit, die nicht gerade zum Herrn führte; warum machte ich etwas draus? Warum lasse ich es jetzt noch als etwas gelten?" Und am 16. Sept.: „Im tiefen Gefühl meiner Armut warf ich mich vor den Gnädigen und flehte zu ihm, mir zu geben, daß ich ihm ein Häuflein aus den Heiden zuführe, — meine Schwachheit ist sehr groß; doch seine Gnade noch größer."

Indessen waren das auch nur hin und her schwebende Empfindungen. Sobald sich sein Zustand nur in etwas besserte, stiegen sofort wieder die in Glut getauchten Bilder der orientalischen Litteratur vor seinem Geiste auf und umgaukelten ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Und je mehr er von den Genüssen kostete, die, wie er meinte, als verbotene von ihm gemieden werden mußten, um so bestrickender wurde der Zauber, den sie auf sein Gemüt ausübten. Das ist's, was er meint, wenn er (vgl. S. 122) als die zweite Periode seines innern Lebens eine Zeit (1819) bezeichnet, „wo das schwache Licht des Glaubens wieder auszulöschen und dem Heidentum zu weichen schien". Wie berauscht stürzte er sich in die Arbeit, die ihn zu seinen morgenländischen Dichtern und Philosophen führte, und da war kein „heiliger Kottwitz" zur Hand, der ihm die innere Harmonie der Seele hätte wiedergeben können: sein Mentor weilte in der Ferne. Auch die immer deutlicher hervortretenden Symptome der Lungenschwindsucht hielten ihn von den aufregenden geistigen Genüssen nicht fern. Er schreibt selbst in dem erwähnten Fragment von dieser Zeit: „Mehr als vier Blutstürze folgten einander. Schon verzweifelten alle meine Bekannte an meinem Aufkommen. Ich medizinierte beständig, gebrauchte Brunnenkur, auch die Pech- und Teerdampfkur; aber da ich im Arbeiten nicht nachließ, ward es schlimmer. Eines Tages ging ich vor die Stadt in einen Garten, hier fiel ich aber immer mehr zusammen; meine Stimme versagte mir ganz, heftige Schweiße bei Tag und bei Nacht, unabläßiger Husten bei starkem Auswurf — alle Zeichen der Lungensucht. Man sprach von mir nur, als von einem Sterbenden. Dennoch las ich fortwährend türkische Manuskripte; in den Freistunden aber, die ich mir machte,

Shakeſpeare, Calderon, Petrarca. Ich dachte viel an Jeſum, aber hatte nicht Luſt, mich ihm ganz in die Arme zu werfen."

Endlich, am 21. Mai 1820, taucht Kottwitz wieder im Bereiche des Tagebuches auf, freilich noch „ſo kalt wie ein Miniſter" (S. 145). Aber ſchon am 21. Juni heißt es: „Mein lieber Kottwitz ſpeiſete mich an königlicher Tafel." Ja ſo gewaltig ſchlug die Liebe des Barons in Tholucks Bruſt ihre Flammen wieder auf, daß an ihrem Feuer noch ein andrer ſich erwärmte: in dieſe Tage fällt die Erweckung jener Jünglingsſeele, von der der greiſe Jubilar Tholuck am Abend des 1. Dezember 1870 den zahlloſen Feſtgäſten in Halle erzählte, daß Gott ſie ihm im 18. Jahre als erſte Frucht geſchenkt habe (wobei freilich die berührte chronologiſche Gedächtnisſchwäche Tholucks einen Fehler von drei Jahren beging). Es war der Artillerieoffizier Sontheim, von Geburt ein Jude, „ein wildwachſendes Geſchöpf, das in der Welt ſich umhergetrieben, ohne Zweck und ohne wahre Ruhe dahinging; der wurde nach kurzer Zeit ein ſo inniger Jünger," daß er bald Tholuck in ſeinem Wandel beſchämte. [12]) In andrem Zuſammenhange kommen wir auf dies unendlich liebliche Verhältnis zurück. Es war, als ſollte der liebe Baron mit ſeiner Glaubenshand auch in das leibliche Leben ſeines jungen Freundes, in dem er zum Segen fortleben wollte, heilend eingreifen. Schon am 5. Juli 1820, dem großen Freudentage, der dem Berliner Chriſtenkreiſe durch den Beſuch von Goßner geſchenkt ward und von dem Dalton im Leben Goßners ausführlich berichtet (S. 220 ff.), hörte Tholuck aus ſeines geiſtlichen Vaters Munde in dieſer Hinſicht ein prophetiſches Wort. Der Nachmittag war bei Kottwitz in reichem Gedankenaustauſch mit Goßner, Jänicke, dem Baron, v. Lancizolle, dem auf der Reiſe nach Wernigerode gerade in Berlin anweſenden Seegemund u. a. verbracht worden. Die originelle Unmittelbarkeit von Goßner ſprühte Geiſtesfunken auf Geiſtesfunken aus. Z. B. notierte ſich Tholuck ein Wort über die Bibelverbreitung: er halte davon nicht viel, ſagte Goßner, denn der Herr habe Apoſtel ausgeſchickt; nun könne man von denen keine Stereotypausgaben machen, die lege

nur der heilige Geist auf; sonst gäben die Engel gerne das Geld dazu her.“ Am Abende hielt Goßner in dem Betsaal der Anstalt die Ansprache; und als nach derselben sich die Gäste des Barons in dessen Zimmern, wie gewöhnlich, zu einer Tasse Thee sammelten, wobei auch heute, wie gewöhnlich die jüngeren Brüder in Abwesenheit einer Repräsentation die kleinen Dienste der Aufwartung übernahmen,[13]) trat Kottwitz an Tholuck heran, legte die Hand anf seine Schulter und sagte feierlich vor allen: „ich freue mich, wenn mein lieber Tholuck wiederhergestellt ist, dann wird ihn der Herr gewiß, wie ich hoffe, auch noch mit Kraft anthun, um ein Werkzeug zu werden.“ Und vier Tage später, am 9. Juli, lesen wir im Tagebuche: „Kottwitz nahm mich beiseite und sagte mir: endlich kam Marheineke auch auf meinen lieben Tholuck zu sprechen. Und da sagt' ich ihm, wir müßten doch so beschämt und dankbar sein, daß der liebe Herr schon so viel für ihn gethan, und nun nichts Extraordinäres fordern. Wenn er keine andern Besorgnisse hätte, diese möchte er nur fahren lassen; unser lieber Tholuck ist schon unserm Herrn so nahe geworden, daß er gewiß nicht seine Hand abziehen wird. Und endlich sagte er zu mir: Nein, da seien Sie nur außer Sorgen, da können Sie sich schon auf mein Wort verlassen, ich kann es Ihnen sagen: der Herr wird Wunder thun, es ist ihm ja ein Leichtes. Dann küßte er mich, und da ich sagte, ich danke Ihnen herzlich, antwortete er: ‚Sagen Sie das nicht, ich kann es nicht ertragen, nur lieben wollen wir uns, und Sie werden mir altem Manne meine Schwachheit übersehen.‘ Ach dies stärkte mich sehr; ich war wirklich am Abend sehr schwach, aber ich traute Kottwitz' Worte. Ja wenn der für meine Gesundheit betet: den wird der Herr nicht beschämen, und dann komc ich noch hinterdrein mit meinem Bitten.“

Und in der That, wenn auch hie und da noch Anwandlungen zum Blutspeien sich zeigten, und das Unterleibsleiden Tholuck wochenlang nötigte, auf den Knien liegend zu arbeiten, so kam es doch nur noch einmal zum Ausbruche, als Tholuck selbst ein Zeichen von Gott sich erbeten hatte. Es war ihm nämlich der Gedanke an die Thätigkeit als Missionar wieder so nahe ge-

treten, daß er nunmehr ernſtliche Schritte zur Verwirklichung desſelben thun wollte. Der engliſche Geſandte in Berlin, Sir. George Henry Roſe, ein Freund und Patron aller chriſtlichen Unternehmungen ſeiner Heimat, ſollte ihm eine Stellung in engliſchen Miſſionsdienſten vermitteln. Kottwitz gab ſeinem jungen Freunde ein Billet, das ihn beim Geſandten einführen ſollte, machte dieſem aber zur Pflicht, an Roſe zu ſagen, daß er ſich, da Kottwitz eine Reiſe vorhabe, nicht eher entſcheiden wolle, als bis er mit ſeinem geiſtlichen Vater noch Rückſprache genommen hätte. Auf einen Sonntag nachmittag vier Uhr war er zum Geſandten beſchieden. „Des Morgens“, ſchreibt Tholuck in jenem Fragment, „war ich wohl. Nachmittags, ehe ich ging, rang ich heftig im Gebet mit Gott, er möchte mir ein Zeichen geben, ob es ſein Wille wäre, daß ich ginge oder nicht. In der Verzweiflung rief ich aus: Und gibſt du mir kein Zeichen, ſo beſchuldige ich dich, wenn ich dann in England wieder krank werde. Als ich vom Gebet aufſtand, huſtete ich und ſpie Blut! Da war das Zeichen, zu dem Er ſich herabließ. Aber da mein Eigenſinn jetzt darauf pochte, Miſſionar zu werden, achtete ich nicht drauf, ſondern ging aus, um das Billet an Roſe zu tragen. Da bekam ich ſo heftiges Seitenſtechen, daß ich nicht gehen konnte. Nun wurde mir auch das Blutſpeien als göttliches Zeichen kund. Mein Herz wurde weich, und Thränenſtröme entſtürzten meinen Augen, daß der Heiland der Welt ſich zu mir armen Wurme, zu einem ſo trotzigen Geſchöpfe herabgelaſſen hatte. Ich ergab mich in Seinen Willen, und in dieſer Ergebenheit hatte ich eine Stunde, wie ich ſie wohl erſt wieder im Himmel erleben werde.“

Nach dieſer zweiten Enttäuſchung hätte man nun wohl ein definitives Aufgeben des Miſſionsprojektes erwarten ſollen. Und wirklich warf ſich Tholuck jetzt mit aller Energie ſeines Wollens — nicht wieder auf orientaliſche, wohl aber auf theologiſche Studien, um, ſo bald es ſich verwirklichen ließe, die Lizentiatur zu erlangen und an der Berliner Univerſität ſich zu habilitieren. Exegetiſche Arbeiten für das alte und neue Teſtament, Dogmen- und Kirchengeſchichte, die Kirchenväter, namentlich Auguſtinus und Origines, dazu philoſophiſche

Schriften von Jacobi, Kant, Schelling, neuere theologische Werke von Teller, Kleuker, Neander, Schleiermacher u. a. beschäftigten ihn neben Fichte, Hasenkamp, dem Leben des Missionars Henry Martyn u. s. w. Zahllose, enggeschriebene und kaum zu entziffernde Exzerpte bekunden die rastlose Thätigkeit dieser Zeit.

Dennoch aber hielt sich Tholuck für den Fall eines Mißerfolgs, wiewohl er jetzt schon ein Kollegienheft für seine Vorlesungen ausarbeitete und Neander alle erdenklichen Erleichterungen, auch die Gebührenfreiheit für die Lizentiatur versprach, den Ausweg zur Mission noch immer offen. Der Empfehlungsbrief an Sir Rose muß abgegeben worden sein; denn noch im im Juli erhielt er durch einen Mr. Smith den Bescheid, der Gesandte interessiere sich lebhaft für seine Verwendung in der englischen Mission und wünsche dringend ihn zu sprechen. Am 20. August kam es zur Audienz. Sir Rose wußte sehr wohl, welche andere Pläne den jungen Mann außerdem noch beschäftigten und nahm darauf in seiner Unterredung die freundlichste Rücksicht. „Er war unendlich mild," schreibt Tholuck, „bezeichnet als die Hauptpunkte für die Missionspredigt das sündliche Verderben der Menschen und die Sündenvergebung in Christo. Die Verheißung für die Mission finde sich schon in Noahs Worten: Japhet soll in den Hütten Sems wohnen, d. i. in Indien und Europa, Japhet soll sich ausbreiten, d. i. in Amerika, Cham soll unterjocht sein und dienen — für das alles hatte Mose zu seiner Zeit keine Anschauung, folglich schrieb er es auf göttliche Eingebung u. s. w. — Aber was soll ich dazu sagen, daß diese Unterredung ganz so endete, wie ich wünschte? daß Rose selbst mir Aufschub raten mußte und mein Promovieren begünstigte? Ach ich will lieber gar nichts zu alledem sagen, sondern einfach und still sein zu dem Herrn meinem Gotte. Er siehet den Stillen an, das ist je gewißlich wahr. — Rose schloß mit den Worten: Ihre Kenntnisse sind doch wohl zu gut, als daß sie für irgend einen andern als einen heiligen Zweck angewendet werden dürften".*)

*) „I dare say your acquirements are to good to be employed for any other but a sacred purpose."

So lenkte Gott durch die Werkzeuge selbst, welche Tholuck zur Eröffnung der Missionslaufbahn benutzen wollte, seine Gedanken zum theologischen Lehramt in der Heimat zurück, und ein weiterer Abschnitt soll uns zeigen, wie unser junger Held in die neue Thätigkeit eintrat, und in welcher Weise er die auf diesem Gebiete ihm gestellten Aufgaben zu lösen versuchte.

Fünftes Kapitel.

Der junge Dozent.

Die im Jahre 1810 gestiftete Berliner Universität war in der theologischen Fakultät mit den drei ordentlichen Professoren Marheineke, de Wette und Schleiermacher ins Leben getreten. Als einziger Privatdozent in ganz Berlin schloß sich ihnen 1810 Bellermann an, der von 1817 bis 40 der Fakultät als außerordentlicher Professor angehörte. 1813 trat Neander als Ordinarius ein. 1818 wurde Lücke, nachdem er von 1816 als Privatdozent gewirkt hatte, Extraordinarius, ging aber schon Michaelis 1818 nach der neugegründeten Universität Bonn. Im Herbst 1819 endlich erhielt de Wette anläßlich seines bekannten Trostbriefes an die Mutter von Karl Ludwig Sand seine Entlassung aus dem Lehramte, und allerdings bestätigt das Tholucksche Tagebuch, daß dieser Schritt der preußischen Regierung auf die mahnende Intervention des Barons v. Kottwitz zurückzuführen ist.[1]) Die Fakultät bestand also 1820 aus den drei Ordinarien Marheineke, Schleiermacher und Neander; der Extraordinarius Bellermann hatte mit den theologischen Prüfungen nichts zu thun.

Noch in dem durch des Barons Verheißungswort geweihten Monate Juli, am 27., richtete Tholuck folgendes (lateinisch geschriebene) Gesuch an die theologische Fakultät von Berlin:[2])

„Ew. Spektabilität, Hochwürdige Herren Professoren! Nachdem ich einige Zeit auf der Universität in Breslau gelebt habe, bin ich nach Berlin gekommen, hauptsächlich angezogen durch die reiche mir hier gebotene Gelegenheit zum Studium der orientalischen Litteratur. In Berlin habe ich während eines Zeit-

raums von fast vier Jahren mit unermüdlichem Fleiße teils orientalische Manuskripte gelesen, exzerpiert und verarbeitet — und als Spezimen dieser Arbeiten erlaube ich mir mein kleines Werk über den mystischen Pantheismus der Orientalen, aus zwanzig persischen, arabischen und türkischen Handschriften zusammengestellt, Ihnen vorzulegen, — teils habe ich Theologie studiert und bin für die Zukunft entschlossen, mich dieser Wissenschaft mit Herz und Sinn zu weihen, ohne mich von einem andern Studium ablenken zu lassen. Nach dem Abschlusse meiner Studienzeit erbitte ich mir von Ew. Hochwürden die Fakultas, an dieser Universität theologische Vorlesungen halten zu dürfen, und ersuche dieselben, möglichst bald Tag und Stunde festsetzen zu wollen, an denen ich die für akademische Lehrer ordnungsmäßig vorgeschriebene Prüfung ablegen kann.

Berlin, 27. Juli 1820.

August Tholuck,
Alexanderstraße Nr. 34."

Die Absendung dieses Briefes hat Tholuck seltsamer Weise in seinem Tagebuche nicht erwähnt. Es heißt nur am 26. Juli: „Ganz nahe drohte mir heute Blutspeien; ich sah dem Feinde ziemlich getrost ins Angesicht. Jetzt bin ich wieder sehr schwach; komme ich noch zu meinem Ziele, so geschieht ein Wunder über alle Wunder. Wie will mir manchmal die Zeit auf der Warte so lang werden! Doch ein Blick auf ihn, wie er am Kreuze hängt, ein Blick auf ihn, wie er im Leichentuche liegt, und ich möchte nur eine Thräne werden, um mich ganz vor ihm hinzuschütten."

Das Dekanat wechselte in der Berliner theologischen Fakultät jährlich. Seit dem Herbst 1819 war Schleiermacher Dekan. Er schrieb unter dem 30. Juli an die Fakultätsgenossen:

„Collegae conjunctissimi.

Soeben geht die inliegende Eingabe des Studiosus Tholuck bei mir ein, welcher die Lizentiatur ambiert. Ich erbitte mir über das weitere Verfahren in dieser Sache Ihre gefällige Meinung, indem ich meinerseits folgendes vorläufig bemerke.

1. Das angebotene Spezimen scheint mir zu einer Probe des Fleißes in bezug auf das zu veranstaltende Examen

(s. Abschnitt IX, § 2 der Statuten) seines ganz untheologischen Inhaltes wegen sich nicht zu qualifizieren, und würden also die ‚vorzüglichen Zeugnisse' einzufordern sein.

2. Ebenso wäre noch das Testimonium morum beizubringen.

3. Aber, da wegen der Verwandtschaft mit den orientalischen Sprachen die Alttestamentliche Exegese wohl das Hauptfach des Herrn Tholuck werden würde, und die Befugnis eines Privatdozenten sich nur auf die von ihm namhaft gemachten Fächer erstreckt (Abschnitt VIII, § 4), so haben wir, wenn es nach erlangter Lizentiatur zu seiner Habilitation kommt, kein Mittel, uns von seiner Fähigkeit zu überzeugen. Es scheint mir daher für die Fakultät das Sicherste und auch sonst notwendig, Herrn Tholuck zu erklären, daß praestandis praestitis seiner Promotion zwar nichts im Wege stehen würde, daß aber seine Habilitation Anstand haben müsse, bis die ordentliche Professur der Alttestamentlichen Exegese wieder besetzt sein werde."

Die beiden andern Kollegen der Fakultät äußerten sich in etwas verschiedenem Sinne. Marheineke schrieb unter die Aufforderung des Dekans (ohne Datum):

„Ich glaube nicht, daß wir berechtigt sein werden, den letzteren Zusatz in die Erklärung an Herrn Tholuck zu machen, sondern uns nur rein an die praestanda halten müssen. Hat er das Examen in facultate bestanden und die Lizentiaturwürde erlangt, so wird seiner Habilitation schwerlich noch etwas im Wege stehen, sobald er auch dazu das Erforderliche geleistet hat. Ob seine Probeschrift zulässig, würde wohl hauptsächlich von der Behandlung des Gegenstandes abhängen. An Zeugnissen darf er es allerdings auch nicht fehlen lassen, sobald sie gefordert werden."

Neander fügte in seiner hieroglyphischen Lapidarschrift nur hinzu: „Ich stimme diesem letzteren Votum um so mehr bei, da mir Tholluck" (so schrieb er den Namen immer) „als ein sehr schätzenswerter, durch wissenschaftlichen Eifer und Fähigkeit ausgezeichneter Mensch bekannt ist." Am Rande bemerkte er noch: „Wir könnten uns ja wohl über die Sache Dienstag nach der Rektorwahl weiter beraten."

Inzwischen wurde Tholuck zu Schleiermacher beschieden, und was er da zu hören bekam, muß nicht besonders erfreulich gewesen sein, denn er schreibt ins Tagebuch am 3. August: „Der Herr war bei mir, so daß mich nichts affizierte.“ Das fehlende Sittenzeugnis lieferte er nachträglich ein; es lautete nach den Fakultätsakten: „Dem Studiosus Tholuck wird bei seinem Abgange von der hiesigen Universität unter des zeitigen Rektors Unterschrift und dem Universitätssiegel hierdurch bezeugt, daß er sich während seines Aufenthaltes auf derselben stets wohlgesittet und ordnungsmäßig betragen hat. Rektor Göschen.“

Aber auch die Korrespondenz unter den Fakultätsprofessoren nahm ihren weiteren Fortgang. Es ergibt sich aus der demnächstigen Äußerung Schleiermachers, was er am 3. August von Tholuck gefordert hatte. Sie lautete:

„Collegae conjunctissimi. Herr Tholuck hat mir nunmehr, damit nach seiner Promotion desto leichter den Abschnitt VIII, § 4 der Statuten ausgesprochenen Bedingungen zu seiner Habilitation könne genügt werden, in der Anlage, die ich mir zurückerbitte,*) die Fächer namhaft gemacht, in Beziehung auf welche er veniam legendi zu erhalten wünscht. Sein Sittenzeugnis, Abschnitt IX, § 2, wird er nachliefern, und ich ersuche Sie beiderseits Sich gefälligst zu erklären:

1. ob Sie in bezug auf Abschnitt IX, § 2 der Statuten ein Urteil über das von ihm angebotene specimen eruditionis zu den Akten geben wollen, in welchem Fall ich es mir von ihm will einreichen lassen — oder

2. Da Sie näher mit ihm bekannt sind, ob Sie ihm ein die Proben des Fleißes ersetzendes vorzügliches Zeugnis (s. Abschnitt IX, § 2 der Statuten) ausstellen wollen, in welchem Fall ich bitte, dieses der Kürze wegen gleich diesem Zirkular gefälligst beizufügen.

3. Daß Sie sich gefälligst erklären, wer von Ihnen die Prüfung in den orientalischen Sprachen, wenigstens soweit sie der theologischen Fakultät angehören, zu übernehmen gesonnen

*) Randbemerkung: „Die Anlage ist nicht mit zurückgekommen. Schr. 11. 8. 20.“

ist, indem ich für meinen Teil es deprezieren muß. Wegen des Termins frage ich vorläufig an, ob Ihnen

Sonnabend, der 19. d. M.

gelegen wäre, indem ich einen früheren überhäufter Geschäfte wegen nicht anzusetzen weiß, nach dem Schluß der Vorlesungen aber mir jeder Tag gleich genehm ist. Schleiermacher 4. 8. 20."

Marheinekes Äußerung lautete:

„Ich bemerke ad 1. daß ich zwar das Urteil über die Abhandlung des Herrn Tholuck meinen Herren Kollegen gern überlasse, welche von der Behandlung des Gegenstandes dann auch leicht werden auf seine Tüchtigkeit oder das Gegenteil einen Schluß machen können.

ad 2. Daß ich Herrn Tholuck viel zu wenig kenne, um ihm ein besonderes Zeugnis ausstellen zu können; daß ich aber, abgesehen von der Habilitation, seiner Promotion keine wesentlichen Hindernisse im Wege finde, wenn er sich der Prüfung, wie ihm erklärt werden könnte, in allen andern Teilen der Theologie unterwerfen will und darin besteht: denn dabei hat die Prüfung im Orientalischen ganz nur nebenher, wie auch sonst der Fall war, ihre Stelle.

In Ansehung der Habilitation hingegen, welche ihre Beziehung auf eine bestimmte theologische Richtung hat, könnte sich die Fakultät schon eher für inkompetent, weil inkomplett erklären, und könnte meiner Meinung nach dieses dem Aspiranten erklärt werden, daß sich seiner Habilitation Schwierigkeiten entgegenstellen würden, falls er nicht entweder überhaupt oder zugleich sich auf andre Gegenstände zu seinen Vorlesungen einlassen wolle. D. Marheineke."

Neander endlich erklärte:

„Der Herr Tholluck ist mir durch längeren persönlichen Umgang als ein Mensch von vorzüglichen Fähigkeiten, einem sehr lebendigen Eifer zur Wissenschaft, guten Kenntnissen und einem ernsten christlichen Sinn bekannt geworden. Ich glaube, daß er einmal etwas Vorzügliches leisten wird. Was das Examen in orientalischen Sprachen betrifft, so kann ich mich auch darauf nicht einlassen; indessen könnten wir ja über die orientalischen Kenntnisse des Tholluck nur ein testimonium des Professor Wilken von ihm verlangen. Das Examen über die

Religionsphiloſophie läßt ſich wohl leicht mit Kirchen- und Dogmengeſchichte verbinden. Was den Termin betrifft, ſo werde ich wohl nach acht Tagen nicht anweſend ſein. (Datum fehlt.) Neander."

Noch fehlte in der Angelegenheit ein einhelliger Beſchluß, und darum ſetzte der Dekan das Aktenſtück aufs neue in Bewegung. Er ſchrieb und die Herren Kollegen antworteten, ohne Datum:

„Ich ſehe mich genötigt, dieſen Umlauf noch einmal zurückgehen zu laſſen, indem 1. Herr Kollege Marheineke ſich nicht erklärt hat: ob er das Examen in den orientaliſchen Sprachen, ſoweit ſie zur theologiſchen Fakultät gehören, welches Herr Kollege Neander und ich beſtimmt abgelehnt haben, übernehmen will. Ich verſtehe aber darunter nichts andres als das Hebräiſche und Chaldäiſche des Alten Teſtaments, indem das Syriſche ſchon nicht in den gewöhnlichen theologiſchen Lehrkreis gehört. Hierüber erbitte ich mir vom Herrn Kollegen Marheineke eine gefällige beſtimmte Erklärung. Denn dieſen Teil der Prüfung durch ein Zeugnis des Herrn Profeſſor Wilken zu erſetzen, kann ich als Dekan nicht verantworten. Wegen der Verteilung der übrigen Fächer habe keine Umfrage nötig gefunden, indem ſie ſich aus unſern Lehrkreiſen von ſelbſt beſtimmen.

2. Herrn Kollegen Neander danke ich für das dem Herrn Tholuck ausgeſtellte Zeugnis, welches die Einforderung ſeines Speciminis überflüſſig macht. Seine Erklärung aber, ſchon in acht Tagen zu reiſen, ſcheint das Examen ſehr in die Länge zu ziehen. Ich erſuche Sie deshalb, womöglich den Tag Ihrer Abreiſe zu beſtimmen, damit ich ſehen kann, ob es mir möglich iſt, das Examen noch vorher anzuſetzen. Schleiermacher."

„Ich habe vorausgeſetzt, daß man das Examen im Hebräiſchen von mir gar nicht erwarte, und daß es kaum nötig ſei, dieſes noch ſo beſtimmt zu erklären und abzulehnen, was hiermet geſchieht. Marheineke."

„Ich werde wahrſcheinlich den nächſten Sonntag abreiſen Neander."

So war denn das Ergebnis dieſes erſten Anlaufs des nach der Lizentiatur Begehrenden, daß die Fakultät auseinanderging, ehe eine Prüfung ſtattfinden konnte, ja daß dieſelbe anſcheinend

in weite Ferne gerückt wurde, weil keiner der Herren sich für kompetent hielt, ein Examen im Hebräischen und Chaldäischen abzuhalten. Tholuck hatte sich aber am 15. August 1820 mit Begeisterung in die zukünftige Dozentenlaufbahn hineingedacht. Es war ihm vom Buchhändler Lückes Kommentar zum Evangelium Johannis zugeschickt worden, und er schreibt dazu in sein Tagebuch: „Ich mußte dem Herrn danken, der aus Finsternis Licht schafft. O wenn ich einst mit solchen Lehrern zusammen wirken könnte! Herr gib dem Worte, das Du in meinen Mund legest, viele zur Beute! Dann setzte ich mich eifrig an Herders Leben. Da bringt der Knabe den Brief herauf in blauer Hülle. Ich denke es ist die Antwort auf mein Gehalts-Gesuch, aber ach! Schleiermacher schlägt ab — die listige Schlange! — Ich hätte weinen mögen aus Betrübnis, aber ich that's nicht, ich sah zu Ihm und sagte: Du führest die Deinen den Weg und machst der Hinterlistigen Ränke zu schanden. Ich will nun warten, was kommen wird, in nichts etwas thun; ich will die Wohnung nicht abbestellen, wenn etwas daraus wird, nicht zu Smith gehen, nur warten. Jetzt muß Er seinen starken Arm zeigen, denn jetzt ist ja alle meine Kraft gebrochen. Zum Präparieren habe ich nun keine Lust, zum Ausarbeiten der Kollegia habe ich keine, aber Er wird zeigen, daß Er der Herr ist."

Er versenkte sich in Lückes Buch, „selig über Zeit, Welt und Raum erhaben" im Betrachten seines Heilandes nach dem geistgesalbten Kommentar des Freundes. „Ich preise Dich," schreibt er am 18. August 1820, „daß Du Dir in Lücke einen Jünger ausgelesen. O Herr wenn ich könnte neben ihn hintreten und wie er Johannes, so ich die Psalmen auslegen! O lege die Kohle auf meine Lippen und schicke mich."

Ein freundlicher Brief von Kottwitz tröstete den Enttäuschten, sowie die gleichzeitig einlaufende Zusage der Regierung von weiterer Unterstützung. Daneben arbeitete er trotz des ersten Schreckens rüstig weiter und bereitete sein „specimen" über den Pantheismus der Sufi zum Drucke vor. Er notiert am am 23. August: „Ich nahm mir vor, vornehmlich Ordnung in mein Leben zu bringen und mich an striktere Regeln zu binden. Ich will jetzt nie nach 6 aufstehen, dazu im A. T. lesen und,

wenn ich nicht ausgehe, nach einer Pause im N. T. Nach Tische Sfusi oder Kollegienhefte. Nach dem Essen muß ich spätestens um 2 bei der Arbeit sein." Noch im August bat ihn Dümmler, der das Erstlingswerk verlegen wollte, um den Titel für den Leipziger Meßkatalog. Die am 20. August mit Rose gepflogene Unterredung brachte ihn, wie wir gesehen haben, von seiner eigentlichen Absicht auf das Lehrfach nicht ab, und kaum waren die Universitätsferien beendet, am 15. Oktober, richtet er ein neues deutsches Schreiben an den Dekan der Fakultät in welche Stellung jetzt Marheineke gerückt war. Dasselbe lautet:

„Hochwürdiger Herr Dekan, Hochgeehrter Herr Professor.

Vor einigen Monaten kam ich bei der Fakultät ein und bat, mir den Lizentiatengrad zu erteilen, weil ich in dem nächsten Semester hier Vorlesungen zu halten wünschte. Darauf erhielt ich von dem Herrn Dekan die Antwort, daß ich mich mit meinem Examen gedulden möchte, bis die Fakultät vollzählig geworden, weil ich im Hebräischen nicht könnte examiniert werden.

Da nun aber die Besetzung der erledigten Stelle des Professors der Alttestamentlichen Exegese sich noch sehr lange verzögern dürfte, und die Unvollzählichkeit der Fakultät ein Umstand ist, durch den ich nicht leiden kann, insofern auch meine weitere Unterstützung von seiten des Ministerii von meiner Promotion abhängt: so bin ich so frei zu bitten, daß doch die Sache von einer ehrwürdigen Fakultät noch einmal in Betracht genommen werde, und ich demnächst erfahre, wann dieselbe meinen Examen festzusetzen beliebt. Mit ergebenster Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre zu beharren Ew. Hochwürden unterthäniger Diener

Tholuck."

Nach dem sehr zuversichtlichen Tone dieses Briefes gewinnt es den Anschein, als habe der Minister an den er sich nunmehr gewandt hatte, ihn selbst zu diesem Schreiben veranlaßt und eine ernste Nachhilfe von Oberaufsichtswegen seinerseits in Aussicht gestellt. Hatte doch von Altenstein persönlich Tholuck für das Vikariat der De Wetteschen Stelle in Aussicht genommen. In dem Abriß über sein Leben, das mir Tholuck zur Mitteilung auf der Allianz-Versammlung von New York

im Jahre 1873 zusendete, heißt es geradezu: „Da erging von unserm Ministerio die Anfrage an mich, ob ich nicht geneigt sein würde, in der vakant gewordenen Professur von de Wette für den dimittierten Lehrer in der hebräischen und orientalischen Litteratur zu vikarieren.“

Als die Fakultät noch immer zögerte, erhielt sie folgende nachdrückliche Verfügung des Ministers:

„Dem Gesuche des Kandidaten Tholuck, der dringend darauf anträgt, daß ihm der Lizentiatengrad in der theologischen Fakultät schleunigst erteilt werden möge, damit er die so nötigen Vorlesungen über morgenländische Sprachen, besonders über die hebräische, wofür ihm eine Remuneration zugesichert ist, bald anfangen könne, hat ein ihm gegebenes Antwortschreiben der theologischen Fakultät beigelegen, worin diese sein Examen ablehnt mit Angabe des Grundes, daß keins von den dermaligen Fakultätsmitgliedern sich berufen finde, die Prüfung in den Alttestamentlichen Ursprachen und der Auslegung des Alten Testamentes zu übernehmen, und der Dekan sich unter diesen Umständen um so weniger befugt halte, einen Termin zur Prüfung anzusetzen, als aus dem Gesuche selbst hervorgehe, daß Kandidat Tholuck den Lizentiatengrad vorzüglich in bezug auf seine Habilitation als Privatdozent wünsche, und ihm anheimgestellt wird, ob er sein Gesuch nach erfolgter Vervollständigung der Fakultät erneuern wolle.

„Dem Ministerio, welches, indem es Vorlesungen über hebräische Sprache und Alttestamentliche Exegese besonders remunerieren will, eine sehr nachteilige Lücke in dem Lektionskursus der theologischen Fakultät, welche auszufüllen es sich bisher vergebens bemüht hat, wenigstens interimistisch und so gut wie möglich weniger fühlbar zu machen beabsichtigt, muß es auffallen, daß diese Fakultät einen Kandidaten, der nach den Zeugnissen kompetenter Männer ebenso fähig als würdig ist, wenigstens zu den Proben angehender Dozenten zugelassen zu werden, Hindernisse in den Weg legt, die um so weniger begründet sind, da Normalprofessuren, an deren eine die Prüfung in den morgenländischen Sprachen eigen geknüpft sein soll, der hiesigen Universität statutengemäß fremd sind, und doch wohl vorauszusetzen ist, daß Doktoren und ordentliche Professoren der

Theologie die Prüfung eines Kandidaten auch in den Alttestamentlichen Ursprachen werden übernehmen können, zumal von ihnen, auch ohne ein für die Alttestamentliche Exegese vorzugsweise bestimmtes Fakultätsglied, eine Promotion und Habilitation, von deren Leistungen die die hebräische Sprache und Erklärung des Alten Testamentes betreffenden doch wohl nicht ausgeschlossen werden konnten, bereits vollzogen ist." (Wohl ein Hinweis auf die Prüfung des Liz. Olshausen, der gleichfalls 1820 in Berlin promoviert hatte.) „Die theologische Fakultät wird daher hiermit aufgefordert, den Termin des Examens des Kandidaten Tholuck sofort anzusetzen, dazu nötigenfalls den Direktor und Professor extraordinarius D. Bellermann, wozu sie hierdurch autorisiert wird, einzuladen und, wenn das Examen günstig ausfällt, seine Habilitation möglichst zu beschleunigen.

Berlin, den 6. November 1820.

Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten
Altenstein.

An die theologische Fakultät bei der
Universität in
Berlin.

Nr. 12805 cito."

Das war deutlich geredet, und einem solchen ministeriellen Befehle gegenüber gab es keine weiteren Ausflüchte. In der Zeit des Wartens bis auf die Entscheidung hatte Tholuck Tage stiller Einkehr und Selbstprüfung. Die Krankheit klopfte wieder gewaltig an seine Brust, so daß er vermuten mußte, zum Disputieren im großen Raume könnte seine Stimme unmöglich ausreichen; nach längerem Reden versagte sie ganz. Einmal stieg das Blut wieder hoch empor, so daß es durch die Nase abfloß. Unter diesen ernsten Mahnungen hielt er wiederholt mit sich Selbstgericht und warf sich die Frage auf, wie weit er sein Mißgeschick bei Menschen verdiene. „Ich bin mir bewußt," schrieb er am 1. November, „manches Widrige an mir zu haben; so will ich den Eindruck desselben auf meine Freunde durch größte Anspruchslosigkeit heben, denn dann wird man deswegen nur bedauert. So würde ich es machen, wenn ich buckelig wäre." Der Baron hatte alles anzuwenden, um die Ungeduld seines Freundes zu zügeln. Einmal sagte er ihm

(6. November): „Wenn Sie jetzt in die Theologie träten, so würden Sie bei Ihrer Gesinnung so“ (— vielleicht „so leer“ mit einer entsprechenden Geste? —) „mit beiden Händen dastehen müssen, und da weiß ich doch nicht, ob das nicht zu schwer werden würde. Ich dächte mir das also recht schön, wenn Sie für jetzt in der Vorhalle blieben und da so von unten den Weg bahnten.“ Und als ihm Tholuck antwortete, daß er dann füchten müßte, innerlich wieder „verwickelt zu werden“, entgegnete Kottwitz: „Nun, das sieht Er ja, und da wird Er schon Rat schaffen.“

Am 18. November kam das Schreiben Marheinekes, das ihn für Mitwoch den 22. November, mittags zwei Uhr zum Examen vorlud. „Herr, ich kann nichts ohne dich!“ bekannte Tholuck in seinen Notizen zu diesem Tage. „Du großer Heiland, ich bete an. Ich ängstige mich nicht, ob ich krank werden kann, denn ich weiß, daß Du lebst. Du trägst mich, ja du trägst mich. Heiliger Herr, auf den Knieen bete ich an. Mein natürlicher Mensch macht mir bange, daß ich bis dahin erkranke. Aber nein, nein! ein himmlischer Trost hält meine Seele: Ich bin Sein Priester! Halleluja!“ Sein Arzt, der in der Stierschen Biographie[5]) näher gekennzeichnete Dr. Breyer, auch ein Schlesier und den erweckten Kreisen Berlins angehörig, gab ihm noch den Tag vor dem Examen wenig Hoffnung auf bleibende Gesundheit und sagte ihm: „Vielleicht sind Sie gerade zum Leiden bestimmt.“ Aber getrost befahl Tholuck jetzt seine Zukunft in die Hand Gottes.

Am Examenstage schrieb er kurz vor dem Gange zum Rigorosum in sein Tagebuch: „Nachmittag um ¾ 1 Uhr. Nun ist's bald an dem, daß Er sich verherrlichen soll. Anders kann ich es nicht mehr ansehen. Ich habe ihn noch einmal unter Thränen gebeten: Bist Du der Heiland, der mich tröstete, wenn ich in Reichenbach mit dem Messer da stand und in den Abendhimmel sah, wie einer, der schon von der Erde weg ist; bist Du der Heiland, der in meiner Seele war, als ich im Hochgefühl künftigen Wirkens über den Alexanderplatz ging, über mir die ewigen Sterne und in mir die ewige Sonne; bist Du der Heiland, der die Gebete gehört hat, die ich oft spät in der Nacht auf den Knieen ausstieß um Wirkung: o so komm jetzt wieder! — Ich

wünschte nicht, daß es so wäre, aber es ist so, daß alle meine Erfahrungen mir ungewiß werden, wenn's diesmal nicht eintrifft. Alle andern Hindernisse könnte ich mir erklären, aber jetzt würde ich es nicht können. Er hat doch gesagt: Wenn ihr glaubtet, würdet ihr Berge versetzen können. Was erzählte man denn von Jänicke? Unterwegs bekomme er zuweilen den Bluthusten, und doch ginge er auf die Kanzel und predigte. — Den Glauben habe ich, nur nicht den angstfreien. Es gibt einen männlichen Glauben und einen kindischen. Dieser schreit beständig und sieht sich ängstlich um; jener, wenn einmal in seiner Brust die Überzeugung ist: Hier ist's des Herrn Sache, zu wirken, geht mit erhobenem Haupte, wie Luther, auf den Feind zu."

Und so ging auch Tholuck ins Feuer der Prüfung.

Leider ist es nicht gelungen, über dieses in vieler Hinsicht gewiß höchst interessante Examen und seinen Verlauf irgend etwas Bestimmtes zu erfahren. Die alten Prüfungsprotokolle in den Dekanatsakten, die ich habe einsehen dürfen, enthalten nicht die leiseste Notiz über Tholucks Examen. Nicht einmal darüber können wir etwas mitteilen, ob noch ein Mitglied der Fakultät sich entschlossen hat, die Prüfung im Hebräischen und Chaldäischen vorzunehmen, oder ob nach der Andeutung der Ministerialverfügung D. Bellermann zum Examen hinzugezogen worden ist.[4]) Aus den eigentümlichen Umständen, die bei dieser Prüfung obwalteten, erklärt sich wohl die Legende, die mir im Sekretariat der Berliner Universität aus dem Munde eines alten Beamten mitgeteilt wurde: Tholuck sei so gelehrt gewesen, daß niemand sich gefunden habe, der ihn hätte examinieren können. Jedenfalls ist die Prüfung glücklich verlaufen, und noch am Abend desselben Tages schrieb Tholuck, nachdem er noch, trotz aller Ermüdung, seinen Schüler Orr aufgesucht hatte, überselig in sein Tagebuch: „Abends ½ 9. Was ich nun sagen soll, weiß ich nicht. Ich bin Staub und er ist Gott. Ja Er ist Gott. Zweimal zog ich das Los*), zweimal traf

*) Auch sonst zeigt das Tagebuch Spuren davon, daß Tholuck, nach der Weise der Brüdergemeinde, sich dem Lose anvertraut hat. Die Prozedur wird wohl die gewesen sein, daß er die verschiedenen denkbaren

ich das Dritte, daß ich nicht nur schwach herauskommen würde, sondern stark und noch zu Orr gehen. Und alles ist geschehen, ich bin bei Orr gewesen, bei Olshausen und noch wohl. — Aufs ernsteste muß ich das nehmen; denn das ist eine der größten Gebetserhörungen, zumal da ich hier auch mehr denn je gerade vorher die Überzeugung hatte: er muß erhören. Hier kann auch kein Mensch entscheiden, was Gott gehört und was dem Wurme. Hätte ich jene Überzeugung nicht gehabt, so hätte ich auch absagen lassen und mich aufs Krankenlager gestreckt. — Aber nun auch als Zeichen kindlicher Dankbarkeit überall Demut und Mäßigung! Ich will recht kindlich flehen, daß Er mir Kraft schenke, um endlich treu zu sein. Ach daß ich nie diesen Tag vergesse! Daß ich nie vergesse, daß Er Gebete erhört!"

Nun galt es noch, die aufgestellten Thesen in öffentlicher lateinischer Disputation verteidigen. Dazu war Sonnabend, der zweite Dezember, der Staatsstreichstag der Napoleoniden, festgesetzt; ein Tag, an welchem, wie Pastor Ahlfeld bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Tholuckschen Dozentenlaufbahn launig sagte, Gott der Herr in seiner deutschen Kirche durch die Vokation Tholucks einen „stillen Staatsstreich gegen den Rationalismus" ins Werk setzte. Am Montag sagte sich der junge Lizenziandus auf seiner Stube das Exordium seiner lateinischen Rede mit lauter Stimme her; er spürte keine Ermüdung. Am Freitag mußte er noch viel in der Stadt umherlaufen und hier und da sprechen; auch beim Geheimen Rat Süvern war er, der ihn mit der Zusicherung künftiger Anstellung und Gehaltes erfreute, — aber noch am späten Abend war kein Gefühl der Ermattung vorhanden. „Nun bin ich von Ihm geweiht, was kann mir schaden? Er mein Freund, Heiland, König, Hoherprieſter! Ja wir können nichts ohne Ihn."

Auch über den Verlauf der Disputation ist in den Berliner Universitätsakten nichts zu finden gewesen. Wir wissen nicht, wer seine Opponenten gewesen sind, auch nicht, ob etwa einer

---

Eventualitäten auf verschiedene Zettel schrieb und dann zog. Diesmal hatte er ausdrücklich den Gang zu Orr nach dem Examen als das Äußerste der göttlichen Gnadenerweisungen in die Komplikationen mit aufgenommen.

der Professoren, vielleicht gar Schleiermacher, die ihm zum Teil gewiß recht mißliebigen Thesen attackierte. Nur diese Thesen selbst sind den Akten angebunden, und da sie für die damalige theologische Stellung Tholucks von Bedeutung sind, so teilen wir sie hier in deutscher Übersetzung[5]) mit. Es sind ihrer dreizehn, und sie lauten:

„1. Aus dem Charakter der Sprache können stichhaltige Beweise gegen die Echtheit des Pentateuchs nicht hergeholt werden.

2. Es ist eine verkehrte Meinung, in den Propheten des Alten Testaments nichts Besseres sehen zu wollen, als Dichter oder Demagogen des hebräischen Volkes.

3. Die durch Heiligkeit ausgezeichneten Männer der Hebräer ragen, wiewohl es beim ersten Blicke nicht so scheint, vermöge ihrer aufrichtigen Frömmigkeit vor den großen und berühmten Männern des gelehrten Griechenlands und des waffenmächtigen Roms hervor.

4. Der λόγος ist nach der Meinung des Johannes weder eine göttliche, dem Menschen Jesus mitgeteilte Eigenschaft, noch ist er die Vernunft Gottes.

5. Der Begriff eines ewigen göttlichen Offenbarers findet sich bei allen orientalischen Nationen; aber so wenig bestreitet das die Wahrheit der Lehre unsers Erlösers, daß es dieselbe vielmehr bestätigt und stützt.

6. Daraus, daß auch die Schulen der Kabbalisten eine Art von Trinität lehrten, kann gegen dies Dogma, wie es bei den Christen festgehalten wird, nichts geschlossen werden; man muß dasselbe nur in dem einfachen Sinne auffassen, wie die heil. Schrift es fordert.

7. Wenn man die eine Lehre von der angebornen Sündhaftigkeit des Menschen beseitigt, fällt sofort die ganze christliche Religion.

8. Die Weissagung Jesaja 53 handelt vom Messias.

9. Die Beweisführung des Apostels Paulus im 9. Kapitel des Römerbriefes hat nicht die Tendenz, den freien Willen des Menschen zu leugnen.

10. Dennoch ist es ein Irrtum zu behaupten, mit dem Ratschluß der Prädestination könne keine Heiligung des Lebens bestehen.

11. In den Lehren der Therapeuten und Essener sind deutliche Spuren des orientalischen Mystizismus wahrzunehmen.

12. Im Send-Aveſta ist kein echtes Bild der alten persischen Religion gegeben.

13. Es weist vieles darauf hin, daß Mohammed die Lehren, die er vom Christentum herübergenommen hat, christlichen Sekten verdanke."

So war denn endlich das heißersehnte Ziel erreicht; der Goldschmiedssohn konnte daran gehen, aus den Gründen der Schrift das köstliche Edelmetall hervorzuholen und als geprägte Münze es weiterzugeben an suchende Seelen; er konnte sich aufmachen, in jungen Herzen den „Silberblick" zu wecken, von dem noch der Greis so gern und so strahlenden Auges redete. In jeder Zeile des Tagebuchs zittert der Dank nach, daß Gott ihm auch über dies Schwerste freundlich hinweggeholfen hat. Am 2. Dezember selbst um 4 Uhr schreibt er: „Ich komme von der Disputation zurück, gesund und stillfroh. Ach wie ist eine Züchtigung so heilsam, da man sodann so gnädiglich fühlt, was Barmherzigkeit ist. Ich bin so gedemütigt von Seiner Gnade, daß ich an nichts weniger denke, als daran, daß ich etwas bin. Er strömt Segen ohne Ende. Das Verschen, was Olshausen sagte:

fac ut possim demonstrare,
quam sit dulce te amare,
tecum pati, tecum flere,
tecum semper congaudere —

wie geht's so tief in meine Seele. Ich fühle mich so ruhig, so in Seinen Armen, als ob ich heut abend sterben sollte, und dann wollt' ich mich gern hinlegen. Es ist als wenn mir eine Stimme sagte: nun denke ans Krankenbett nicht mehr; sei nur mäßig und demütig!" Und am stillen Sonntagmorgen, nach all der Anstrengung und Aufregung: „Wie dankbar, wie zufrieden stand ich auf. Ach, es ist ein eignes Gefühl, das ich nun nach überstandenem Examen und Disputation habe, so heiter in meiner Seele, wie in dem Traume von heut nacht. Es träumte mir, ich läge auf einem Lager unter offenem Himmel in den schönsten Landschaften, unter Kirchen, Palästen, Blumen, die wie in Abenddämmerung schwammen. Ich dachte, dies ist

doch wohl nur ein Traum; nein, antwortete ich mir, es ist kein Traum, vielleicht bist Du schon gestorben, und darum ist's so schön. Da fühlte ich mitten in der seligen Entzückung meine Füße und Zunge so starr werden, daß ich sie nicht regen konnte. Nun war es mir gewiß, daß ich im Sterben sei. Da drängte sich die Idee dazwischen: du kannst nun aber lehren; willst du nun nicht noch leben? Nein, antwortete ich, es ist ja zu schön zu sterben. — Überhaupt sehe ich jetzt manchmal wie Lavater im halbwachen Zustande die allerherrlichsten Landschaften, aber gerade so wie bei ihm verschwinden sie in Sekunden."

An dem Tage des Examens noch schrieb ihm ein Berliner Freund einen Brief, der charakteristisch ist für den Eindruck, welchen Tholuck damals wohl noch vielfach auf seine nächsten Umgebungen machte. Doch muß, damit kein falsches Bild im Lesen entstehe, vorausgeschickt werden, daß der Schreiber, ein gewisser G. Friedenberg, der in den meisten christlichen Biographien jener Zeit vorkommt, ein für die Judenmission halbgewonnener früherer Israelit war und ein Mensch von düsterem, freudelosem Gemüt sowie von scharf kritischem, ätzendem Verstande; ein zweifelhafter Freund, der Tholuck oft bittere Not bereitete, und über den auch Kottwitz innig trauerte, weil er vor lauter Verstandesskrupeln nie zur Freudigkeit des Christenglaubens durchzudringen vermochte. Friedenberg schreibt: „Teurer, inniggeliebter Bruder in Christo. Mir selbst viel mehr, als Dir diesen Tag wichtig zu machen, erlaube mir dies Wörtlein brüderlicher Ermahnung, das mit keiner andern Empfehlung zu Deinem Herzen spricht, als mit der, daß es aus einem Herzen geflossen ist. Du bist nun Lizentiat der Theologie; mit allen den Rechten und Ehren dieses Standes sind auch alle Gefahren und Versuchungen desselben verknüpft. Wie sehr Du auch bereits als Privatchrist Dein Herz vor Gott geprüft haben magst, so werden von nun an dennoch unzählige Umstände bisher noch nie angeklungene Saiten Deines Herzens berühren. Denn es verhält sich mit unsern Leidenschaften, wie mit unsern Fähigkeiten: nur durch die Erscheinungen der Außenwelt wird die Innenwelt in uns geweckt. Du wirst daher auch von mir Gebeugtem, dem die Tröstungen der Religion so sehr abgehen,

den Anruf „Wache und bete“ nicht verschmähen. Denn wenn Du nicht wachst, so wacht der Feind, und vorzüglich da, wo er die geringste Unachtsamkeit zur Anrichtung unendlich vielen Schadens gebrauchen kann. O wache über Dein Gemüt, mein teurer Bruder, das (nur die wahrste Freundschaft läßt mich Dir das sagen) gleich einem Zunder dem verzehrenden Feuer des gelehrten Stolzes nur zu nahe liegt, und dessen Reizbarkeit in Deinem öffentlichen Charakter andern sehr bemerkbar wird. O Du sagst es mir ja, wo ich Trost suchen soll — da suche Du, Teurer, wahre Demut (denn du wirst von nun an das, was unser Stier in Hinsicht der Demut sagte, täglich auszuüben Gelegenheit haben) und den Ausdruck der Demut, sanftmütiges Wesen. Laß einerseits den Schwächern nie Deine Überlegenheit an Gelehrsamkeit fühlen (im Privat-Umgang thust Du das nie) und anderseits zeige keine Empfindlichkeit über den gelehrten Sieg andrer. An Kleinigkeiten, z. B. in Gebärden, Accent u. dergl. liegt im öffentlichen Charakter gar viel, und sie werden wichtiger, je wichtiger unser Standpunkt und Laufbahn ist. Christum den Gekreuzigten in der Mitte von tausend seiner Feinde verherrlichen, erforderte in Jerusalem ein Gemüt, gleichgültig gegen den Tod, Apostelgesch. 7; und in Athen eins gegen den Spott der Sophisten, Apostelgesch. 17; und in Berlin wahrlich nicht minder als in Athen. Dein Leben in Christo sei es, was den Studenten Seine Wahrheit demonstriert; aber Dein Leben auf dem Katheder ebensowohl als Dein privates, das nur der Zehnte, vielleicht der Hundertste beobachten kann. Mustere sie immer ganz auf, Deine Gelehrsamkeit; im Dienste und unter der Anleitung der Religion darfst, sollst und mußt du es thun: aber vergiß nicht, daß Du durch die geringste Abweichung von dem Bestreben, Gott damit zu verherrlichen, in einem viel verächtlicheren Lichte erscheinen mußt, als andre, die das Höchste nie erkannt haben, und Dir unendliche Schmerzen und andern unsäglichen Schaden bereitest. O wie freue ich mich, daß bei dem, was Dir vom Herrn geworden ist, zehn Grade von Wahrscheinlichkeit da sind, daß Du den Erwartungen der Freunde Jesu entsprechen werdest, gegen einen vom Gegenteil. Recht sehr innig habe ich heute bei Deiner Disputation die Überlegenheit eines Körnleins von Religion

über die ganze Masse menschlichen Wissens gefühlt, und getrauert, daß die Menschheit so ist, daß jene nur durch dieses gelehrt werden kann, und daß nicht vielmehr, wie dort gewiß der Fall sein wird, dieses in jener ganz aufgeht. — Jehovah, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Christengott sei Dein Lohn und Deine Stärke, und nichts andres. Er stärke Dich an Leib und Seele, bewahre Dich vor Irrtümern diesseits und jenseits des Glaubens, bekenne sich zu Deiner Lehre vom Heil durch Jesum Christum, und wandle in den Seelen Deiner Zuhörer Deine Worte um in seine Kraft, damit im eigentlichen Verstande Du das Werkzeug seiest und Er der Autor, und die Ehre, wie sich's auch gebührt, Sein bleibe und demutsvolle Freude über seine Verherrlichung Dein ewiglich. Amen. Nachschrift: Wundre Dich nicht über mein Nichtkommen diesen Abend. Du weißt ja, daß ich Dich liebe und schätze. — Ich will Dir kein Buch verehren, da Du vermutlich dergleichen von Andern bekommen wirst. Nimm zum Andenken, was ich von Kleidungsstücken Dir heute geschickt habe. Und wenn sie abgetragen sind, lebt mein Andenken vielleicht doch in Deiner Seele fort, und im Himmel (wohin es mich recht sehr herzlich verlangt) muß sich's doch erneuern, sollte auch die Zeit mit ihren betrübenden Erscheinungen es verwischen können. O der seligen Hoffnungen!" —

Am Dienstag, den 12. Dezember, hielt Tholuck sein erstes Kolleg. Es scheint, als habe er in diesem Teile des Wintersemesters 1820/21, der ihm nur noch zu Gebote stand, das Evangelium Lucä ausgelegt und in abgekürzter Form hebräische Altertümer traktiert; beides Vorlesungen, zu denen die Ausarbeitungen in seinen alten nachgelassenen Heften noch vorliegen. Der Besuch der Studenten war gering; die kleine Zahl preßte dem Anfänger manchen Seufzer aus, den er in seiner überschwenglichen Weise dem Tagebuche anvertraute. Am 17. Februar hatte sich nur ein Holsteiner Freund, Simons, eingefunden, und dem gedemütigten jungen Dozenten mußte es begegnen, daß er auf dem Rückwege zwei andre Zuhörer, die gefehlt hatten, auf der Straße traf. Er klagte ihnen offen seine Betrübnis, und da es gleichfalls Glieder seines engeren Freundes-

kreises waren, so widerfuhr ihm eine gleiche Beschämung nicht wieder.

Mit der Ausbreitung seiner Bekanntschaften unter den ernster gerichteten Geistern der Studentenwelt, die er zum Teil bei Kottwitz traf und zu bestimmten Abenden auch bei sich sammelte, mehrte sich die Zahl seiner Zuhörer. Manche seiner Vorlesungen, wie die Psalmen und der Römerbrief, füllten bald auch größere Hörsäle.

Es mögen gleich hier sämtliche Kollegia genannt werden, die Tholuck als Privatdozent und Professor in Berlin gehalten hat. Die betreffenden Semesterkataloge der Universität Berlin weisen nach: für den Sommer 1821 Die Geschichte und die Altertümer der Hebräer, 4stündig, von 10—11; die Psalmen, 4stündig, von 2—3. Winter 1821—22: Die Christologie des Alten und des Neuen Testaments, 3stündig; Die klassischen messianischen Stellen des Alten Testaments, 3stündig. Einleitung in das Studium der Sitten und Sprachen der Orientalen*). Sommer 1822: Die Elemente der syrischen Sprache; Das Evangelium Lucä; Historisch-grammatische Auslegung des Pentateuchs. Winter 1822—23: Die Briefe Pauli an die Römer und Epheser, 4- oder 5stündig, von 11—12; Die messianischen Weissagungen der großen und kleinen Propheten; Exegetische und dogmatische Disputationen. Sommer 1823: Übersicht der orientalischen Philosophie und Religionen; Die Psalmen; Biblische Dogmatik. Winter 1823—24: Geschichte der Theologie des 18. Jahrhunderts mit Aufweisung der Grundsätze des Rationalismus und des Supernaturalismus; Über die Methode des theologischen Studiums und die Bedeutung der vorzüglichsten Schriften in den einzelnen theologischen Disziplinen; Pentateuch. Sommer 1824: Analytische Übungen in der hebräischen Sprache; Die Elemente der persischen Sprache; Die messianischen Weissagungen; Apologetik der christlichen und der jüdischen Religion und ihre Geschichte. Winter 1824—25: Über die

*) Tholuck muß in diesem Semester auch „Biblische Dogmatik" gelesen haben, nach einer Notiz in einem Briefe an Stier vom 22. Novbr. 1821; auch existiert ein sauber von Nitzkowski nachgeschriebenes Heft mit dem betr. Datum. (Vgl. S. 221.)

Dogmatik, die Wissenschaft und die Sprache der Rabbinen; Dogmatische Disputationen; Dogmatik. Winter 1825—26; Die Geschichte der Theologie des 18. Jahrhunderts; Dogmatik; messianische Weissagungen. In jedem Semester erbot sich Tholuck außerdem zu hebräischen, arabischen, syrischen und persischen Privatissimen.

Wenn man den Stoff überblickt, mit dem sich Tholuck nach diesem Verzeichnis besonders beschäftigte, so ist es interessant zu bemerken, einmal: wie bald der Linguist und alttestamentliche Exeget zu den Schriften des Neuen Testaments überging; sodann daß er in dieser Anfangszeit schon den Grund zu seinem beliebtesten und allezeit besuchtesten Kollegium legte: die Methodologie des theologischen Studiums; endlich aber auch: wie frühe ihn diejenigen Studien anzogen, denen nachher hauptsächlich die Arbeit des Mannes- und Greisenlebens galt: die Geschichte des vorigen Jahrhunderts mit der für Tholuck besonders interessanten Erscheinung des Rationalismus, dessen Vorbereitungen in der Zeit der Orthodoxie und des Pietismus er später so sorgsam verfolgte. Tholuck selbst hatte in seiner der deutelnden und grübelnden Reflexion trotz alles stürmischen Enthusiasmus entschieden zuneigenden Natur so viele Anknüpfungspunkte für den Rationalismus, daß ihn derselbe gerade je mehr er ihn für sein persönliches religiöses Leben als einen Feind floh, als wissenschaftliche Erscheinung um so mehr zur Prüfung und näheren Durchdringung aufforderte.

Im übrigen war es auch jetzt der persönliche Einfluß, durch welchen Tholuck im Kreise der Studenten mehr noch, als durch seine Vorlesungen, wirkte. Eine von Monat zu Monat wachsende Schar hielt sich zu ihm. Schon am 16. April 1822 konnte Tholuck in sein Tagebuch schreiben: „Wie viele hat der Herr durch mich schwaches, untreues Werkzeug schon gesegnet! Es sind wohl fünfundzwanzig, und unter denen wohl zehn, denen ich allein den Mann der Schmerzen und den Weg der Einfalt zu ihm zeigen konnte.“ An jedem Donnerstag und an jedem Sonntag Abend kamen die Freunde in sein Zimmer. Die Art des Zusammenseins trug ganz den Charakter der Mittwochabende bei Kottwitz, nur daß jede Bewirtung, auch die bescheidene Theetasse vom Alexanderplatze, fortfiel. Es waren

recht eigentliche Collegia pietatis. Gesang, Gebet, Schriftvorlesung, freie Ansprachen, Mitteilungen aus der Heiden- und Judenmission und den sonstigen Angelegenheiten des Reiches Gottes, dazwischen bewegtes Gespräch, nach dem Auseinandergehen wohl auch noch tiefer eingehende Zwiesprachen mit Einzelnen, bei denen der Kottwitzsche Lehrling seine seelsorgerische Sonde anlegte und bald die Meisterschaft in der speziellen Seelenpflege erlangte: das war der Inhalt jener Abende, von deren Herrlichkeit die Briefe der aus Berlin Geschiedenen nicht genug Rühmens und Preisens machen können. „O die selige Gemeinschaft mit andern Christen in dem mir gewiß unvergeßlichen Berlin," schreibt einer, Friedrich Oelbermann aus Lennep, und bestellt Grüße an den Baron, Neander, Olshausen und „besonders an die innig verbundenen Donnerstagsfreunde". Ein andrer, Martens aus Holstein, ruft aus: „O wie sehnt sich mein Herz nach den teuren Brüdern in Berlin, mit ihnen in heiliger und heiligender Gemeinschaft den Herrn zu loben, an ihnen und mit ihnen zu sehen, wie das Reich Christi immer mehr und innigere Jünger gewinnt." Ein dritter, Senger in Reck, den ein von Tholuck besonders geliebter früherer Zuhörer, Albert, eben besuchte, schreibt am 22. Juli 1822: „Heilige, freudige Stunden genieße ich in der Nähe unsers lieben Albert. In ihm tritt das schöne Berlin so lebendig vor meine Seele; — und so, wie könnte es auch anders sein, fühle ich vorzüglich von neuem recht lebendig Ihre Nähe, lieber Tholuck. Mein Herz, von neuem angeregt pocht vor Liebe und Dankbarkeit zu meinen Brüdern, denen ich das Teuerste und Höchste, den Frieden der Seele verdanke." In einem Briefe vom 16. November 1822 schreibt der schon genannte Oelbermann: „Wie ist der Bestand unsrer lieben Donnerstagsgesellschaft? Hierbei fällt mir ein, daß neulich bei Gelegenheit eines Konvents mehrerer Prediger hierselbst, zu dem ich eingeladen war, einer derselben, nämlich der älteste unsrer hiesigen Prediger, mit rechtem Ingrimm und mit Erdichtung einiger gehässiger Umstände über die unter Ihrer Leitung stattfinden Zusammenkünfte zu sprechen anfing, worin die meisten der übrigen, jedoch gottlob nicht alle, einstimmten; und daß ich da anfangs zwar sehr verlegen wurde, dann aber bald, durch

unſers Herrn Kraft und Beiſpiel geſtärkt, offen und frei den Verſammelten erklärte, daß auch ich daran teilgenommen und daher den Zweck und die Einrichtung ſehr genau kennen müßte, welche ich ihnen denn auch darlegte. Doch währte das Contra-Disputieren noch fort, bis ein Prediger hier aus der Nähe, mit dem ich am meiſten befreundet bin, mit würdevoller Stimme ſagte: wenn nun auch pia collegia in Berlin gehalten werden, was für Übles iſt denn darin zu finden und davon zu befürchten? Gott ſei Dank, daß er mich da nicht zum Heuchler werden ließ."

Die Namen der in der engeren Gemeinſchaft mit Tholuck Verbundenen finden ſich mit großer Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Tagebüchern verzeichnet. Oft ſchreibt er eine heiße Fürbitte für den einzelnen nieder, oft vermerkt er Tag und Stunde ihrer Einkehr und Umkehr. Die Freunde der erſten Jahre waren ihm am tiefſten ins Herz geſchrieben; oft ſpricht er das ſehnſuchtsvollſte Verlangen nach jenen Zeiten der erſten Liebe aus. Es ſei verſtattet, um der Vielen willen, die ſpäter als Söhne und Enkel von den Altgewordenen zum Freunde ihrer Jugend geſchickt und ſeiner ſeelſorgeriſchen Weisheit und Liebe empfohlen wurden, hier einige Namen zu nennen, wie ſie in dem Tagebuche vorkommen.

Außer den ſchon Erwähnten, Albert, ſpäterem Geiſtlichen in Barmen, und Eſch, mit welchen beiden Tholuck auf einer Stube wohnte, Oelbermann und Sengel, denen wir noch Hachtmann, Freitag, Wilh. Günther aus Wernigerode, Hauslehrer bei dem General v. Keſſel, und Schmidt zufügen, hat die Kottwitzſche „Fakultät" auch bei Tholuck den Stamm der älteſten Freundesgemeinſchaft gebildet, d. h. die Studenten Egge, Hanſen I und II, Martens, Bahnſen, Rehhof I und II, Siemonſen, Geibel, Jenſen u. a., lauter Holſteiner, die in ihrer däniſchen Heimat keine rechte geiſtliche und wiſſenſchaftliche Nahrung fanden, und dieſelbe in Berlin ſuchten. In ihr Vaterland zurückgekehrt, ſtifteten ſie dann, wo ſie nur konnten, nach dem Tholuckſchen Vorbilde ähnliche wiſſenſchaftlich religiöſe Abende für „pietiſtiſche Geſellſchaften", die ſie ſelbſt mit dieſem Namen bezeichneten; ſo in Kiel, Flensburg, Kopenhagen und anderwärts. Sie hielten ihren geliebten

jungen Lehrer über die kirchlichen Zustände Dänemarks und des skandinavischen Nordens im Laufenden und empfingen in der Folgezeit mehr wie einmal seinen persönlichen Besuch.

Rudolf Stier, der seit dem Herbst 1819 wieder in Berlin studierte, kommt im Tagebuche Tholucks erst am 31. März 1820 vor, aber bereits als ein in engerem Verkehr mit ihm stehender Freund. Schon 1817 im Hause von Diez hatten sie sich kennen gelernt, damals noch beide ohne nähere Stellung zum Reiche Gottes. Am 31. März machten sie einen gemeinsamen Spaziergang nach Charlottenburg, über den sich Tholuck folgendes notierte: „Ich ging mit Stier nach Charlottenburg, und was ich für mich gewonnen zu haben glaube, ist: daß Gott den Menschen einfach erschuf, sie aber suchen viele Künste. Wie viele halbwahre Paradoxen stellte er auf, als: Jean Paul ist so weit in seiner Erleuchtung gekommen, als Gott es für seinen Zweck haben wollte. Das Böse und Fehlerhafte haben nur die Personen Jean Pauls, nicht Jean Paul selbst. Wenn die Rede auf die Gnadenwahl fällt, müssen wir gar nicht erst fragen: was gehört mir und was Gott; u. dgl.... Aber auf der andren Seite legte er mir durch manches ins Herz, daß die Individualität mehr Raum einnimmt, als ich berücksichtigte. Das Wahre davon ist: ohne ein Gebiet für seine Individualität behalten zu wollen, strebe jeder einfältig Christo nach; Eigentümliches wird von selbst genug bleiben."

Stier und Tholuck waren so verschiedene Naturen, daß sie im Grunde fortwährend mit einander in Konflikt lagen, sich aber ebenso entschieden immer wieder gegenseitig anzogen. „Unser innerer Mensch ist verschieden gewachsen, nach Norden hin der Deine, nach Süden hin der meine; wenn uns nur aber beide die eine Sonne vom Morgen bescheint!" schrieb Tholuck einmal an den Freund (26. April 1821). Tholuck hatte auf die theologische Richtung Stiers insofern einen gewissen Einfluß, als er ihm zu Weihnachten 1820 kurz nach seiner Habilitation, die Joh. Friedr. v. Meyersche berichtigte Bibelübersetzung schenkte, um den hin und her springenden Geist des Freundes zu anhaltendem Schriftstudium zu bewegen. In seinem Artikel über Stier in Herzogs Realencyklopädie[6]) datiert Tholuck von diesem Zeitpunkte eine entscheidende Wendung in Stiers Theologie;

und in seinem Tagebuche findet sich am letzten Abende des Jahres 1820 unter den für ihn bedeutungsvollen Ereignissen des verflossenen Zeitraumes neben seiner Promotion und „Olshausens Erweckung“ auch die „Erweckung Stiers“ verzeichnet. Zu Ostern 1821 siedelte Stier als Kandidat nach dem Wittenberger Seminar über, und an die Stelle des persönlichen Verkehrs trat eine eifrige und für beide Teile lehrreiche Korrespondenz, der auch wir im Verlaufe unsrer Erzählung eine Fülle interessanten Stoffes entnehmen werden.

Ein ebenso kritischer Freund wie Stier war für Tholuck der eben genannte Hermann Olshausen, der gleichfalls mit einundzwanzig Jahren 1818 Lizentiat der Theologie und 1820 Privatdozent an der Berliner Universität geworden war. Noch am 22. Juni 1820 nennt das Tagebuch Olshausen unter solchen Theologen, „die doch wollen Christen sein und in ihrem Herzen so wenig empfunden haben“. Bis zum Jahresabschluß muß eine Umwandlung in ihm vorgegangen sein, die Tholuck als „Erweckung“ bezeichnen und mit seiner eigenen Einwirkung in Zusammenhang bringen konnte. Von da ab blieben beide in herzlicher Freundschaft, mit einander verbunden, eine Freundschaft, die auch nach Olshausens Tode (1839) fortwährte: Tholuck besorgte für die Witwe Olshausens die Herausgabe der neuen Auflagen seiner neutestamentlichen Kommentare, ohne je ein Honorar dafür anzunehmen.

Wie rückhaltlos die Freunde dieses Kreises sich unter einander die Wahrheit sagten, ohne sich erbittern zu lassen, möge folgender Brief Olshausens an Tholuck aus Königsberg beweisen, wohin ersterer zu Michaelis 1821 als außerordentlicher Professor berufen worden war. Der (datumlose) Brief ist, wie der Inhalt zeigt, nach dem ersten Besuche Olshausens in Berlin geschrieben und zeigt, wie klar der ältere Freund die Gefahren des gefühligen Christentums erkannte, denen der Tholucksche Kreis und nicht am geringsten der, um welchen er sich gruppierte, ausgesetzt war. Es heißt daselbst:

„Deinen Brief, mein herzlich geliebter Tholuck, habe ich nicht ohne einige Betrübnis gelesen, indem ich mir die Stimmung des Gemütes, aus der er geflossen, zusammenhalten mußte mit der, in welcher ich Dich verließ, nachdem wir das wichtige Ge-

ſpräch mit einander gehabt hatten. Es war Dir damals anſchaulich geworden, (wie Du mir ſagteſt), was Dir not thäte, und Du erkannteſt nicht bloß an, daß meine Abſicht echt wäre, ſondern daß ich in dem, was ich ſagte, recht habe. Du birgſt nun freilich auch in dieſem Briefe nicht, daß Du auf mehrere nicht unwichtige Punkte durch mein Geſpräch aufmerkſam gemacht biſt, die Dir früher entgangen waren. Allein Dein Standpunkt hat ſich doch inzwiſchen ſo geändert, daß Du es über Dich gewinnen konnteſt, mir jenen Brief zu ſchreiben. Glaube nicht, beſter Tholuck, daß mir die gerade, unumwundene Ausſprache deſſen, was Dir bedenklich war, irgend verletzlich geweſen; mir iſt vielmehr lieb, daß Du es herausgeſagt haſt. Allein daß es Dir ein Gegenſtand der Bedenken ſein konnte, das ſchmerzt mich, weil Du nach meiner Meinung das Ungegründete jener Bedenklichkeiten aus der Liebe heraus Dir ſelbſt hätteſt darlegen können. Um Dir indes meinen Eindruck von der Gemütsſtellung, aus der Dein Brief floß, näher zu bezeichnen, will ich Dir ins einzelne gehend, meine Anſicht über die einzelnen Punkte ausſprechen; mit der herzlichen Bitte, hierin nicht die Liebe zu verkennen, welche mich treibt. Laufen wir doch alle nach einem Ziele, mein Bruder, und haben wir doch einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen; wollen uns alſo die Hand reichen zu wechſelſeitiger Unterſtützung — um des Ziels nicht zu verfehlen.

„Du klagſt zuerſt, mein teurer Freund, daß Du mir ſo wenig Liebe bewieſen bei meiner Anweſenheit in Berlin; aber Du klagſt Dich nicht an (indem Du Deine Hypochondrie als Grund angibſt); vielmehr verdächtigſt Du meine Liebe, indem Du die Beſorgnis äußerſt, ſie möchte eine gemachte Freundlichkeit geweſen ſein. Daß Du dieſe Befürchtung zum zweiten Male äußerſt, thut mir leid; ich hatte gehofft, daß Du ſie ſogleich, nachdem Du ſie mündlich geäußert, gänzlich hätteſt fallen laſſen. Wenn man nämlich ſelbſt geſteht, ohne Liebe geweſen zu ſein, iſt es ja der Erfahrung gemäß, daß man die Liebe des andern in falſchem Lichte ſieht; hätteſt Du daher nicht richtiger die Schuld davon in Dir aufgeſucht? Aus derſelben Stellung konnteſt Du auch glauben, ich habe Dir verargt, daß Du nach meinen äußeren Verhältniſſen fragteſt. Ich verſtand Dich nur nicht in Deiner Frage und glaubte, Du wünſchteſt über die

Anordnung meiner Thätigkeit im Innern etwas zu erfahren. Das ist der einfache Grund, weshalb meine Antwort Dir auf Deine Frage nicht zu passen schien.

„Sodann aber, mein geliebter Freund, drückst Du Dich über unser Streben so aus: ‚Die Absicht sei gut, aber der Weg falsch.' Womit aber beweisest Du eine solche Anschuldigung? ‚Dir scheine es, sagst Du, frostig und unbiblisch, auf Gegenliebe, Erwiderung, Anstrengung, Entschluß hinzuweisen; Du könntest nur sagen: wie liebt Er die Seinen, wie liebt Er Dich; liebst Du ihn denn gar nicht wieder?' Das sind Deine eignen Worte, mein Tholuck, und ich darf es Deinem Urteil überlassen, zu sagen, wie das zusammen stimmt. Wie könnte es doch frostig heißen, aufzufordern, den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebt; oder gar unbiblisch, da auf allen Seiten der Bibel von Erwidern der Liebe, von Ringen, Streiten, Kämpfen aus Gegenliebe geschrieben wird (Amos, 4, 12; Luk. 3, 24; Joh. 14, 21; 1 Kor. 9, 25—27; Eph. 6, 10—17; Phil. 2, 12; 1. Tim. 6, 12; 2 Tim. 2, 3—5; Hebr. 12, 4; 1. Joh. 4, 19; Jud. V. 3). Aber überdies forderst Du ja in Deinen Worten streng genommen selbst auch nur zur Gegenliebe auf? — Freilich aber meinen wir eine andre Gegenliebe, als welche Du andeutest in den Worten: ‚Dabei wurde mein Herz weich!" Du begnügst Dich nämlich, worüber wir uns auch mündlich besprochen, mit immer wiederholten Anregungen im Gefühl. Allein das Gefühl ist, wie Du selbst aus Erfahrung weißt, von zu wechselndem Charakter und überhaupt eine zu untergeordnete Kraft des menschlichen Wesens, als daß es dauernd vorhalten, oder eine eigentliche Erneuerung des Menschen von ihm ausgehen könnte. Es gilt vielmehr ein Angreifen seiner eigentümlichen Sünde von der Einsicht in dieselbe aus, in ernster Verleugnung, worin die rechte Gegenliebe besteht. Denn die Liebe ist nicht bloß Gefühl, sondern vielmehr eine Kraft, die des angenehmen Gefühls entbehren kann, die sich aber nach dem Wunsche des Geliebten äußert. So denke ich, wäre es bei jenem reichen Jünglinge rechte wahre Gegenliebe gewesen gegen den Herrn, der ihn so liebte, daß er ihm die Straße zum ewigen Leben wies, wenn er alle seine Güter verkauft hätte und wäre der Armut Christi nachgefolgt. Das ist also nicht frostig, mein

geliebter Tholuck, zu solcher Gegenliebe aufzufordern, sondern erscheint nur leicht da so, wo man sich noch nicht enschlossen hat, den gewiesenen ernsten Weg zu betreten. Und das ist es auch, was nach meiner Meinung Dir dies alles so erscheinen läßt, mein Bruder; ich muß, aus innigster Liebe gedrungen, Dir dies unumwunden aussprechen und wiederholen, was ich Dir im Tiergarten sagte. Sieh, mein teurer Tholuck, das ist noch nicht Deine Sorge, aufzusuchen, was in Dir dem Geliebten zuwider sein möchte, wie doch die rechte Liebe thut, Dich auch von allen Flecken zu reinigen; sondern Du beschäftigst Dich in Gefühlen mit Christo, soweit es Dir Vergnügen macht, aber Du beharrst, ohne in seinen rechten Ernst einzugehen, in Deinen alten Gewohnheiten. Du hältst die Ansichten der Scholastiker immer noch höher als Jesu Worte; kannst Dir nicht denken, daß Du Dich unter alle seine Lehren demütigen solltest, sondern behältst dies und jenes Alte und achtest nicht alles für Kot neben ihm; hast daher auch gleichsam eine zersplitterte innere Thätigkeit, und schreibst bald dies bald jenes, von dessen Nutzen und Zweck für das Reich Jesu Du Dir keine Rechenschaft geben kannst. Sieh, und deshalb glaube ich, mein Tholuck, kann sich Dir unser Weg verdächtigen; Du kannst sogar schreiben, (was Du bei irgend näherer Beprüfung selbst nicht glaubst) ‚ich habe gesagt, ein Zinzendorfianer, Franckianer, Methodist, könne kein rechter Christ werden, solange er nicht unsern speziellen Ansichten beiträte.‘ Sieh, das kann ich gar nicht gesagt haben, weil es meiner innersten Gesinnung widerspricht. Ich glaube nicht nur, daß Glieder aller dieser Richtungen echte Glieder werden, sondern sein können und sind. Zum Christen macht den Menschen wahre Buße und Glauben und nicht jene äußeren Unterschiede, welche die genannten Richtungen trennen. Die Apostel selbst hatten ja äußere Verschiedenheiten in der Form, aber im Wesentlichen waren sie eins; sie standen zuständig wachsend in der Buße, wie alle wahren Christen von je und je, drangen tiefer und tiefer in die Erkenntnis ihrer eigentümlichen Sünde ein, aber wuchsen auch in dem unerschütterlichen Glauben, daß Er sich reinigen wolle ein Volk des Eigentums, das fleißig sei zu guten Werken; sie wußten, daß Christus eine Macht hat, womit er sich alle Dinge unterthänig

machen kann, auch unſer Herz; und das leugnen, heißt daher im Grunde, Seine Ehre ſchmälern. Das alſo kann ich weder einen Typus, noch eine Methode nennen; es iſt vielmehr der einzig wahre, in der Bibel ſelbſt verzeichnete Weg zum ewigen Leben. Eben aber weil ich den allein ſuche, kann ich auch noch nicht von mir glauben, was Du ſchreibſt, ‚daß Du wüßteſt, wie ich den Herrn allein meinte‘; — was Du auch bei Dir vorauszuſetzen ſcheinſt. Ich weiß, daß ich nur zu oft eben den Herrn, d. h. ſeinen heiligen Willen nicht meine, ſondern meinen eignen Gedanken nachwandle auf Wegen, die nicht gut ſind. Aber ich hege die feſte Überzeugung, daß Seine Barmherzigkeit nicht müde werden wird mir zu zeigen, wo ich fehle, und daß Seine Allmacht mich vollbereiten, ſtärken, kräftigen und gründen kann und will, daß ich gewiſſe Schritte thun lerne auf dem Pfade des Friedens.“ —

Die Freunde Tholucks aus den Studentenkreiſen der ſpäteren Berliner Jahre mehrten ſich der Zahl nach; die Innigkeit aber der erſten Gemeinſchaften wurde nur bei wenigen wieder erreicht. Es ſeien nach dem Tagebuche noch genannt: ein beſonders treuer Verehrer von Tholuck, der ihm einmal im Winter, damit der junge Dozent beizeiten ſein Morgenfeuer anmachen könnte, noch nachts ½11 ein Bündlein Kienholz vor die Thür legte: Nitykowski; derſelbe ſtudierte ſpäter in Leipzig und bat von da aus Tholuck, an einen dortigen Studenten W. Voigt zu ſchreiben. Letzterer, im tiefſten ſpekulativen Rationalismus befangen, wurde durch die Korreſpondenz mit Tholuck für den Glauben gewonnen, hörte in Berlin deſſen „Bibliſche Dogmatik“ und ſchloß ſich dem Lehrer auf das innigſte an. Ferner ſeien genannt Peter Grundemann, der Vater des Miſſionskartographen, Paſtenacci, Grandtke, Möge, König, Bernhard Jacobi, ein Enkel des Philoſophen, von Lücke aus Bonn an Tholuck empfohlen. Baehr, die beiden Geibel, Uſteri, mit dem er ſyriſch trieb, Quandt ſpäter Superintendent in Haſenfier, Herold, Schumacher, Schirks, Böhle, ein Genoſſe in Kantſtudien, Prahl, ein heißgeliebtes Schmerzenskind Tholucks, ſpäter in Ratzeburg, von wo aus er am 10. Mai 1824 an Tholuck ſchrieb: „Vermöchte ich es nur, mich loszureißen von Dir, Du Löwe in der Liebe, der Du mit Gewalt

die Herzen an Dich reißest, wieviel auch Scham und Verzweiflung widerstreben. Nun denn, da hast Du mich wieder, wie ich bin; ich will nicht länger schweigen, eben jetzt nicht, da ich wieder Deine Flammenschrift las. Dank Dir, Du Teuerster, Du Bester, auch für die Erquickung, die dieser Brief mir gab." Ferner Ideler, Perthes, Burkhard, ein Neffe des Missionars Christoph Burckhard, von Blumhardt aus Basel empfohlen, Busch, später als Professor nach Dorpat berufen, wohin ihn Tholuck warm empfahl; Franz Zahn, der Mörser, dessen Bruder Adolf auch zuweilen nach Berlin und in den Tholuckschen Kreis kam, Schütz, v. Guretzky, Kober, Elfreich ein Neffe des Prinzeninstruktors Koch in Ludwigslust. Letzterer war zu Ostern 1821 Tholuck auf einer Reise in Berlin nähergetreten. Die Elberfelder, die sich sämtlich in Tholucks Haus einmieteten: Ludw. Müller später Pfarrer in Mettmann, Hermann Ball, der Judenmissionar, Hengstenberg, der spätere Hofprediger, Keetmann, Aug. Schmidt, Super. und D. th. in Anderbeck; ferner Weström, Kaufmann, später Pastor in Klemzig, Sellin nachheriger Hofprediger in Schwerin, Dezner, Haack, Pfiffer, Zander, Donath, Winiewski, ein katholischer Philosoph, gleichfalls von Tholuck, aber ohne Erfolg, nach Dorpat als Professor der Geschichte vorgeschlagen, Lehrer an der katholischen Akademie in Münster. Simroth, Gruber, Häse, Hänsch, Konopka, Reimnitz, Köpke, Callisen, Tollin, Witte, Lange, Jellinghaus, Friedemann, später Lehrer in Neuzelle, von wo aus er an Tholuck Berichte über die erweckten Kreise in Kottbus, Guben u. s. w. sandte; Brix, Gerhard, später ein begeisterter Gichtelianer, Weiß, Kritz, Sarrasin, Bost, Karl Schultz „der Goldgelockte", Matte, die späteren Missionare Händes, Ball, Primker, Thym; der geliebte Genosse Tholucks auf allen Reisen, in den Jahren 1824—26, der den Freund auch nach Halle geleitete: Wilhelm Maresch jetzt Pastor em. in Anklam; Bartholdy, Hoffmann u. s. w., u. s. w. Dazu kamen noch die aristokratischeren Focke, v. Thadden, v. Gerlach, v. Lancizolle, v. Örtzen, v. Sydow, Ritter, Hollweg, v. Senfft, die Familie v. Meyern — lauter christliche Freunde, die nahmen und gaben und mit

Tholuck, jeder in seiner Weise, auch für die Zukunft eng vereint blieben.

Daß auch Richard Rothe vom Herbst 1819 an in Berlin war und mit Tholuck in Verkehr trat, ist aus dem Nippoldschen Lebensbilde bekannt. Als Tholuck zu dozieren begann, war Rothe bereits Kandidat im Wittenberger Konvikt. Die häufigen Besuche, welche Kottwitz und Tholuck daselbst machten, der Eintritt Stiers in das Seminar zu Ostern 1821, der Verkehr mit den frommen Kandidaten Wiesmann und Grundler, sowie der stille Einfluß des intimsten Freundes von Kottwitz, des Seminardirektors Heubner, zogen bekanntlich auch Rothe in die Kreise der „pietistischen" Bewegung hinein, und aus jener Zeit datiert die innige Freundschaft, die bei aller Verschiedenheit der späteren theologischen Standpunkte Rothe mit Tholuck verknüpfte. Nur die Rotheschen Briefe sind noch vorhanden und geben der Herzlichkeit ihrer Beziehungen einen oft rührenden Ausdruck. So hatte z. B. Rothe als junger Wittenberger Professor dem Hallischen Freunde eine Benediktiner-Ausgabe des Augustinus zugeschickt, die als Geschenk gemeint war, von Tholuck aber als zu bezahlende Sendung aufgefaßt wurde. Als Rothe die Annahme der Zahlung verweigerte, und der Freund dann wenigstens ein Gegengeschenk namhaft gemacht wissen wollte, schrieb der feinfühlige Wittenberger zurück: „Ich kann es nicht zugeben, daß Du in den bisher so klaren Bach unsrer Freundschaft einen trübenden Erdklumpen hineinwirfst; und Du willst dies ja auch gewiß nicht. Es bedarf also nur der unumwundenen Versicherung, daß der brave Augustinus ein solcher sein würde, und aller Hader ist abgethan. Und nachdem dies geschehen, brauche ich Dir nun auch nicht zu verschweigen, wie sehr mich Deine Liebe gerührt hat, und welch herzliches Gebet sie mir abgedrungen, daß der Herr sie mir erhalten und Dich für sie segnen wolle." Als ein andermal Tholuck dem Freunde seine innere Armut geklagt hatte, schrieb Rothe zurück (30. Oktober 1832): „Wenn Du Dich arm fühlst, mein lieber Bruder, so kommt das daher, weil Du einen so reichen Herrn hast, an dessen Brust du täglich besser lernst, was Reichtum heißt. Du weißt aber besser als ich, daß Er uns seinen Reichtum nicht zum bloßen Ansehen zeigt, und daß sich arm

fühlen der Sache nach nicht andres ist, als von seinem Reichtum nehmen Gnade um Gnade und Wahrheit um Wahrheit. Wenn Du Dich arm fühlst, oft mehr als andre um Dich her, so nimmt auch das nicht wunder; die Versuchung, Dich für reich und satt zu halten, liegt Dir auch näher, als so manchem andern. Laß uns unsrer Armut uns nicht schämen, dieser sicheren Anweisung auf die Schätze dessen, der da gekommen ist, auch uns Leben und volles Genüge zu geben. Und wie die Armen dieser Welt, so laß auch uns in unsrer Armut uns herzlich und brüderlich zusammenthun zur gemeinsamen Fahrt nach dem rechten Kolchis. Ich hätte Dir meine Liebe nie anzubieten mich getraut; da Du sie aber unangeboten angenommen, so weißt Du wohl, daß die Deine bei mir wohl verwahrt ist. Es thut mir wohl, gar innig wohl, daß Du meine Schwachheit so freundlich trägst, Du, von dem ich am allerwenigsten würde geglaubt haben, daß er sich an mir glimmendem Docht wärmen könnte. Möge der Herr es Dir lohnen und segnen!"

Eine noch bedeutungsvollere Freundschaft, die durch das ganze Leben währen und sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vertiefen sollte, fällt ihren Anfangspunkten nach auch in diese Berliner Zeit. Wir meinen den Herzensbund mit Julius Müller.

Im Herbst 1822 machte Tholuck eine Reise nach Schlesien, auf der er mit den alten Freunden: Aurel Neumann („Gott, ich fand in ihm einen Christen!") August Wentzel, Fritz Froböß in Breslau zusammentraf. In Begleitung von Neumann wurde Radecke in Schönbrunn besucht und eine ergreifende Abendmahlsfeier mit der Gemeinde begangen. Selbdritt gingen dann die Freunde nach dem nahen Gnadenfrey, das allerdings auf Tholuck einen wenig anziehenden Eindruck machte. („Das Klösterliche in der Brüderkirche war mir sehr zuwider, das Einseitige in den Vorträgen, das Halbe der Prediger, das Unerweckte der Laien.") In den ersten Tagen des September reiste Tholuck allein nach Glatz zum lieben Baron v. Kottwitz: „Mit vieler Schwäche bin ich denn hier bei meinem Vater in Christo, ja wohl mit vieler Schwäche. Wegen ungewohnter Lebensart und Rücksichten vor dem Baron ist meine Hütte sehr leidend. Cudowa ist mir vereitelt worden, Gelegenheit zum Arbeiten habe ich wenige, wahre geistige Genüsse noch weniger:

dies alles drückt mich nieder. Mich verlangt sehnsuchtsvoll nach Berlin in den Kreis meiner Lieben, wo ich so viele Liebe genieße und so mancherlei austeilen kann."

Auf der Rückreise in Breslau fand die persönliche Berührung mit Julius Müller statt, welche letzteren zeitlebens an Tholuck band. Müller war von Göttingen, wo die ersten christlichen Erfahrungen ihm zu teil wurden und den Anstoß gaben, daß er die Jurisprudenz mit der Theologie vertauschte, Ostern 1822 nach Breslau zurückgekehrt. Die nur gefühlsmäßig ergriffene christliche Frömmigkeit hatte indessen nicht lange Bestand gehabt. Es schwand dem Jüngling nach und nach alles wieder dahin; selbst die religiösen Traditionen aus der Kindheit wurden ihm „zum armen Trümmerhaufen, und ein Widerwille vor dem eben erst ergriffenen Studium der Theologie begann sich seiner zu bemächtigen".[7]) Mit der ganzen Energie seines spekulativen Dranges warf er sich in die Arme der Schellingschen Philosophie, — nur um doppelt unglücklich aus ihren bodenlosen Tiefen aufzutauchen. „Sie können", schreibt er später unter dem 26. November 1822 an Tholuck nach Berlin, „es nicht wissen und glauben, wenn Sie es nicht erfahren haben, wenn Sie nicht einmal mit ganzer Seele Ihr Heil in dieser Lehre gesucht haben, wie furchtbar und vernichtend das Absolute ist, als absolute Einheit aller Gegensätze, besonders des höchsten Gegensatzes, des des Denkens und Seins, so daß alles Entgegengesetzte in bezug auf das Absolute, als das allein wahrhafte Seiende, rein nichts ist, gefaßt. Ich war der unglücklichste Mensch; mein ganzer Glaube, durch die strengste Demonstration vernichtet, sank ins Nichts; ... mein eignes individuelles Sein war mir rein nichtig, absolut indifferent; es war mir einerlei, ob ich überhaupt existiere, oder nicht."

In dieser Gemütsverfassung war Müller nach Breslau gekommen. Von der Schule her kannte er Aurel Neumann, Fritz Froböß, Mila. Namentlich der erste zog ihn in die frommen Kreise, denen sich auch der von Wittenberg im Oktober 1822 nach Berlin heimgekehrte Predigtamtskandidat Richard Rothe anschloß und die in dem Rippoldschen Lebensbilde des letzteren anschaulich geschildert sind. Die Scheibelschen Gottesdienste, der Umgang im v. Gröbenschen Hause, Aurels

Drängen u. ſ. w. erweckten in dem zerriſſenen Gemüte Müllers ein lebhaftes Verlangen, dem zerſtörten Glauben wieder näher treten zu können. Auch Steffens, in dem eben damals die innere Umwandlung ſich vollzog, trieb den jungen Freund mit Gewalt in die gleichen Bahnen hinein.

Da kam Tholuck Mitte September nach Breslau. Müller kannte ihn durch die gemeinſamen Freunde, wohl auch aus früheren Berührungen in der Schülerzeit; ſie hatten bereits Briefe mit einander gewechſelt. Froböß veranlaßte den Widerſtrebenden, gemeinſchaftlich Tholuck im Gaſthauſe (der Vater Tholucks war nach Frankenſtein übergeſiedelt) aufzuſuchen. Tholuck ſchreibt über dieſe Begegnung in ſein Tagebuch: „Meine Seele blutete, als ich dieſe lieben Seelen, die doch Ihn ſchon geſchmeckt haben, ſo im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ſah. Gott, warum ſchickſt du ſie nicht nach Berlin, wo nach aller menſchlichen Mutmaßung ſogleich ihrem Jammer abgeholfen wäre! Als ich mit Julius zu Tiſche ſaß und ihn ſo in ſeiner Kummergeſtalt anſahe, wurde mein Herz mächtig bewegt, und ich hätte ihn lieber umarmen mögen und ſagen: Freue dich doch, es iſt ja alles wahr, was du gern glauben möchteſt, freue dich deines Erlöſers!“ Müller aber ſchrieb dem nach Berlin Zurückgekehrten Ende Oktober folgenden überſchwenglichen Brief: „Mein heißgeliebter Bruder in Chriſto! Indem ich nun die Feder nehme, um Ihnen zu ſchreiben, ſo ängſtet mich faſt das Gefühl, daß es mir ſo gar nicht möglich iſt, Ihnen das recht zu eröffnen, was in dem Innerſten meines Herzens in bezug auf Sie vorgeht. Als ich verloren war und irrete in finſtrer Nacht und nicht wußte, wo aus noch ein, da gingen Sie mir nach und riefen mich mit ſanfter Stimme, und nahmen mich in Ihren Arm und trugen das gerettete Schaf zu dem treuen Hirten, der uns alle in ſeinem von unſern Sünden blutig zerfleiſchten Armen trägt. Ich kann Ihnen nicht danken, weil mir ſchon das Wort „danken“ gar zu kahl und dürftig klingt; aber einſt, mein Bruder, wenn wir vor unſerm Heilande ſtehen, und Er mich fragen wird: wer hat dich zu mir gezogen? dann werde ich auf Sie weiſen. Sie ſchrieben mir einſt, daß es ſo unendlich ſelig für Sie ſein würde, zu wiſſen, daß durch Sie eine Seele dem Heilande zugeführt worden; o wie ſelig müſſen

Sie da jetzt sein! — Wie hat es der Herr so überaus gnädig mit mir gemacht! Wenn ich gedenke der Zeit meines Abfalls, und wie der Herr mein Elend angesehen und mich, der ich mich trotzig sträubte, durch die sichtbarsten Fügungen zu sich gezogen, so möchte ich bitter weinen vor Scham, daß ich dennoch so oft verzagt und ungläubig sein kann. Ein paar liebe Worte von Ihnen in bezug auf mich in einem Briefe an unsern Fritz (Froböß) lockten mich nach Breslau. Als ich aber in Breslau angekommen war, geriet die allerunseligste Stimmung über mich. Ich verzweifelte gänzlich, daß es noch irgend ein Heil für mich gäbe; das Leben war mir eine Last, die ich von Herzen los zu sein wünschte, und sollte auch an meinen Tod meine Vernichtung geknüpft sein. Von Ihnen erwartete ich keine Hilfe, und war trotz des Dringens meines Fritz fest entschlossen, nicht zu Ihnen zu gehen. Als ich ihn aber bis an Ihr Haus begleitete, da führte Sie der Herr ans Fenster, daß Sie mich sehen mußten, und nun glaubte ich nicht mehr ausweichen zu können. Wenn ich nun bedenke, mit wie andachtslosem und unruhigem Herzen ich zu Ihnen kam, und wie eine strengere und rücksichtslose Behandlung mich auf der Stelle zurückgeschreckt oder meinen Hochmut erregt haben würde, wie soll ich da dem Herrn und Ihnen, Seinem auserwählten Diener, danken, daß Sie so freundlich und voll Liebe in meinen Zustand eingingen, so langmütig alle meine Fragen anhörten und löseten, so geduldig meine hartnäckige Zweifelsucht ertrugen, daß Sie mir Milch zu trinken gaben, so lange ich feste Speise noch nicht ertragen konnte, und mich erst nach und nach zu dem eigentlichen Grundstein des ganzen Gebäudes des Christentums leiteten. Und was für wunderliche und alberne Fragen und Zweifel habe ich Ihnen mitunter vorgelegt, die sich bei einer auch nur geringen inneren Erfahrung so leicht von selbst lösen! O mein in Christo Geliebter, seien Sie nun auch zeitlebens mein Lehrer, mein älterer Bruder; so will ich Sie stets ansehen, und mit einer größeren, heiligeren Liebe an Ihnen hängen, als an leiblichen Eltern und Brüder; denn durch jene hat mir Gott mein leibliches Dasein geschenkt, durch Sie aber mich in sein Reich aufgenommen, außer welchem das Leben für ein sehnsüchtig Gemüt nichts ist, als eine elende Qual."

Wie oft hat sich an andren im stillen Zwiegespräch mit Tholuck dieselbe Erfahrung wiederholt: ein Meister im Helfen griff mit linder und doch so fester Hand in die Wunden und brachte den stillenden Balsam.

Der nun gewonnene Freund blieb dem sorgsamen Wegführer zu Christo treu. Es ward ihm klar, daß er nur unter Tholucks Pflege völlig genesen würde, und schon im November 1822 schrieb er ihm, daß er (mit Mila) zu Ostern 1823 nach Berlin übersiedeln wolle. Tholuck sprach die Hoffnung und Bitte aus, daß er selbst dann im Herzen Müllers hinter den größeren Geistern Berlins nicht zurücktreten möge. Darauf dieser antwortete: „Aber wie können Sie mich doch so betrüben, wenn Sie schreiben, ich solle niemals über Strauß*) und Neander meinen bedeutungslosen Freund vergessen? Die beiden, besonders den letzteren, habe ich von Herzen lieb als meine älteren und weitergeförderten Brüder in Christo; aber doch sind Sie, an den mich der Heiland so ausdrücklich gewiesen hat, meinem Herzen stets näher als alle anderen. O wenn ich daran denke, was ich Ihnen verdanke, so vergehen mir gleich alle Worte."

Ostern 1823 zog Julius Müller wirklich nach Berlin und wurde des Freundes Hausgenosse und der nur um zwei Jahre Jüngere ein Schüler des verehrten und geliebten jugendlichen Dozenten. Ein ganzes Jahr blieben sie zusammen, und wenn auch die wissenschaftlichen Wege beider bald auseinander gingen, — Müller schrieb im Jahre 1823 von Tholuck: „So lieb wir uns sonst haben, so grundverschieden ist unsre Theologie, und so lebhaft muß ich ihm hier in vielen Hauptpunkten widersprechen; ich kann mir von seiner Wissenschaft nur wenig assimilieren" — so fest gekettet blieb doch der Bund ihrer Herzen, eine Gemeinschaft, welcher beide oft genug im späteren Leben den klarsten und freudigsten Ausdruck gegeben haben.[8])

Übrigens wurde die Dozententhätigkeit Tholucks durch seinen Gesundheitszustand noch wiederholt ernstlich bedroht.

---

*) Derselbe war 1822 von Elberfeld als Hof- und Domprediger und als Professor der praktischen Theologie nach Berlin berufen worden und trat daselbst auch mit Tholuck in ein warmes Freundschaftsverhältnis.

Schon am 21. Januar 1821 sagte ihm Olshausen, selbst die Doktoren erklärten es für eine Unmöglichkeit, daß er das Ende des Jahres erleben könne und Kottwitz riet zu einer Übersiedelung nach Wittenberg und Übernahme einer dortigen Lehrerstellung am Seminar. Am 20. Februar war der Blutandrang so heftig und Tholucks Aussehen so erschreckend, daß stud. Hansen im Universitätsgebäude ihn anrief: „Warum sind Sie nicht zu Hause geblieben?“ — „Ach wie zagte ich!“ schrieb Tholuck diesen Abend in sein Tagebuch. „Im Sprechzimmer, als alle hinaus waren, betete ich innig: Du Jesus von Nazareth, der du mich von Jugend auf bis hierher geführt, der du mir damals beistandest, als ich hier zum Examen an dieser Stelle zu dir aufsah (wie könnte ich seine damalige Hilfe vergessen?), hilf mir auch heute! So ging ich mit hochschlagendem Herzen ins Auditorium. Er aber, der treue, half durch.“ Den Nachmittag arbeitete er ungestört. Kaum aber war er im Bette, so ging die Angst aufs neue an; „so stark hatte das Blut noch nicht gepocht!“ Auch in den nächsten Wochen schwankte der Zustand auf und ab. Am 8. März faßte ihn der Gedanke an neues Siechtum mit so verzweiflungsvoller Gewalt, daß auf dem Wege nach dem Kolleg sein Harm sich wieder einmal bis zu Selbstmordsgedanken steigerte. Wenige Tage darauf war er so weit, eine lange, schmerzlose Krankheit, wenn sie nur ans Ziel, zu Gott führe, sich „recht schön“ zu denken. Anfang April konnte er wieder eine Reise über Wittenberg zu Heubner und Stier, nach Leipzig, wo Tauchnitz und Lindner aufgesucht wurden, und von da nach Halle machen, an welch letzterem Orte er sogar eine Anzahl von Studenten in einer Gebetsversammlung am 8. April anredete und in kräftiger Sprache zum Herrn wies, so daß er in sein Tagebuch schreiben durfte: „Ja Heiland, willst du mich zum Hirten einer großen Herde setzen: so bleibe ich gern auf deiner Erde — außerdem aber kann ich noch nicht den Wunsch hegen zu bleiben!“ Allmählich aber ging es mit seinem Befinden wieder in die Höhe. Am 21. Juli heißt es im Tagebuche: „Jetzt bin ich ganz gesund! Ist das nicht ein Wunder?“

Während der Herbstferien 1821 reiste Tholuck in den Norden und stärkte seine Gesundheit nachhaltiger durch einen

vierwöchentlichen Aufenthalt bei den Freunden in Holstein und Dänemark. Zwei Studenten, Stähelin und Fürstenberger, beide aus der Schweiz, begleiteten ihn. In Lübeck fanden sie bei dem reformierten Prediger Joh. Geibel, dem Vater Emanuels, einen großen Kreis christlicher Freunde; Hamburg brachte die Bekanntschaft mit dem Geistlichen der französischen Gemeinde, Merle d'Aubigné, und dem jungen frommen Grafen Kalckreuth; Altona die mit dem Pastor der Brüdergemeinde, Gregor, der 1823 als Seminardirektor nach Gnadenfeld ging, vor allem aber mit dem edlen Mennoniten van der Smissen. „Wie soll ich deiner gedenken", schrieb Tholuck nach der Rückkehr am 14. September in sein Tagebuch, „du untergehender Stern, du heimkehrender greiser Pilgrim Jerusalems, van der Smissen, du Jünger Whitefields, Freund Lavaters! O daß dein ehrwürdiges Bild mir nie aus meinem Geiste verlöschte! Als der mir auch sehr ehrwürdige Treskow zu ihm herankam und fragte: nun, wie ist's Ihnen gegangen? war seine Antwort: mein Lieber, ich lebe von Gnade! Und als er in den Garten ging, mir immer die Hand drückte und von seinem freudigen Heimgange redete, da schwoll mir das Herz; dann aber sagte er etwas über: Sterben ist kein Kinderspiel."

In Kiel hatten die Berliner Freunde einen sie mächtig anziehenden Mittelpunkt in Klaus Harms gefunden, der seit 1816 als Archidiakonus dahin berufen worden war. Mit ihnen fand sich auch Tholuck in diesen Tagen wiederholt bei dem tapferen Bekenner lutherischer Rechtgläubigkeit ein, der für die Holsteinischen frommen Kreise eine so bedeutungsvolle Stellung einnahm. Schon 1823, also elf Jahre vor Harms' Anstellung als Professor, schrieb der Kandidat Siemonsen, Tholucks Freund, an diesen: „Der eigentliche Professor der praktischen Theologie ist mir, so wie vielen andern, Harms; seine Predigten bilden dasjenige lebendig in die Seele hinein, was die Homiletik in Regeln äußerlich hinstellt. Ja Harms ist uns hier viel, außerordentlich viel wert. Zwar habe ich der guten Prediger viele gehört; allein soll einer vor allen gekrönt werden, und soll ich die Krone austeilen, so muß Harms sie haben. Er hat das größte Maß geistlicher Gaben empfangen; in ihm ist Couards freudige Lebhaftigkeit, Löfflers eifernder Ernst,

Jänickes Kindlichkeit und Liscos Herzlichkeit schön vereinigt. Christus hat eine herrliche Gestalt in ihm gewonnen; und was in ihm lebt, bringt er durch seine gewaltige Rede auch in den Zuhörern zum Leben. Wenn er früher manchmal nicht allgemein faßliche Sachen mit in seine Predigt aufnahm, so wird er jetzt immer einfacher; der polemische Eifer tritt zurück und eine dringende Liebe und gewissenhafte Sorge für das Heil seiner Brüder legt in seine Worte eine unvermerkt und fast unwiderstehlich anziehende Kraft hinein. Das innerliche Christentum ist diesen Winter der Kern seiner Predigten gewesen." Wiewohl sich Tholuck über Harms notierte, daß er „mit dessen natürlichen Menschen ebenso disharmoniere, wie er mit dem von Geibel sympathisiere," so machte ihm doch Harms' Kindlichkeit und gleichzeitige Glaubensenergie einen tiefen Eindruck; seine Aussprache in einer Abendstunde bei der Gräfin Bernstorff über das Thema „Der Glaube an Gott ist Unglaube an sich selbst" konnte Tholuck nicht wieder vergessen. In der Folgezeit hat er auch mit Harms in Korrespondenz gestanden.

Die Ferienreise wurde bis Kopenhagen ausgedehnt, und auch da drang Tholuck unter seinen jungen Freunden auf Einrichtung einer regelmäßigen Betstunde nach Art der Berliner. Ein Kopenhagener Freund, C. U. Bösen, schrieb ihm am 10. November in gebrochenem Deutsch, daß dieselbe ins Leben getreten sei, jedoch habe sein Vater ihm den Beitritt widerraten; „Er glaubt, daß die unsrige Regierung, Kanzelley und Universität eine solche Gesellschaft nicht gut vertragen wolle, und daß wir daher in unserm Wirkungskreise für die Sache Gottes verhindert oder doch wenigstens verhetzt werden würden. Dennoch aber bin ich, mein lieber Tholuck, durch einem festen Bruderbande mit Euch allen verbunden, durch einem Bande, der in Jesu Christo unserem Herrn gebunden und von gemeinschaftlichem Glauben, Liebe und Hoffnung geflochten ist." Indessen löste sich der Gebetsverein unter den Studenten bald wieder auf; „Du warst", schrieb Egge dem Freund aus Kopenhagen, „in Deinem Eifer zu rasch zu Werke gegangen." —

In den öfters wiederkehrenden Zeiten körperlicher Verstimmung tauchten bei Tholuck von neuem die Gedanken an den Missionsberuf wieder auf. So schon im Juni 1821; ernstlicher noch ein Jahr später, als ihm Sir George Rose den wiederholten Antrag gemacht hatte, in Diensten der englischen Missionsgesellschaft nach Malta zu gehen. Es heißt darüber im Tagebuche am 3. Juli: „Mein Herz ist stille zu seinem Gotte und harrt. Es steht, glaube ich, die Mutter Vorsehung am Glöcklein. Bleiben oder Gehen, in beiden Fällen: wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, ist meiner nicht wert." Auch Mißerfolge im Lehramte, eine geringe Zahl von Zuhörern, das lange Warten auf die Anstellung als Professor, die er schon im Laufe des Jahres 1822 bestimmt erwartet hatte, ließen die Wagschale der Missionslaufbahn tiefer sinken. Übrigens kann nicht verschwiegen werden, daß der junge Privatdozent es damals mit seinen Vorlesungen durchaus nicht immer ernstlich genug genommen zu haben scheint; er ermahnt sich selbst öfters zu besserer Vorbereitung auf die Kollegien und bekennt ehrlich, daß sich die Nichtachtung dieser Pflicht mit vollem Rechte an ihm bestrafe. Hie und da findet sich sogar tageweise die Bemerkung, daß er seine Vorlesungen gänzlich habe ausfallen lassen, bloß um ungestörter zu Hause arbeiten zu können.

Am stärksten bestürmte Tholuck die Versuchung, außer Landes zu gehen, noch einmal zu Ende des Jahres 1822. Der Brief eines englischen Missionars regte wieder einmal allen Drang in die Weite bei ihm an, und Sir George hatte ihn noch nicht losgelassen. „So beginnt denn der Kampf aufs neue, zum dritten Male in meinem Leben." Die dabei gepflogenen Überlegungen finden sich am 19. Oktober 1822 folgendermaßen verzeichnet: „Ich bin jetzt in der angenehmsten Lage: Reichliches Auskommen, Ehre, äußerliche Freude, Freunde in Christo, Wissenschaften, Verfassen von Büchern. Doch wesentlich befriedigt mich ja doch dies alles nicht, und die Wehmut drängt sich oft mächtig hervor. Warum sollte nicht also um so mehr von mir gelten: so ihr nicht dieses alles laßt? — Ich fühle mich auch in meiner Seele nicht völlig daran gekettet, ich fühle, Er könnte mir die Kraft schenken, dies und noch vieles andres fahren zu lassen — so sei es also entschieden. Wenn Er durch Umstände

spricht, wenn vom Minister irgend ein Schritt gegen mich geschieht,*) so gehe ich. Das ist mir heiliger Ernst. Sehe ich auf meine Talente, so habe ich freilich mehr für meine jetzige Lage; sehe ich aufs Wirken, so ist — menschlicherweise — hier entschieden mehr. Allein, sehe ich auf meine Vervollkommnung und mein Wachsen in Christo, sehe ich darauf, wie ich ihm Liebe beweisen, meinen Brüdern ein schönes Beispiel geben könne, so ist unstreitig dort mehr. Dies letzte ist doch die Hauptsache, und auf brünstiges Gebet kannst Du dabei auch die Wirksamkeit geben. Jesu, Heiland meiner Seele! Es scheint mir gar nicht unwahrscheinlich, daß Du mich zum Gehen könntest bestimmen wollen. Sieh, mein Sinn ist dir offen; ich will wirklich mit Selbstverleugnung gehen, wenn es mir besser ist; weise Du mich aber deutlich, daß ich nicht durch mich geleitet werde."

Einen in diesem Sinne gehaltenen Brief schrieb Tholuck an Rose. Am 24. November wurde er zu dem Gesandten beschieden. Derselbe war äußerst gütig. Er sprach zu Tholuck von der sitzenden Lebensweise deutscher Gelehrter; er deutete die mancherlei Mittel an, durch welche Engländer den Körper kräftigen. Auch darin stimmte er mit Tholuck überein, daß das praktische und bewegte Leben eines Missionars dessen Gesundheit kräftigen werde — einstweilen aber wolle er ihm eiserne Hanteln zur Stärkung derMuskeln schicken, und dann lieber die Entscheidung Gott befehlen.

Dieselbe ließ nun nicht mehr lange auf sich warten und bereitete den Missionsplänen ein für allemal ein Ende. Am 25. April 1823 erhielt Tholuck die Bestallung zum außerordentlichen Professor der Theologie, an demselben Tage, an welchem sein lieber Julius Müller von ihm schied. Im Tagebuche heißt es: „Lange erharrt, endlich gewährt! Und doch — würde ich nicht froh sein, wenn ich nicht gewiß wäre, daß es des Herrn Wille ist, mich hier zu halten. Noch immer aber ist es mir wie eine Täuschung. Herr Gott! ich danke Dir auf

*) Er hatte erst vor kurzem gehört, daß man ihn oben „als das Haupt einer Pietistengesellschaft verdächtigte, der Bücher an Köchinnen austeile und vielleicht seine Kopenhagener Reise von dem Gelde der Brüder gemacht habe".

meinen Knieen für diese Deine große Barmherzigkeit! O gib mir dazu ein demütiges, selbstverleugnendes Herz! Stehe mir bei zu diesem schweren Amte! Und" — setzte er bezeichnend hinzu — „hilf auch dem armen Bleek durch," der seit Ostern 1821 neben ihm als Privatdozent Alt- und Neutestamentliche Vorlesungen hielt.

Die Bestallung war am 7. April 1823 von Altenstein ausgefertigt und lautete:

„Nachdem das Ministerium den bisherigen Lizentiaten August Tholuck zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt hat, erteilt es ihm die gegenwärtige Bestallung, durch welche derselbe verpflichtet wird, das ihm anvertraute Lehramt fleißig wahrzunehmen, zu dem Ende die studierende Jugend durch Vorträge sowohl als Examina und Disputierübungen zu unterrichten, um aus ihr tüchtige und geschickte Subjekte zu bilden, alle halbe Jahre ein Kollegium über einen Zweig der von ihm zu lehrenden Wissenschaften unentgeltlich zu lesen und sich nebst seinen Kollegen das Aufnehmen (sic) und Beste der Universität aufs äußerste angelegen sein zu lassen, überhaupt aber sich zu betragen, wie es einem treuen und geschickten königlichen Diener und Professor wohl ansteht und gebührt. Für die von ihm zu leistenden treuen Dienste soll derselbe aller in dieser Qualität ihm zustehenden Prärogativen und Gerechtsame sich zu erfreuen, und ein jährliches Gehalt von sechshundert Thalern in den gewöhnlichen Raten zu genießen haben."

Schon ein ganzes Jahr früher hatte die Universität Jena es gewagt, als sie Tholuck — die erste öffentliche Anerkennung seiner Leistungen, — ehrenhalber die philosophische Doktorwürde verlieh, ihn auf dem Diplome vom 22. April 1822 als „designierten Professor" zu bezeichnen! Die Designation war nun endlich zur Installation geworden, und damit der zukünftige Studentenvater bleibend an das Vaterland gefesselt. Von dieser ehrenvollen Promotion zum philosophischen Doktor findet sich übrigens im Tagebuche keine Notiz; auffallend ist es auch, daß der Minister in dem Professurdiplom darauf keine Rücksicht genommen hat. Jena verlieh die genannte Würde an Tholuck wegen seiner Verdienste um die persische Litteratur durch die

bereits erwähnte und später näher zu besprechende Habilitationsarbeit über den Sufismus.[9])

Auch im Äußern hatte sich Tholucks Lage nun zu einer bequemen und sorgenfreien gestaltet. „Reichliches Auskommen" schrieb er sich, wie wir lasen, schon im Oktober 1822 vor der Professur zu. Nach dieser Seite hin kannte Tholuck ohnehin keine Versuchungen. Er hat sein lebenlang, als Schüler, als Student, als Lehrer, mit vollen Händen und ohne sich je Sorge um das eigne Auskommen zu machen, gegeben. Wie an Stier die Meyersche Bibel, so schenkte er an jedem Weihnachten jedem seiner Freunde schon damals irgend ein bedeutungsvoll ausgesuchtes Buch mit entsprechender eigenhändiger Widmung zur Weihnachtsgabe. Und diese Geschenke müssen überaus häufig den rechten Punkt getroffen haben, denn in den Freundesbriefen und Erinnerungen der alten Tholuckschen Genossen spielen diese Liebesgaben und das darin enthaltene jedesmalige Motto eine hervorragende Rolle. Tholucks Wohlthätigkeit gegenüber den Armen und den christlichen Anstalten und Vereinen ist allezeit eine großartige gewesen. Daß er dabei auch seine Angehörigen nicht darben ließ, versteht sich von selbst. Seinen jüngeren Stiefbruder Eduard hatte er über Jahr und Tag in Berlin bei sich wohnen und versorgte ihn mit allem, bis eine Stellung für ihn gefunden sein würde. Der alte Baron gab sich in dieser Beziehung die erdenklichste Mühe. Eine Zeitlang wurde Eduard Tholuck bei dem Herrn von Below in Pommern als Ökonom beschäftigt; auch der Baron nahm ihn selbst zeitweilig für seine schlesischen Geschäfte in Dienst. Beim Abschiede stattete August den Bruder mit sämtlichen Kleidungsstücken aus und gab ihm noch 50 Thlr. bar auf die Reise mit. In späterer Zeit gingen von Halle Jahr für Jahr sehr erhebliche Summen nach Schlesien zur Unterstützung der Stiefbrüder und -schwestern und deren Kinder. Zum Teil nahm Tholuck die Verwandten auch in sein Haus und brachte sie von da aus in Lehre und Stellung. Sein Freund, Professor August Hahn, der bei der Übersiedelung von Leipzig nach Breslau in opferfreudiger Bereitwilligkeit die Vormundschaft für die Tholuckschen Verwandten übernahm, verwaltete noch als Generalsuperintendent von Schlesien bis zu seinem Tode in hingebender

Treue die von Tholuck ihm übersandten Gelder zur Versorgung der schlesischen Familienglieder und sandte jährlich regelmäßig Quittung und Verwendungsnachweis ein.

Die „reichlichen“ Mittel, die Tholuck in Berlin schon während der Privatdozentenzeit zu Gebote standen, bezog er teils vom preußischen Staate, theils von England.

Es ist bereits erwähnt worden, daß zu Tholucks Freunden auch mehrere Judenmissionare gehörten. In der Judenmission[10]) nahm Tholuck selbst eine hervorragende Stelle ein. Sir George Rose, der verehrungswürdige Patron aller christlichen Unternehmungen, war auch hier der Vermittler. Im Jahre 1809 war in England die „Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden“ gestiftet werden. Ihr eigentlicher Begründer, ein reicher Edelmann Lewis Way, hatte im Jahre vorher mit einem Freunde in Devonshire einen Park besucht, dessen prachtvolle alte Bäume ihm auffielen. Er hörte, daß ihre frühere Besitzerin testamentlich festgesetzt habe: diese Bäume dürften nicht eher umgehauen werden, als bis die Juden in den Besitz von Jerusalem gekommen wären. Seit jenem Tage widmete Mr. Way sein ganzes bedeutendes Vermögen und seine persönliche Kraft der Bekehrung Israels. Nach Gründung der Londoner Gesellschaft betrieb Mr. Way auch auf dem Kontinente die Stiftung von Tochtergesellschaften. In Berlin nahm sich, nachdem in Frankfurt a. M., Basel, Warschau ꝛc. Vereine entstanden waren, Sir George der Interessen von Lewis Way an und versammelte am 18. Januar 1822 in der Wohnung des General-Adjutanten von Witzleben eine Anzahl christlicher Freunde zur Beratung der Angelegenheit. Es fanden sich ein Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode, der Geh. Ober-Regierungsrat Nikolovius, Geh. Justizrat Schmalz, Konsistorialrat Nicolai, Hofprediger Theremin, Prediger Couard und der Mann, der die Seele aller dieser Bestrebungen in Berlin war: Kaufmann Samuel Elsner. Elsner war es auch gewesen, der zu Witzleben ging, um ihn zur Annahme des Präsidentenpostens für den neuen Verein zu bewegen. Auf die Frage eines Freundes, warum er sich immer um so vornehme Leute bemühe, die doch nichts für die Gesellschaften arbeiteten? er würde einen ganz andern Mann dazu gewünscht

haben, gab Elsner die hübsche Antwort: „Wenn das Gebäude fertig ist, setzen wir einen Blitzableiter drauf; das sollen die vornehmen Leute den Gesellschaften sein. Sie und Ihr guter Freund sind prächtige Säulen, die können etwas tragen.“[11])

Solch eine Säule wurde auch Tholuck für den Verein, der am 2. Februar 1822 als „Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ vom Könige seine Bestätigung erhielt. Mit dem Justizrat Focke und dem Kammergerichts-Assessor Dietrich nahm Tholuck die Stelle eines Sekretärs der Gesellschaft an und blieb in diesem Posten bis zu seiner Versetzung nach Halle der erste Arbeiter für die Zwecke des Vereins. Er unterrichtete die Missionare im Hebräischen und Rabbinischen und gab seit 1824 ein besonderes litterarisches Organ für die Gesellschaft heraus: „Der Freund Israels, eine Zeitschrift für Christen und Israeliten,“ unter dem Motto: „Lasset uns in Liebe die Wahrheit suchen, Eph. 4, 15,“ bei Trowitzsch und Sohn, Jägerstraße 43. Von dieser Zeitschrift erschienen indessen nur zwei Jahrgänge, in je vier Heften. Von 1826 an wurde sie mit den von Elsner seit 1817 in monatlichen Heften herausgegebenen „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ in der Art vereinigt, daß jedes vierte Heft dieser „Nachrichten“ Mitteilungen gewidmet ward, die sich auf die Verbreitung der Heilserkenntnis unter den Israeliten bezogen. Für diese jährlich vier Hefte wurde dann ein besondrer Titel „der Freund Israels“ herausgegeben, wenn sich etwa jemand dieselben apart binden lassen wollte. Als Grund zu dieser Einrichtung gibt Tholuck in seiner Erklärung vom 10. Dezember 1825 in dem letzten Hefte „die viel größere Verbreitung der Nachrichten“ an. „Überdies“, fügt er hinzu, „ist der Anteil an der Sache des Evangelii unter den Juden bisher so gering gewesen, daß die Zahl der Teilnehmer an einer diesem Gegenstande besonders gewidmeten Vierteljahrschrift nicht hinreichte, die Kosten völlig zu decken.“

Die meisten Artikel dieser Zeitschrift sind, soweit es sich nicht um Auszüge aus den Berichten der Missionare Wolf, Moritz und Händes handelt, von Tholuck verfaßt. Wir nennen: die Offenbarung des Alten Bundes und die des Neuen in ihrem genauen Zusammenhange. Bekehrungsgeschichte eines

Juden im 12. Jahrhundert, von ihm selbst beschrieben („Hermann“ unter Kaiser Lothar, gest. 1135). Erzählung von der Bekehrung eines jüdischen Knaben an Bord eines Schiffes mit Gefangenen in Sheerneß. Merkwürdige Aussprüche von Rabbinen über den Messias. Lebenslauf Uriel Acostas und Kappadoces. Reise des Herrn Way nach Palästina und Stiftung einer Maltesischen Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden. Wie hat sich der Christ der zu Christo sich bekennenden Israeliten anzunehmen? Betrachtungen über das Buch Sohar und Auszüge daraus. Die Jugendgeschichte Abrahams nach der rabbinischen und muhammedanischen Tradition. Aus dem Leben des Judenmissionars Stephan Schultz. Die Geschichte Bileams. Die Weissagungen Jesu über Jerusalem. Beschreibung der gegenwärtigen Beschaffenheit Jerusalems. Proben rabbinischer Weisheit.

Die Englische Gesellschaft unterstützte die Berliner von Anfang an mit reichen Gaben von Geld, Büchern und Schriften. Durch einen Komiteebeschluß vom 25. Februar 1823 wurde Professor A. Tholuck zufolge eines empfehlenden Schreibens Sr. Exzellenz des Sir Georg Rose zum „Vertreter der Gesellschaft in Berlin“ mit der Verpflichtung ernannt, „Traktate zu übersetzen, für Judenmissionen dienliche Arbeiten zu schreiben, eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, gelegentlich die Missionsstationen zu besuchen, die Missionare zu unterrichten, und jegliche ihm zu übertragende Korrespondenz zu führen.“ Dafür erhielt er ein Jahrgehalt von 50 Pf. Sterling = 1000 M.[12])

Der Mission unter Israel ist Tholuck lebenslang mit warmem Interesse zugethan geblieben. Noch im Jahre 1865 predigte er beim Jahresfeste der Gesellschaft in der Luisenstädtischen Kirche über Hosea 3, 1—5 mit dem Thema: „Die Wahrheit Gottes in der Erfüllung seiner Drohung über Israel unser Unterpfand, daß er auch seine Verheißungen an ihm erfüllen werde.“ Er gedenkt in dieser Predigt seiner eigenen Erfahrungen mit altgläubigen Juden und stellt dieselben in Vergleich mit den bei den Reformjuden zu erwartenden Erfolgen. „Es ist wahr, wir verhehlen es uns nicht,“ sagt er in dieser Predigt, „gerade wie die Geschicke Israels in unsrer Zeit gehen, hat es den Anschein, daß sie eher in das Gegenteil“

(als in die endliche Bekehrung) „auslaufen werden. Denn wie wir sie jetzt wenigstens unter uns in einem großen Teile unsers Weltteils sehen, sieht es nicht so aus, als ob sie vielmehr ihr Exil zum Vaterlande, ihre Fremde zur Heimat machen, die Könige und Fürsten der Christen zu ihren Fürsten erwählen wollten, und den Unglauben der abgefallenen Christenheit zu ihrer Religion? Ist das nicht das Ende, wohin unter uns Israels Schicksal auszulaufen scheint? Und wenn dies, ob es nicht dann aus wäre mit Gottes Verheißungen? Meint ihr? Ich frage euch aber: Und wenn es so wäre, wenn das Israel Europas den Samen vergessen könnte, aus dem es entsprungen, wenn es die Güter und die Abgötter der abgestorbenen Christenheit teilen wollte, nur nicht ihren Heiland und ihren Gott, sollte darum Gottes Wort aus sein? Ob nicht auch durch eine solche Verschmelzung mit der abgöttischen Christenheit hindurch der Weg zu dem Heile gehen könnte, von welchem der Apostel spricht? Solltet ihr keine Beispiele kennen, ich kenne sie, wo das mit der lauen, mit der halbgläubigen, ja mit der ungläubigen Christenheit verschmolzene Israel auf demselben Wege, wie die laue, die halbgläubige, ja die ungläubige Christenheit zu dem Davidssohn als ihrem Königs- und Gottessohn hingeführt ist. Sind auch die Religionen, von denen aus einer zum Christentum hingeführt wird, verschieden, bleibt nicht das Menschenherz mit seinen Bedürfnissen dasselbe? Ja, von alle den Namen bekehrter Israeliten, die uns als Bekenner Jesu Christi ehrwürdig sind, einem Neander, einem Stahl und den wohl Hunderten von Predigern und Lehrern, welche jetzt der evangelischen Kirche zur Zierde gereichen: kennt ihr auch nur etliche von ihnen, die zu dem altgläubigen, unter den Talmud gebannten Judentum gehört hätten? Hat nicht alle dasselbe ungestillte Gewissen und die Weissagung, die jeder in der eignen Brust trägt, zum Heiland der Sünder hingezogen? Ich sage noch mehr. Kennt ihr auch nur einen von ihnen, der durch die Propheten zu ihm und nicht vielmehr durch Christum zu den Propheten bekehrt worden wäre? — ich meine zur Bekehrung auch derer, über deren Augen jetzt noch die Decke liegt, daß sie Christum in Moses und den Propheten nicht sehen können! Doch wer kennt die Wege, die sich der Vater seiner Macht vorbehalten

auch in bezug auf jenes altgläubige Judentum, vor dessen Augen bis jetzt die Decke des Talmud hängt, daß sie die Herrlichkeit des Eingebornen nicht erkennen können. Noch erinnere ich mich aus der Zeit, wo ich eben dieser Gesellschaft, die heute ihr Jahresfest feiert, in Berlin als Schriftführer angehörte, zweier israelitischer Jünglinge aus den Altgläubigen, die durch die christliche Mission unter Israel zwar nicht zu Christo, dem Sohne Davids, aber von den Sümpfen des Talmud zu der lebendigen Quelle der Psalmen und Propheten bekehrt, sich zwar nicht in dem Heilandsglauben an den Sohn, aber im Geiste der Buße, der Demut, der Liebe mit allen erweckten Christen brüderlicher verbunden wußten, als mit ihren Glaubensgenossen, und welche gerade das mit glühender Begeisterung zur Aufgabe ihres Lebens sich gemacht, ihr eignes Volk von den Steppen des Talmud hinweg zu der grünen Weide des Wortes im Alten Testament zu bekehren. Einer von ihnen, der Beste und Tiefste, wurde schon als Jüngling von der irdischen Laufbahn abgerufen. Aber denkt euch, daß Gott noch etliche solcher Johannes Baptistä unter seinem alten Volke erweckte, daß unter dem altgläubigen Judentum das Glaubensleben der Psalmisten und Propheten wieder erwachte: o, was für ein Geisteswehen unter den toten Gebeinen zu rauschen anfangen würde! Nach den Wegen, wie Gott sein Wort wahr machen wird, frage ich nicht; ich weiß, daß, wenn Paulus dort spricht: ‚Ich will euch ein Geheimnis verkünden, damit ihr nicht bei euch selbst weise seid, daß Israel teilweise Blindheit widerfahren ist, bis daß die Fülle der Heiden eingegangen sein wird' — daß Paulus das dort aus dem Geist des Gottes herausgesprochen, dessen Wege sind über unsre Wege, so hoch der Himmel über der Erde ist. — Wie nun aber, wenn solche Gnadenzeit beim Propheten, wenn sie auch bei Paulus erst in Aussicht gestellt ist für die letzte Zeit? Sind wir nicht vielleicht damit darauf angewiesen, unsrer Arbeit an Israel müßig zu gehn? Ist etwa unsere Arbeit, wie es manchen hat bedünken wollen, ein ungeduldiges Vorgreifen den Wegen Gottes, die er sich selbst in seiner Weisheit vorbehalten hat? Doch was der Prophet und der Apostel für das Volk im ganzen gesagt, soll es darum nicht auch für den Einzelnen eine Wahrheit sein? Was spricht Paulus von seiner

eignen Zeit, als Israel den Eingebornen Gottes bereits verworfen hat? ‚Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei fern. Bin ich nicht selber ein Israelite und vom Samen Abrahams, vom Geschlechte Benjamins? Hat Gott nicht jetzt auch, wie zu Eliä Zeit, sich seine Siebentausend einbehalten, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben?‘ Sehet, diese siebentausend Nathanaelsseelen unter Israel, in alle Welt zerstreut, die sind es, die wir suchen, die sind das Israel, welches nach dem Geiste geboren ist. Und daß unter diesen Siebentausend unser Werk vergeblich sei, das soll keiner sagen. Darf wenigstens in der Kirche Preußens einer das sagen, die wir in zwei Epochen unsrer Geschichte gerade zwei Größen aus dem Hause Israels, einen Neander und einen Stahl, an die Spitze von Staat und Kirche haben treten sehen? Aber nachdem ich jetzt nach vierzig Jahren wieder in diese Stadt geführt worden, wo ich einst unter Herzensteilnahme König Friedrich Wilhelms III. den Grundstein dieser Gesellschaft habe legen sehen, darf ich von dem nicht schweigen, was auch ich von der Macht Gottes über Israels Herzen erlebt habe. Ich spreche ohne alle Übertreibung, es werden gegen funfzig Israeliten sein, die ich als Sekretär dieser Gesellschaft im Laufe von nicht ganz zehn Jahren kennen gelernt, die seitdem in den verschiedensten Stellungen durch einen christlichen Wandel ihren Glauben geziert haben. Prediger, Juristen, Schullehrer, Handwerker, Ärzte, ja darunter auch ein Beispiel aus dem Militärstande. Und die christliche Arbeit unter Israel sollte vergeblich sein? Vergeblich ist diese Arbeit nicht, aber an der Arbeit fehlt es, und, daß ich es sage, der Arbeit fehlt es oft an der Liebe oder der Liebe an der Weisheit! Denn das dürfen wir uns ja nicht verhehlen: Bücherverteilen, Predigen über der Gemeinde von der Kanzel herab, das thut's doch nicht! Auf das Seelensuchen kommt es an. Bücher austeilen, Predigten halten, das kann auch geschehen ohne Schweiß und ohne Thränen. Die einzelnen Seelen suchen, wie Jesus der gute Hirte auf den Bergen und in den Abgründen seine Schäflein sucht, das geschieht nicht ohne Schweiß und Thränen. So müssen auch die einzelnen Seelen aus dem Hause Israels gesucht werden. Und dann nicht so viel Disputieren mit den Köpfen, sondern Zeugnis ablegen an die Herzen und

Gewissen. Ihr Prediger in Israel, die kopfgläubigen Juden erst zu frommen Juden machen, ehe ihr sie zu frommen Christen machen könnt! In Demut preise ich Gott, der in den fast funfzig Jahren, wo ich sein Wort habe verkünden dürfen und sein Wort treiben, zumal unter den Jünglingen, mich so viele Beweise der Kraft dieses seines Wortes hat erfahren, so viele Tote, zumal unter den Jünglingsseelen, vom Tode zum Leben hat auferstehen sehen lassen; aber gerade jetzt denke ich daran, wie, noch in zarten Jünglingsjahren, die erste Seele, die der Herr mir geschenkt hat, die Seele eines jüdischen Jünglings gewesen ist! Das ist der Erstling gewesen meiner Lebensernte, und darum rufe ich: Jerusalem, ehe ich deiner vergesse, sei meiner Rechten vergessen! wünsche ich Jerusalem Glück: es müsse wohl gehen denen, die dich lieb haben! Amen!“[13])

Wir haben diesen ganzen Passus abgedruckt, weil er in anschaulicher Weise zeigt, wie Tholuck die Arbeit unter den Juden angesehen wissen wollte und selbst betrieben hat. Auch hier im Lehren und Dozieren: Seelen suchen und Herz und Gewissen wecken zum Achten auf die Prophetenstimmen in unsrer Brust und in Gottes Wort. Hatte er es doch geradeso mit „dem jüdischen Jünglinge“ gemacht, den er „den Erstling seiner Lebensernte“ nennt. Es ist dies kein andrer, als der oben schon erwähnte Ingenieuroffizier Hermann Sontheim, dessen Briefe an Tholuck zu lesen ein wahrer Seelengenuß ist. Sontheim, dieser „köstlichste aller Jünger Christi“, wie Tholuck in einem Briefe an Radecke ihn nennt, war ein Breslauer, wenig jünger als Tholuck, mit dessen Freunden Guido und Aurel Neumann, Mila, Wentzel und Radecke, aber nicht mit ihm selbst persönlich bekannt. Er trat ins Militär und kam erst an den Rhein, dann nach Münster und im Frühjahr 1819 nach Berlin, von wo er, bald nach seiner Bekanntschaft mit Tholuck, auf mehrere Jahre nach Thorn versetzt wurde. Der letzte vorgefundene Brief von ihm ist aus Thorn vom 15. April 1822 datiert; die Korrespondenz beginnt mit dem 17. Juli 1820. Spuren von Sontheim aus der späteren Zeit sind nicht aufzufinden gewesen. Aus den Briefen und Tholucks Tagebuche geht nur so viel hervor, daß er in Thorn das Werkzeug zur Bekehrung mehrerer Kameraden gewesen ist und zuletzt, von

seinem gleichfalls militärischen Freunde Edmund v. Poyda, den wir schon unter den Berliner Gesinnungsgenossen von Tholuck fanden, unterstützt, einen reich gesegneten christlichen Freundeskreis um sich sammelte. Als Sontheim von den ersten Früchten seines Zeugnisses nach Berlin berichtete, schrieb Tholuck bewegten Herzens in sein Tagebuch (30. Juni 1821): „Mein Sontheim, mein teurer Sontheim! der Brief legt mich ganz nieder — da ist Gefühl der Beschämung und Gefühl der Wonne eins. Also Er hat schon im zweiten Gliede gesegnet, was von Kottwitz ausging!"

Sontheim war Tholuck mit einer grenzenlosen Liebe ergeben. Am 2. Mai 1820 hatte dessen Wort und Liebeszeugnis ihn zur Entscheidung gebracht. Es war ein Feiertag für sein Leben. Schon am 17. Juli im ersten Thorner Briefe schreibt er an Tholuck, noch nicht im traulichen „Du", das sich beide gegenseitig in sich kreuzenden Briefen kurz darauf antrugen: „Ich bin Ihnen mit dem größten Danke verpflichtet. Ich kann zwar nie anders als meine Erweckung, dies unaussprechliche Glück meines Lebens, für ein Werk der unendlichen Gnade Gottes halten. Aber Sie waren sein Werkzeug, Ihnen bin ich in dieser Hinsicht alles schuldig, was ich jetzt und hoffentlich immer Glückseligkeit nennen werde. Ich habe Ihnen nie etwas von der Dankbarkeit gesagt, die ich für Sie hegte, warum? weiß ich eigentlich selbst nicht — es war mir nicht möglich; ich glaubte, Sie müßten mich verstehen, auch wenn ich Ihnen nichts davon sagte. Aber ich hegte von dem ersten Augenblick an innige Zuneigung für Sie; Sie erschienen mir als Ideal, denn ich kannte Sie weiter nicht, als durch Ihre Worte, Ihre Lehren, und diese machten Sie mir zum Ideal. Ich könnte mir eher hundert Sünden verzeihen, als Ihnen eine einzige." Am 19. Oktober heißt es dann weiter: „Mit angenehmer Erwartung freue ich mich auf das bevorstehende Christfest. Es ist das erste, welches ich als Christ erlebe, und bei diesem Gedanken drängt sich mir das letzte Jahr reizend in der Erinnerung auf. O Bruder, was habe ich in diesem Jahre erlebt! Rufe Dir meinen früheren Zustand in die Erinnerung, und Du wirst gewiß ganz die unaussprechlichen Gefühle mit mir teilen können, die mich bei dieser Betrachtung beseelen. Erinnerst Du Dich noch, als ich Dich

das erste Mal sah in Berlin und unter andrem zu Dir äußerte, daß doch alles nichtig wäre, wie Du mit trauriger Rührung über meinen verirrten Zustand ausriefst ‚Ach, es gibt wohl einen Anker, an den man sich halten kann!' Sieh, das war in meiner Finsternis, in meinem damaligen elenden Zustande ein gewichtiges Wort, und wohl bin ich geneigt, daran den ursprünglichen Gang — wenn auch nicht meiner Erweckung, doch meines Erwachens aus meinem Wahnsinn anzuknüpfen, denn seit dem Augenblick lagst Du mir mit Deinem Ausruf mächtig in dem Sinn. Zwar wurde ich kurz darauf noch schrecklich von der Sünde bestrickt; aber es drängte mich, von Zeit zu Zeit Dich zu besuchen, und die Bahn zum Heil war gebrochen. Jetzt erst erkenne ich, mit welcher Weisheit Du mich geleitet hast, wie liebevoll und gut Du gegen mich warst. Wohl ist alles nur reine Gnade des Herrn; aber Du warst ja Sein Werkzeug, Du der rettende Engel, der die Fackel des himmlischen Lichtes in meine Finsternis trug, der mit unsäglicher Sorgfalt und treuer Liebe den schwachen Funken zur Flamme anfachte, der mit unermüdeter Langmut das Gedeihen vom Himmel erflehte!" Im August 1821: „Die Erinnerung aus jenen merkwürdigsten Stunden meines Lebens, wo der Herr mir mit solcher allmächtigen Gewalt die satanische Binde von den Augen riß, ist ein halbes Himmelreich. Der Herr und Du standen in der Zeit im echten Licht vor meiner Seele; Er der allmächtige, Große Gott! Du Sein beorderter Schutzengel für mich! Darauf ward Er mein Heiland und Erlöser Jesus Christus und Du mein Apostel — und das ist Er noch und Du auch noch!" Und endlich am Weihnachtstage 1821 mit den deutlichsten Hinweisungen auf die seelensuchende Liebe und Weisheit Tholucks:... „Nächst Ihm, meinem geliebten Erlöser, muß ich an dem heutigen Tage Dich lieben, Du meines Herzens liebster Bruder! Wenn ich denke, wie auch Du mich getragen, wie Du mich geliebt, wie Du gebetet hast für mich Armen — dann fühle ich wohl, wie ich Dich liebe! — Lieber Bruder, laß einmal auf ein paar Augenblicke alle andern Menschen weg, uns beide mit unserm Jesus zusammen — und zu Seinen heiligen Füßen will ich es dann sagen, daß ich Dich lieben will noch mehr als jemals, daß ich mich nie vor ihm niederwerfen will, ohne an Dich ge-

dacht zu haben; für Dein Seelenheil will ich flehen noch mehr als für mich. Du warst mein Apostel, Du hast mir zuerst das Heil verkündet, Du hast über mich geweint, für mich unzählig oft gefleht, Du hast mit Zittern auf meine Irrungen gesehen und mit ängstlicher Liebe meine kleinen Abwege getragen. Du hast mich niemals niedergeschlagen mit Entlarvung meiner Eitelkeit, mit dem Falsch meines Eifers, meiner Unbeständigkeit, meines Widerspruchs — sondern in Liebe hast Du mich getragen, gewarnt, belehrt — Du hast auch geschwiegen im mächtigen Glauben und hast geharret, wenn Du schmerzlich sehen mußtest: wie ich Dich noch nicht verstehe und Deine Worte nicht im Herzen bewege. Du bist klug gewesen wie gegen ein unmündiges Kindlein und hast mir fast ein Jahr lang bloß Muttermilch gegeben! Und das alles hast Du, und der Herr in Dir gethan, und dieser Ruhm kann Dir nicht zunichte werden! Und wenn Du nun auch siehest auf Deine Schwachheit und Gebrechlichkeit, auf Deine Unerfahrenheit und Sünde, so freue Dich, daß Dein Kind nun älter wird und die Hände nun neben Dir ausstreckt zum allmächtigen Gott und mit Dir flehet ohne Unterlaß, bis das Heil kommen möchte."

Durch die Arbeit der Berliner Gesellschaft kam es zur Stiftung von verschiedenen Tochtervereinen für die Mission unter Israel, in Posen, Breslau, Königsberg, Oletzko, Dresden, Minden, Elberfeld, wohin Tholuck die Korrespondenz zu führen hatte. Auch in Bremen entstand ein Verein zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden. Tholuck wandte sich an den Bremer Pastor Mallet mit der Bitte um nähere Mitteilungen über denselben, und diese Anfrage brachte folgende originelle Antwort Mallets vom 24. Oktober 1823:

„Lieber Bruder. Auch in unsrer Stadt hat sich durch die gnädige Fügung des Herrn unsers Gottes, ungeachtet vieler Widersprüche, die nicht nur von der weltlichen Seite herkamen, ein Verein zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden gebildet, und gern habe ich den Auftrag übernommen, Sie und durch Sie die verehrte Berliner Gesellschaft z. V. d. Ch. u. d. J. davon zu benachrichtigen. Diejenigen unter uns, welchen die Geschäftsführung des Vereins aufgetragen ist, fühlen es lebhaft, daß sie ein Gebiet betreten haben, das ihnen fremd ist, auf dem

sie das Handeln und Wirken erst lernen müssen! Wir wollen daher gern bei den Vereinen, die schon länger bestanden und durch gemachte Erfahrungen schon vieles gelernt haben, in die Schule gehen, um ohne Schaden klug zu werden. Wir bitten deswegen die verehrte Komittee der Berliner Gesellschaft, uns zu unsrer Belehrung die Art und Weise ihres Wirkens und das Wichtigste aus dem Schatz ihrer Erfahrungen mitzuteilen, und uns so mit ihrem brüderlichen Rate zu Hilfe zu kommen.

Die Veranlassung zur Errichtung unsers Vereines war die Taufe eines hier etablierten Israeliten, der, durch Herrn Pastor prim. Müller zwei Jahre in den Wahrheiten des göttlichen Wortes unterrichtet, von ganzem Herzen an Jesus als den Christus gläubig geworden war. Die Gemüter aller bei der heiligen Handlung Gegenwärtigen waren durch dieselbe tief bewegt, und die ausgesprochenen Ermahnungen, zur Verbreitung des Christentums unter den Juden auch das Unsrige zu thun, und mit den christlichen Vereinen Berlins, Dresdens, Elberfelds und Frankfurts auch in dieser Arbeit der Liebe einen heiligen Wettlauf zu beginnen, war ein goldner Apfel in silberner Schale, ein gutes Wort zur rechten Zeit, das mit Freuden aufgenommen wurde und nicht nur auf der Stelle eine reiche Sammlung zum Besten der Judenbekehrung zur Folge hatte, sondern auch die Erklärung vieler, einem Verein zur Verbreitung des Christentums unter den Juden mit Freuden beitreten zu wollen, und die Bitte an H. Past. prim. Müller und an mich, die Errichtung eines solchen Vereins zu bewerkstelligen. Das ist denn auch geschehen, und im Glauben an den, der sich zu der Arbeit der helfenden Liebe unter den Verlornen vom Hause Israel gewiß segnend bekennen wird, reichen wir allen früher bestandenen Vereinen in unserm deutschen Vaterlande die Hand zum heiligen Kampf auf einem Gebiete, auf dem noch so wenig gewonnen und gesiegt, aber auch noch so wenig gearbeitet und gekämpft ist.

Beifolgende 15 Thlr. bitte ich nebst einem herzlichen Gruße an den lieben Herrn Elsner abzugeben. Sie sind von unserm Vereine zur Unterstützung der beiden aus Rußland nach Berlin geflüchteten und daselbst getauften Israeliten bestimmt." (Zwei Proselyten aus Berditscheff, am 12. März 1823 getauft; den Besuch, den der Vater des einen, Samson Meyersohn,

bei dem Sohne in Berlin machte, beschrieb Tholuck im „Freund Israels“ 1824, S. 158—176.) „Die Geschichte dieser beiden lieben Menschen in den Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes hat in unsrer Stadt auf viele Herzen einen tiefen und sehr wohlthätigen Eindruck gemacht. Ein Bürger unsrer Stadt, der früher gegen den Judenverein war, wurde von der Geschichte des J. S. N. Meyersohn so ergriffen, daß er, so wie er sie gelesen hatte, zu mir eilte, mir mit sichtbarer Rührung eine halbe Louisd'or brachte und dabei erklärte: er wolle jährlich so viel dem hiesigen Verein zur V. d. Ch. unter den Juden beitragen.

Damit Sie sich, geliebter Bruder, nicht über das hohe Alter dieses Briefes wundern, muß ich bemerken, daß er wirklich den 24. Oktober angefangen ist, ich aber durch eine sehr arbeitsvolle Zeit verhindert worden bin, ihn zu endigen. Daher ist's denn auch geschehen, daß mir Herr Jacson zuvorgekommen und ich durch Ihre zuvorkommende Liebe zugleich bin beschämt und erfreut worden. Die Direktoren unsers Vereins danken herzlich für das Überschickte; es sind dadurch ihre Wünsche zum Teil schon erfüllt worden, und ihnen damit ein Unterpfand gegeben, daß die anderen nicht unberücksichtigt bleiben werden. Sehr haben wir uns gefreut über die mitgeteilte Geschichte von dem Gespräch des Missionars mit dem Kinde und den Eindruck, den dasselbe auf den gegenwärtigen Pharisäer machte. Ja, die Wahrheit ist eine Majestät auch in dem Munde der Unmündigen und Kinder.

Lächeln muß ich, geliebter Bruder, daß Sie der spanischen Weltetikette huldigend, an den hochehrwürdigen Herrn Pastor und nicht an den Bruder geschrieben haben. Ich halte es für keine Sünde, aber es ist mir doch immer lächerlich, wenn die Gläubigen sich unter einander mit den bunten Lappen und Lumpen weltlicher Eitelkeit und Lügenhaftigkeit behängen, und mit dem Munde sprechen nach der Welt Weise, während das Herz nach einer Weise, die nicht von dieser Welt ist und nicht von ihr sein kann, anders und im vorliegenden Falle „lieber Bruder“ sagt und schreibt. Ich habe darum auch das „lieber Bruder“ an der Spitze meines Briefes nicht in einem hochehrwürdigen Herrn Professor verwandelt, und wenn ich dem lieben

Kinde Gottes Tholuck inskünftige noch mehr werde zu schreiben haben, so werde ich auch das Sie in ein Du verwandeln und erwarte das gleiche von ihm. Unser Heiland und König sei mit Dir, er rüste Dich aus mit Demut und Glaubensmut; er segne Dich mit Gnade und Wahrheit, damit Du für viele ein Licht und ein Salz werdest. Sein Name werde geheiligt, sein Königreich komme, sein Wille geschehe. Amen. Grüße mit dem brüderlichen Gruße die beiden lieben Brüder Kaufmann und Schulze; beide stehen hier in gutem Andenken, wir haben sie lieb, sehr lieb. Es würde für alle, welche sie hier haben kennen lernen, eine große Freude sein, wenn sie einmal in Bremen wieder einen Besuch machten. Wir hoffen auch, daß Du, lieber Bruder Tholuck, bei der Gemeinde des Herrn in unsrer Stadt einmal einen Besuch machen wirst. Wenn Du nicht nach Bremen kommst, so komme ich nach Berlin. — Verzeihe dieses schlechte Schreiben, es gibt wenig Menschen auf Erden, die so ungern und schlecht schreiben wie ich. Mit inniger herzlicher Liebe Dein Bruder in dem Herrn

Fried. Mallet,
Pastor an St. Michaelis."

Daß Tholuck, der selbst so oft mit dem Plane beschäftigt war, zu den Heiden zu gehen, auch für die Äußere Mission ein warmes Herz hatte, versteht sich von selbst. Wir haben bereits erwähnt, daß er, wenn auch oft mit Seufzen, den jungen Missionszöglingen des Vater Jänicke jahrelang Religions- und Sprachunterricht gab. Auch als Professor hielt er daran fest. Die zunehmende Schwäche des treuen alten Jänicke legte nun wohl den Gedanken nahe, was nach seinem Tode aus der Missionsschule werden würde, zumal seine Schwiegersohn, Pastor Rückert, der immer mehr und mehr in die Arbeit Jänickes einrückte, mit dem Zeugengeist desselben so wenig gemein hatte. Pastor Seegemund in Wernigerode forderte daher seinen Freund Tholuck durch einen Brief vom 11. März 1823 auf, das Werk seinerseits (mit Neander und Strauß) zu übernehmen. Er schreibt:

„Noch eine Sache von großer Wichtigkeit habe ich Ihnen ans Herz zu legen, mein teurer Freund. Sie betrifft die Berliner Missionsschule. Sie wissen, in wessen Händen die-

selbe jetzt ist. Es wäre Undankbarkeit gegen den lieben Vater Jänicke, wenn man ihm jetzt entgegentreten wollte. Solange er lebt, wird auch sein Geist von der Missionsschule nicht ganz weichen; die Zöglinge werden sich an ihm erbauen und aufrichten, wenn er auch unmittelbar nur wenig für sie thun könnte. Sollte ihn der Herr aber über kurz oder lang heimberufen, so thut es not, daß dies wichtige Werk, dem sich der Herr noch nicht entzogen hat, wie das der Gang der jetzigen Missionszöglinge beweist, sogleich in die rechten Hände komme. Wenn doch Sie mit dem lieben Neander und Strauß sich dem Herrn dazu hergeben wollten! Das ist ein inniger Wunsch meines Herzens — möchte es auch ein Ruf Gottes an Sie sein. Sollten Sie ihn dafür erkennen, so möchte ich Ihnen raten, die Sache im stillen so vorzubereiten, daß Sie nach dem Heimruf des lieben Jänicke sogleich zum Werke schreiten könnten — also etwa den Lehrkursus des Missions-Seminars, den Plan der ganzen Anstalt unter sich zu verabreden, sich nach einem Lokale dafür (das vielleicht der König hergäbe) umzusehen und dann zu seiner Zeit die Sache im Glauben in die Hand zu nehmen. Der Herr wird Sie nicht im Stiche lassen. Auch dürfte sich das geistliche Ministerium wohl geneigt finden lassen, die königliche Unterstützung von 500 Thlrn. nach Vater Jänickes Heimgange eher Lehrern der theologischen Fakultät, als dem böhmischen Schullehrer anzuvertrauen. Vielleicht könnte Prof. Neander den Geh. Ober-Regierungsrat Nicolovius vorläufig darum befragen. Ich bin bei dem jetzigen Absatz der „Hirtenstimme“ [14]) im stande, Ihnen jährlich 200 Thlr. zur Fortsetzung der Berliner Missions-Schule anzubieten. Auch könnte ich Ihnen einen Gehilfen vorschlagen, der die unmittelbare Aufsicht und Führung der Missionare zu übernehmen im stande wäre, meinen teuren Freund, den Prediger Flotow, einen Schüler von Neander, der sein Predigtamt in Trebschen wegen Nervenschwäche hat niederlegen müssen, aber durch Gottes Gnade täglich gesunder wird und bald stark genug sein dürfte, ein solches Geschäft zu übernehmen.“

Vielleicht ist dieser Brief die Veranlassung gewesen, daß in der That die gedachten Männer das Missionswerk in die Hand nahmen.[15]) Noch im Jahre 1823 erließ Neander seinen

„Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionare unter den Heiden". Am 29. Februar 1824 versammelten sich bei Professor Hollweg: Neander, Strauß, Tholuck, Major v. Röder, Major v. Gerlach, Professor v. Lancizolle, Justizrat Focke, Assessor Lecoq und Geh. Ober-Bergrat v. Laroche zur Beratung der Statuten des neu zu gründenden Missionsvereins. Der König bestätigte dieselben am 4. Mai desselben Jahres. Eine Vereinigung mit der Jänickeschen Missionsschule scheiterte an dem Widerstande Rückerts. Und so trat neben die später von Goßner neu belebte Jänickesche die neue Berliner „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden", welcher Tholuck bis an sein Ende getreu geblieben ist. In einem Nachrufe Dr. Wangemanns in den „Missionsberichten" der Berliner Gesellschaft vom Jahre 1877 heißt es S. 340 über Tholucks Beteiligung an dieser Arbeit: „Nur kurze Zeit gehörte Tholuck dem Komitee der der Gesellschaft an, da er bald nach dessen Bildung von der Berliner an die Hallische Universität berufen ward. In der Stadt, welche einst durch A. H. Francke für ganz Deutschland ein Feuerherd der Missionsliebe geworden war, glimmten damals nur noch kümmerliche Funken der längst erloschenen Glut. Tholuck war es, der sie wieder anfachte. Seinem warmen Herzen war es nicht genug, vom Katheder herunter für seinen Heiland zu zeugen; in reich gesegneten Bibelstunden wollte er ihn auch den Geringen im Volk verkündigen, und benutzte sie auch fleißig zu Vorträgen über die Mission. Er war der Stifter des Hallischen Hilfsvereins unsrer Gesellschaft, deren Vorstandsglied er bis zu seinem Heimgange geblieben ist. Seine Missionsstunden waren Jahrzehnte hindurch, bis zur Berufung des Pastor Ahlfeldt an die St. Laurentii-Kirche, der Sammelpunkt für die Missionsfreunde der Stadt. Unbeirrt durch Differenzen konfessioneller Art ist er unsrem Missionswerk von Herzen zugethan geblieben. Auf manchem Missionsfest hat in verschiedenen Städten sein beredter Mund aus voller Brust für das Werk des Herrn unter den Heiden geworben." — Der größte Dienst, den Tholuck der Berliner Gesellschaft geleistet hat, ist vielleicht die Bekehrung ihres reichbegabten späteren Inspektors Wallmann gewesen, welche dieser

allezeit mit überschwenglichem Danke auf Tholucks Gebete und Thränen um ihn zurückführte.

Wir erwähnen endlich, daß Tholuck in den Jahren 1821 bis 1825 auch Direktor der im Jahre 1814 gegründeten preußischen Hauptbibelgesellschaft gewesen ist und als Repräsentant derselben im Mai 1825 das Bibelfest der Muttergesellschaft in London besuchte.[16])

Kurze Zeit nach der Ernennung zum außerordentlichen Professor in Berlin erhielt Tholuck eine erneute Anfrage aus Dorpat, ob er nicht dorthin als außerordentlicher Professor der Dogmatik zu gehen gesonnen sei. Der Ruf hatte Verlockendes genug. Der im Jahre 1816 an die Spitze der Universität als kaiserlicher Kurator berufene, schon oben erwähnte Graf Lieven war ein warmer Christ und treuer Bekenner seines Glaubens. Mit unermüdlicher Ausdauer hielt er daran fest, bei der ihm von Alexander I. übertragenen Reorganisation der Universität nur gläubige Christen oder doch wenigstens keine Widersacher des christlichen Bekenntnisses auf die dortigen Lehrstühle zu berufen. In der theologischen Fakultät sollten die alten Anhänger des Rationalismus pensioniert und frische, bekenntnisfreudige Kräfte gewonnen werden. Graf Lieven wollte Tholuck als Dogmatiker, Olshausen als Kirchenhistoriker, und als Extraordinarius für die Kirchengeschichte auch den von Tholuck empfohlenen Dr. Busch heranziehen. Das Freundeskleeblatt wäre in Dorpat zu harmonischer Wirksamkeit zusammengeblieben. Als Vermittler für Tholuck hatte Graf Lieven diesmal den ehrwürdigen Superintendenten D. Koethe in Allstedt in Anspruch genommen. In einem höchst schmeichelhaften Briefe bat dieser am 16. April 1823 den ihm persönlich unbekannten jungen Berliner Professor als denjenigen, bei welchem sämtliche von Graf Lieven für die Stelle gewünschten Eigenschaften zusammenträfen, um Gottes und des gemeinsamen Heilandes Christi willen, vor dem HErrn über diesen Ruf in Beratung zu treten. Die äußeren Bedingungen waren, zumal im Vergleiche mit dem Berliner Professorengehalt, äußerst glänzende: 1440 Silberrubel

Gehalt, 100 Dukaten Reisegeld, nach 20jährigem Dienst die Freiheit, mit vollem, auch ins Ausland zu lieferndem, Gehalte sich von der Professur zurückzuziehen, vortreffliche Fürsorge für Witwen und Waisen, auch für etwaige durch Krankheit bedingte Pensionierung. Die Zahl der Studenten betrug 340, darunter gegen 70 Theologen.

Wenige Wochen früher, und dieser Antrag hätte Tholuck vielleicht gefesselt. Nun band ihn die Professur an die Heimat. Sein ablehnender Brief an Koethe vom 4. Mai 1823 wurde von diesem an den Grafen Lieven geschickt, und bewirkte, daß der Graf nur um so größeres Verlangen hegte, den durch ein solches Ablehnungsschreiben sich selbst Empfehlenden zu gewinnen. Am 14. Juni schrieb er an Tholuck, er solle sich noch einmal fragen, ob der Ruf nicht von Gott komme. „Auf deutschen Universitäten schlürften unsre Prediger das Gift des Neologismus und Rationalismus in vollen Zügen ein, dort wurde es unsern lernbegierigen Jünglingen eingeimpft. Wäre es nicht billig, ja nicht Pflicht deutscher christlicher Gelehrten, das große Übel wieder gutzumachen und zu uns zu kommen, wahrhaft christliche Prediger uns zu bilden? Sie haben Christi Geist; richten Sie selbst. An wie vielen Thüren, die mit Christi Zeichen prangten, habe ich bittend angeklopft; alle fand ich verschlossen. Da flehte ich: ‚Herr! erwecke Du, sende Du! ohne Dich vermag ich nichts!‘ Tief bekümmert fing meine Hoffnung an zu schwinden, die theologische Fakultät an der mir anvertrauten Universität aus lauter wahrhaft christlichen Professoren formiert zu sehen, warum allein ich das Kuratorium übernommen hatte. Da kam des lieben Koethe Brief und mit ihm der Ihrige an ihn,“ u. s. w.

Tholucks Antwort blieb dieselbe. Um dem Grafen die Verzichtleistung auf seine Person zu erleichtern, muß er ihm allerhand Bedenkliches über seine eigne Heterodoxie geschrieben haben. Der ehrwürdige vornehme Beamte widmete darauf dem jungen Häretiker nicht weniger als elf große Quartseiten, um in großer Geduld und Güte die von dem lutherischen Bekenntnisse abweichenden Meinungen Tholucks zu widerlegen.. Es ist für uns nicht uninteressant, worauf dieselben sich bezogen haben. Tholuck bekannte sich in bezug auf das Abendmahl zu

Calvins Lehre; er leugnete die wörtliche Inspiration der Bibel, die Zurechnung der Sünde Adams für dessen Nachkommen und endlich die Notwendigkeit des Versöhnungstodes Christi, sofern Gott betroffen wird. In wie würdiger und maßvoller Weise Graf Lieven dem Professor seine Meinung sagte, dafür diene zum Beweise, was er über den letzten Punkt u. a. schrieb: „Was die Art Ihrer Ansicht von der Versöhnungslehre betrifft, daß nämlich nicht Gott des Versöhnungstodes bedurfte, sondern der Mensch; so rechne ich dieses für einen bloßen Wortstreit — wovon der Apostel Tit. 3, 9 sagt: ‚Des Zankes und Streites über dem Gesetz entschlage dich, denn sie sind unnütz und eitel' — einen bloßen Wortkrieg, der aus der Mangelhaftigkeit menschlicher Sprache für göttliche Dinge entspringt. Man kann sagen: Gott bedurfte des Versöhnungstodes nicht! Denn bei ihm findet überhaupt kein Bedürfen statt. Aber man kann auch mit Recht sagen: Gott bedurfte des Versöhnungstodes, d. h. es war notwendig, daß die Welt mit Gott versöhnt wurde, daß der ewigen Gerechtigkeit Genüge geschah; Gott konnte, nach seiner ewigen Gerechtigkeit, die Sünde nicht vergeben, uns nicht in Gnade annehmen, wenn nicht das Gesetz erfüllt, der Tod, der Sünde Sold, wirklich erduldet, die Ungerechtigkeit, die von Gott scheidet, nicht aufgehoben ward durch die vollkommene Gerechtigkeit, durch den leidenden und thuenden Gehorsam dessen, der ein Mensch ward, gleich wie wir, und in allem uns gleich erfunden, nur ohne Sünde u. s. w." Am Schluß fügt er bescheiden hinzu: „Ich bitte inständigst um Verzeihung dieses offenen Bekenntnisses eines Laien und Ungelehrten; ich halte aber dafür, daß der Christ dem Christen in Glaubenssachen, die ihnen von gemeinschaftlicher höchster Wichtigkeit sein müssen, die größte Offenheit schuldig ist."

Im übrigen störte diese Aussprache das Vertrauen nicht, das Graf Lieven in Tholuck setzte. Auf des letzteren Empfehlung wurde Dr. Busch als Professor der Kirchengeschichte nach Dorpat berufen, und nach einigen Monaten schon schrieb Graf Lieven bei einer neuen Bitte um Beratung an Tholuck: „Ehe ich mein Gesuch bei Ihnen vortrage, fühle ich mich innigst gedrungen, Ihnen meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die Empfehlung Ihres würdigen Freundes, des lieben, frommen

Dr. und Professor Busch zu sagen. Lebenslänglich bleibe ich Ihnen für dieses große Geschenk verpflichtet.“ In die Tholuck zugedachte dogmatische Professur rückte bekanntlich D. Sartorius ein. Den profangeschichtlichen Lehrstuhl wollte Graf Lieven mit Dr. Blum, Marheinekes Schwager, besetzen; auf Tholucks Abraten unterblieb es. Aber auch der Münstersche Katholik Winiewski, den Tholuck, wie oben bemerkt, empfahl, konnte nicht berufen werden, da derselbe, obwohl bereit, in die lutherische Kirche überzutreten, doch noch kein Buch geschrieben hatte. Dr. Eduard Gans sollte von Berlin als Professor der Rechtswissenschaft nach Dorpat gehen; als Graf Lieven auf die Anfrage bei Tholuck erfahren hatte, daß Gans Israelit sei, schrieb er zurück: „Ich suche Christen, nicht Juden zu Lehrern christlicher Jugend.“

Dieses Kapitel mögen einige Auszüge aus der Korrespondenz Tholucks mit Rudolf Stier beschließen, mit welchem Tholuck in dieser Zeit, wie es in der Biographie Stiers heißt (I, S. 90), „fast eine Art geistiger Gütergemeinschaft“ unterhielt. Wie es im inneren Leben Tholucks aussah und nach welcher Richtung hin sein wissenschaftliches Denken gravitierte, wird aus ihnen am besten erhellen.

„Wir sind uns beide zur Ergänzung geschickt worden“, damit eröffnet Tholuck seinerseits die lange Reihe der Briefe, und fügt hinzu: „Ich kann aus meinem Leben die Eintretung des Deinen in das meine aufs klarste als Seine Fügung begreifen, aufs vollständigste kann ich dadurch einsehen, welchen Zweck Er an mir erreichen wollte; so lange als der nun noch nicht gänzlich erreicht ist, darfst du nicht zurücktreten, sondern mußt Deine Hand reichen.“

Stier ist dieser Bitte nachgekommen und dem Freunde, auch wo die Wege auseinander gingen, allezeit ein hilfsbereiter Mahner, und, wenn nötig, ein unermüdlicher Warner geblieben. „Wie ein Blitzstrahl, der Götzen zerschmettert, fielen Deine Worte auf meinen unreinen Sinn“, schreibt Tholuck, als der Freund das Messen der Frömmigkeit nach Gefühlen, vor allem aber das ungeduldige Herandrängen zur äußeren Wirksamkeit für den Herrn getadelt hatte, ehe nicht die völlige Ruhe des Herzens erlangt sei. „Ich fühle, was Du sagen willst, Geliebter, mit

dem gelassenen, stille gewordenen Geist! Ach das ist das Allerschwerste; von dem wußten aber auch alle Väter der Kirche und alle Reformatoren nichts, bloß einige Mystiker, Stille im Lande und Zinzendorf!“ (eine Äußerung, zu welcher Stier drei Ausrufungszeichen am Rande gemacht hat). „Bete auch für meine Ruhe, denn wiewohl ich für gewöhnlich mich in Ihm freue herzlich und kindlich: so hab' ich doch auf Tage ganz augenscheinliche Angriffe des Satans, wo ich selber zum Satan werde.“ (Noch fünfundzwanzig Jahre später, als er dem Semisäkulum der Dozentenlaufbahn sich näherte, schrieb Tholuck an einen lieben, früheren Amanuensis Pastor Webler: „Wie unglaublich kommt's mir vor, daß ich schon den 50 mich nahen soll. Ich werde scheiden mit Dankgeschrei. Ich kann mir zwar sagen, daß ich nicht vergeblich gelebt, daß ich Spuren zurücklasse — allein, ich kann nicht ausdrücken, wie mir das alles zurücktritt hinter den Schmerz, der innen und stets im tiefsten Hintergrunde ruht. Ich bin ordentlich neugierig, dereinst hinter das Geheimnis meines eigenen Wesens zu kommen!“)

Im Anfang der Korrespondenz nimmt die Besprechung des inneren Lebens den meisten Raum ein; nach und nach tritt die wissenschaftliche Erörterung immer mehr in den Vordergrund, von seiten Stiers in solchem Umfange, daß er einmal 24 Quartseiten seiner engen Schrift nach Berlin sandte. In ersterer Beziehung schreibt Tholuck am 15. Juli 1821: „Ruhig bin ich wohl jetzt meistens; nur jene Zwischenzeiten, die wie abgerissene Granitsteine im Wege liegen! Doch weiß ich jetzt, daß diese der Teufel allein hineinstreut. Du hast vielleicht davon keinen Begriff. Olshausen weiß es besser. Der sieht es zuweilen, wie, mir selbst unwillkürlich, es mich überfällt. Neulich ging ich mit ihm zum Baron, ruhig und heiter. Da zog es auf einmal in mir auf, Mord, Hohn, Verzweiflung, das Gräßlichste auf einmal. Ich konnte es beim Baron nicht aushalten; kaum waren wir angekommen, so trieb es mich nach Hause. Ich fühlte, daß es der Teufel war, rang mächtig, betete immerfort, und er wich noch diesen Abend. Seit fünf Wochen hatte ich es nicht wieder. Doch fürchte ich mich jetzt auch vor dem nicht mehr, den der Heiland ja von seiner Höhe stürzen

sah. Lange, lange aber beschäftigte mich das Verhältnis von Einsamkeit und Gemeinschaft, Aufnehmen und Wirken, und dies ist es, was, wie ich Dir sagte, mir nun nicht nur im allgemeinen klar geworden, sondern auch in bezug auf mich. Kindlichkeit macht dabei alles, Kindern ist alles dunkel und alles klar."

In der theologischen Diskussion ist, wie man nach dem vorliegenden Stoffe nicht bezweifeln kann, einstweilen Stier noch durchweg der Gewandtere, Geistvollere und — Siegreiche. Oft erst nach langem Kampfe, aber schließlich dennoch streicht Tholuck die Segel. In einem der späteren Briefe, vom 19. März 1824, spricht er es unumwunden selber aus: „Es ist wahr, lieber Stier, ich habe vieles von dem angenommen, was ich einst an Dir bestritt. So läßt man sich eben belehren.... Ja, mein Teurer, der Heilige Geist hat von alters her uns einander zur παράκλησις (Ermahnung) gesetzt und durch den Geist der Gnade ist das Amt bei Dir in bezug auf meine Schwachheit nie vergeblich gewesen. Ich höre gern aus Deinem Munde das Wort, das den alten Schaden aufdeckt.... Solange Menschen das Wort sagen, dünkt's gering. Doch wenn allmählich in der Lektion, die einem der heilige Geist erteilt, dasselbe Kapitel vorkommt, was man meist bei Menschen für Thorheit verschrie, dann kann man nicht länger disputieren und glaubt. Meyer" (auf den Stier in seinen Briefen oft hinwies) „ist mir wichtiger geworden. Ich finde jetzt mehr in ihm als früher. Du siehst, geliebter Bruder, daß der Herr gewollt hat, daß Du in manchen Punkten die Bahn brechen solltest, auf der er nachher den heiligen Geist als meinen Lehrmeister schickte; laß Dir denn dies Amt gefallen und schone Deiner Stimme nicht."

Die Hauptdifferenz bezog sich auf die Stellung zur Schrift, die Beurteilung der Messianität ihrer Weissagungen, die Bedeutung ihrer Typik, die Berechtigung der apostolischen Behandlung Alttestamentlicher Citate. Stier ging mit dem entschieden rationalisierenden Freunde schonungslos ins Gericht, der auch seinerseits sich mit wuchtigen Schlägen zu verteidigen suchte. Letzterer wollte in ihren Verschiedenheiten nur hermeneutische und exegetische Geschmacksdifferenzen erblicken. Stier wehrte sich: „Wenn Du es immer dahin wendest, unser Streit

sei ein exegetischer, und es handle sich um das, was in dem Worte liege, oder nicht — so protestiere ich gegen diese Wendung gänzlich. Nach Deinen Prinzipien bist Du konsequent, ich nach den meinigen. Das gib Du mir ebenso ehrlich zu, wie ich dies von Herzen eingestehe. Es handelt sich eben um Prinzipien.... Du hast weitere, ich engere Inspirationsbegriffe, das ist die Hauptsache, die laß uns nicht vergessen, und aus verschiedenen Prinzipien streiten." Und nun fährt er fort:

„Wie, wenn ich sagen wollte: Gerade Deine Lebens- und Geistesführung durch die ganze heidnische, namentlich orientalische Litteratur hindurch übe noch sehr erklärlichen Einfluß bei Dir — daß Du die Bibel noch nicht rein als Bibel ausgeschieden hast von allen menschlichen Büchern? Denn wie es gerade dem Anatomen, der die Nerven und Muskeln gar vieler, tierischer und menschlicher Leiber zerlegt hat, am schwersten wird, in diesem Leib die denkende Seele zu glauben, die sich nicht auch dem Messer darbietet: gerade so ist's gewiß mit Dir."

Vor allem konnte Tholuck sich in den Begriff eines Doppelsinnes der Schrift, eines historischen und eines typischen, nicht finden und glaubte damit aller Spielerei und Tändelei mit dem Texte Thür und Thor geöffnet. Stier gibt sich, zum Teil in glänzenden Ausführungen, die erdenklichste Mühe, den Freund mit diesem unentbehrlichen exegetischen Kanon auszusöhnen. „Denke einmal an die große Vergleichuug zwischen Schrift und Natur. Daß in der Natur alles typisch ist, überall Ahnung und Weissagung der Übernatur — ist klar und wirst Du nicht bestreiten. Ist aber der klare Bach, der die stille Landschaft spiegelt, nicht zugleich ebenso wahr wirkliches Wasser mit gebrochenen Lichtstrahlen, als zugleich Hinweis auf den im klaren Herzen sich spiegelnden Frieden des stillen, freudigen Lebens? Ist nicht der Teich, der am Mondabend den tiefblauen gestirnten Himmel in seinem Grunde darstellt — eben zugleich etwas wirklich Materielles, und doch zugleich der am erhabensten ausgesprochene, in Körperschrift vom Schöpfer geschriebene Gedanke der inneren Unendlichkeit des Geistes, welcher, den Himmel in sich aufnehmend und widerstrahlend, in und außer sich die Unendlichkeit hat? Ist der Klang nicht zugleich Luftschwingung und — Ge-

ſpräch mit der Geiſterwelt für das hörende Menſchengemüt? Der rohe Naturmenſch lieſt nur die Natur in der Natur, und hat für ſich auch recht, und es iſt wahr. Wir leſen die Geiſterwelt in ihr — ebenſo wahr. Hier haſt Du auch einen Zunächſt- und Geheimſinn, zwiſchen welchen den Erkenntnisſtufen unzählige Freiheit des Auf- und Abſteigens gelaſſen iſt. Alles geht aus Glauben in Glauben dabei. ‚Die Schrift will nun einmal nicht einzeln reden, ſondern alles in allem‘ (Meyer). Freilich gehört, um dieſe Anſicht des Volkes Gottes und ſeines Daſeins überhaupt auf die Schrift und auf einzelnes der Schrift überzutragen, Glauben an Inſpiration des A. T.es dazu; aber ohne die iſt's ja überhaupt kein A. Teſtament.“

Nicht ganz ohne Recht erwiderte Tholuck: „Von Zunächſtſinn kannſt Du hier nicht wohl reden, wenn dieſer in dem bloßen Sein der Sache beſtehen ſoll. Und anpaſſen auf die Schrift läßt ſich, wie es mir ſcheint, das Gleichnis gar nicht. Denn wenn zufolge dieſer Analogie der Ausdruck: wie lieblich ſind die Füße derer, die ꝛc. — Typus auf die Apoſtel ſein ſoll, ſo ſehe ich nicht ein, warum es nicht auch ein Typus ſein ſoll, wenn Cäſar ſchreibt: veni, vidi, vici, und Chriſtus wirklich venit, vidit, vicit; warum nicht jedes Deiner und meiner Worte Typen ſind, die in China und Amerika erfüllt werden. Denn ſollen nur die Schriftausdrücke abgeſondert werden, ſo müſſen ſie einen beſonderen Charakter haben; den haben aber nicht ſo allgemeine Phraſen, wie: was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt, und wie lieblich ſind u. ſ. w. Die Myſtiker ſehen in ſolchen Stellen neben dem geſchichtlichen Sinn nach dem entfernten Geheimſinn. Die Apoſtel ſahen nur den letzten darin. Ebenſo legten die Juden zu Chriſti Zeit aus, ebenſo legt der Chaldäer aus. Demnach iſt die Auslegung der Apoſtel nur eine ihrer Zeit gemäße. Auf jeden Fall mußt Du dem Chaldäer und dem Talmud dieſelbe göttlich weiſe Auslegungskunſt zugeſtehn. Ja Du mußt, oder vielmehr andre können noch weiter gehn. Ebenſo legt Porphyrius und Makrobius den Homer aus. Was wollen wir einwenden?“ Zuletzt ging Tholuck ſo weit, zu behaupten: „Im Bilde des Jonas erblickte ſich der Herr nicht mehr, als er, wenn er unter Griechen gelehrt hätte, ſich im Herkules erblickt haben würde, der in die Unterwelt ſteigt, oder im Or-

pheus.“ Ja er stellte das Christentum nur hin als „den hervorstechendsten Punkt in der gesamten religiösen Welt“, als „den Sommer, der auf den kahlen, unfruchtbaren Winter“ gefolgt sei.

„Wie konntest Du nur so was sagen,“ schreibt Stier zurück, „‚wenn der Herr in Griechenland gelehrt hätte‘. Weißt Du wohl, daß solche Wenns zu setzen in ordentlicher Disputation ganz unerlaubt ist? Denn einem solchen Wenn — wenn es was bedeuten soll, liegt die Leugnung alles inneren Zusammenhanges der Erscheinung Christi mit dem ganzen göttlichen Offenbarungsplane des A. T. zum Grunde. — Es ist also sofern sehr zweierlei, ob sich Christus im Jonas oder im Herkules sieht; der große Unterschied ist der: hier ist ein Buch, das ein heiliges ist, das sich selbst dafür ausgibt, daß es von Christo zeuge, daß es ganz und gar Erwartungsvorbild auf Seine Erfüllung sei — dessen Nebel des alten Heiligtums ja alle nur als Bilderwerk die verheißene Sonne der Gerechtigkeit umkränzen. Du darfst also hier durchaus nicht das A. T. mit andern Büchern in eine Klasse setzen, und es hilft ebensogut kein: ‚Veni, vidi. vici‘ gegen Jesaja 52, 7 (wie lieblich sind ꝛc.) — wie kein ‚pluit ab Jove‘ gegen Gen. 19, 24.“

Ferner heißt es: „Über den Satz: daß das Christentum nur der hervorstechendste Punkt in der gesamten religiösen Welt sei u. s. w. bin ich ordentlich erschrocken. Hättest Du Tag und Nacht gesagt, anstatt Winter und Sommer, so wär ich eher zufrieden. Ich will mich billig aller Konsequenzen enthalten und diesen Satz lieber der Eile Deines Briefes zuschreiben. Recht überdacht, unterschreibst Du ihn gewiß nicht. Als ich Heubnern davon sagte, war seine Antwort: Nun, worin das noch von der Neologie verschieden sein soll, weiß ich wahrlich nicht! Und als ich diese Heubnersche Antwort Rothen erzählte, sagte er: Freilich ist's eine eigne Erscheinung, daß wir hier einen christgläubigen Neologen haben! Das letztere ist auch mein offenherziges Herzensbekenntnis über Dich... Jeder gläubige Exeget muß sich, und wären es die kleinlichsten Dinge, aus allen Kräften dagegen wahren und wehren, daß auch nur ein einziges Mal der Grundsatz angewendet werde: weil ich das nicht begreife und mit dem sonst in der Welt Vorkommenden nicht

reimen kann, darum kann es nicht sein, und wenn es so dasteht, müssen die Worte anders erklärt werden. Dieser Grundsatz ist der Sturz alles Schriftansehens, und, einmal zugegeben, ist dann die Konsequenz unaufhaltbar, die andere ziehen, wenn Du auch nicht. Ich bin fest überzeugt, geliebter Bruder: Mit solchen gläubigen Exegeten, wie Du bist, haben die Neologen noch gut Spiel — sie werfen Dir mit allem Recht Inkonsequenz vor und verlangen, Du sollst das, was Du einmal zugibst, nun auch überall durchführen, wie sie. Aber wenn jemand, der ihre klassische Bildung und Philologie auch durchgemacht hat, dennoch in reiner Einfalt wie Paulus auslegt, und ohne Scheu vor der ganzen Obskurant! schreienden Gelehrtenrepublik bei Bileams redender Eselin und Lots Weibe gerade so stehn bleibt, wie Petrus und Christus stehen blieben — dann ahnen sie wahrhaftig eine göttliche Thorheit, die weiser als die Menschen ist, sie mögen's nun wahrhaben wollen oder nicht. Es gibt durchaus keinen Mittelweg zwischen Orthodoxie und Neologie, sondern es heißt überall: Rein ab und Christo an, so ist die Sach gethan!" Und nun schließt er mit eindrücklicher Vermahnung: „Ich bitte Dich im vollsten Ernste um der Liebe Christi willen: liebst Du Christum, so halte Seine Gebote! Glaube nicht bloß an Sein Wort über Dein Herz, sondern auch an Sein Wort über die Schrift. Denn beides ist Sein Wort, daran wir glauben sollen, so wir Ihn rein über alles lieben. Hilf nicht in der Erkenntnis, sondern im Herzen nach, denn da ist der Grund. Ich wäre nicht so dreist, so zu schreiben, wenn nicht die feste Überzeugung, die Liebe zu Dir und das Vertrauen zu Deiner Liebe mir's eingäbe. Soviel Du noch heterodox in der Lehre bist, so viel fehlt's Dir auch noch irgendwo im innern Leben in Christo; denn beides ist eins. Wenn Du Deine abweichende Exegese aufstellst und gegen Orthodoxie redest, bist Du nicht rein in der Liebe und Demut Christi: Prüfe vor Gott, ob es wahr ist, was ich sage — und belehre mich, wenn ich irre."

Etwas kleinlaut antwortete Tholuck (Sommer 1822): „Ich erkenne jetzt mit Dir an, daß es verdächtig ist, aus den Klassikern die Interpretationsgesetze in die heil. Schrift hinübernehmen zu wollen, ohne die Möglichkeit zuzugeben, daß die Schrift andre und tiefere Auslegungsgesetze aufstellen könne. Daß ich

das Christentum mit dem Heidentum wie Frühling mit Winter verglich, war bloße Antithese und nicht meines Herzens Meinung. Das Christentum ist nicht gradu, sondern genere vom Heidentum verschieden, selbst vom Besseren des Heidentums. — Bis dahin, mein geliebter Bruder, hatte ich vor einiger Zeit geschrieben. Während dessen bin ich Dir auf einmal um ein ganz Teil näher gekommen auch in dem, was die kabbalistische Auslegung betrifft. Wohl mögen im stillen alle Deine Worte vorbereitet haben. Den Ausschlag gab neulich bei mir die Bemerkung, wie durch das ganze Wesenreich gleiche Entwickelungsgesetze gehen, die auf den niederen Stufen der Natur sich schwächer zeigen, aber immer stärker hervortreten, je organisierter die Wesen sind, wie auch durchgehends dieselben Gesetze in dem Geisterreiche wie in der materiellen Welt walten. Als mir dies recht lebendig wurde, drängte sich der Gedanke auf, wäre dies nun nicht also doch eine Bestätigung von dem, was dir einst aus Stiers Munde so wunderlich klang von den Abbildern des höheren Geistigen in den noch unentwickelten Israeliten? Da erinnerte ich mich des, was ich selbst schon angenommen, wie ja die gesamte irdische Theokratie Abbild der höheren geistigen, wie in diesem Bezuge David als höchster theokratischer König Vorbild des höchsten geistlich theokratischen Königs. Nun führte mich Neander darauf, daß, wenn er als verherrlichter König Vorbild sein kann, er es doch auch ebensowohl sein kann als leidender, erniedrigter. So entschloß ich mich auf einmal und konnte mich entschließen, einen Doppelsinn anzuerkennen. Sieh! was Du bei mir gewonnen hast! Darüber daß ich es jetzt glauben kann, freue ich mich selbst. Ich sehe, daß mich dies recht fördern wird im Verständnis des Alten Testaments. Und eben diese Freude auf Hoffnung sei Dir auch ein Zeichen, daß nicht Trotz des Willens mich daran hinderte, die Meinung anzunehmen, die Du für die rechtgläubige hältst... Ich gehe sehr langsam meinen Entwickelungsgang, so langsam, daß ich manchmal über mich selbst erschrecke. Aber ich glaube doch, ich gehe weiter, und in intellektueller wie in praktischer Rücksicht wird mir immer mehr Jesus mein ein und alles. Habe also Geduld mit mir, mein geliebter Stier; wenn Du bei der sonstigen Exzentrizität Deines Gemütes hier so bald das Zentrum ge-

funden haſt, ſo wahre Dich nur, daß Du es nicht nach der andern Seite zu wieder verliereſt, und verlaſſe mich nicht mit Deinem Rate und Deiner Liebe, wenn ich diesſeits nur langſam, aber, wie ich hoffe, mit feſtem Schritte dem Zentrum zuſchreite. Wir ſind eins, eins in einem Grunde, der jenſeits aller Exegeſe und Theologie liegt."

Auch über ſeine Vorleſungen ſchrieb Tholuck fleißig an den Wittenberger Freund. Er notierte mit Freuden, wenn er in den Pſalmen wieder einen neuen mit gutem Gewiſſen als meſſianiſch hatte erklären können und beſprach die ihm dafür entſcheidenden Gründe. Im Winter 1821—22 ſchrieb er einmal: „Ich leſe jetzt bibliſche Dogmatik mit 24 Zuhörern, und dann ein hebraicum analyticum. Die Dogmatik macht mir viel Arbeit; aber ſie führt mich auch immer tiefer und tiefer in die Herrlichkeit des Reichtums, der uns in Chriſto Jeſu aufgethan iſt. Faſt kein Tag vergeht, daß ich nicht mehr ſtaune, brünſtiger anbete. Ich habe 1. gehandelt: vom Glauben als der Geiſtesthätigkeit, wodurch wir religiöſe Wahrheiten aufnehmen. 2. von Offenbarung, Inſpiration, Akkommodation. 3. von Gott. Dabei ſtehe ich jetzt, und bitte nur, daß Gott ſelber das Licht ſei, bei dem ich Gott beſchaue. Denn wie der Menſch nur erfahren kann, was im Menſchen iſt, wenn der eine dem andern ſich offenbart: ſo können wir nur wiſſen, was in Gott, wenn der Geiſt Gottes ſelbſt es offenbart. Ich habe auch die Freude, daß meine Zuhörer ſehr pünktlich und fleißig ſind. Immer klarer wird es mir, hätte die Pſeudobildung uns nicht ganz verdorben, ſo müßte ein einfältiger Hausvaterbericht von der chriſtlichen Religion jeden Menſchen zu Thränen rühren. Gott iſt erſchienen im Fleiſch! Es iſt eine unausdenkliche Geſchichte, bei der einem das Herz vor Freuden zerſpringen möchte. Preis und Anbetung dem Lamm, das geſchlachtet iſt, in Ewigkeit!"

In den Weihnachtsferien war Stier ſelbſt in Berlin und hatte Gelegenheit, auch mit Zuhörern Tholucks über dieſes Kolleg zu ſprechen. Am 19. Januar 1822 ſchrieb er dem Freunde in bezug auf das dabei Vernommene: „.... Aber nun, geliebter Bruder, zu etwas, was ich ſchon in Berlin an Dich auf dem Herzen hatte, und nur wieder mitnehmen mußte, weil ich Dich am letzten Tage nicht allein ſprechen konnte. Laß mich

frei zu dir reden, wie ich's meine, und sieht es wie eine vorwitzige Ermahnung aus — so weiß ich ja, daß Du es so nicht mißverstehst, sondern weißt, daß Liebe vor allen Dingen aufrichtig sein muß, eben als Liebe. ‚Die Brüder sind sich einander scharf, wenn sie sich lieben' (Spangenberg), das laß uns in praxin bringen!

Du wirst begierig sein zu hören, was nach solcher Vorrede kommt. Sieh, es kommt etwas, davon schon an jenem Abend bei Neander die Rede war. Ich habe mit großer Betrübnis in Berlin gehört, Du habest die Wiederbringung öffentlich vom Katheder gelehrt! Lieber Bruder, ich bin hier weit entfernt, mit Dir über diese Geheimnisse streiten zu wollen, oder auch nur irgendwie Dir zu verdenken, daß Du Dir für Dich die Sache so zurechtlegst — das haben von jeher Christen gethan, die aller Ehren wert sind. Ich spreche darüber nicht ab, habe in diesem schwierigen Punkt auch noch gar kein Urteil, — das wäre, als wenn ein Kind die letzten Geheimnisse der τέλειοι (Vollkommenen) beschwatzen wollte. Meine Überzeugung ist jetzt die: der philosophierende Verstand (oder nenn's auch Vernunft!), sobald er streng konsequent die Idee des heiligen Gottes auf der einen, und die Idee der Freiheit des Geschöpfs zur Sünde wie zur Aufnahme der Gnade auf der andern Seite festhält, — muß notwendig zu ewigen Höllenstrafen kommen, wie Schubert ausführlich und wahrlich, trotz der seltsamen, altmodischen Gestalt, gründlich bewiesen hat. Das Gefühl dagegen, sobald es sich rein in die Liebe Gottes hineingibt und darin auflöst, wird immer geneigt sein, die Wiederbringung zu denken. — Hier ist also schon im natürlichen Menschen ein Widerstreit und keineswegs Einheit. Aber nun ist dies ja eben bloß der natürliche Verstand und das natürliche Gefühl, losgerissen von Schrift und Wort Gottes. Beiden gebührt in göttlichen Dingen gar keine Stimme, sonst müßte der Christ auch bei allen Philosophen wieder herumfragen. Also nur die Schrift gilt! Und hier wird wahrlich Neanders Wort ewig gelten: Aus der Schrift läßt sich die Wiederbringung nicht beweisen. Ja, ich setze noch dazu, was Neander bei seiner subjektiven Überzeugung nicht hinzusetzen konnte: gilt irgend hier, wie sonst in allem, das Schriftwort

als solches, wie's dasteht, so läßt sich aus ihm die ewige Strafe beweisen. Sei unbefangen, übersetze die Stellen wörtlich, wie sie lauten, und lies es einem Kinde vor; was wird das sagen? Nimm alle Deine künstlichen Auslegungen weg und frage: ob die, zu denen Christus sprach, zu denen die Apostel und Apokalypse sprach, solche künstliche Auslegungen machten? .... Lies das vierte Buch Esra und verachte nicht die Weisheit der Väter, wenn auch Thorheit darunter gemengt ist. Beruhige Dich bei der Antwort, bei der sich Esra begnügte: ‚Es fehlet viel, daß Du solltest meine Kreatur mehr lieben, denn ich! — Die Wurzel des Bösen ist auch versiegelt 8, 53. Das gilt der menschlichen Weisheit ewiglich. Also auch die Frucht des Bösen! — Darum frage nicht weiter nach der Menge derer, die verloren gehen — denn Gott hat nicht gewollt, daß ein Mensch sollte verloren gehen. 9, 13: Sorge Dich denn darum nicht weiter, wie die Gottlosen werden gepeinigt werden, sondern forsche, wie die Gerechten sollen selig werden!' vgl. Luk. 13, 23. 24. Und wer damit nicht zufrieden ist, für den heißt es: ‚Dein Herz gehet zu weit in dieser Welt, und Du unterstehest Dich zu begreifen den Weg des Höchsten', 4. Esra 4, 2.... Du bist ja nicht auf dem Katheder, Deine Meinung zu sagen, sondern Gottes Wort zu lehren, sobald von biblischer Dogmatik die Rede ist. .... Ja, ich gehe noch weiter, geliebter Bruder, um die Liebespflicht der Aufrichtigkeit völlig zu erfüllen — ich würde Dich beleidigen, wenn ich Dich nochmals bäte, in Liebe aufzunehmen, was ich Armer rede.

Mir sind, während ich in Berlin war, von mehreren Deiner Zuhörer Äußerungen gekommen, die ich mich, da sie nicht das Herz dazu hatten, vor Dich zu bringen verpflichtet fühle. Sie klagten, daß Du überhaupt in Deiner Dogmatik zu viel und hoch spekuliertest und eben dadurch nicht praktisch wirksam genug würdest — wozu auch gehörte, daß man Dir mit Recht gezwungene Auslegung mancher Beweisstellen — außer dem Zusammenhange — für Deine Sätze vorwerfen könne, und daß dies nach außen sehr übel aufgenommen werde. Die mehrfachen Stimmen hierüber machen mir wahrscheinlich, daß etwas daran sein müsse, und darum wollt' ich Dir's nur sagen, weil es Dir gewiß lieb sein muß.

Ich denke, wenn Du bibliſche Dogmatik lieſt, ſo ſollſt Du nicht Spekulationen über bibliſche Dogmatik vortragen, ſondern eben bibliſche Dogmatik, ſo einfältig wie ſie in der Bibel ſteht, wo von keiner Spekulation die Rede iſt. Und wenn Du damit vor der jetzigen Univerſitätstheologie gar zu thöricht erſcheinſt, ſo ſollſt Du das geduldig als Chriſti Schmach über Dich nehmen, und nicht durch ſpekulierendes Gewand die Thorheit des Evangelii etwas weltlich angeſehener und klüger machen wollen.....

Kann man nicht auch jetzt noch wie Chriſtus und die Apoſtel einfältig auf dem Katheder reden, dann iſt das Katheder vom Übel. Ich fühle das große Wort, das ich ſage; — ſchwärme ich, ſo ſchwärme ich konſequent, und ſeh es bis jetzt noch nicht ein, daß ich ſchwärme. Lies dies mit völligem Abſehen von meiner armen, ſchwachen Perſon, der dieſer Brief von oben geſchenkt iſt, für mich ebenſowohl, wie für Dich. Und antworte recht bald Deinem ſehnſüchtig darauf harrenden

R. Stier."

Eine ſchriftliche Antwort auf dieſen Brief iſt leider nicht vorhanden, auch wahrſcheinlich nicht erfolgt, da Tholuck in dem nächſten vorliegenden Schreiben sine consule et anno meldet: „Auf Deinen teuern Brief, der mir ein Unterpfand Deiner wahren Liebe iſt, zögerte ich immer zu antworten, bis es mir entſchieden war, daß ich Dich ſelbſt ſehen und Dir die Antwort ſagen wollte." Beim Beginn der Oſterferien 1822, am 20. März, reiſte Tholuck mit einigen Freunden nach Wittenberg, und da iſt denn wohl in ernſtem Wort die Ausſprache beider Freunde erfolgt.

Sechstes Kapitel.

Kleinere schriftstellerische Arbeiten.

Die behufs Erlangung der Lizentiatur bei der theologischen Fakultät eingereichte Dissertation über den Sufismus oder die pantheistische Theosophie der Perser ist die erste Schrift, mit welcher Tholuck sich in der wissenschaftlichen Welt einführte. Schleiermacher hatte recht, wenn er aus diesem „Spezimen" den Beweis für die Befähigung des Verfassers zum theologischen Lehrer noch nicht als geführt erachtete. Weil auch Tholuck das sehr wohl empfand, fügte er noch in demselben Jahre eine zweite Veröffentlichung hinzu, deren Inhalt dem ihm vom Minister ausdrücklich zugewiesenen Gebiete des Alten Testamentes angehörte.

Die Dissertation ist auch in der vorliegenden Buchform lateinisch[1]) geschrieben und dem Minister Baron Stein v. Altenstein, dem „hochherzigen Mäcen der orientalischen Studien", gewidmet. Der volle Titel lautet: Ssufismus sive Theosophia Persarum pantheistica e MSS. Bibliothecae Regiae Berolinensis Persicis, Arabis, Turcicis eruit atque illustravit Frid. Aug. Deofidus Tholuck, Licent. Theol. in Univers. Litter. Berol. Berolini MDCCCXXI In Libraria Ferd. Duemmleri. Das Buch enthält 331 Seiten Text und 40 Seiten Auszüge aus arabischen, persischen und türkischen Handschriften, sämtlich mit arabischen Lettern wiedergegeben.

In der Vorrede berichtet der Verfasser, daß sich ihm, als er nach einem besondern Gebiete der orientalischen Studien forschte, auf der Universitätsbibliothek von Berlin über den Muhammedanismus und seine Sekten fast gar nichts, dagegen ein reiches Handschriftenmaterial über die aristotelische und

Averrhoiſche oder ſcholaſtiſche Philoſophie und ebenſo viele hervorragende Sufiſche Werke dargeboten hätten. Das letztere ſei ihm doppelt intereſſant geweſen, weil nach neueren Miſſionsnachrichten (der Miſſionars Schmidt in Madras in Perſien) 80000 „Sophi“ genannte Mohammedaner vor 10—12 Jahren ihrem Glauben entſagt und die Beſchneidung abgeſchafft haben ſollten; die Sekte ſei durch ganz Perſien verbreitet und dem chriſtlichen Glauben beſonders zugänglich. Da habe er den Entſchluß gefaßt, unter Benutzung orientaliſcher und occidentaliſcher Schriftſteller die Lehre der Sufi im Zuſammenhange darzuſtellen. Die betreffenden Vorarbeiten der Engländer und des Prof. Hammer ſeien ungenügend, weil ſie nur aus populärer Tradition ſchöpften und die Fundamente des Syſtems aufzuweiſen unterließen. Tholuck exzerpierte nun, ſo berichtet er weiter, ſämtliche diesbezügliche Kodices der Dieziſchen und der Univerſitätsbibliothek, ſchrieb die wichtigſten Stellen aus, verglich die Lehre der Sufi mit der Theoſophie und Myſtik verſchiedener Nationen, und ſo entſtand das Buch. Mitten in der Arbeit aber überfiel ihn eine faſt tödliche Krankheit, die ihn zwang, von dem weiteren Studium der Handſchriften abzuſtehen und den Plan der Arbeit auf geringere Maße zurückzuführen. Die Rezenſenten bittet er ſchließlich um ein billiges Urteil, da es leichter ſei, einige kleine Bemerkungen (observatiunculae) und Erläuterungen dem fertigen Werke hinzuzufügen, als einen unbekannten und dunklen Stoff aus Manuſkripten erſt zuſammenzuſtellen.

Das erſte Kapitel gibt zunächſt eine Überſicht und Entſtehungsgeſchichte der benutzten Manuſkripte (S. 1—25). Elf perſiſche, ſieben arabiſche und zwei türkiſche Handſchriften haben dem Verfaſſer vorgelegen. Sodann (S. 26—38) werden die verſchiedenen Herleitungen des Namens Sufi vorgeführt, von denen Tholuck nur zwei einer näheren Erwägung würdig findet: vom griechiſchen σοφός „weiſe“; doch würde damit die perſiſche Form des Worts nicht ſtimmen; oder, und das iſt nach Tholuck das Richtige, vom arabiſchen Ssûf „die Wolle“; ſo faſſen es die Araber, Türken und Perſer ſelbſt. „Die Wolle anziehen“ heißt bei ihnen geradezu ein Sufi oder ein Mönch werden. Die Sufi ſind alſo Kuttenleute.

Das zweite Kapitel handelt von dem Ursprunge der Sufischen Lehre (S. 38—73). Die Gelehrten (Langles, Reiske, Hammer, Malcolm) streiten sich darüber, ob der Sufismus von den Griechen oder von den Indern seinen Ursprung genommen habe. Tholuck verneint beides. Der indische Ursprung ist unbeweisbar; die Verwandtschaft erklärt sich durch gemeinsame Anlage. Die Griechen lehren ganz verschieden, und auch der Plotinismus ist von den Orientalen her beinflußt, nicht umgekehrt. Wir müssen vielmehr zur Erklärung der Sufischen Erscheinungen auf die Geschichte des muhammedanischen Mönchtums zurückgehen. Wiewohl die militärische Konstitution des Islam das Mönchstum auszuschließen scheint, so hat doch Muhammed selbst und haben die Araber einen entschiedenen Hang dazu gehabt. Im Koran lobt Muhammed die Christen, daß sie das Mönchstum besitzen, und sagt, es sei ihnen von Gott befohlen. Dafür verordne Gott bei ihnen, den Muhammedanern, die Wallfahrt nach Mekka. Im 38. Jahre nach der Hedschra ging ein berühmter arabischer Anachoret in die Wüste und umgab sich mit Religiosen. Ja Abubekr und Ali setzten bald nach Muhammeds Tode selbst Mönchskongregationen ein. Aus diesen gingen alle berühmten Lehrer des Sufismus hervor. Das belegt Tholuck durch Citate aus den Handschriften. Wir treffen da z. B. auf höchst seltsame Aussprüche der Rabia, einer muhammedanischen Nonne, aus dem ersten Jahrhundert nach der Flucht, die halbchristlich erscheinen und an paulinische Dikta erinnern: „Ich brauche den Herrn der Kaaba — was soll mir die Kaaba?“ „Wie hast du Ihn so genau kennen gelernt? Dadurch, daß ich alles, was ich gefunden, in Ihm verloren habe.“ Als sie schwer erkrankte, fragte man sie nach dem Warum? Die Antwort lautete: „Ich dachte über die Wonnen des Paradieses nach; deshalb hat mich mein Herr gezüchtigt.“ Darin liegt schon der ganze Sufismus enthalten.

Im zweiten Jahrhundert nach der Flucht drang die griechische Philosophie zu den Muhammedanern, und es entstanden die vielen Sekten, auch der Sufismus. Allgemeine Zweifel an der Wahrheit der Religion riefen als Reaktion den Mystizismus ins Leben, den die Sufi zum System ausbildeten. In diesem zweiten Jahrhundert finden wir den Namen Sufismus schon

häufig citiert, auch sein Stifter wird (bei Caswin) genannt: Abu Sſaid ben Abul Cheir.

Es folgt eine kurze Geschichte des Sſufismus. Im dritten Jahrhundert trennten sich zwei Richtungen von einander, die des Butamius, eines „fanatischen, quietistischen, karyokratischen und beghinischen Geistes“ (Aussprüche wie: „wenn die Menschen glauben, Gott anzubeten, betet Gott sich selbst an“; die Ichheit und Duheit zwischen Gott und Menschen wird gänzlich aufgehoben); und die gemäßigtere Richtung des Dſchuneid.

Das dritte Kapitel (S. 73—112) betrachtet die ſſufische Hauptlehre „von der mystischen Verbindung und Vereinigung des Menschen mit Gott“. Der Mensch ist vor dem Fall gewiß Gott ähnlicher gewesen. Nach dem Fall sind nur noch Spuren davon zurückgeblieben, die ihn aber dazu treiben, sich mit Gott wieder zu verbinden. Dabei ist man einerseits auf emanatistische Gedanken gekommen, anderseits aber auf die Vorstellung, als könnte man durch allerhand quietistische Versuche der Gottheit wieder näher kommen. So zuerst die Inder. Von ihnen kam der Quietismus nach dem Occident. Brahmanismus und Buddhismus, beide sind quietistisch, mönchischer freilich der letztere. Bei den Sinesen stand La-o-tse als Lehrer des Quietismus auf; nach der Ausbreitung des Kong-futsianismus Fohi (60 v. Chr.). Von da drang der Quietismus nach Kleinasien, Ägypten, Persien, Griechenland. Philo mit seiner κατάληψις νοητική, die Gnostiker, die Neuplatoniker, vor allem Plotinus (ἁπλωσις, ἕνωσις), Porphyrius, Jamblichus (ἕνωσις θρασική), Proclus — sie alle waren quietistische Mystiker. Auch die Christen: Pseudodionysius, die Mystiker der katholischen Kirche, sind vom Quietismus angesteckt: aus der menschlichen Natur resultiert diese Richtung überall; Beghinen, Begarden, Quäker, Molinos, Omphalopsycher dienen zum Belege.

Wie gestaltete sich nun der Quietismus bei den Sſufi? Glaubten sie, wie die Inder, durch äußerliche Gebräuche die Vereinigung mit Gott beschleunigen zu können? oder etwa durch Abschließen aller Sinne gegen die Außenwelt? So z. B. die Anhänger des chinesischen Fohi, so auch die Omphalopsychoi. Dſchelaleddin († 1262 n. Chr., der bedeutendste aller Sſufi;

sein Buch „Metsnewi“ der Kanon für alle übrigen) widerriet solche Äußerlichkeiten; man brauche dergleichen nicht. Auch Asisius lehrte: Die Unreinheit ausziehen und die bösen Zweifel abthun, das sei der Weg zur Einigung mit Gott. Da falle die Zeit weg, und die Ewigkeit werde geschmeckt; ob eine Stunde oder hundert Jahre vergehen, merke der Mensch nicht. Diese ἕνωσις sei so süß, wie der coitus cum muliere. Daß die Sufi, wie die Inder, behaupteten, in solchen Momenten Gott zu sehen, kann der Verfasser nicht beweisen. Rabia versicherte: ja, ich sehe Gott. Im allgemeinen muß es unentschieden bleiben. Als höchste Stufe der Einigung mit Gott lehrten sie jedenfalls eine wirkliche, wenn auch unbewußte absorptio in Deum — und wer das ableugnen wollte, dem wiesen sie den Spruch aus dem Koran: man nennt erlogen, was man nicht begreift.

Im vierten Kapitel (S. 113—158) wird „von Adam, vom Menschen und von der göttlichen Würde des Menschen“ gehandelt. Während die Rabbinen und christliche Theologen darüber streiten, so führt der Verfasser aus, ob Adam eine Einzelperson oder ein Kollektivname sei, geben die Sufi die Meinung des Korans wieder: Adam war ein überaus herrlich geschaffener einzelner Mensch, voller Kenntnisse und Weisheit, den die Engel anbeteten. Der Sündenfall aber ist nach Dschelaleddin im Fatum beschlossen gewesen, (vgl. nachher Kap. 6 des Tholuckschen Buches). Alle Sufi stimmen darin überein, daß unser jetziger Zustand und Aufenthaltsort ein jämmerlicher sei. „Diese Welt ist ein Gefängnis der Seele. Willst du gerettet werden, so wirf den Schein beiseite und flüchte zum Sein, zu Gott!“ Die Sufi lehren, ganz wie Plato: Der Körper sei der eigentliche Sitz des Bösen, und daher eine völlige Einigung mit Gott auf Erden nicht möglich. In bezug auf die Entstehung der Menschen schwanken auch die Muhammedaner zwischen dem Traduzianismus, dem Kreatianismus und der origenistischen Präexistenzlehre hin und her. Die Sufi lehren entschieden die letztere. Nach dem leiblichen Tode kehrt die Seele zu Gott zurück, ein Zustand, der jetzt schon im Schlafe vorgebildet und von den Weisen allezeit geschmeckt wird. Dennoch lehrt der Koran die Auferstehung des Leibes; die Sufi deuten sie aber um. In bezug auf die Berechtigung des einzelnen

Menſchen, ſich „Gott“ zu nennen, — wie viele Sſufi ſagten: ich bete, d. h. Gott betet; Gott erhört, d. h. ich erhöre mich ſelbſt, — wird im allgemeinen ſowohl die indeatio, die Eingottung, wie die unificatio, die Einsmachung mit Gott verworfen und die unio feſtgehalten. Dieſelbe deuten ſie aber dennoch als: Einsſein und Identität mit Gott: Gott habe ſich durch Emanation in die Welt ergoſſen und ſei nun in ihr immanent und mit ihr eins.

„Von der Emanation der Welt und ihrem Zuſammenhange mit Gott“ handelt das fünfte Kapitel (S. 158—239). Hier kommen drei Fragen in betracht: 1. wozu, 2. wann und 3. wie hat Gott die Welt geſchaffen und erhält er ſie?

1. Dſchelaleddin antwortet zunächſt: aus reiner Willkür. Auch bei den Indern iſt die Weltſchöpfung ein Spiel für Gott; Brahma wird oft als ein mit einem Püppchen ſpielendes Kind dargeſtellt. Doch neben dieſer indiſchen gibt es bei den Sſufi auch eine ſozuſagen kabbaliſtiſche Vorſtellung: Aus Gott floß ein Tropfen Lichtmaſſe aus, und dieſer *ἐχμὰς τοῦ φωτὸς προϋπάρχος* i. e. concubitum appetens ante tempus statum, wohl der gnoſtiſchen Achamoth vergleichbar, ſuchte die leeren Tiefen und legte ſo die Fundamente der Welt.

2. Wenn emaniert, dann muß die Welt auch notwendig ewig ſein. So lehrten die Sſufi mit Plotinus. Allerdings beſchreibt der Koran die Schöpfung im einzelnen, und einige Sſufi ſcheinen es in dieſer Frage mit dem Koran gehalten zu haben.

3. Wie hat die Emanation ſtattgefunden? Gott gegenüber exiſtierte nur das Privatum d. i. der Nichtgott, dem „Ur“ gegenüber das „Nichts“. — Wie war das Privatum geſtaltet? Allgemein wurde damals unter Arabern und Juden der Averrhoeſche (ſog. Ariſtoteliſche) Satz feſtgehalten, in der Materie ſeien die Formen potentialiter bereits vorhanden, und Gott habe ihnen nur den Anſtoß zur Verwirklichung gegeben. Da aber den Sſufi das Privatum nicht mit der Materie zuſammenfiel, ſo mußte für ſie die Formierung anderswoher kommen. Die allgemeine alte orientaliſche Philoſophie lehrte, der namenloſe Gott habe, um doch begriffen zu werden, ſich in beſondre Tugenden und Kräfte zerlegt: die Götter der Heiden, die gött-

sein Buch „Metsnewi“ der Kanon für alle Das nahmen die solche Äußerlichkeiten; man brauche der ich der Urglanz in Asisius lehrte: Die Unreinheit auszieh Welt. Nur eine eigne, abthun, das sei der Weg zur Einig eren. Was die Gnostiker die Zeit weg, und die Ewigkeit wer gem sich die Tugenden und oder hundert Jahre vergehen, m κατανόμαστος darstellen, das ἕνωσις sei so süß, wie der c (S. 203), die nomina extra Ssufi, wie die Inder, behau nomina intra deum; „τὰ ἀπαυ- zu sehen, kann der Verfasse effendste Ausdruck für diese ssufische ja, ich sehe Gott. Im all Die Welt kann so wenig aus sich Als höchste Stufe der Bild der Sonne im Wasser. So schafft eine wirkliche, wenn Welt in jedem Augenblicke neu. Daher ist und wer das able Ssufi der gerade Gegensatz vom Materialismus: dem Koran: ma dem Malebrancheschen Systeme, ein absoluter,

Im vie sich gipfelnder Idealismus.

vom Mensch hiernach „von freiem Willen und dem Unterschiede gehandelt. und Böse“, wovon das sechste Kapitel (S. 240—264) darüber nicht mehr die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Einze Muhammed selbst vermied es im Koran, sich darüber zu äußern. Me Anhänger aber lehrten den ausgesprochensten Fatalismus: ge schafft die guten und die bösen Regungen. So auch, und mit Zuhilfenahme der Astrologie, die Ssufi. Die Sterne, unter denen einer geboren ist, regieren ihn. „Eine Sünde der Ssufi wird von Gott als gute That geschätzt.“ „Im Bösen wird Gott zu einer That des Teufels“ (In malo Deus actio fit diaboli). Daher gibt es kein Böses, sondern, was die Art des Bösen an sich trägt, das scheint nur böse zu sein. So lehrten auch die Inder: Gott ist das Böse und das Gute zugleich.

Das siebente Kapitel handelt „von den Propheten“ (S. 265—297). Der Emanatismus ließ in den Lehrern das numen divinum selber wohnen. So kam es bei den Moslemin zur Apotheosierung erst des Ali, dann des Muhammed, dann aber auch des Jesu von Nazareth, Brahma, des Oromasdus u. s. w. Der Koran sagt: Wärest Du nicht gewesen, Muhammed, dann wären die Sterne des Himmels nicht geschaffen. So lehrten auch die Ssufi: die Propheten sind Teile Gottes. Dschelaleddin ruft aus: „Selig, wer mich siehet;

't Gott!" Dasselbe lehrt der Sufismus aber auch
heten und Lehrern andrer Religionen. Die
ren wurden überhaupt mißachtet, denn auf die
n den Sufi alles an; daher alle, die sie
ei den Kuttenmännern die größte Verehrung

uß bespricht der Verfasser noch einige Einzel-
ten Kapitel: „Die mystische und symbolische Sprache
(S. 298—319). Durch Rätsel, in Gleichnissen
le Orientalen, wenn sie lehren. Die Sufi behaupteten,
Geheimnisse könnten nicht anders gelehrt werden; es sei
as auch sicherer, denn „die Sonne, wenn sie uns ein wenig
näher träte, würde die Welt verbrennen." Drei Bilderkreise
sind es hauptsächlich, welche die Sufi liebten: 1. aus dem ehe-
lichen Leben; Gott ist der oder die Geliebte, die selige Gemein-
schaft der Geliebten ist ein Abglanz der göttlichen Wonne.
Doch fehlten auf diesem Gebiete alle Obszönitäten; 2. vom
Wein und der durch ihn gewirkten Begeisterung und Trunken-
heit; 3. sogar Bilder, von dem Götzendienst, der Feueranbetung,
ja der sündlichen Ausschweifung hergenommen: wenn Du die
unio mystica erlangt hast, dann ist Dir das alles gleichgiltig
oder nur eine Form der Anbetung. Auch führten die Sufi
allegorische Tänze auf, Bilder der Sternläufe und der allmächtig
sehnenden Liebe. Endlich im neunten Kapitel (S. 320—331)
werden „die verschiedenen Grade der Theosophen und der Sufi"
geschildert. Die Muhammedaner im allgemeinen kannten per-
sönlich drei Grade oder Stufen 1. derer, welche Gott durch die
Sinne, 2. welche ihn durch logisches Denken zu erkennen glauben,
3. derer, welche die Einheit mit Gott in ihren Herzen bekennen.
Bei den Sufi finden wir drei, vier, auch sechs und sieben
Stufen. 1. Das Gesetz, 2. die Reise (vom Gesetz zur Wahr-
heit), 3. die Wahrheit, 4. die Erkenntnis, oder: 1. das Thal des
Fragens, 2. das Thal der Liebe, 3. das Thal der Erkenntnis,
4. das Thal der Entsagung, 5. das Thal der Einigung, 6. das
Thal des Staunens, 7. das Thal der Vernichtung oder der
Rückkehr in Gott. —

Soweit die Analyse dieser Tholuckschen Erstlingsarbeit.
Wir sind nicht in der Lage, über ihren Wert oder Unwert ein

eignes Urteil zu fällen und beschränken uns darauf, die Stimmen der angesehensten Orientalisten der damaligen Zeit zu registrieren.

Professor Rosenmüller in Leipzig schrieb an Tholuck unter dem 3. Juni 1821: „Durch Ihre so gründliche als klare Darstellung des Sufismus, die erste ihrer Art, haben Sie sich um Aufhellung eines der wichtigsten Teile der Geschichte der morgenländischen Religionen und Philosophie gewiß ein bedeutendes und bleibendes Verdienst erworben.“ Hammer von Purgstall in Wien, der gelehrte Orientalist, erwiderte die Zusendung des Sufismus mit einigen berichtigenden, aber auch mit scharf zurückweisenden Noten, deren Bedeutung freilich von andrer Seite wieder in Frage gestellt wurde. Er schrieb am 23. Juni 1821: „Ihr Werk ist ein sehr verdienstliches durch das Studium der Quellen und die Benutzung derselben. Aber die Hauptquellen fehlten Ihnen noch, und das eigentliche System der Lehre des Sofismus haben Sie doch nicht gegeben. Viel darüber gab ich in einer Rezension des Dysatir, die schon seit Jänner der Redaktion der Jahrbücher übergeben ist; vielleicht gibt mir die Anzeige Ihrer Schrift in einigen Monaten Gelegenheit, mehr darüber zu sagen und besonders Ihre Meinung, daß der Sofismus dem Muhammedanismus entwachsen sei, als eine irrige zu widerlegen ..... Ihre Schreibart Sufismus statt Sofismus ist eine Dietzische. Die ältesten Sofis sind doch die Gymnosophen, die schon Alexander am Indus fand, und welche σοφοί und nicht σουφοί hießen; selbst die Volksaussprache der Türken ist wider die Ihrige.“ Dann folgt die spitzige Bemerkung: „Wenn ich mich gleich viel mit Poesie beschäftigt habe, so scheint mir, ich habe doch auch für ernstere Fächer als Geographie ꝛc. durch meine Werke über das osmanische Reich u. a. manches geleistet; werde aber Ihren frommen Wunsch, daß ich Nützliches leisten möge, so Gott will, bestens zu erfüllen trachten. Non omnia possumus omnes. Sie haben das von mir nicht beackerte Feld der Philosophie und Theologie gewählt, und nach diesen Erstlingen zu urteilen, hat die litterarische Welt von Ihnen noch manche reiche Ernte zu erwarten, zu welcher Ihnen aufrichtig Glück wünscht Ihr ergebenster Diener

J. Hammer.“

Die bittere Pille dieſer Kritik verſüßte dem jungen Schriftſteller ſein ſachverſtändiger Freund Koſegarten in Jena. Derſelbe ſagte ihm am 11. Juni zunächſt für das mit dem Sſufismus ihm gemachte angenehme Geſchenk ſeinen Dank und und bemerkte dann in anderm Zuſammenhange über Hammer: „Was Hammer in ſeiner Geſchichte der perſiſchen Dichter angeführt und überſetzt hat, ſoll, wie Sacy mir ſchrieb, von Unrichtigkeiten wimmeln, wie leider alle Überſetzungen dieſes ſonſt ſo thätigen Mannes, der in dieſer Hinſicht immer beim Alten zu bleiben ſcheint.“ Die Ableitung des Wortes Sſufi von dem arabiſchen Wort für Wolle iſt auch für Koſegarten die einzig mögliche. „Hammers Hindeuten auf σοφός iſt ganz in ſeiner gewöhnlichen, nach jedem einigermaßen ähnlichem Klange aufs Geratewohl hinfahrenden Manier, zu vergleichen und zu etymologiſieren.“ Und in einem weiteren Briefe vom 12. Juli: „Dadurch, daß Sie etwas an Hammer getadelt, haben Sie freilich in ein Weſpenneſt gegriffen; denn das kann er nicht leiden. Er iſt mir auch, wie ich glaube, nicht mehr recht grün, aus gleichem Grunde, da ich in Rezenſionen bisweilen einige ſeiner Verſehen angeführt habe, ungeachtet ich, ſolche Zänkereien ſcheuend, die Mängel ſeiner Werke nie ſo aufgedeckt habe, wie ich es der ſtrengen Wahrheit gemäß eigentlich hätte thun ſollen. Fährt er Sie übel an, ſo tröſten Sie ſich mit mir, dem es, wie Sie wiſſen, einmal auch nicht beſſer erging. Ich werde ſuchen in meiner Rezenſion auf die von Ihnen bemerkten Punkte zurückzukommen.“

Die ehrenvollſte Anerkennung widerfuhr dem „Ssufismus“ von ſeiten des berühmten Sylveſtre de Sacy, Pair von Frankreich und Profeſſor der perſiſchen und arabiſchen Sprache am Collège de France in Paris. Derſelbe zeigte das Tholuckſche Buch in dem Journal des Savants, Dezember 1821 und Januar 1822 (34 Quartſeiten) an und ſpendete dem Verfaſſer trotz einiger Abweichungen im einzelnen, unter ausführlicher Inhaltsangabe für die einzelnen Abſchnitte, ein uneingeſchränktes Lob. Nach einem kurzen Überblick über die Vorarbeiten auf dieſem Gebiete ſchrieb M. de Sacy: „Toutefois il manquait encore un traité complet et méthodique sur la doctrine des sofis, et sur l'histoire de cette doctrine parmi les Musul-

mans; et il était d'autant plus à souhaiter que quelque orientaliste consacrât ses études d'une manière toute spéciale à cet objet, et en puisât la connaissance dans les livres en grand nombre que les Persans ont composés sur cette matière, que M. Graham a plutôt dépeint l'état actuel de cette secte, qu'il n'a embrassé ce sujet dans son entier, sous le double point de vue des temps et des lieux. M. Tholuck, dont le nom n'était point encore connu dans la littérature orientale, mais qui s'était préparé, par une étude solide des langues et par la lecture des ouvrages originaux les plus importans en ce genre, à remplir cette lacune, vient de ce faire, avec un succès très-remarquable, dans l'ouvrage que nous annonçons." —

Gleichzeitig mit dem Ssufismus verſchickte Tholuck eine andere Schrift, die, im Fluge entſtanden, den Intereſſen des ſelbſterwählten neuen Standes beſſer entſprach als jene, und den eben habilitierten Dozenten des Alten Teſtamentes nicht nur im Kreiſe ſeiner Kommilitonen und Arbeitsgenoſſen zu empfehlen beſtimmt war: „Einige apologetiſche Winke für das Studium des Alten Teſtamentes. Den Theologie Studierenden des jetzigen Dezenniums gewidmet von Auguſt Tholuck, Lizentiat und Privatdozent der Theologie an der Univerſität Berlin. Berlin 1821. In der Maurerſchen Buchhandlung. 51 S."

Um die Bedeutung dieſer kleinen Schrift zu würdigen, muß man ſich erinnern, wie die damalige theologiſche Welt im allgemeinen zum Alten Teſtamente ſich ſtellte. Seitdem der Holländer Albert Schultens in Leiden († 1750) die Behandlung des Alten Teſtamentes vom rein philologiſch-linguiſtiſchen Standpunkte in die Theologie eingeführt, und ſeine Schüler, an ihrer Spitze Joh. David Michaelis in Göttingen, unter Anwendung einer reichen orientaliſchen und hiſtoriſchen Gelehrſamkeit ſich bemüht hatten, den Unterſchied der Offenbarungsurkunde und ſonſtiger alter Geſchichtsquellen zu verwiſchen, auch durch die hiſtoriſch-kritiſchen Arbeiten eines Eichhorn und Gabler dem vulgären Rationalismus mit ſeinen natürlichen

Erklärungen biblischer Wunder Thür und Thor geöffnet war, stand in den ersten Dezennien unsers Jahrhunderts fast die gesamte theologische Welt dem Alten Testamente äußerst kühl gegenüber. Der erste Alttestamentliche Professor in Berlin, de Wette, war nicht geeignet gewesen, auf der jungen Universität einer andern Anschauung Bahn zu brechen, da er, abgesehen von seinen kritischen Verdächtigungen der Glaubwürdigkeit alttestamentlicher Bücher, durch die reichliche Benutzung des Mythusbegriffs die Zuverlässigkeit der biblischen Berichte noch von einer neuen Seite in Frage stellte. Auch Schleiermachers abfällige Beurteilung der Alttestamentlichen Religion war nicht dazu angethan, die Studenten zum fleißigen Forschen in ihren Urkunden anzuregen. Stand doch in dem gleichzeitig mit dem Tholuckschen Büchlein, 1821, erscheinenden Hauptwerke Schleiermachers „Der christliche Glaube“ (§ 8, 4) zu lesen: „Das Judentum zeigt durch die Beschränkung der Liebe des Jehovah auf den Abrahamischen Stamm noch eine Verwandtschaft mit dem Fetischismus, und die vielen Schwankungen nach der Seite des Götzendienstes hin beweisen, daß während der politischen Blüte des Volks der monotheistische Glaube noch nicht festgewurzelt war und sich erst seit dem babylonischen Exil rein und vollständig entwickelt hat.“

War nun Tholuck von dem Minister ausdrücklich behufs Vertretung einer positiveren Auffassung des Alten Testaments zur Habilitation veranlaßt worden, so lag es nahe, daß er das Verlangen trug, seiner Stellung zu diesen Fragen noch für weitere Kreise Ausdruck zu geben, als die Universitätshörsäle es gestatteten. Daher schrieb er seine „Apologetischen Winke“.

„Es hat sich in den letzten Dezennien fast allgemein, wie in der Theologie, so im gemeinen Leben, der Irrtum verbreitet, als sei das Studium des Alten Testaments für den Theologen, und die erbauliche Lesung desselben für den Laien entweder ganz unnütz oder wenig förderlich. — Mit besonderer Rücksicht auf den Theologen wollen wir daher in diesem Schriftchen andeutend entwickeln: 1) Wie wichtig das Studium des Alten Testaments wäre, auch wenn es nicht mit dem Neuen Testament zusammenhinge. 2) Wie tief und wie weise

die Führungen und Institute der Israeliten eingerichtet waren. 3) Wie der Neue Bund so ganz auf dem Alten ruht, und wie Christus der Kern ist des ganzen Alten Testaments."

So, vorredelos, hebt Tholuck seine Schrift an und führt den Leser sofort mitten in die Betrachtung hinein. Wir folgen seinen Gedanken.

Die erste Behauptung lautete, daß das Alte Testament auch abgesehen von seiner Beziehung zum Christentum des ernsten Studiums wert sei. Denn, so führt Tholuck aus, „es" stellt sich zunächst als eine völlig einzigartige Erscheinung dar. Ohne Bedenken wechselt nun hier Tholuck in einer ihm zuweilen eignenden logischen Unbestimmtheit mit den Begriffen „Altes Testament", „Inhalt desselben", „Alttestamentliche Geschichte", beziehungsweise „jüdisches Volk" und „jüdische Religion" fortwährend ab. Das jüdische Volk, von dem das Alte Testament handelt, ist ein Unikum unter den Völkern, so würde der Satz eigentlich zu formieren gewesen sein. Jahrhunderte, mehr als ein Jahrtausend hindurch, zeigt Israel, während andre Nationen wachsen und vergehen, dasselbe Gesicht. Und zwar nicht verknöchernd und versiechend, sondern: sei es einheitslos unter den Richtern, oder blühend in den Höhezeiten Davids und Salomos, zerspalten unter den Königen, zertreten im Exil, oder unter den Makkabäern sich zu der heroischen Kraft des Altertums aufschwingend, — immer und unter allen Umständen erduldete es alle Katastrophen, welche Völker betreffen können, in rüstiger Kraft. Woher die Quelle dieses eisernen, beharrlichen Sinnes? Wir müssen sagen: aus der Erhabenheit seines Gesetzes. Schon Josephus sagt mit Recht: Moses machte nicht die Frömmigkeit zu einem Teil der Tugend, sondern alle Tugenden machte er zu Teilen der Gottesfurcht.

„Nächst der Selbständigkeit des hebräischen Volkes ist sein schon vielgepriesenes Alter verehrungswürdig," fährt Tholuck fort. Dies Alter bedingt auch die Zuverlässigkeit seiner Traditionen über die Urzeit des Menschengeschlechtes. „Mag auch das, was Moses aus der Zeit vor den Patriarchen heraufholt, in ein dunkles Gebiet fallen, wo Tradition gestaltet und verstaltet hat, so wird doch keiner die hohen Wahrheiten ableugnen können,

welche die Kapitel über Schöpfung und Sündenfall enthalten, und keiner das echthistorische Kolorit verkennen, das in der Geschichte der Patriarchen sich zeigt." Interpolatoren hätten ganz anders erzählt, eingewoben und beschönigt, als das Alte Testament es thut. Der Geist seiner Geschichtschreibung ist der lebendigste Sensus Numinis: in der Leitung der Menschengeschichte waltet ein heiliger, gnädiger, vergeltender Gott. Das ist auch der Trost und die Kraft des einzelnen Frommen. In den Psalmen sehen wir nicht ein keckes Ringen mit finstren Gewalten, sondern Prüfung und Bewährung in Demut und Glauben — und diese Gesinnung währte bei den gottseligen Israeliten dreizehn Jahrhunderte hindurch! „Ein Sokrates nur steht im ganzen Altertum, der sich reich wußte durch seine Armut, und o daß er auch das skeptische Lächeln hätte verbannen können, welches vom Stolz auf seine Demut zeugte! Es gibt einen Tiefsinn, der daneben gräbt, und eine Einfalt, die den Himmel erobert.... Ehe ich gedemütiget ward, irrete ich, nun aber halte ich dein Wort — eine solche Sprache der Demut erschallte in dem ganzen stolzen Griechenland nicht."

II. Wie weise und tief die Führung und die Religionsinstitute der Hebräer waren (S. 14—24). Was zunächst die Führungen Israels betrifft, so gilt hier der Leibnizische Kanon: „Wahre Philosophie ist in der Geschichte enthalten." „Die Sprache des Schicksals ist die geheimste Gottessprache an jedes einzelne Menschenherz; Dogmatik und Ethik wurden also den Israeliten gelehrt in ihren Führungen." — Was sollte es bedeuten, wenn unter allen Nationen Gott nur eine, nur Israel wählte? Und warum kamen andre Völker ohne Leitung fast ebenso weit? In bezug auf die zweite Frage, auf welche Lessing antwortet: Wird Erziehung darum wertlos erscheinen, weil es geschieht, daß Naturkinder Kinder der Erziehung fast erreichen, wenn nicht überholen? — ist zunächst zu sagen, daß ihre Voraussetzung eine irrige ist. Kein Volk hat wirklich die Hebräer eingeholt in dem, was das Wesentliche war und ist, in demütig treuer Gotteserkenntnis; denn alles andre ist Flitterwerk. Und ferner sind Völker, deren Auge nicht einfältig ist, ganz untüchtig zu göttlicher Offenbarung, — weder die Phantasie der Inder, noch die Eitelkeit und Spekulation der

Griechen, noch der Hochmut der Römer hätte eine Offenbarung aufnehmen können, ohne sie zu verunstalten. Israel nun ist von Gott erwählt worden, damit durch Gesetz und Propheten in seinem Schoße der Monotheismus, die Kenntnis von dem einen und von dem heiligen Gott erhalten würde. Nicht daß die andern Geschlechter der Erde völlig von Gott verlassen gewesen wären: überall treffen wir auf göttliche Stamina der Uroffenbarung, überall einen zeremoniellen Kultus und Opferdienst, der auch in Israel der Anbetung im Geist und in der Wahrheit voraufgehen mußte. Aber keinem Volke predigten seine Institutionen so laut: Sünde! Sünde! Kein Grieche hätte je mit dem Psalmisten sagen können: meine Seele ist stille zu Gott! — ewige Ebbe und Flut bewegten ja das ermattende Herz, wenn selbst ein Gott gegen den andern die Elemente zum Gerichte rief.

Israels Gesetz band auch das widerstrebende Volk an den gewaltigen, heiligen Jehovah, — und dieser Jehovah war ein Gott — auch der Liebe. So milde und humane Bestimmungen gegen Fremde, Witwen, Waisen, ja gegen Tiere kennt keine Gesetzgebung des Altertums, wie die mosaische. Und wenn dieses ganze Gesetz auch nur Hülle war und um die Zeit Christi immer dürrer und saftloser wurde, so brach doch da endlich die geflügelte Psyche durch die gealterte Puppe, und hob ihre Schwingen zum Himmel. Bis dahin aber sandte Gott die Männer, welche dem Volke seine Führungen und Institutionen deuten sollten: die Propheten, deren göttliche Erleuchtung über allen Zweifel erhaben ist. Ihre eigne Gegenüberstellung der ohne Gottes Auftrag gekommenen Lügenpropheten, und ihre Berufung auf die Erfüllung der ihnen gegebenen Weissagungen macht ihre Sendung durch Gott gewiß. „Verkehrt ist also die neumodische Ansicht derer, welche nichts als Demagogen und Poeten in den Propheten sehen wollen. Jesajas war so wenig Kriegsminister bei Hiskias, als Tiresias bei Ödipus, oder der Bramahne Bidpai Staatskanzler des weisen Dabschelim von Indien; und noch wunderlicher klingt es, „wenn einige von Hofpropheten reden, wie von Hofkomödianten."

„Wir gehen nun zum dritten und wichtigsten Punkte über, zu zeigen (S. 25—51):

III. Wie durchaus der neue Bund auf dem alten ruht, und Christus der Kern ist des ganzen Alten Testaments; denn: non sapit vetus Scriptura, si non Christus in ea intelligatur (Aug. Tr. 9 in Joh.)" (Das Alte Testament schmeckt nicht, wenn Christus darin nicht erkannt wird.) Dreierlei führt der Verfasser zur Begründung dieser Behauptung an. Zunächst beruhen die Grundzüge aller neutestamentlichen Moral auf dem A. T. und seinen Ideen. Das Christenleben wird durch die Grundtöne: Demut, Glaube und Liebe bestimmt. Von diesen dreien liegt Ahnung und Element im Judentum, und von den ersten beiden nur im Judentum. Der animus demissus, humilis, fractus (der gebeugte, demütige, gebrochene Sinn), den Heiden ein Laster, ist den Juden die echte Stimmung des Gemütes; und während die Heiden die elatio animi, den θυμὸς ἀγαθός, den hohen Mut, lobpreisen, heißt es in der Ökonomie des Israelitengottes: Den Hoffärtigen widerstehet er, aber dem Demütigen gibt er Gnade. Die orientalischen Naturreligionen dagegen bringen es nicht zur Demut, sondern nur zu einer schwärmerischen Selbstvernichtung um Gottes willen. — Auch der Glaube ist eine Idee, die dem Heidentum ganz fremd war. Auf dem Glauben aber beruht die großartige Auffassung einer Bundesschließung zwischen Gott und dem Menschen. „Welch ein Gedanke: Gott schließt mit dem Menschen einen Bund! Ein verwegener Gedanke, wenn er erfunden, ein hoher, wenn er gegeben ist, sagt Georg Müller." Endlich ist auch die Liebe eine Säule der hebräischen Religiosität, nach ihrem Grundgebot, 5. Mos. 6, 7: Du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Vermögen, und Deinen Nächsten als Dich selbst.

Aber auch die Dogmatik des Christentums wurzelt im Alten Testamente; mehr oder weniger alle Lehren der christlichen Kirche. Den Beweis dafür will der Verfasser hier nicht führen, sondern sich nur auf eine Bemerkung über die Geschichte der alttestamentlichen Dogmen beschränken. Unleugbar erschienen, meint Tholuck, mehrere religiöse Lehren erst im Laufe der Zeiten, namentlich erst nach der Gefangenschaft. Sind nun diese, die Lehren von der Unsterblichkeit, der Auferstehung, dem Weltgericht, den Dämonen, alle von fremden Nationen erborgt? und

wenn das, sind sie darum falsch und märchenhaft? Die Antwort wird lauten müssen: weder schweigen die vorexilischen Bücher von jenen Lehren gänzlich, noch sind die übrigen Religionen völlig ohne „göttliche Elemente“ gewesen. Daher wohl eine hebräische Geheimlehre angenommen werden muß, „welche unter den Weiseren sich in Überlieferung fortpflanzte und nur hie und da durchschimmert in allgemeinen Lehrschriften.“ Wie nun die Heiden, nach dem von Creuzer gelieferten Beweise, da das Christentum alles zu überwältigen drohte, aus ihren Mysterien ans Tageslicht zogen, was irgend dem Christentum analog war, hie und da es wohl auch den christlichen Lehren adaptierten, so „scheint durch göttliche Leitung auch das Judentum in so nahe Berührung mit den persischen Lehren gekommen zu sein, daß, was lange im Dunkel geheimnisvoller Fortpflanzung gelehrt wurde, damals ans Licht trat, an den persischen Lehren sich noch aufklärte und vervollständigte und so zur Grundlage diente für die neue Ordnung der Dinge, welche Christus begründete.“

Der letzte Berührungspunkt zwischen dem Alten und dem Neuen Testament liegt in den Weissagungen. Tholuck unterscheidet „solche, die im allgemeinen sich auf die Zeit des Christentums, des Himmelreichs auf Erden beziehen, und solche, die bloß von der Person des Herrn handeln.“ Nirgends hat eine schematische und unhistorische Auffassung mehr geschadet, als in der Beurteilung der alttestamentlichen Weissagungen. Gott, „der die Wasser misset mit der Faust, und fasset den Himmel mit der Spanne, hat auch abgegrenzet die Zeiten der Erkenntnis; und wenn nur nach Jahrtausenden, Tropfen an Tropfen gereiht, sich der Eimer füllt, müssen wir denken, daß tausend Jahre vor Ihm sind wie ein Tag; und wer ist, der Ihm Verstand gebe, und lehre Ihn den Weg des Rechts?“ So finden wir, daß nur allmählich der Begriff eines Gottesreichs, und nur allmählich der Begriff eines Tages des Gerichts, und nur allmählich der Begriff eines geistigen Königs von Israel unter dem Volke Gottes sich entwickelte. Zwar nicht schon Eva (1. Mos. 4, 1) meinte den Messias geboren zu haben, aber Jakob und David und Jesaja glaubten ihn nahe, jener in seinem Segen, 1. Mos. 49, David in den zweifellos messianischen Psalmen 2 und 110, Jesaja nach Kap. 9, 1 ff. und

Kap. 53, da er den Erretter in leidender Gestalt erblickte. Ebenso geht die Erkenntnis von dem zukünftigen Messiasreiche ihre parallele Entwickelung, nur daß hier „perspektivisch“ noch zusammengeschaut wird, was in der Erfüllung durch lange Zeiträume getrennt zur Verwirklichung kommt. So ist die ganze Hoffnung Israels Christusvoll. Im Grunde aber liegt auch in dem gesamten Ritus, ja in der Geschichte der Israeliten eine typische und symbolische Hindeutung auf das Neutestamentliche Gnaden- und Herrlichkeitsreich. Zwar liebt der Morgenländer überhaupt die intuitive Lehrweise. „Kalt und nur eine Seelenthätigkeit, das Denken, ansprechend, steht ihm alle diskursive Lehre unerfreulich gegenüber. Wie die Natur, ohne ruhige Gesetzmäßigkeit sich entfaltend, im Oriente ewig sproßt und schwillt, so der Orientale auch in seiner Lehrart. Er gibt ein volles, mit tausendfachem Stoffe gesättigtes Bild hin, und noch eins und wiederum eins, ohne Blatt für Blatt den reichen Kelch zu zergliedern. Darum wird bei ihm Spekulation zur Poesie, Geschichte zur Mythe, Religion zum Symbol.“ Allein das Eigentümliche des Judentums ist es, daß in diesen Symbolen großenteils bestimmte, wenn auch unbewußte Andeutungen auf das Kommende lagen, so daß also die Symbole nicht bloß Abbilder waren, sondern auch Vorbilder. Da aber ältere Theologen in dem Punkte weit ausschweiften, so gebührt es sich, eine feste und freie Ansicht über die Typen des A. T. zu bilden, welche auch von den Neueren nicht erschüttert werden kann. Dies wird geschehen, wenn man Idee und Faktum, bewußt und unbewußt unterscheidet. Man untersuche, ob das Faktum an sich bei den Hebräern die Idee wecken sollte, daß einst ein gleiches Faktum am Messias stattfinden werde, oder ob sie nur mit den Ideen, so durch Fakta (wie die Aufrichtung der Schlange) und Gebote (wie die verschiedenen Sündopfer) dargestellt wurden, vertraut werden sollten. Es scheint das letztere, denn nirgends finden wir Spuren, daß Moses, daß sein Volk gerade die bestimmten Vorstellungen vom kommenden Messias hatten. Dann aber können wir die Typen auch nicht als bewußte annehmen, und es gilt von der Allgemeinheit der Typen nur, was H. Lehmus in seiner Zuschrift an Harms (S. 48) sehr richtig von den Weissagungen bemerkt: „Das ganze Judentum ist im

eigentlichſten Sinne Weisſagung, und die einzelnen Stellen ſeiner heiligen Bücher ſind nur der höchſte Ausdruck des ſein ganzes Weſen beſeelenden Geiſtes.“ Weiter gehe man nicht; man halte ſich ſtets im Gebiete der Anwendung, alſo der ſpäteren Ausdeutung der unbewußt über ſich ſelbſt hinausweiſenden Geſchichten, Einrichtungen, Ausſagen, und bleibe ſich deſſen bewußt.

Den Schluß bildete eine praktiſche Verwertung der ausgeſprochenen Gedanken. „Mögen alle diejenigen, welche Arbeiter werden wollen in dem ſehr verwüſteten Weinberge des Königs der Himmel, auch die Bücher des A. B. mit dem Eifer und dem heilig ernſten Sinne leſen und aufnehmen in ihr Gemüt, mit dem ſie aufgenommen zu werden verdienen, damit zu den Bibeln, welche die ehrwürdigen Bibelgeſellſchaften verteilen, auch Philippi hinzutreten, welche aufſchließen, was der Geiſt in dunklem prophetiſchen Wort geredet, und das wunderbare Licht des Morgenſternes deuten, der an dunklem Orte glänzt. — Die Zeit, da die heilige Schrift mit Füßen getreten ward, iſt vorüber; allein man hüte ſich auch, über die Schrift hinwegzuhüpfen. Man nahe ſich der Schrift als einem Vielen hochheiligen und werten Buche, alſo mit heiligem Ernſte, um in bezug auf ſein eignes Herz zu prüfen, ob ſie Wahrheit enthält .... Und vorerſt überſehend alles, woran der Verſtand ſich ſtößt, prüfe man nur, was das eigne Herz betrifft; iſt dies erſt als wahr und gewiß erkannt worden, dann wird der Hunger nach einem Heilande und nach himmliſcher Kraft entſtehen, ohne die nimmer der Menſch heilig und rein werden kann. Und hat man ſo den felſenfeſten Glauben errungen, die Worte des Heilandes ſind göttlicher Autorität, ſo wird auch alles, was ſonſt die Bibel enthält, höhere Bedeutung bekommen, und ein Geiſt der Auslegung wird ſich finden, den alle kritiſch-philologiſche Kommentare unſrer Zeit nicht haben, ſondern der, welcher die Väter der Kirche in den erſten Jahrhunderten und welcher einen Calvin, Luther, Melanchthon geleitet hat und in die Tiefen geführt, die allein der Geiſt Gottes erforſcht. Wohl ſagt der edle Baco von Verulam, auch einer von jenen genialen Geiſtern, die ſich unter das Evangelium beugten, wahr: Die ſpekulative Philoſophie gleicht der Lerche, die

trillernd und wirbelnd sich hoch in die Lüfte schwingt, aber mit nichts herabkommt; dagegen die praktische dem Falken vergleichbar ist, der nur in die Wolken steigt, um Beute zu holen. — Wo kann aber ein Mann der Sehnsucht (der alte Zeuge Amos Comenius dankte Gott, daß er von Jugend auf sei gewesen ein vir desideriorum) Genüge finden in dem Treiben und Ringen unsrer Zeit nach unfruchtbaren spekulativen Höhen, wo das Herz nicht voll und das Gemüt nicht warm wird. Jeder, der erfahren hat, was dem menschlichen Herzen allein not thut, wird mit Epikur ausrufen: *χάρις τῇ μακαρίᾳ φύσει, ὅτι τὰ ἀναγκαῖα ἐποίησεν εὐπόριστα, τὰ δὲ δυσπόριστα οὐκ ἀναγκαῖα*, Dank der Natur, daß sie das Notwendige leicht, das Schwere aber nicht notwendig machte. Und Moses spricht 5. M. 30, 11: „Denn das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im Himmel, daß du möchtest sagen: wer will uns in den Himmel fahren und es uns holen, daß wir es hören und thun? Es ist auch nicht jenseit des Meeres, daß du möchtest sagen; wer will uns über das Meer fahren und es uns holen, daß wirs hören und thun? Denn es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuest.“—

Man wird sich nicht verhehlen können, daß die vorstehend im Auszuge wiedergegebenen und in den ersten zwei Abschnitten von uns in eine gewisse logische Ordnung gebrachte Arbeit deutliche Spuren der flüchtigen Konzeption und einer gewissen Unreife an sich trägt, der es oft mehr um allerhand Kuriositäten, als um die strenge Entwickelung der Gedanken zu thun ist. Wenn die christliche Dogmatik als im alten Testamente wurzelnd nachgewiesen werden sollte, warum das nicht vielmehr an einigen Hauptlehren erläutern, anstatt den Wunderlichkeiten einer eingebildeten hebräischen Geheimlehre nachgehen, die zu den Zentraldogmen des Christentums nur in mittelbarerem Zusammenhange stehen? Auch von Widersprüchen zwischen einigen Ausführungen des dritten und des zweiten Teils, — nur unbewußt vorhandene Typen und erfüllte klare Weissagungen der Propheten —), sowie innerhalb des dritten Abschnitts selbst (— Psalm 2 und 110, sowie jesajanische Aussprüche direkt

messianisch aufzufassen, und doch nur Typen! —) ist das Büchlein nicht frei.

Dennoch bot die Wärme der Ausführung und die im allgemeinen positive Stellung zur h. Schrift alten Testamentes einen Fortschritt gegenüber den herrschenden rationalistischen Anschauungen der, der in den Kreisen der Gläubigen mit freudigem Danke begrüßt wurde. Reifere Arbeiten über dieselben Fragen setzte Tholuck später an die Stelle dieses Erstlingswerkes. Aber als eine That entschiedenen Bekenntnisses ist auch dieses zu bezeichnen und als solche von den Zeitgenossen angesehen worden.

„Die Winke über das Studium des alten Testaments", schrieb ihm der berühmte Orientalist Prof. Rosenmüller in Leipzig am 3. Juni 1821, „habe ich mir voller Zustimmung gelesen, und es ist zu wünschen, daß sie von recht vielen angehenden Theologen beherzigt werden mögen. Sobald der Druck meines Kommentars über die Genesis beendigt sein wird, werde ich die Ehre haben, Ew. Wohlgeboren durch meinen Verleger ein Exemplar als ein unbedeutendes Gegengeschenk übermachen zu lassen. Ich empfehle es", setzt der ehrwürdige Veteran in dem Briefe an einen Anfänger hinzu, „Ihrer gütigen Aufnahme und Anerkenntnis der Gesinnungsgemeinschaft. Meine Absicht war vornehmlich, außer einer vollständigeren philologischen Erklärung und Begründung des Wortsinns, mit dazu beizutragen, daß der Spielerei, welche man mit den sog. Urkunden der Genesis und der Zerstückelung des Buches in dieselbe so lange getrieben, und wodurch die Beschäftigung mit demselben nachgerade jeden geraden Sinn anekeln mußte, einmal ein Ende werde, indem ich gleich Ihnen zu zeigen bemüht war, daß die Genesis ein von Mose verfaßtes, in sich genau zusammenhängendes und für den Plan des ganzen Pentateuchs unentbehrliches Buch sei, und daß es so, auch aus bloß rationalistischen Prinzipien betrachtet und behandelt, ohne Beziehung auf die Geschichte einer Offenbarung, seinem größten Teil nach die größte historische Glaubwürdigkeit habe."

Auch der milde Baumgarten-Crusius in Jena gab Tholuck seine Zustimmung zu erkennen. „Ich bin lange in Zögerung gewesen," schrieb er am 24. Juni 1821, „würdiger

Herr und Freund, da ich so vielen Dank zu sagen hatte, für ein Wohlwollen, das ich noch zu verdienen hoffe, für den freundlichen Ausdruck desselben, und für das anziehende und werte Geschenk, das Sie mir gemacht haben... Soll die Theologie wieder wirksam und ehrenhaft werden, so muß das wissenschaftliche Leben in erneuter Art sich mit dem frommen Sinne vereinen, der, glücklich genug für diese Neige der Zeit! wieder aufgelebt ist, der seine Scheingestalten hier und da haben mag, die aber der Pöbel, da und dort, nicht lästern soll."

Die wert- und gehaltvollste Aufmunterung ging dem jungen Autor von dem großen Symboliker und Mythologen Creuzer in Heidelberg zu. Derselbe schrieb am 5. August 1821: „Es ist mir lange nichts so Erquickliches zu teil geworden, als Ihr Buch und Ihr Brief. Ich danke Ihnen auf das herzlichste für beides..... Bereits habe ich mein Publikum auf Ihr Werk in der Vorrede zum 4. Band der Symbolik, der soeben erschienen ist, aufmerksam gemacht. Sie werden aus dieser Vorrede ersehen, wie ich in der Annahme einer ursprünglichen reineren Religion mit Ihnen übereinstimme, und wie ich indigniert bin über das neologische Treiben derer, die alle supernaturalistischen Elemente aus der Bibel hinwegschaffen wollen. Daß diesem Verfahren ernstlich und kräftig entgegengearbeitet werde, ist mir eine wahre Angelegenheit. Darum heiße ich Sie und Ihr Buch doppelt willkommen. Es thut not, daß diejenigen, welche die Überzeugung hegen, daß der Mensch ohne Gottes Hilfe elend sei, sich vereinigen und ohne Menschenfurcht, wie ohne Furcht vor den rezensierenden Zeitungen, welche fast durchaus in den Händen jener Neologen sind, mit allen ernstlichen Mitteln und gelehrten Waffen jenes seichte und bodenlose Wesen zu zernichten sich bemühen. Ich freue mich daher, auch hier jetzt zwei junge Gelehrte angestellt zu sehen, die mit uns dieselbe Gesinnung hegen. Es ist dies der Prof. extraord. Theologiae Dr. Ullmann und Prof. der orientalischen und biblischen Litteratur Dr. Umbreit. Letzterer ist Schüler und Freund des vortrefflichen Herrn von Hammer, und ich hoffe, er wird sich entschließen, von Ihrem mir auch gütigst übersandten ‚Ssufismus' in den Heidelberger Jahrbüchern (worin sonst so viel Neologie spukt) eine gründliche Anzeige zu machen. Die Übereinstimmungen

der Lehrsätze und Lehrformen zwischen den orientalischen Religionsphilosophen und den Platonikern hat immer meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Daß Sie nun die Platoniker selbst verglichen und die Parallelstellen nachgewiesen, ist mir außerordentlich belehrend und angenehm, und ich gedenke von Ihren Belehrungen für den Plotinus noch recht viel Nutzen zu ziehen, dessen Edition mich nun im nächsten und folgenden Jahre beschäftigen wird. Ich bedarf solcher Helfer, wie Sie, Herr v. Hammer und Silvestre de Sacy."

Mit jubelndem Enthusiasmus nahm Freund Sontheim in Thorn das Buch hin. Er schreibt: „Deine ‚apologetischen Winke' haben mich fast zu Thränen gerührt; ich habe es schon fünfmal gelesen und will es so lange lesen, bis ich die Hauptsachen auswendig weiß. Nichts freute mich so sehr als die Worte: ‚Ein unpersönlicher Gott ist kein Gott', ‚Jeder weiß nur so viel, als er ist' und dann vor allem andern ‚wo das Ungöttliche durch das Göttliche überwunden wird, wird das Ungöttliche nicht vernichtet, sondern geheiligt durch das Göttliche'! Letzteres bezieht sich ganz auf mich. O Du lieber guter August, schicke mir doch mehr solcher Geistesspeise!!"

Weniger einverstanden im einzelnen, wenn auch mit der Grundtendenz übereinstimmend, äußerte sich Stier — und seine Bemerkungen sind charakteristisch, da sie die Differenz, die zwischen beiden Theologen bis zu Ende bestanden hat, schon jetzt deutlich formulieren. Stier schrieb dem Freunde am 14. Juni 1821: „Dein Buch hat mich sehr erfreut, und ich danke dem Herrn dafür, der auch diese Stimme, als aus ihm geredet, in Seinen großen Plan mit eingerechnet hat und segnen wird zu Seiner Ehre. Von dem Vielen, worin wir ja beide durch Ihn eins sind, von der Hauptsache also darf ich weiter nichts sagen, als eben dies. Das versteht sich von selbst. Also nur etwas von dem, worin ich Dich noch nicht ganz verstehe.

„Und da dünkt mich denn zuvörderst, daß Du den Heiden bei alledem doch noch zu viel nachgibst und einräumst — mehr als Du nötig hättest. Mißverstehe mich nicht, Geliebter, als wollt' ich, nach alter böser Weise, etwa Eifer und rauheres Entgegenreden. Nein, ich meine nur, daß man auch in aller Liebe und Demut dennoch den Ungläubigen noch bestimmter, noch

feſter gegenübertreten könnte und zeugen davon: daß hier Göttlichkeit iſt ganz und gar, dort aber nicht!

„So einverſtanden ich auch mit Dir bin über den Satz S. 43, über das Anſchließen und Eingehen des Göttlichen ins Menſchliche und Zeitliche, nach dem Rate der Offenbarung — denn wer müßte das nicht zugeben aus Begriff und Erfahrung? — ſo kann ich mich doch noch nicht entſchließen, dieſen Satz nun in der Anwendung ſo weit auszudehnen, als Du es zu thun ſcheinſt. Du weißt meine Denkart hierüber von früher. Ich möchte z. B. was Moſes, vom göttlichen Geiſte geleitet, niedergeſchrieben hat, nicht Tradition nennen. Und wenn Du das Wort auch in noch ſo beſchränktem Sinne nimmſt, doch drückt es hier zu viel Menſchliches aus, und gibt Ähnlichkeit mit Dingen, die doch davon verſchieden ſind, wie Nacht und Tag. Hier ſag' ich mit Meyer: ob Moſes äußerlich aus alter Überlieferung geſchöpft oder nicht, gilt mir ganz gleich — wenigſtens ſchöpfte er zugleich innerlich in Auffaſſung des Überlieferten aus dem Geiſte der Wahrheit, der ihn in die Vergangenheit ſchauen ließ, wie die Propheten in die Zukunft. Und vor dieſer höheren Quelle verſchwindet dann natürlich die niedere ſo, daß es eigentlich ebenſo gut iſt, wenn man bloß die höhere nennt und die niedere gar nicht. Wenigſtens ſo viel leg' ich der Eingebung bei, daß Moſes nichts von Tradition Verſtaltetes ſo verſtaltet aufſchreiben konnte.

„Das ganze A. T. ſpricht beſtimmter und anmaßender von ſeiner unmittelbaren Göttlichkeit als das Neue — hie und da in Wort, deſto mehr aber — und darauf kommt's doch eigentlich an — in Geiſt, Sinn und Anlage. Und Jeſu Anerkennung und Beſtätigung umfaßt auch ebenſo ſtreng das Ganze. Hier entweder gänzliche Anerkennung oder Leugnung — Mittelwege gibt's nicht.

„Der andre Punkt, der hierin beruht und in dem ich Dir nicht beipflichten kann, iſt Deine Theorie von allmählicher Entwickelung der Weisſagungsvorſtellungen — ſowie ich ſie bis jetzt aus Deinen Andeutungen verſtehen kann. Willſt Du damit bloß ſagen: Allmählich hat Gott immer mehr kundwerden laſſen, immer heller und genauer offenbart im Fortgang der Zeit, ſo verſteht ſich das von ſelber, und kann nie-

mand widersprechen. Willst Du aber hier wieder der menschlichen Seite noch zu viel lassen und es als förmliche Entwickelung menschlicher Ideen nach menschlicher, und bei der andern Menschheit gesetzlicher Weise, freilich unter Gottes Leitung ansehen, — so glaub' ich jetzt noch: es ist mehr! Alle Weissagung im A. T., d. h. wenigstens alle in den heiligen Büchern aufgezeichnete — denn daran sich hängende übrige Volksvorstellungen, die nun erst in Auffassung dieser Offenbarung sich gestalten, gehn uns hier nichts an — alle Weissagung des A. T. von Anfang bis Ende ist mir gar nicht menschliche Idee, unter Gottes Leitung, sondern immer und ohne Ausnahme unmittelbar von Gott Gegebenes, das die Empfangenden nur aussprechen, ohne daß hier der menschlichen Auffassung ihre Einflüsse zur Unvollkommenheit gelassen werden. Ist es so, dann kann man auch gar nicht von Entwickelung der Ideen in Volk und Propheten reden, sondern bloß von Entwickelung des Planes Gottes in der Kundmachung und immer weiteren Enthüllung. Die frühere Weissagung kann unbestimmt sein, aber nie wesentlich ungenau, so daß irgend etwas daran wirklich falsch und nur der menschlichen Auffassung zuzuschreiben wäre. Sondern auch die unbestimmteste Hindeutung ist dennoch aus der tiefen klaren Fülle des Allverständnisses heraus gesprochen und läßt sich vor dieser auch vollkommen rechtfertigen."

In der Annahme einer hebräischen Geheimlehre stimmte seltsamer Weise Stier mit Tholuck überein; er zieht hierfür Ps. 51, 8 heran: Du lässest mich wissen die heimliche Weisheit.

Die dritte litterarische Arbeit, der sich Tholuck unterzog, wurde von Neander veranlaßt. Derselbe beabsichtigte eine Zeitschrift herauszugeben, welche in einer Reihe von „treffenden und lebensfrischen Bildern" die verschiedenen Spiegelungen darstellen sollte, in denen die eine Wahrheit aus Gott in den Herzen verschiedener Gläubiger aller christlichen Jahrhunderte sich darstellte. Aus der Geschichte des christlichen Lebens sollten „einzelne Persönlichkeiten, bestimmte Richtungen und Tendenzen und bedeutsame Erfolge und Einwirkungen des Christentums heraus-

gehoben, und in speziellen, bald biographisch, bald allgemein gehaltenen Schilderungen die umgestaltende und erneuernde Kraft des Evangeliums sowohl an den einzelnen als auch an ganzen Völkern, sowie an den aus dem Christentum hervorgegangenen neuen Schöpfungen gezeigt werden."[2]) So entstanden in den Jahren 1822—24 die drei Bände der Neanderschen „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christentums und des christlichen Lebens."

Die Reihe dieser Bilder sollte als Einleitung ein Rückblick auf die religiös-sittlichen Zustände unter der Herrschaft der heidnischen Religionen eröffnen, welche jenen christlichen Schilderungen als wirksame Folie zu dienen geeignet wären. Neander gewann für diese Arbeit seinen jungen Kollegen Tholuck, für den es eine ehrenvolle Auszeichnung sein mußte, mit dem berühmten Kirchenhistoriker vereint vor die wissenschaftliche und gebildete Welt zu treten.

Am 22. Oktober 1822 schrieb Tholuck die letzte Zeile an dieser Arbeit; und in der Vorrede zu den „Denkwürdigkeiten" vom 24. Oktober führt Neander seinen Freund mit den wohlwollenden Worten ein: „Als Einleitung zu den hier folgenden Schilderungen dient die den unsittlichen Charakter des Heidentums darstellende Abhandlung unsres werten Herrn Kollegen Tholuck, welcher der Ausführung dieses ihm zuerst bekannt gewordenen Planes sich mit Liebe angeschlossen hat."

Der eigentliche Titel, den Tholuck seinem Werke gab, lautete: „Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidentums, besonders unter den Griechen und Römern, vom Standpunkte des Christentums aus betrachtet."

Im Vorwort (S. 1—7) orientiert der Verfasser zunächst über den von ihm eingenommenen und für die Leser ihm erwünschten Standpunkt. „Wer oben auf dem Berge steht, blicke nicht bloß auf das Gold, was die Morgensonne auf die Gräser und Blumen zu seinen Füßen schüttet; auch hinter sich blicke er zuweilen hinab in den Grund, wo noch die Schatten liegen, damit er dann desto klarer wisse, daß die Sonne eine Sonne ist." Daß im Heidentum sich dem Kenner Greuel offenbaren werden, liegt auf der Hand. „Zu segnen ist folglich diese Abhandlung nicht gekommen, d. h. sie kann nicht aufs Lob aus-

gehen. Es liegt nicht in ihrem Zwecke, — was gleichfalls billig ist — zu zeigen, wo auch innerhalb des Heidentums Gott offenbar wird; ihr Zweck ist darzuthun, daß das Heidentum als solches das Bild Gottes im Menschen nicht herstellte, sondern schändete. Niemand wolle also den Verfasser der Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn er nicht jedes göttliche Samenkorn, deren auch ihm so manche im Heidentum aufstießen, hier vor Augen legt. Er wird da, wo die Erwähnung des Guten des Heidentums genau mit dem Bösen zusammenhängt, nicht jenes verschweigen. Denn der Spiegel des Christentums braucht nicht erst andre Spiegel mit Gifthauch und Verleumdung anzuhauchen, damit er selbst für klar gehalten werde."

„Allein noch ein andrer Vorwurf", fährt Tholuck fort, „der gleich hier an der Spitze berücksichtigt werden muß, könnte gegen eine Betrachtung wie die vorliegende erhoben werden, daß nämlich ein schon oberflächlicher Blick in die Geschichte der Christenheit eine nicht geringere Verderbnis sehen läßt, als die hier geschilderte des Heidentums, zu geschweigen, was dann laut würde, wenn die Wände aller christlichen Paläste und alle Klostermauern reden dürften. Man wird behaupten wollen, wenn man Byzanz' Chroniſten und Frankreichs Moniteur der 90er Jahre, wenn man der Ludwige chronique scandaleuse und der Alexander VI. und Cäsar Borgias annales ecclesiastici plündern wollte, ein noch weit grelleres Gemälde menschlicher Verworfenheit zeichnen zu können. Und zwar leugnen wir dies nicht. Hat der Herr gesagt, daß es Tyrus und Sidon erträglicher ergehen werde als Chorazin und Bethsaida, so sagen auch wir es. Hier fragt es sich aber nicht, was der mit Wasser getaufte Christ besser sei, denn der Heide, sondern der mit Geist und Feuer getaufte; ja es fragt sich nicht einmal, was der oder jener mit Geist und Feuer getaufte Christ vor dem oder jenem Heiden voraus habe, sondern was das Feuer und der Geist, welcher durch Christum die tauft, welche sich ihm ohne Vorbehalt hingeben wollen, bewirken könne und seiner Natur nach bewirke, und auf der andern Seite, was der Geist des Heidentums seiner Natur nach erzeuge. Kommen wir aber ins geschichtliche Gebiet, so werden wir, wo wir die Früchte des Heidentums schildern, auch nachweisen, daß sie wirklich aus dem

Keime der Volksreligion hervorgehen konnten, was jedoch keineswegs dem widerspricht, daß auch einige bessere daraus hätten hervorgehen können, vielmehr die vorliegenden argen Früchte auf die arge Wurzel zurückführt, ohne hier auf die vereinzelten schöneren Früchte (etwa in Pythagoras, Pindar, Sokrates, Plato, Plutarch) Rücksicht zu nehmen. Vergeblich würde dagegen das Geschäft dessen sein, der beweisen wollte, daß das meiste Unkraut, das von Anbeginn an innerhalb dem christlichen Kirchengehege gewuchert hat, aus der Wurzel des Geistes Christi entsprungen sei. Bittres und Süßes quillen nicht aus derselben Quelle. Reimen sich auch Stroh und Weizen zusammen? spricht der Herr. Die Finsternis liebte sich selbst und wollte das Licht, das in sie hineinschien, nicht begreifen; daher kam das Unkraut. Theophilus von Antiochia verglich die christlichen Kirchlein in den weiten Gebieten des Heidentums grünenden Inseln auf dem brandenden großen Ozean. Also hat sich auch innerhalb des Christentums die Gemeinde der Wiedergebornen allezeit verhalten zu den Kindern der Welt. Denn in allen Jahrhunderten sind nur wenige gewesen, welche, erwacht durch ein tiefinnerliches Wecken und Rufen des Geistes Gottes, auferstanden und, ihre Lenden umgürtend und Öl gießend in ihre Lampen, als die Aufgabe des Lebens erkannten und ergriffen die Vernichtigung des Menschen der Sünde bis in die tiefsten Gründe des verderbten Herzens, die tägliche Kreuzigung der Fleisches- und Sinnenlust, das tägliche Ersterben und das tägliche Auferstehen mit dem Erlöser ihrer Seelen. Wo denn aber wirklich solche von Gott gelehrte Menschen, solche priesterliche Seelen, denen er täglich von der verborgenen Weisheit predigt, in der Finsternis standen, da floß auch ein milder Schimmer auf die nächsten Nachtwolken. Denn das Reich Gottes auf Erden blickt wie die Sonne durch die Wolken; man sieht wohl das Licht, aber nicht die Sonne; wenn aber die Wolken hinweg, sieht man Licht und Sonne. Daher ist denn auch allerdings selbst die Christenheit, die den Geist Christi nicht hat, doch noch nicht völlig dem Heidentum vergleichbar. Sie empfängt mehr oder weniger fühlbaren Einfluß von den unter ihr wandelnden Kindern Gottes. Selbst ins öffentliche Leben, in Staatsverhältnisse und Wissenschaft, dringt mehr oder weniger

von jenem geheim waltenden Geiſte ein. Undankbar wahrlich iſt daher auch ſehr der äußerliche Chriſt, welcher die ernſteren Chriſten ſchmäht, da ja dieſe, durch ihre Gebete himmliſche Kraft und Geiſt Gottes herabrufend, Kanäle werden, um unmerklich auch auf die Feinde des Reiches Gottes Segnungen zu verbreiten. Durch das Gegebene iſt nun eben auch der Standpunkt angegeben, wie das angeſehen werden muß, was in dieſer Abhandlung von dem Segen des Chriſtentums geſagt wird, der ſich im öffentlichen Leben der Chriſtenheit im ganzen offenbart."

„Wollte man nun endlich einwenden, daß denn doch die Zahl der geiſtlichen in Chriſtum eingepflanzten Chriſten ſo gar gering geweſen ſei, daß doch durch die Erſcheinung des Sohnes Gottes auf Erden, daß durch die zweite Bewegung der Erde wenig nur gefördert worden ſei, ſo dient erſtens zur Antwort: Alle die Tauſende, die ſtatt der vollen Sonne Strahlen erhalten haben, ſind nicht für nichts zu rechnen. Freilich war's ihr großer Schaden, daß ſie die Sonne nicht ganz aufnahmen, mit andren Worten nicht völlig Chriſten wurden; doch iſt ein Strahl dieſer Sonne noch wärmender als das reichſte Kerzenlicht. Ferner iſt zu wiſſen, daß, wie des Chriſten göttlichſte Früchte, ſo auch die des Chriſtentums im verborgenen blühen. Wie die Natur nur laut iſt, wenn ſie zerreißt, aber ſchweigt, wenn ſie gebiert, ſo wird von der Geſchichte mehr der Mißbrauch göttlicher Kraft gemeldet; aber ihr ſegensreiches Walten weiß nur der Leidende, der erquickt wird, und der Engel, der die getrockneten Thränen zählt. Und wer iſt, der je bei dem Schauſpiel als neugieriger Zuſchauer geſeſſen hätte, was doch unter allen im Reiche Gottes das größte iſt, wenn das Herz gegen ſich ſelbſt in Empörung gerät, und die flackernde Luſt oder der dampfende Groll unter unendlichen, blutloſen Kämpfen ſtill erſtickt wird von dem Thränenſchauer tief in Gott untergehender Demut! Da erſt, ja da, wo nicht einmal das Auge des chriſtlichen Bruders hin blickt, iſt die Herrlichkeit des aus dem Geiſt Geborenen; da dampft ein Weihrauch, der dem Herrn köſtlicher iſt, denn alle Aloe der weithin duftenden Werkthätigkeit, ſintemal es vor Gott nichts Größeres gibt, als ein ſich ſelbſt erniedrigendes und vor Seinem Feuerauge auch der verborgenſten Eigenheit entkleidendes ſtolzes Menſchenherz."

Man kann es begreifen, wie bei dieser strengen Scheidung der Einleitung zwischen Kindern der Welt und Kindern Gottes und der pietistischen Vereinzelung der hier und da „mit Feuer Getauften“ Tholuck selbst sich einer gewissen Befürchtung nicht entziehen konnte, daß Neander in der Vorrede, die er der Zeitschrift geben mußte, die Verschiedenheit seines und des Tholuckschen Standpunktes hervorheben würde. Ja, der Tholuck zur Einsicht übergebene Entwurf der Neanderschen Vorrede muß einen dahin deutbaren Passus enthalten haben, der aber nachträglich noch verändert wurde. Denn Tholucks Tagebuch enthält unter dem 28. Okt. 1822 die Notiz: „Mein Gebet um Abänderung der Vorrede ist recht erfüllt worden.... statt gegen die Pietisten sind die Anfangsworte eher für sie, und ich hätte dieselben hinsetzen können, ich unterschreibe sie von Herzen.“ — Von andrer Seite wurde, wie wir sehen werden, der Widerspruch um so lauter erhoben.

Die Abhandlung selbst geht nun im ersten Kapitel: Über die Entstehung des Heidentums (S. 7—24) von der paraphrastischen Deutung der Stelle Römer 1, 18 ff. aus. Es folgen ähnliche Aussprüche einiger Männer der alten Kirche: des Theophilus von Antiochien, des Bischofs Athanasius von Alexandrien, des Bischofs Philastrius von Brixia. Sie alle stimmen darin überein, daß die Menschen am Anfange eine höhere Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge besessen haben müssen, wie darauf hin in einer längeren Anmerkung über den Urzustand des Menschen (S. 211—217) auch neuere Zeugen verhört werden: Heeren, Schubert, Herder, Joh. v. Müller, Ouwaroff. In der pauliniſchen Ausführung ist nach Tholuck neu nur der Gedanke, daß die Heiden gegen ihr besseres Wissen aus Lust zur Unheiligkeit ihren Gott verleugnet hätten. Allein die Erfahrung bestätige die Richtigkeit dieser Behauptung. „Tagtäglich erfährt ein jeglicher in seinem Busen, wie die Sünde ein und dasselbe Kunststück immer am Menschen wiederholt, und es ihr seit Jahrtausenden bei dem klügsten Weltweisen nicht weniger als bei der bethörten Menge mit jedem Tagesanbruch aufs neue gelingt. Die Lust, dieser in das Herz des gefallenen Menschen geschmiedete Tantalus, lockt und haſcht, die Erkenntnis widerspricht, da lockt

der kühne heftiger, und die Erkenntnis wird verblendet, und sucht einen Vorwand, und nun empfängt die buhlerische Lust und gebiert die Sünde. Und je öfter die Erkenntnis, die göttliche, sich verblenden ließ von der lockenden Lust, desto schwächer widerstrebt sie, desto mehr wird sie selbst ein Irrlicht, und erzeugt dann selbst wieder Sünde, wie der Apostel auch den Heiden dies zeigt." So ist durch Scharfsinnige, die den überweltlichen Gott überhaupt leugneten, allmählich der Pantheismus, durch Schwachsinnige, die den Blick über das Sichtbare hinweg nicht auf ein Ganzes erheben konnten, der Polytheismus entstanden. Der Euhemerismus (der die Götter nur für vergötterte Menschen erklärt), welchen das Buch der Weisheit 14, 17—19 und auch die alte Kirche lehrt, ist nicht gänzlich mit den Neuplatonikern und Eklektikern zu verwerfen; „denn die Götterlehre der Alten ist korinthisches Erz, aus den mannigfachsten Bestandteilen zusammengesetzt." Dennoch ist es eine zu flache Auffassung. Die Bildsäulen und Götterbilder haben, wie der heidnische Rhetor Dio Chrysostomos es vortrefflich ausspricht, ihren Ursprung in dem Verlangen der Menschen nach der Nähe der Götter, dem Wunsche, stets um sie zu sein und mit ihnen umzugehen, wie auch Porphyrius sagt: Gott wird in der Sinnenwelt durch dasjenige abgebildet, was mit seinem geistigen Wesen am meisten übereinstimmt."

Das zweite Kapitel (S. 24—64) gibt eine Beurteilung der heidnischen Religion von Heiden selbst. Aussprüche von dem Eleaten Xenophanes (welchen Timon, der Menschenhasser, „den Denker ohne Dünkel" nennt), Heraklit, Sokrates, Xenophon, Plato, Isokrates, Dionysius von Halikarnassus, Seneca, Plutarch — sie alle stimmen überein: nicht nur thöricht, sondern auch verderblich und gefährlich sind die Religionslehren ihres Volkes. Dennoch suchten die Besseren und Weiseren selbst die entstellten und verderbten Religionsformen aufrecht zu erhalten, um sich in Notfällen ihrer zu bedienen. Es ist dies dieselbe Gesinnung, die sich bei manchen Orthodoxen verschiedener Parteien, namentlich der Katholiken, oft gezeigt hat, welche alles forschende Studium nur deshalb verwarfen und zu unterdrücken suchten, weil sie sich des falschen Trostmittels nicht berauben lassen wollten, das ihnen in Stun-

den der inneren und äußeren Not die Religion geben sollte, um welche sie sich übrigens nicht gekümmert hatten, und deren wahres Wesen sie nicht kannten; — wie der alte Kephalos im Anfang der Republik Platos sagt: wenn man alt und krank wird, glaubt man fester an die Sagen der Unterwelt. Oder wie jener früher sittenlose Thespesios von Soli (in Cilicien), von dem Plutarch erzählt (de sera numinis vindicta c. 27), der nach einem Falle, der tödlich schien, begraben werden sollte und bei der Feier lebendig wurde, nachdem seine Seele im Jenseits alle Reiche, Strafen, Belohnungen ꝛc. geschaut hatte, und nun einen streng sittlichen, edlen Lebenswandel führte.

Andre glaubten, eine positive Volksreligion wirke immer noch besser, als die Philosophie. So Strabo der Geograph (wie Curtius, de rebus gestis Alexandri IV. c. 10: nulla res melius multitudinem regit. quam superstitio: alioquin impotens, saeva, mutabilis, ubi vana religione capta est, melius vatibus quam ducibus suis paret [durch nichts wird die Menge besser regiert, als durch den Aberglauben; während sie sonst ohnmächtig, grausam, veränderlich ist, gehorcht sie, sobald sie von einer noch so hohlen Religion befangen ist, den Sehern besser, als ihren Fürsten]); so auch Polybius: Staatsklugheit fordert Religion fürs Volk.

Eine dritte Klasse endlich sucht den tieferen ethischen Sinn aus den alten religiösen Mythen herauszuheben, die sämtlich mehr oder weniger auf asiatische Ursprünge zurückgehen und danach in allen Volksreligionen, nur unter verschiedenen Hüllen, wiederzukehren scheinen. So vor allen, nach Art platonischer Deutungen, Plutarch, der die Folgen eines solchen vergeistigten Gottesdienstes preist. (Non posse suaviter vivi secundum Epicurum c. 21). Allein, was Plutarch sucht, wird doch erst im Christentum erfüllt.

Das dritte Kapitel handelt von dem „Charakter der Vielgötterei und Naturvergötterung im allgemeinen, wie der griechischen und römischen Religion insbesondere“ (S. 64—88).

„Der Hauptmangel in einer vielgötterischen Religion ist der Mangel an Einheit des inneren Lebens. Ein vertrautes Freundesherz jenseit der Wolken, eine solche unsichtbare, allmächtige Hand, die in allen Stürmen hält und hebt, hatte

der arme Heide nicht. Schleuderten ihn die Wogen eines treulosen Schicksals auf eine einsame Sandbank, zerschmetterte der Sturm der Drangsale das Fahrzeug seiner Hoffnungen — zu welchem der Hunderte unter den Göttern sollte er beten und seine Hände ausstrecken? War der, zu welchem er schrie, stark genug, ihn zu verteidigen? Hatte er nie in seinem Leben durch Unterlassung von Opfern ihn sich zum Feinde gemacht, während ein andrer ihm wohlwollte? War das Elend, aus welchem er Rettung wünschte, ein solches, das einen besonderen Gott hatte, der besser daraus zu retten verstand? Solche und ähnliche Fragen ängstigten noch mehr das trostlose Gemüt." Ebenso war es mit den Tugenden. Jede Tugend hatte ihren Gott. „Jetzt seufzte er zur Minerva um Weisheit, jetzt schrie er zu Apoll um Freudigkeit; ein stetiges inneres Leben, ein vertraulicher Umgang mit Gott war hierbei nicht möglich." Daher war fortwährende geistige Zerstreutheit sein Zustand. Auf ähnliche Weise ist auch der Heiligendienst wieder in der christlichen Kirche dem wahren inneren Leben nachteilig geworden. Überdem bekriegten sich die Götter der Heiden untereinander. Zu wem sich wenden? „Wer da aber zweifelt, ist gleich der Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird." — Dazu waren jene Götter entstanden aus der Naturvergötterung. „Die Hauptbestimmung einer Religion ist aber, daß sie den Menschen wieder anknüpfe an die höhere Region der Geisterwelt, wovon er sich durch seine, dem göttlichen Gesetze entgegenstehenden Willenstriebe losgerissen. Es soll dem Menschen nicht wohl werden an der Brust der ganzen sinnlichen Natur; er soll eine Sehnsucht fühlen, die ihn darüber hinauszieht. Dies aber vermag keine Religion zu bewirken, in welcher die sichtbare Welt selbst Gegenstand der Anbetung ist." Der tiefer Fühlende kommt so zur Verzweiflung; der irdisch Gesinnte wird sich erst recht anklammern an all die irdischen Güter, welche seine Götter ganz besonders hegen, pflegen und beschützen. „Aus diesem Grunde geschah es, daß der Morgenländer bei seiner Naturvergötterungslehre, weil seinem tieferen Gemüte das gewöhnliche Leben mit all seinen Gebilden doch gar zu flach und nichtswürdig erschien, er aber auch keine Ahnung hatte, wie ein höherer, heiliger Geist sich hineinbilden ließe, — sich ganz aus

demſelben zurückzog und durch eine erzwungene Verrichtung desſelben den Anforderungen ſeines tiefer fühlenden Gemütes zu genügen ſuchte. Er wurde nämlich Quietiſt und Omphalopſychit."

Wir wenden uns zum Charakter der griechiſchen und römiſchen Religion. Unter verſchiedenen Himmelsſtrichen behauptet der Menſch bei aller Einheit ſehr verſchiedene Charaktere. Wie der Orientale bei der Hitze des Tages unter dem kühlenden Baum auf den Blumenteppich niederſinkt und, zu Geſchäften untüchtig, dem Zuge der vorüberwandelnden Gedankenbilder nachhängt, ſo zeigt ſich in allem, was von ſeinem Geiſte ausgeht, die Glut, die Unbeholfenheit, die Unfruchtbarkeit fürs Leben. „Auch in den Religionen der Morgenländer bemerken wir dieſe drei Eigenſchaften: die Glut der Phantaſie, in der jede Überlieferung zur Mythe, jedes Dogma zum Symbol wird; die Unbeholfenheit, indem die Bilder koloſſal, der Zeremonien und Vorſchriften unendlich viele werden; die Unfruchtbarkeit, indem nicht das Leben mit den *Menſchen*, ſondern allein das mit *ſich ſelbſt* ins Auge gefaßt wird, indem nicht die Geſinnung und ſittliche Handlung, ſondern die Phantaſie und die Kaſteiung das Hauptmoment iſt."

Die Abendländer ſuchen in der Welt die Spuren des Ewigen auf. „Der *Grieche* ſtellt uns ganz eigentlich in ſeiner Erſcheinung die Idee der Weltlichkeit dar." Urſprünglich, vom Orient her noch tiefer gerichtet, wurde die griechiſche Religionslehre in ihrer Verderbtheit dadurch beſonders deutlich, daß die Mythen nicht nach ihrem ſittlichen, ſondern nach ihrem künſtleriſchen Gehalt geſchätzt wurden. „Dieſe Richtung des griechiſchen Geiſtes auf die Kunſt hin hatte aber nicht bloß den negativen Schaden zur Folge, daß die Gegenſtände der Religion nicht mehr von ihrer ſittlichen Seite aus die Gemüter beſchäftigten, ſondern auch poſitiv war damit eine höchſt verderbliche Verſuchung zu ſinnlichen Lüſten verbunden. Mit dem Anſchauen der Götterbilder verband ſich oft die gröbſte Wolluſt. Die Heiden berichten uns ſelbſt, daß es vorkam, daß Menſchen mit den nackten Statuen der Göttinnen, von wilder Luſt entbrannt, Unzucht trieben." Wo die Sünde ſich nicht ſo grob äußerte, feſſelten doch die feinſinnlichen Genüſſe der Kunſt und

verschlossen durch dies scheinbar Höhere den Weg zu ernsten, sittlichen Bestrebungen. Gerade so machen es jetzt noch viele, die durch die Not der vergangenen Jahre und den großen Umschwung des religiösen Lebens berührt sind: „Sie ergeben sich einem feinsinnlichen Kunstgenusse und mit der Farbe des Christentums geschmückten ästhetischen Bestrebungen, welche die Wunde mit Purpur verdecken, statt sie zu heilen.“ — Endlich wurde durch die Kunst die Sünde selbst lieblich gemacht und heilig gesprochen; das berührt schon Plato (de legibus II, p. 245 ed. Becker). Die Furcht vor dem Tartarus — bei Anakreon, Lykophron, Homer — ist dann das Gegenstück.

Anders der Römer. Er hat mehr von dem orientalischen Geist behalten. Das Römertum hat sich großenteils aus dem Etruskischen gebildet. Dieses aber zeichnet sich aus durch eine wahre Deisidaimonia, eine Gottesfurcht, einen düstern Sinn. Der etruskische höchste Gott Tina ist das Fatum; unter dessen dunkler Gewalt steht das ganze Menschengeschlecht. Daher ist es wichtig, die geheimeu Gründe der Natur und ihrer außerordentlichen Erscheinungen zu erkennen, aus Vogelflug, Eingeweiden, Donnerschlägen den Willen der Götter und die Zukunft zu erschließen. Die zwei Genien, die den Menschen begleiten, ein schützender und ein düstrer schädigender, sind es, die sein Schicksal zunächst in der Hand haben. — Die Bildung des römischen politischen Lebens war noch lange abhängig von den gottesdienstlichen Einrichtungen des Numa Pompilius: Verbot, von Gott ein Bild zu machen (vgl. Pythagoras, von dem Numa gelernt haben soll); Verbot blutiger Opfer; die Forderung, die wohlfeilsten Dinge, Mehl und Wein, als Spenden darzubringen; feiernd und von der Arbeit rastend das Göttliche vorüberziehen zu lassen; recht vorbereitet nach den Tempeln zu gehen, die Straßen von Geräusch, Geklopf ꝛc. freizuhalten. Dazu die einfache Lebensweise, die allgemeine Gerechtigkeit der Römer, die Scheu, irgend jemanden zu beeinträchtigen — das alles sind große Züge im römischen Charakter. Ammianus Marcellinus nannte das alte Rom die Herberge aller Tugenden. Erst der Verfall der Religion zog den Verfall der Sitten nach sich. Doch zeigt auch die spätere römische Geschichte noch ergreifende Züge von Frömmigkeit; so Catos Appell an

die väterlichen Götter im Heere des Pompejus, worauf die begeisterten Soldaten die Schlacht gegen Cäsar gewannen; die Aufhebung der Bacchanalien nach Livius' Erzählung (39. Buch, c. 8—17). — Die Laren und Penaten ließen die Vaterlandsliebe als eine religiöse Tugend erscheinen; ihr Werk war die Vergrößerung des Staates, aber auch seine späteren Drangsale; und so kann man wohl sagen: „Wie bei den Griechen die Religion unterging im Kunstsinn, so bei den Römern in der Vaterlandsliebe."

Im vierten Abschnitt spricht der Verfasser über den Einfluß des Heidentums auf das Leben, besonders bei den Griechen und Römern (S. 89—204).

Dieses umfangreichste Kapitel, daß von den Wirkungen der heidnischen Anschauungen im einzelnen handelt, teilt Tholuck wieder in drei Abschnitte. Der erste (S. 88—129) handelt von den „beiden Auswüchsen, die immer eintreten, wo die innere Verbindung des religiösen Menschen mit Gott verschwindet," von Aberglauben und Unglauben. Sie entstehen mit Notwendigkeit, wo kein wahres Verbindungsmittel mehr zwischen Gott und der Seele vorhanden ist. Da wird der äußerliche Mensch kalt und gleichgiltig gegen das ganze Religionsgebäude; der wärmer Fühlende wird alles aufbieten, um durch äußere Veranlassungen die Scheidewand zu tilgen und mit der seligen Geisterwelt sich in Verbindung zu setzen. „Jeder Mensch als Mensch hat das Bedürfnis, Christ zu werden." Daher der Trieb der Vereinigung mit Gott auch bei den Heiden. Aber die Sünde bildet die Scheidewand. Mit Recht sagt Plutarch: Weichere Seelen sind zum Aberglauben, stärkere zum Unglauben geneigt. Überhaupt ist Plutarch der tiefste Kenner des menschlichen Herzens aus dem Altertum: seine Schriften enthalten goldene Worte über Glauben, Aberglauben, Unglauben, besonders „*περὶ δεισιδαιμονίας*" und „non posse suaviter vivi secundum Epicurum", aus denen längere Auszüge mitgeteilt werden. Trotz aller seiner Erkenntnisse aber blieb auch Plutarch nur ein „Mensch der Sehnsucht", einer von denen (les hommes de désir bei St. Martin), welche, wie manche Platoniker, eine Religion schaffen würden, wenn sie nicht da wäre. Doch darf man von ihm nicht auf andre schließen; es gibt nur einen Plutarch unter den Ge-

lehrten, aber keinen unter den Schneidern, Gerbern, Schustern, wiewohl auch hier vielleicht manch einer, vor seinen Mitmenschen unbekannt, „die Sehnsucht nach dem Lichte mit hinübernahm dahin, wo er sie stillen konnte."

In den späteren Religionen wucherten Unglaube und Aberglaube besonders üppig. Auf sie müssen wir namentlich achten. Und das ist nicht ungerecht gegen das Heidentum; denn diese Abarten sind natürlich aus der heidnischen Religion hervorgegangen, während etwa Bembischer Unglaube und mönchischer Aberglaube des 15. Jahrhunderts Abfall von der christlichen Religion waren. „Wir thun demnach nichts andres, als daß wir geschichtlich den Samen des Verderbens nachweisen, den wir auch bloß in der Idee hätten darthun und entwickeln können." Die Verirrungen der Christen hinderten nicht ein immer erneutes Hervorbrechen der Wahrheit von innen heraus, was keine heidnische Religion aufweist.

Zuerst nun wird Aberglaube und Unglaube in der Philosophie des Zeitalters bald nach der Geburt Christi besprochen. Die Systeme hatten ihren Kreislauf vollbracht; die Not der Zeit aber forderte zu tieferem Sinnen auf — so griff man nach allem, was sich von scheinbarer Wahrheit fand. So entstand der Eklektizismus — aber mit bestimmt abergläubischer Richtung. Das Christentum berief sich auf göttliche Autorität und auf die Beglaubigung durch Wunder; das Christentum forderte Erfahrung der Wahrheit im Herzen; und endlich, es verkündete eine Versöhnung mit Gott, an der jeder teilnehmen könne. So suchte auch das Heidentum nach einer Autorität von oben. Statt der heiligen Schriften, die sie nicht hatten, stellten die Heiden die untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos, des Orpheus u. a. auf. Sie deuteten die Mythen moralisch und suchten eine Versöhnung mit Gott durch Reinigungen und asketische Bußübungen. Vgl. die mystischen Anschauungen der Neuplatoniker, die Magie und Theurgie, wie sie z. B. im Leben des Neuplatonikers Proklus uns entgegentritt. Daneben aber herrscht der allergrößte Unglaube bei den Philosophen, namentlich den Epikureern. Selbst ein Cicero schließt sein Buch de natura deorum nur mit einem Ausspruche von der Wahrscheinlichkeit der Existenz der Götter, und in der

Schrift de inventione sagt er geradezu: die Philosophen könnten die jenseitige Belohnung und Bestrafung nur unter die probabilia rechnen. Der Kynismus aber vernichtete auch den letzten Rest von Gottesfurcht und Sittlichkeit. Hervorgehend aus dem Übermut und der Selbstsucht in ihrer niedrigsten Gestalt hebt er alle sittliche Besserungsfähigkeit auf und sucht seinen Trost in einer selbstgefälligen Bestialität. Die hier und da noch auftauchenden Reste des Stoizismus haben keine Lebensfähigkeit mehr: dazu war das Zeitalter schon zu schwächlich geworden. Aber auch der Stoiker Überzeugungen von dem Leben jenseits des Todes sind die völlige Trostlosigkeit.

Daß das Volk erst recht vom Unglauben durchdrungen war, dafür werden Beweise von zahlreichen Aussprüchen Cäsars, Catos, Philos, Plinius des Älteren über eigne und fremde Gottlosigkeit hergeholt. Plinius (hist. nat. II, 7) sagt ganz pessimistisch: Ne Deus quidem omnia potest. Namque nec sibi potest mortem consciscere si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitæ poenis, nec mortales æternitate donare, per quæ declaratur haud dubie naturæ potentia, idque esse, quod Deum vocamus (Auch Gott kann nicht alles. Denn weder kann er sich selbst das Leben nehmen, auch wenn er wollte, — die größte Wohlthat, welche er doch dem Menschen im Elend dieses Lebens verliehen hat — noch kann er die Sterblichen mit der Gabe der Ewigkeit beschenken; und dadurch bezeugt sich doch die Macht der Natur, und daß er das ist, was wir Gott nennen). Auch Strabo nennt sich geradezu einen Ungläubigen; ebenso Arnobius. Theodoret klagt, daß die Halbgebildeten unter den Heiden sich in ihrem Skeptizismus um die Weisheit des Christentums gar nicht einmal kümmern. Eben dahin lauten Citate von Lucian, Seneca, Juvenal, Quinctilian, Firmicus Maternus. Wie abergläubisch aber daneben das Volk war in seiner Sucht nach immer neuen, fremden Gottheiten und geheimnisvollen Kulten, darüber spöttelt Juvenal (Satyr. VI), das bezeugen die zahllos auftretenden Wahrsager, Sterndeuter, Blitzeskundige u. s. w.

Eine zweite Betrachtung wird der Sinnlichkeit der Heiden gewidmet (S. 129—161). „Da die Religionen des Heidentums ihren wesentlichen Bestandteilen nach nichts andres

sind, als eine religiöse Auffassung des Naturlebens, der Hauptakt aber des Naturlebens der beständige Untergang und die beständige Erzeugung ist, so wurde auf diese Weise der Tod und die Erzeugung ein Hauptgegenstand der alten Religionen." So besonders in Indien: Brahma, Wischnu, Schiwa. Dann aber auch bei den Griechen: Phallus- und Kteisdienst, die Thesmophorien, Dionysien, Kybelemysterien ꝛc. Von der Sittenlosigkeit der Griechen zeugt die Verachtung der Ehe, die Stellung der Hetären, die Knabenliebe bei allen ihren berühmtesten Männern, ausgenommen Sokrates und Plato; ja die Pflege der Wollust als eines Gottesdienstes! Rom war anfangs bedeutend sittenstrenger und hielt an der Einehe fest: 521 Jahre lang fand nach Aulus Gellius keine Ehescheidung statt; Nuditäten keinerlei Art wurden geduldet. Aber zu Catos Zeiten war die Sittenverderbtheit schon allgemein.

„Wir schließen hiermit die Betrachtungen, von denen gern das Auge des Christen sich hinwegwendet. Doch ist es immer heilsam, sich ihrer nicht zu entschlagen. Denn wenn der gläubige Christ, der die Gnade der Erlösung an seinem Herzen erfahren hat, von der Beobachtung aller der sündlichen Greuel des Heidentums wieder zu sich selbst zurückkehrt und nun findet, daß nicht bloß in seinem äußeren Leben keine Spur ist von allen jenen heidnischen Befleckungen, sondern daß auch sein Inneres, wenn nicht ganz frei ist von Gedanken der Sünde, dennoch nie mit Wohlgefallen daran hängt, und daß die Liebe zur Heiligkeit ihm nicht mehr Gesetz ist, sondern daß ein aufrichtiger Abscheu vor allem, was nicht himmlisch ist, und eine flammende Liebe zu allem, was göttlich ist, seiner Seele innewohnt, so wird er tief gerührt werden über die unaussprechliche Barmherzigkeit seines Jesus, der durch die Kraft seines heiligenden Geistes das Alte neu gemacht hat, der die Sünde ausgetilgt hat und da, wo nichts war, eine neue Welt der Herrlichkeit im Geiste erschaffen, und erleuchtet die Augen unsres Verständnisses, daß wir erkennen mögen, welches sei die Hoffnung unsres Berufes und der herrliche Reichtum des Erbes, das uns unter den Heiligen bestimmt ist."

Der dritte Abschnitt gilt dem „Unvermögen der heidnischen Religionen, eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen

Menschengeschlechtes, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Individuums zu bewirken, nebst den daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit" (S. 162 bis 204).

„Die Wurzel aller menschlichen Ausbildung ist die Religion." Nun waren die heidnischen Religionen alle Landes- und Volksreligionen, nur auf ein Gebiet im Grunde beschränkt. Trugen Eroberer die Religion ihres Volkes auf andre Nationen über, so empfingen diese dadurch nicht ein neues, ihre eignen Anlagen und Ideen förderndes Prinzip, sondern die Volkseigentümlichkeit ging unter, die Formen der neuen Religion unterdrückten die Völkerindividualität. Die Mandschu fielen wohl in China ein, aber sie nahmen die chinesische Religion an und sind jetzt in derselben Starrheit und Siechheit befangen, wie jenes unterdrückte Volk selbst. Nubien, Abessinien nahmen mit der ägyptischen Religion ägyptische Sitte an; ebenso wurden Thracien, Macedonien, Unteritalien mit der griechischen Religion griechisch. In Gallien und Spanien unterdrückte Rom jede eigentümliche Bildung. Wie anders war das in den germanischen Nationen, als sie mit dem Christentum in Berührung kamen, dieser Universalreligion, die doch jede Eigentümlichkeit schont und verklärt.

Ebensowenig ist aber die griechische oder römische oder irgend eine andre heidnische Religion im stande, die gesamten Vermögen des menschlichen Geistes zu entfalten und auszubilden. Die Erkenntniskraft wurde nicht befriedigt, sondern widersprach im Gegenteil der Religion, während das Christentum zugleich die höchste Philosophie und tiefste Weisheit ist. „Vergeblich hat darum der Unglaube seit Jahrhunderten an den Pfeilern der heiligen Lehre gerüttelt. Es ist Porphyrius und Julianus hingeschieden, Toland und Bolingbroke, Voltaire und d'Alembert, der Fragmentist und Bahrdt — Christus aber ist gestern und heute und derselbe in Ewigkeit." — Ebenso mangelhaft wirkt das Heidentum auf das Willensvermögen. Es fehlt der unmittelbare Ausspruch Gottes an das Menschengeschlecht. Bloße Sagen können einen zauberischen, dunklen Eindruck aufs Gemüt machen; weil sich aber damit keine klare Erkenntnis verbinden kann, so führen sie nur zum Aberglauben.

Zugleich ermangelte das ganze Heidentum einer Tugend, die so nötig ist, der Demut. Die Warnung vor Hochmut und Uberhebung bei den Tragikern geht bloß hervor aus der Furcht vor dem Fatum, dem alles nivellierenden, und bricht daher nicht den heidnischen Stolz. — Endlich bleibt im Heidentum auch die Gemütswelt oder das Gefühlsvermögen unentwickelt. Das Wellenschlagen des Herzens nach einer besseren Welt hin, nach dem heiligen Gott, der Heimat der Seele, das alles kannte der Heide nicht.

Das Heidentum entbehrt ferner einer richtigen Schätzung der Menschenwürde überhaupt. „Weil das Heidentum keinen wahren Maßstab für Seelenadel und Seelengröße hatte, weil es nicht Heiligkeit des Sinnes als über aller intellektuellen Bildung stehend zu schätzen wußte: so konnte es eine Geringschätzung der niedrigen Volksklassen, des weiblichen Geschlechtes und der Sklaven erzeugen, welche insgesammt, als einer höheren intellektuellen Bildung unfähig, verachtet wurden.“ Der ὄχλος ἀφιλόσοφος (der unphilosophische Haufe), die οἱ πολλοί (die Massen) waren weder Objekt noch Subjekt ethischer Handlung. Auch bei den Platonikern wird die νόησις (das Denken), gegenüber der κάθαρσις (der Reinigung) überschätzt. Das Christentum aber bildete durch Adel der Gesinnung die Erkenntnis und das Urteil auch der geringen Klassen; und das gerade ärgerte die vornehmen Heiden, daß sie im Christentum nichts voraus behalten sollten vor dem Pöbel; vgl. die Äußerungen der Heiden Caecilius und Celsus. Dazu kamen noch die Abscheulichkeiten in der Behandlung der Sklaven und das elende Verhältnis des weiblichen Geschlechtes. Der Heide im rohen Zustande hält die Streitkraft, der im feineren das bürgerliche Leben für das Höchste, und zu beiden ist das Weib ungeeignet. Selbst bei Plato wird, weil die Ehe nur aus politischem Gesichtspunkte in Betracht kommt, Weibergemeinschaft verlangt. Das Beste über die Stellung des Weibes hat wieder Plutarch gesagt in seiner Schrift: Ratschläge an Ehegatten (conjug. præc.), von denen etliche mitgeteilt werden. — Auch die Erziehung der Kinder war verkehrt, weil das Ideal nur darin bestand, rechte Staatsbürger zu erziehen. Die zarteren Bande der persönlichen Liebe blieben, wie bei der Ehe, so auch bei der Kindererziehung

unbeachtet; ebenso die höhere Welt und die echte Familienliebe. Bei den Römern war es im allgemeinen besser, als bei den Griechen, sowohl in bezug auf die Erziehung, als auf das Familienleben. Mütter wie Cornelia, Väter wie Cato gab es in Griechenland nicht. Keuschheit und edle Stellung der römischen Frau waren Jahrhunderte hindurch ein sittlicher Schatz.

Demnach muß als Resultat unsrer Betrachtung bezeichnet werden: es fehlt dem Heidentum gerade das, um deswillen es oft gepriesen wird: die Humanität! Menschenopfer, Gladiatorenspiele, der völlige Mangel an milden Stiftungen, das alles zeigt, daß auch nicht einmal der Gedanke an wirkliche Humanität dem Heidentum bekannt gewesen ist. Wie anders eingreifend und umgestaltend hat die Kraft des Evangeliums sich erwiesen. Ein Citat aus Athanasius über die neubelebende, alles unter die Macht der göttlichen Liebe stellende und Bruderliebe schaffende Wirkung des Wortes vom Kreuz beschließt dieses Kapitel.

Der Verfasser fügt endlich noch (S. 205—210) in einem fünften Kapitel ein Wort über das Studium der klassischen Litteratur hinzu. Der Nutzen desselben in jeder andren als der sittlichen Beziehung erscheint ihm als ein sehr erheblicher. Die Alten sind die Väter unsres Wissens, mit Ausnahme des religiösen, und sind noch gegenwärtig vielfach geschickte Lehrer. Ein lebenskluger, praktischer Geist geht durch das Altertum, wie Joh. v. Müller sagt. Sie geben jedem Dinge seinen rechten Namen; sie bedienen sich nicht einer metaphysischen Sprache mit abstrakten Begriffen, sondern malen die Natur. Männer wie Calvin, Bucer, Melanchthon zeigen, wie treffliche Früchte aus einer klassischen Bildung auch für die Behandlung christlicher Gegenstände hervorgehen.

Aber in sittlicher Hinsicht ist dieses Studium nicht förderlich. „Wohl haben die Heiden glänzende Thaten gethan; aber nicht ob glänzend, sondern ob gut, ist die Frage. Die Wurzel ihres Thuns ist die Selbstsucht, oder die Stärke einer angebornen Empfindung, Vaterlandsliebe oder Gattenliebe oder andre derartige Triebe des menschlichen Herzens, welchen der Mensch, ohne durch Kampf sie errungen zu haben, folgt, ohne

sich selbst bewußt zu werden, warum? Es ist nicht die Gesinnung der Liebe und der Demut, die aus der Überwindung der stets sich geltend machen wollenden Selbstsucht hervorgegangen ist.“ Dies paßt selbst auf Sokrates. Er hatte kein Ideal der wahren Heiligkeit; darum konnte er auch sein eignes Herz nicht ganz kennen lernen, und daher auch nicht ganz demütig sein. Darum hat der Lehrer an gelehrten Schulen, welcher als Christ sein Amt verwalten will, die heilige Pflicht, seine Zöglinge wieder und immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Geist, den niemand kennt, als der ihn empfängt, auch bei denen, die ihn empfangen, ein andres Leben im Gemüte erzeugt. Und hat man irgendwo zu bedenken, daß man auch Gold zu teuer kaufen könne, so ist es beim Studium des klassischen Altertums.

Zwei Citate aus Kirchenvätern bilden den Schluß. Das eine von Augustin (de doct. christ. II, 20): „Wie die Ägypter nicht bloß Götzenbilder hatten und schwere Lasten, vor welchen die Israeliten mit Abscheu flohen, sondern auch köstliche goldene und silberne Geschirre und Gewänder, welche sich Israel als zum besseren Gebrauche derselben aneignete — so haben alle Lehren der Heiden nicht bloß Götzenbilder und schwere, unnütze Bürden, die jeder Christ verabscheuen muß, sondern auch freie Künste und Wissenschaften, welche zum Dienst der Wahrheit tauglich sind.“ Und das andre vom Kirchenhistoriker Sokrates (hist. eccl. III, 16): „Die heidnische Gelehrsamkeit ist weder von Christo noch von seinen Jüngern gebilligt worden, als wenn sie von Gott herkäme; aber auch nicht als schädlich ganz verworfen worden. Und dies ist nicht ohne Bedacht geschehen. Denn viele Philosophen unter den Heiden sind nicht weit von der Wahrheit gewesen. Zwar haben sie die Hauptsache der Lehre nicht erreicht, die Erkenntnis des Geheimnisses Christi. Indes werden auch die Feinde kräftig überwunden, wenn man wider sie ihre eignen Waffen braucht. Sonst sagt uns auch Christus und die Apostel, daß wir alles prüfen sollen, damit wir nicht betrogen werden. Dies widerfährt uns nicht, wenn wir die Waffen der Feinde erobern und mit ihnen doch nicht einstimmen, das Böse scheuen, das Gute aber und die Wahrheit behalten, alles prüfen und brauchen.

Denn das Gute gehört allezeit zur Wahrheit, es mag sein, wo es will."

Zweifellos ist diese Abhandlung eine weit reifere Arbeit, als die „Apologetischen Winke", zumal wenn man bedenkt, daß Tholuck sehr wenig Vorarbeiten auf diesem Gebiete benutzen konnte. Seine Freunde mißbilligten die ihrer Meinung nach übertriebene Spezialisierung der Unsittlichkeiten im Heidentum; Albert aus Elberfeld schrieb ihm: „Warum sollen wir uns das alles vor die Seele führen, wovon sich doch gern, wie Du selbst sagst, das Auge des Christen hinwegwendet? Frauenzimmern und jungen Leuten kann man es doch nicht gut in die Hände geben." Doch im übrigen sprach er sich sehr befriedigt aus. „Ich küsse Dir im Geiste dankbar die Hand. Ich finde Dich so recht in Deiner Abhandlung wieder. Aber Du hast recht, es ist etwas abstrakt geworden."

Einen scharfen Angriff richtete, und zwar gegen die im Jahre 1825 erschienene zweite Auflage der Abhandlung in den „Denkwürdigkeiten" die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung in ihrem „Theologischen Litteraturblatt" vom 15. Febr. 1826; Nr. 13—14.

Der Zweck dieser kirchenhistorischen Zeitschrift (der „Denkwürdigkeiten") heißt es da, sei nach der Vorrede ein mehr praktischer, als wissenschaftlicher: der Geist des Christentums soll über engherzige Verketzerungssucht, beschränkendes Formelwesen und einseitigen Methodismus erhoben werden. Das Mannigfaltige wie das eine soll gezeigt werden, damit die Gegenwart, wenn nicht durch die Brille irgend einer dogmatischen und philosophischen Schule betrachtet, durch historische Anschauung gewinne.

„Möge der geehrte Verfasser," fährt der Artikel fort, „sowohl auf sich selbst, als noch mehr auf seine Mitarbeiter ein wachsames Augenmerk haben, damit nicht in den Geist der Darstellung Ansichten Eingang gewinnen, welche mit den im Vorwort geäußerten in Widerspruch stehen."

„Beides vermissen wir auf die auffallendste Art in dem Aufsatze des Herrn Dr. Tholuck, welcher als Einleitung die Sammlung eröffnet: ‚Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidentums u. s. w.'" Nach einer kurzen Inhaltsangabe heißt

es weiter: „Den Geist des Christentums faßt der Verfasser ganz falsch. Die echt christliche Gesinnung besteht ihm in der Erkenntnis des menschlichen Sündenelends und dem Bestreben, das Bild Gottes wiederherzustellen (als ob dasselbe verloren gewesen wäre!). Die Hauptlehre ist ihm die von einem Sündenfall, durch welchen der Mensch zum Unvermögen im Guten herabsank. Mystisch wird von einem Erleben Gottes in uns geredet. Von da aus wird natürlich das Heidentum auch in seinen glänzendsten Erscheinungen verurteilt. Nur gestehe man, daß dieses geschehe vom Standpunkt der Augustinischen Religion, aber nicht vom christlichen Standpunkte! Daher kommen auch die Citate mit den Vorwürfen der Philosophen gegen die Dichter so zur Darstellung, als ob dergleichen Tadel die alte väterliche Religion selbst treffen sollte. Der Mangel an Einheit des innern Lebens bei den Polytheisten kann wörtlich auf den christlichen Trinitarier übertragen werden. Die Idee des Guten wurde bei den Griechen allerdings nicht so kultiviert, als die des Schönen. Das berechtigt doch aber nicht zu sagen: Der Grieche habe in seiner Erscheinung die Idee der Weltlichkeit aufgestellt. Die Liebe zur Kunst wird vom Verfasser fast als etwas Unheiliges, dem Christen nicht Ziemendes aufgefaßt, und dem Kunstgenusse recht pietistisch das Kreuztragen und die Nachfolge Christi entgegengesetzt — als ob ein Gemüt, welches den Urquell der Schönheit in den schönen Erzeugnissen der Kunst freudig bewundert, nicht eben dadurch zur christlichen Vollkommenheit hingeleitet und fähig würde, für Wahrheit und Gerechtigkeit, so es Gottes Wille ist, gleich dem großen Meister und Herrn zu leiden und zu sterben!“

„Unter den sittlichen Einflüssen des Heidentums, wahrscheinlich eingedenk des trefflichen Gesetzes seiner Historiographie, nach welchem ein durchdringender Blick in die sündlichen Untiefen unsres Herzens den Historiker macht, wird S. 129—61 am längsten bei den sinnlichen Ausschweifungen verweilt. Und an denselben Orten — wie leben die Christen heutzutage? Aus dem Wesen eines Christentums, das sittliches Unvermögen zur Grundlage hat, kann ja selbst nicht eine sittliche Gestaltung des Lebens ohne Beihilfe dialektischer Trugkünste abgeleitet werden!

Wie kann der Verfasser sagen (S. 144): keiner hat alle Laster und insbesondere die Wollust, reizender zu schildern gewußt als Homer, keiner die Bedeutung des Lebens niedriger gefaßt. Auch das pietistische Wagstück ist bewundernswürdig, daß der Verfasser dem Heidentum auch die Humanität abspricht uud zwar nicht nur wegen einzelner Züge von Roheit und Grausamkeit, sondern auch, weil das Heidentum Denken, Fühlen und Wollen nicht vollständig harmonisch ausbildete. Nach Dr. Tholuck kennt die klassische, ja selbst die platonische Erziehung keinen höheren Gesichtspunkt, als die Bewirkung der Übereinstimmung mit den Staatsgesetzen. Und doch steht der platonische Staat wenigstens der Idee nach dem christlichen Gottesreiche so nahe!"

Der etwas derbe und durch die Tholucksche Arbeit wahrlich nicht gerechtfertigte Schluß lautet: „Nur Finsterlinge und die Rotten, welche es aufs Dummmachen anlegen, scheuen die aus den Alten erwachsene Gesinnung und möchten sie unterdrücken. Darum seien die Wächter des Heiligtums, die Lehrer und Erzieher der Jugend auf ihrer Hut, daß nicht durch die Umtriebe und Schleichwege der Obskuranten ihnen die Benutzung der trefflichsten Bildungsmittel vollendeter Menschheit verkümmert oder gar entrissen werde."

Mit dem Geiste, der in dieser Rezension seine Waffen zum ersten Male gegen Tholuck richtete, hatte derselbe einen Lebenskampf zu führen, bei dem der Sieg schließlich auf seiner Seite geblieben ist. Im weiteren Verlaufe unsrer Arbeit werden wir auf diese Klasse der Gegner noch oft zurückkommen müssen.

Den beiden nächstfolgenden litterarischen Veröffentlichungen Tholucks gebührt um ihrer tiefgreifenden Bedeutung auf die Zeitgenossen willen eine besondere Betrachtung: der Lehre von der Sünde und dem Kommentar zum Römerbriefe. Wir widmen ihnen das folgende Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Die Lehre von der Sünde und der Kommentar zum Römerbrief.

Im Jahre 1822 hatte der seines Berliner Lehramts entsetzte und in Weimar angesiedelte Professor de Wette einen didaktischen Roman geschrieben unter dem Titel: „Theodor oder des Zweiflers Weihe. Die Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen. Berlin." (Zweite Auflage 1828.) In demselben durchlebt der Held an sich selbst die verschiedenen kirchlichen und theologischen Richtungen der Zeit, Rationalismus, Supranaturalismus, Mystizismus, um zuletzt mit der Theologie überhaupt zu brechen und in der Philosophie für alle Einseitigkeit und Zweifel seiner Vergangenheit die Weihe der Wahrheit zu empfangen. Die in diesem Buche vertretene oberflächliche Ansicht von dem Wesen der Sünde als in der menschlichen Sinnlichkeit begründet veranlaßte Tholuck, eine andre Entwickelungsgeschichte der christlichen Persönlichkeit zu schreiben, in der die volle Tiefe des Menschenabfalls und die Rettung der in ihrer Finsternis verzweifelnden Seele durch die im Glauben ergriffene Gnade zur Anschauung gebracht werden sollte. In den Tagebüchern des Verfassers heißt das Buch meist nur ganz kurz: „Antitheodor"; und so erklärt sich sein voller Titel: „Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers".[1])

Dieses unter allen Tholuckschen Schriften seinerzeit am tiefsten greifende und am gewaltigsten wirkende Buch ist mit einer überaus genialen, in das Feuer heißer Kämpfe und Siege getauchten Feder geschrieben. Bewandert in allen Irrgängen

des trotzigen und verzagten Menschenherzens, wie wenige; mit einer glühenden Begeisterung für den, der seine Seele vom Tode und seine Füße vom Gleiten errettet hatte; ausgestattet mit einer staunenswerten Kenntnis auf allen Gebieten orientalischer und occidentalischer Geistesprodukte, die für eine allezeit parate Verwendung seinem Gedächtnisse zur Hand lagen; daneben in kühnem Fluge ahnungsvollster Phantasie Bilder, Gleichnisse, mythologische, biblische, geschichtliche Figuren und Begebenheiten zur Erläuterung hervorziehend — so schrieb Tholuck ein Buch, das wohl in wissenschaftlicher Beziehung keine epochemachende Stellung für sich in Anspruch nehmen kann, das aber durch die Wahrheit seines Zeugnisses, durch die hinreißende Gewalt seiner Sprache und durch den tiefen Ernst schonungslosester Selbsterforschung in den religiös angeregten Schichten der damaligen Gesellschaft wie ein Blitz zündete und Feuer und Leben hinter sich zurückließ. So war lange nicht von des Menschen Elend und des großen Gottes Barmherzigkeit geredet worden, wie dieser Jüngling redete. Was Wunder, wenn der in die Tiefe geworfene Stein immer weitere Kreise in Bewegung setzte und seine Wellen bis über den Ozean hinüber in die neue Welt schlug.

Im Sturme der Begeisterung muß Tholuck diese Schrift von 315 Druckseiten in kürzester Frist zu Papier gebracht haben. Nach der oben geschilderten schlesischen Reise im Herbst 1822 taucht zuerst am 5. Oktober der Plan zu einem derartigen Werke auf. „Ich ging in den Tiergarten mit vielen kühnen und mich erfreuenden Studienplänen, besonders das Buch über die Sünde.“ Bereits an seinem Geburtstage 1823 — der 30. März fiel gerade auf den Ostersonntag — war die Arbeit fix und fertig, und dem Verleger Perthes in Hamburg zugeschickt. „Mein Anti-Theodor ist mir das liebste Geburtstagsgeschenk.“ Vierzehn Tage darauf, am 12. April, erhielt Tholuck den ersten Korrekturbogen, und im Juli erfolgte die Versendung an Freunde und Gönner.

Zweimal haben wir bereits Veranlassung gehabt, aus diesem Buche einige Mitteilungen zu machen; auf S. 112 und 114 ff., wo es sich um die Darstellung der eignen religiösen Entwickelung Tholucks handelt; und auf S. 139 ff. in der Schilderung des

Barons v. Kottwitz. Bei der hohen Bedeutung der Schrift aber, die der heutigen Zeit mehr als sie noch immer verdient, entrückt ist, sei es gestattet, durch eine übersichtliche Darstellung ihrer Hauptgedanken und Mitteilung ihrer ergreifendsten Stellen dem Leser zunächst ein eignes Urteil zu ermöglichen und dann erst das Echo der damaligen Generation auf den weithinschmetternden Posaunenton vorzuführen.

Schon das Vorwort atmet Feuergeist. „Jesus Christus gestern und heut und derselbe in Ewigkeit!“ ist sein erster Gruß an den Leser. „Die Riesenleiche der Kirche Christi“, heißt es dann weiter, „durch Wahnglauben und Herrschsucht Roms in den geistlichen Tod dahingegeben, erstand, als vor dreihundert Jahren der Geist des Herrn in die Totengebeine wehete. Die Kirche Christi überwand den ersten Tod und schmeckte die erste Auferstehung. — Und nach drei Jahrhunderten war abermals das Gericht über den Erdkreis hereingebrochen. Das Leben war zum Begriff, der Geist zum fliehenden Luftzuge verflüchtigt. Mit verhülltem Antlitz flohen die Jünger von dem verachteten Kreuze, und mit Hohnlachen schrie der Fürst der Finsternis sein ὁ Πὰν τετέλεσται“ (‚Pan ist tot‘, Anspielung auf eine Stelle im Plutarch) „über den Erdball hin! Die Fluren aber seufzten nach Regen, und der Hirsch sehnte sich nach frischen Wasserquellen. Und der heute und gestern ist, sprach: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg! Jerusalem! Hebe deine Augen auf und siehe umher, diese alle versammelt kommen zu dir. So wahr ich lebe, spricht der Herr, du sollst mit diesen allen, wie mit einem Schmuck, angethan werden, und wirst sie um dich legen, wie eine Braut, denn deine Toten sollen leben! Und die Kirche Christi hatte den zweiten Tod überwunden und feierte die zweite Auferstehung.“

„Wer wollte es leugnen, daß wir in dieser Auferstehungszeit leben! Ein Kampf der Geister hat auf dem religiösen Gebiete begonnen, wie er vielleicht seit der apostolischen Zeit nicht gewesen. Der Sieg ist noch keineswegs gewiß; daß er auf die Seite derer falle, die rufen: Hie Schwert des Herrn und Gideon! kann nur erbeten werden. Denn zieht auch der krasse Unglaube scheu sein Haupt zurück, desto mutiger tritt im idealistischen Prunkgewande ein feinerer, aber weit tiefer liegender

auf, und statt sie zu rechtfertigen, untergräbt er Christi Lehre. Schallt auch Christus wieder und der Lobpreis des historischen Glaubens auf Kanzel und Katheder, ist's nicht so oft, statt des lebendigen der tote Versöhner? Tritt auch hie und da Fürst und Obrigkeit zum Schirm des Christentums auf, ist's nicht öfter das politische, das man meint, als das evangelische? Nur wenn der Christus siegt, der nicht in vornehmer, sondern in armer Gestalt dahertritt, der lieber dient, als sich dienen läßt, der, da er wußte, daß er von Gott kommen war und wieder zu Gott ging, aufstand, Wasser in ein Becken goß und seinen Jüngern die Füße wusch, der nicht Rabbi heißen wollte und nicht seine eigne Ehre suchte, nur dann hat die Gemeinde Gottes den Geist in der Welt überwunden und kann sich freuen. Daß dieser Christus siege, dafür sind nun neben manchen ehrwürdigen Gottesgelehrten auch die ins Feld getreten, welche sonst einen andren Dienst in der Welt haben, als den am Evangelio. S. Steffens, Über die falsche Theologie und den wahren Glauben, Breslau 1823. Heinroth, Anthropologie, Leipzig 1823, und so werden der Stimmen in der Wüste immer mehrere. Dennoch ist, ungeachtet der wahre, der prunklose und arme Christus von manchen Seiten gepredigt wird, das Bedürfnis einer Schrift da, worin die Lehre, auf der alles beruht, die Sünde und Vergebung derselben in ihrem innern Zusammenhange und ihrer praktischen Bedeutung gezeigt werden, da der Glaube nur möglich ist, wo diese vollkommen erkannt worden. Solchen Seelen nun, die, umgetrieben von den Zweifeln eines unbefriedigten Herzens, einen Freund im Himmel suchen uud brauchen, der ihnen die Genüge gibt, die, wenn sie wehmütig und verlangend die Arme ausstrecken, um zu umfangen, sie nicht zusammenfallen lassen wollen an der eignen einsamen Brust, denen am Busen der ganzen geschaffenen Natur nie wohl wird und die anfangen zu fühlen, daß, was das unendliche Sehnen des Herzens forderte, der Mensch sich nicht selber geben kann, die aber auch ihren Erlöser und himmlischen Freund nicht bloß durch die Wärme genießen, sondern auch im Lichte sehen wollen, ist diese kleine Schrift gewidmet. Wer nun noch nicht fühlt, daß ihm etwas fehlt, was weder der rationalistische Menschensohn, noch der idealistische Gottessohn

ſondern der ganze ungeteilte, geſchichtliche Chriſtus allein zu geben vermag, der ſpotte nicht über den, der das fühlt; es iſt auch hier nicht über ihn geſpottet worden, er bleibe ſinnend am Wege ſtehen, und — ſehe tiefer in ſein Herz!"

Wie de Wette ſeinen „Theodor", ſo hat auch Tholuck den Antitheodor in ein geſchichtliches Gewand gekleidet. Guido und Julius, ſchon auf der Schule in inniger Herzensfreundſchaft nach bleibenden Gütern ſuchend, trennen ſich, ohne gefunden zu haben, wonach ihre Seele verlangt; „ihr inneres Leben ohne Haltpunkt, ihre Entſchlüſſe fliehendes Gewölk, ihre Grundſätze ſtehendes, unter welchem jenes hinzog." Guido bezog, um Theologie zu ſtudieren, die Univerſität G., Julius ging als Philologe nach .....n. In ſeinen Spekulationen wird der erſtere, Schellings Spuren folgend, bald zu konſequentem Pantheismus und zur Leugnung von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit geführt. Sein Herz aber kann und will dieſe Wege nicht gehen. „Iſt dies Wahrheit", ſo fragt er ſich, „warum vernichtet ſie mich?" Doch wohl darum, weil wir nicht nur „Schatten haben wollen, ſondern auch etwas, das Schatten wirft?" Und „welche Kühnheit iſt denn größer, die, aus welcher der Verſtand Gott, das Univerſum und ſich leugnet, oder die, aus welcher das Herz ſie glaubt? Und iſt die größte Kühnheit die beſte?" Dies waren die Fragen, unter denen, „wie unter ſtürmenden Wogen ſein Kopf und ſein Herz, wie zwei Schiffe eines Herrn, aneinander geſchleudert wurden und ſich wechſelſeitig zu zerſchellen drohten." Während ſo Schelling und Jacobi um ihn ſtritten, fand er keinen, der ihm geſagt hätte: Die Wahrheit muß für den ganzen Menſchen ſein. Zum Menſchen aber gehört auch ſein ſittliches Selbſtbewußtſein; um auch dies zu befriedigen, muß der Verſtand ſich unterordnen und ſeine Grenzen anerkennen. So wurde der innere Zwieſpalt nur immer klaffender.

Julius ſchrieb dem Freunde ſelten. Wenn er es that, berichtete er von ſeinen Studien. Er leſe in der Bibel, ohne daß dieſe ihn überzeugen könne; nur die Geſchichte lehre ihn die Notwendigkeit einer poſitiven Religion und die Trefflichkeit der chriſtlichen Moral. Da ſchrieb Julius plötzlich von ſeiner „Wiedergeburt". Die ganze Sprache war eine neue, vieles

blieb Guido unklar. Er warnte den Freund vor Selbsttäuschungen; vielleicht habe er in zu hoher Begeisterung geglaubt, mit einer Juno sich zu vermählen: in Wahrheit sei es eine Wolke gewesen und daher nur Chimären erzeugt. Sein eigner Standpunkt sei trostlose Skepsis, er habe es für immer aufgegeben, die Wahrheit zu finden.

Alsobald erwiderte Julius: ... „Bruder! Das All kann zerstäuben, aber nicht sein Staub; zernichtet können die Systeme der Wahrheit vor Deinem Angesichte auseinander stäuben, aber die Wahrheit nicht. ... Wer für die Wahrheit geboren, der erkennt sie, trotz aller Beulen und Entstellung, an ihrem Königsblick. Nur muß man sie erst lieben, ehe man sie erkennen darf; die Wahrheit spricht: ich liebe die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich." Der Weisheit und alles menschlichen Wissens Angel aber ist die Delphische Inschrift: nur die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis macht die Himmelfahrt der Gotteserkenntnis möglich. Also erkenne dich selbst, d. i., wisse, was du liebst, das bist du.

Doch wie soll ich dich in die Tiefen der Erkenntnis deiner selbst führen? Gott läßt schaffend aus seiner Fülle selige Wesen hervorgehen, deren Seligkeit nichts andres ist, als das Gefühl, alles zu sein, was sie nach ihrer Anlage sein sollen. Übereinstimmung mit der Idee Gottes ist die Wahrheit der Geschöpfe, das Bewußtsein davon ihre Seligkeit. Freithätiges Selbstbewußtsein ist der höchste Grad von Leben, den Gott von sich ausgehen läßt. Wie's entstehen könne, außer Gott, ist freilich völlig unfaßlich — innerhalb der ewigen Gotteskreise ein neuer Wirbel, der seine eignen Kreise bildet! Doch kündigt sich mit ursprünglicher Gewißheit dieses Selbstbewußtsein in dem Menschen als ein freithätiges an, und durch eine Glaubensthat, welche die Lebensrettung des Menschen ist, nimmt er es an „und erwählt es lieber unwissend zu sein, als sich zu vernichten."

Ging nun der freie Mensch aus Gott hervor, so mußte er auch in ihm gegründet bleiben. Das ist anders geworden; die Erkenntnis voll Irrtum, das Gefühl voll Unseligkeit, der Wille voll Sünde. Woher dieser große Riß in der Geisterwelt? Woher ist das Böse? Siehe da, die größte Frage, die der Mensch an den Ewigen thut, die von Zoroaster bis Auguſtin,

von Auguſtin bis Herbart die Welt bewegt. Groß, weil der Menſch es wagt, zum Urſprunge des Todes hinabzuſteigen, ſein Elend zu erkennen. Viele thun's freilich nicht; ſie haben ſich ſo lange an die Finſternis gewöhnt, daß ſie am Ende ihnen Licht ſcheint. Das Chriſtentum iſt die einzige Religion, die in der zerſprengten goldenen Kette, welche den Menſchengeiſt an Gott band, das fehlende Glied zeigt, das zerriſſen war, aber auch das Mittel, es wieder anzuſchließen. Und dieſer Punkt, wo der Riß geſchah, iſt des Menſchen Wille, die Wurzel ſeines geiſtigen Lebens, von dem Erkenntnis und Gefühl nur Äſte ſind. Das Rätſel aller Zeiten, am Anfange aller Jahrhunderte, in der „Urgeſchichte Gottes", iſt es gelöſt: Ihr werdet ſein wie Gott, ſpricht die Stimme der Verſuchung.

Gott iſt das Geſetz für alles Erſchaffene — er war es auch für den Menſchen. Aber der Menſch wollte ſich ſelbſt Geſetz ſein, daher geſchah der Fall des Urmenſchen. Welch eine Menge von Fragen erhebt ſich hier? Werd ich ſie löſen können? Die Wahrheit iſt ein am Wege liegender ſchlafender Rieſe, deſſen Antlitz ein Schleier birgt. Gehe du ehrerbietig vorüber, ohne den Schleier ihm abzuziehen, bis er ſelbſt ihn lüftet! „Wie vermag der gefallene Engel über den ſeligen zu philoſophieren? Darum ſeien nicht nur die Fragen beſcheiden, ſondern auch die Antworten."

Und zwar wird zuerſt gefragt: wie kann Gott die Möglichkeit der Sünde zugeben? Räumt er damit nicht ihre Wirklichkeit ein und will ſie? Mit nichten. Möglichkeit iſt nicht Anlage. Der Menſch iſt nicht nur Naturweſen, das Gute nicht nur phyſiſch. Gott will Geiſter, die mit Bewußtſein heilig und ſelig ſein wollen; darum mußte auch das Gegenteil möglich ſein.

Schwieriger iſt die andre Frage: wie konnte die Wirklichkeit des Abfalls zuſtandekommen? Iſt aber dieſe Frage nicht ſelbſt Verblendung? Daß wir nach einer Urſache der Willensabkehr forſchen? Nur das Gute hat einen Grund, das Böſe iſt eben nichts als blinde Willkür. — Dennoch können wir die Frage nicht ganz abweiſen. Jede Handlung kommt zuſtande um eines Zweckes willen. Einen Zweck des Böſen als ſolchen konnte ſich der Menſch da er ſündigte nicht ſetzen. Durch ver-

blendete Erkenntnis meinte er Gutes zu wollen und Beseligung zu erzielen. Wie war aber solche Verblendung der Erkenntnis beim Urmenschen möglich? War er doch selig und brauchte sich keine Zwecke zu setzen, da die alle erfüllt waren! Schuf nicht vielmehr eine verkehrte Willensrichtung die falsche Vorstellung von der Seligkeit? War die Lüge nicht gleich von Anfang an eine Folge der sündlichen Neigung?

Damit setze ich einen andren als den gewöhnlichen Begriff von Freiheit. Augustin und Jacobi sind meine Lehrer. Ich unterscheide den Zustand der Wahlfreiheit und die Freiheit der Kinder Gottes, in welcher der Mensch nur das Gute will, wie Gott, ohne vorher zu wählen. So ist der Mensch wirklich wie Gott. Aber die Versuchung wies ihm auf einem andren Wege eine Gleichheit mit Gott nach, auf dem Wege der Autonomie, der bewirkte, daß der Mensch gerade verlor, was er von Gottähnlichkeit hatte. Das Prinzip für die Zustände der Freiheit nenne ich Selbstbestimmung, und sie besteht nach Jacobi in der Unabhängigkeit des Willens von der Begierde. Dies ist freilich nur eine negative Erklärung. Aber diese Selbstbestimmung ist Leben und Kraft, und Leben und Kraft widerstreben der Erklärung. Wenn es auf Dasein ankommt, hört die Spekulation auf. Haben sie diese Selbstbestimmung erst in einen täuschenden Dunst verflüchtigt, dann löst sich Gott, lösen sie selbst sich in Dunst auf. Dann werden wir, um mit Jacobi zu reden, nur noch Gespenster glauben. „In dieser Zeit wird des Ernstes saurer Schweiß von jeder Stirn abgetrocknet sein, weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht: es wird lauter Lachen sein unter den Menschen; denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an sich vollendet, einerlei Krone schmückt jedes mit verklärte Haupt. Gelüstet dir nach dieser bittersüßen Zeit, mein Guido?“ *)

*) Wir können hier dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich vermittelst gewisser rhetorischer Wendungen der Erörterung des eigentlichen Problems entzogen hat. Der „falschen Neigung“ muß allerdings eine „Verblendung der Erkenntnis“ vorangegangen sein, sonst bleibt die Menschensünde ewig unaufgeklärt. Nur ist jene Blendung von außen an den Menschen herangebracht. Daß er gegenüber den falschen Vorspiegelungen des Versuchers in bezug auf das Übelwollen Gottes sich nicht

So viel über die alte Zeit, deren Schatten noch in die fernsten Jahrhunderte fallen. Wie steht es nun mit uns? „Soll ich dir, mein Bruder, vorüberführen den ganzen Trauerzug meiner und deiner Irrtümer und Sünden, soll ich dir vorzeichnen die Gebeinstätte zertretener Entschlüsse und vergeudeter Tage . . .? oder läutet dir laut genug die Grabesglocke deines Gewissens die Erinnerung vergangener Thorheiten und Sünden in das von Kämpfen müde gewordene Herz? Oder endlich, bist du, mehr ermüdet vom wiederholten Aufstehen als vom Fall, mehr zweifelhaft an deinem Guten geworden, als an deinem Bösen?“ O dann erbebe mit Jauchzen: für den Kranken ist der Arzt gekommen! In jedem Menschenleben zeigt sich jene riesige Hand, die in die Tiefen seines Gewissens schreibt: du bist gewogen und zu leicht befunden worden (Dan. 5). Da geschieht es denn, daß der eine es nicht verstehen will, sondern ißt und trinkt, bis die Nacht ihn übereilt. Der andre ruft seinen Daniel, der es deutet, aber ißt und trinkt, bis die Nacht ihn übereilt. Laß du dir der Hand Riesenschrift durch den Geist Gottes deuten und die Stimme des Herrn nicht verhallen am rauschenden Katarakt des Lebens!“ „Wohl kenne ich den Stolz des gefallenen Engels, der seiner Knechtesdienste und seiner niedrigen Gestalt sich schämt; doch ist's eben der Stolz, der seine Fittiche bindet, so wird er zu lügen sich schämen und lieber graben und betteln, damit er herabsteigend hinangehoben werde.“

Laß mich jetzt genauer vor dir die Gestalt unsres inneren Menschen entfalten. Der Wurm, der an uns frißt, heißt die Selbstsucht. Der Nachkomme des ersten Menschen, der noch in göttlicher Einheit von Denken, Fühlen und Wollen stand, erhielt statt des göttlichen Bewußtseins nur das Gewissen, das erst mit der Sünde entstehen kann. Eine gespaltene Willens-

---

in den Glauben an Gottes Wohlwollen, das ihm genugsam bezeugt war, rettete, dies ist der innerste Kern des Sündenfalls: Zweifel und Unglaube ist das Wesen der Sünde, und darum Glaube auch das Mittel zu unsrem Heil. Ein κακαγγέλιον aus Satans Munde stand dem εὐαγγέλιον der gesamten Paradiesesthatsachen gegenüber; und daß es mehr Glauben fand, als dieses, ward der Menschheit Verderben. So liegt auch hier in dem einfachen Berichte der Schrift die tiefste Weisheit.

neigung beherrſcht ihn; er iſt Halbgott und Cyklop. Das Gewiſſen, die leiſe Regung der göttlichen Erkenntnis, bekämpft der blinde Rieſe: im Blinden haſcht die Sünde ihre Beute. Dieſer Kampf mit ſeinen Niederlagen wird nicht nur dann und wann bei großen Entſcheidungen des Lebens gekämpft, ſondern täglich und ſtündlich, wie einer ihn beſchreibt, der zu kämpfen, aber auch Kronen zu verdienen wußte: Paulus, Römer 7, 9—25.

Erkennſt du nun deine Wunde? Nicht vom Verbande rede ich, ſondern von der Wunde. Du wirſt die Gegenfrage thun: wenn in uns das Sklave iſt, was Herr ſein ſollte, wer hat ihm die Übermacht gegeben? Will Gott den Elenden, den er in den Strudel des Meeres geſchleudert, ſtrafen, daß er darin unterging? Höre, was meine Vernunft, mit der Schrift ausgleichend, ſagt: Gott gab dem Menſchen die Zeugungskraft, heilige und ſelige Nachkommen zu erzeugen. Nach dem Fall beließ er ihm dieſe Kraft. Aber er zeugte nun Kinder nach ſeinem Bilde, mit dem Wahlvermögen, aber der ſelbſtſüchtige Trieb war der vorherrſchende. So ließ er ein Naturgeſetz beſtehen, das er ſelbſt begründet hatte. Aber wir dürfen gegen dieſe Zulaſſung nicht murren, da Gott ſelbſt durch ſeine Erlöſung die Folgen davon aufgehoben hat. Auch das Böſe muß ihm nun dienen; auch der gefallene Geiſt arbeitet mit dem ſeligen an dem Gewebe des Weltplans und ſchmiedet ſeine eigne Kette. Wenn wir auch, nur die Sünde ſehend, ſeufzen: Hüter, iſt die Nacht ſchier hin? — Gott, das All überſchauend, ſieht die ſündige Menſchheit als ſeine erlöſte. So kann dem Frager geantwortet werden: wer ſeine Sünde noch nicht fühlt, dem iſt nicht bange um die Beantwortung; wer ſie fühlt, „dem ſind die Pforten der verſöhnenden Gnade Gottes geöffnet, der iſt in Gottes Augen ein vollendeter Heiliger.“

Ich ſpreche alſo von einer *Erb*ſünde, die ſich fortpflanzt. Denn der Traduzianismus iſt das leichtere gegen Kreatianismus und Präexiſtenzianismus. *Einige* Seelenzuſtände erben ſich nachweislich fort; warum alſo nicht die ganze geſpaltene Willensrichtung? Freilich: die *Anrechnung* der Sünde Adams für alle Menſchen widerſpricht meiner Vernunft ebenſo wie meinem Herzen. *Daß* wir ſündigen, iſt jetzt unſer Zwang; nur *in welchem Maße* wir ſündigen, trägt unſre Verantwortung.

Und daher bleibt uns immer noch ein Schuldgefühl. Wie wichtig ist also wieder meine Ansicht von der Selbstbestimmung. Sie kann dem Flämmlein göttlicher Liebe sich zuwenden, wenn sie auch gewöhnlich bestimmt wird von dem überwiegenden Hange zum Bösen.

Ehe ich schließe, noch ein Wort über jene große Erzählung, die das Portal der heiligen Schrift bildet, die Geschichte des Sündenfalls. Ich fasse Genesis 3 als Hülle und Symbol. Denn (?) der Baum der Erkenntnis kann doch kein Giftbaum, und der Lebensbaum kein Fruchtbaum medizinischer Art gewesen sein. „Sie aßen" heißt nur: „sie gingen ein in die Erkenntnis des Guten und Bösen." Sie wurden aus dem Paradiese und vom Lebensbaum vertrieben, will nur sagen: sie mußten sterben. Das posse non mori (die Lebensmöglichkeit) wurde zum non posse non mori (zur Sterbenspflichtigkeit).

So sind also Genesis 3 und Römer 7 die Grundpfeiler des lebendigen Christentums: descendite, ut ascendatis (steigt hinab, um aufzusteigen). Ebendarum, sagt Augustin, ist das Christentum so schwer zu verteidigen, weil man so schwer den Stolzen überzeugen kann, daß die Demut eine Tugend ist, — und welche! Nein „breit müssen wir uns nicht machen" schreibt Andres (bei Claudius) und lieber betteln und graben, als betrügen. Den Aufrichtigen zieht Gott. „Und glaube mir: ein einziger Zug vom Vater, — und Welten des Irrtums stürzen; ein einziger Liebeskuß vom Sohne, — und Meere der Sünde versiegen! So nimm denn, du unaussprechlich Geliebter, den ich liebe, wie ich mich selber liebe, nimm die Adlerschwingen des Gebetes, und über die Welt und Vergänglichkeit dich erhebend, schaue kühn dem Ewigen in sein Auge. Ach daß du ihn kennteſt, mein Guido!"

Das zweite Kapitel dieses ersten „von der Sünde" handelnden Teiles bringt Guidos Antwort.

„Es wird stiller in meiner Seele. Um die Gewitterwolken legt sich ein sanftes Leuchten, und immer ferner verhallt der Donner. Hinter den Sonnen ruhen Sonnen im letzten Blau, ihr fremder Strahl fliegt seit Jahrtausenden auf dem Wege zur kleinen Erde und kommt nicht an; aber du, unaussprechlich großer Gott, bist auch ein unaussprechlich naher."

Meine Forschungen über das Böse waren nie gründlich; ich fürchtete mich, hinabzusteigen in diese Tiefen und erwählte lieber zu betrügen, denn zum Bettler zu werden. Nun habe ich gründlicher geforscht; laß dir die Ergebnisse aus meinem Ideenkreise vorlegen.

Nur drei Wege gibt es, das Böse zu erklären: aus einem bösen Urwesen, aus dem guten, oder aus der freien Willensthat des Menschen. Auf dem ersten Wege finden wir die Orientalen, teilweise auch die Platoniker, da sie neben Gott eine unpersönliche Materie als Grund des Bösen stellen, welcher Plato selbst, in seiner letzten Schrift de Legibus, und nach ihm Plutarch eine böse Seele zuschreiben: so sehr personifizieren sie. Aber εἷς κοίρανος ἔστω! zwei Herren können nicht das Weltall regieren. Aus Gott leiten das Böse die Pantheisten her, welche das Böse für Negation halten, für ein immer nur noch nicht völlig Gutes, vom Guten nur gradweise Verschiedenes. Da sie auch keine freie Selbstbestimmung annehmen können: Gott ist und wirkt ja alles! — so fällt bei den Pantheisten auch die Zurechnungsfähigkeit weg; jede Sünde ist eine That des beschränkten, gebundenen Gottes, welche vom absoluten Standpunkte aus als vollendet und gut erscheint. Daher ist der Pantheist immer Fatalist, Prädestinatianer oder Determinist, je nach der Hülle seines Systems. Anfangs meinte ich, diese vernichtende Lehre sei nur selten gelehrt worden. Aber von Xenophanes bis auf Schelling, wieviel verschiedene Gewänder hat sie erhalten und war doch stets ein und dieselbe. Auch ich wurde in den Strudel gezogen und wäre unterlegen, hätte nicht unter dem denkenden Kopfe ein wollendes Herz gewohnt. Doch zu ertötend erstarrte das Meduſenbild des Absoluten. Nein, das Böse ist kein Schein, das weiß ich, seit ich das Evangelium kenne. Aber daß es kein Gutes ist, das fühlte ich längst. Nur mit innerem Erzittern berührte, nicht ergriff ich jene Lehre von der Gleichheit des Guten und Bösen. Ein noch ungeheureres Grauen empfand ich, als ich bei Schelling las, wie er die Namen für seine Lehre ebenso entsetzlich wählte, als die Sache schon längst gewesen war: „wo er in Gott seinen dunklen Urgrund setzt, der sich erst durch die Weltrevolution entwickelt und verklärt, den er den umgekehrten

Gott nennt, den Feind aller Kreaturen, so daß, da aus dem dunklen Urgrunde der verklärte Gott sich entwickelt, aus Satan Gott geboren wird.“ Wohl spricht Schelling symbolisch; allein ich fühle das Furchtbare: bin ich, so wie ich bin, die Erscheinung des teils entwickelten, teils unentwickelten Gottes, so wird in mir, wie ich mich kenne, „nicht Gott aus dem Satan geboren werden, sondern im Satan untergehen!“ Mag die All-eins-lehre Natur und Welt erklären, mag sie Geister bannen und Zeit und Raum vernichten: das kleine Menschenherz kennt sie nicht und heilt sie nicht! Sie verkennt das Wesen des Bösen. Vom absoluten Standpunkte aus hört die sittliche Betrachtung überhaupt auf; vom subjektiven Standpunkte aus ist dem Pantheisten alles Böse nur Phlegma und Schwäche, die verächtlich, oder Stärke, die anzubeten ist. Aber das Böse ist Opposition, nicht Negation, und der kräftigste Bösewicht ist der teufliſcheſte. „Hätte ich jene Ansicht vom Guten und Bösen zur meinen machen müssen, so war der Endpunkt meiner Philosophie — die Pistole!“

Weit weniger bewegte mich die pelagianische Negation des Bösen, da ich wohl einsah, ein konsequentes Denken müsse von ihr aus fortschließen zum Pantheismus. Wenn Gott wirklich Gutes und Böses dem Menschen als Anlage mitgab, damit durch den Kampf sich das wahrhaft Gute entwickle, dann ist das Böse also doch notwendig. Ist denn aber Gott gut nur durch Kampf? und die Engel? Da ist der Spinozismus und Neuplatonismus doch wenigstens konsequenter! Ist das Böse notwendiges Reizmittel im Sauerteig der Tugend, so ist es ja religiös gut, nur ein minderes Gute; und diese Lehre müßte sich ihrer Übereinstimmung mit gewissen Arabern freuen, welche meinten: Gott schaffe zu jedem Heiligen seinen Schatten, zu jedem Göttlichen seinen Teufel, zu Abraham Nimrod, zu Mose Pharao, zu Jesus Judas, und der Schatten sei nichts weniger liebenswürdig als das Götterbild. „Ja wohl fühle auch ich den Schatten in mir, und der ist größer, als meine Gestalt. Aber ich will ihn nicht in die Ewigkeit mitnehmen; sind wir erst in Gott, so werden die Schatten vergangen sein.“

Darum kann nur diejenige Ansicht vom Bösen die wahre sein, welche es als Privation, als eine freie Willensthat des aus dem Leben in Gott heraustretenden Menschen faßt. Als Hang, Trieb, böse Neigung pflanzte sich diese erste Abkehr des Menschen von Gott fort. Nur so leugne ich das Böse nicht. Viele Philosophen sind auf diesen Punkt der Erkenntnis nicht geführt, einmal weil sie solche Tiefen scheuten, das Böse nicht genug als Böses erkannten; sodann, weil sie es mit ihren Mitteln nicht heilen konnten; endlich aber, weil sie eine derartige Ungerechtigkeit Gottes verwerfen mußten, einen Trieb zum Bösen sich fortpflanzen zu lassen. Hierin hätten sie auch recht, wüßten wir nicht, daß Gott eine ewige Erlösung erfunden. Etliche schreckten auch wohl vor der Annahme einer Imputation von Adams Schuld zurück, „welche die Kirche haben kann, aber nicht die Bibel". Will doch selbst Kant, der so tief in das radikale Böse schaut, daß er keinen begreiflichen Grund für das moralisch Böse zu finden weiß, von einer Erbsünde nichts wissen; jeder soll in der Weise Adams selbst gefallen sein. Aber stimmt das mit den Thatsachen? Und muß nicht die Spekulation von der Erfahrung lernen? „Ja wahrlich, sagte es nicht der Tag dem Tage und der Gedanke dem Gedanken, der Mensch würde es nicht glauben, daß es so gar aus mit ihm ist!"

Hiernach kannst du ermessen, wie verächtlich mir alle die neueren Schulen sind, die noch immer zwischen den Himmel des Evangeliums und die Hölle des Pantheismus einen limbus patrum (einen Kreis der Väter) befestigen wollen, in den sie freilich nur phlegmatici und — Kinder verpflanzen können. Wahre Philosophie will nicht auf der Oberfläche bleiben, sondern den Schatz heben. Es gilt auch hier Bacos Wort: ein leichter Zug aus dem Becher der Philosophie führt vielleicht zum Atheismus, ein vollerer zur Religion zurück. Wie arm sind die Theologen, die, weil sie nicht in die Höhe und in die Tiefe wollen, „in die Breite und Fläche sich ergießen und armselig aus Phrasen und Notizen ihr geistiges Leben bauen!" Und um mich her sind Hunderte von angehenden Seelsorgern, die, statt zu bauen, Steine sammeln, statt zu schaffen, scharren. „Wahrlich, alles andre ist die Wissenschaft, ein Tempel, ein

Garten, eine Äolsharfe, nur — kein Kehrbeſen!“ „Ich ſchweige — und weine.“

So habe ich dir einen Spiegel von meinem Innern gezeigt. Den Becher halt ich hoch hinaus über die ſchäumende Flut, doch die Wogen branden noch. „In jeder Ruhe, die ich früher empfand, war der Kern Unruhe; jetzt liegt über jeder Unruhe, die ich empfinde, ein ſanfter Schimmer von Ruhe. Mein ganzes inneres Leben iſt wie ein Sommerabend, wenn die Sonne eben untergehen will.“ Ich leſe viel in Luther. Auch Claudius iſt, ſeit du mir den Geſchmack eingeflößt, mir wie dir jetzt nach der Bibel der liebſte. Mit ſeinem Worte will ich ſchließen: „In uns iſt zweierlei Natur, Doch ein Geſetz für beide; Es geht durch Tod und Leiden nur Der Weg zur wahren Freude.“ Nun ſchreibe mir über die Erlöſung, die ich nur ahne. —

Der zweite Abſchnitt des Buches handelt „von dem Verſöhner“. Julius antwortete dem Freunde voll Dankes, nun auch in ihm einen Bruder in Chriſto gefunden zu haben zu ewigem Beſitz. „Die Glöcklein an unſrem hoheprieſterlichen Leibrock mag der und jener uns abreißen, den Leibrock ſelbſt aber bringt keiner mehr von unſrem Leibe.“ Wir ſind auf den Fels gegründet, welcher iſt das Wort von der Verſöhnung. Davon ſoll ich dir ſchreiben. Ich will dir ſagen, was ich weiß; aber meine Feder iſt weder in die Fluten des brennenden Morgenrotes, noch in das Ichor (Götterblut bei Homer) johanneiſch wehmütiger Einfalt getaucht; ſo nimm mit meinem Stammeln vorlieb.

Soll ich dir vom Erlöſer reden, ſo male dir erſt die Menſchheit, wie ſie am Wege lag. Der Prieſter, der Levit gehen vorüber, bis der Samariter kommt und Balſam bringt. Im vergifteten Rieſenleibe des Menſchengeſchlechtes kann nicht der vergiftete Arm der vergifteten Bruſt, das ſtockende Herz nicht dem ſtockenden Pulſe helfen. Von außen muß eine neue Lebensquelle zuſtrömen. Dreierlei Geſchlechter waren es, die vornehmlich helfen wollten, — und gut war's, daß ſie kamen, ſonſt wäre der Körper der Menſchheit völlig von ſeinem innern Feuer verzehrt worden: Religionsſtifter, Geſetzgeber und Volksweiſe. Aber kann der Geſetzgeber, der nur in Stein ſchreibt, auch

ins Herz schreiben? Der die Rute der Strafe schwingt, auch den Faden treffen, der die That an die Lust knüpft, oder die Lust selbst? Der Weltweise mag lehren, daß der Sturm nur die Schale, nicht die Perle trifft. Aber „wenn der innere Sturm des Menschen nicht schweigt, gleicht nicht die Seele des Menschen dem bloß liegenden Nerv, und jeder fliehende Windzug schneidet ins Innerste!“ Der Religionsstifter ist wohl der Prometheus, der das Feuer holt, der die von Jupiters Zehe herabgesunkene Kette ihm wieder anlegt; und ob sie nur den Rücken Gottes gesehen haben, glänzet doch ihr Antlitz. Aber der Mensch will mehr. Er braucht einen, der Gott in sein Angesicht gesehen, der an seiner Brust gelegen hat. Und das gilt nur von einem.

So wuchs die Auszehrung von Jahrhundert zu Jahrhundert, und mit ihr die Sehnsucht. Auch wenn nicht uralte göttliche Stimmen geredet hätten, diese Sehnsucht würde sich einen Erlöser ausdenken, heiße er nun Baldur oder Krischna oder Dschanderbami oder anders. Am meisten verlangte nach ihm Israel, wo der göttliche Gast sich so lange hatte ansagen lassen; zuletzt durch Maleachi: bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr. Und dann die heilige Nacht: euch ist heute der Heiland geboren! In einer Zeit, wo gleichsam alle Giftstoffe bei Juden und Heiden sich zuhause sammelten; — Josephus, Pausanias, Seneca sind gleichermaßen dafür Zeugen. Und welch einer kam! Die Welt meint, wer groß ist, der muß auch groß thun — und er kam verachtet!

Über sein Werk läßt sich am besten im Anschluß an die drei Ämter, das prophetische, das hohepriesterliche und das königliche reden*).

Christus war der göttliche Prophet der Menschheit. Da gilt es die Vorfragen zu erörtern, ob denn überhaupt eine Offenbarung möglich sei? Rousseau, Tolland, Edelmann

*) Es ist bezeichnend für die Tholuckſche Kompositionsweise, daß er, von der Sache ganz erfüllt, die beabsichtigte und angekündigte Form beiseite läßt: von dem königlichen Amte wird im Buche nicht weiter geredet. Ähnliche Gleichgiltigkeiten gegen die Form lassen sich auch bei späteren Predigten mehrfach bemerken.

leugnen ihre logische Möglichkeit: offenbaren heiße enthüllen, und die sog. christlichen Offenbarungen seien Geheimnisse. Als ob der Seefahrer der wunderbaren Magnetnadel nicht folgen dürfe, wiewohl er ihre Kraft nicht begreift! Andre behaupten: für Gott sei eine Offenbarung moralisch nicht möglich. Er dürfe sich nicht verbessern wollen, da er doch den Menschen geschaffen habe. Aber eben doch nicht in seinem gegenwärtigen Zustande! Eine solche Offenbarung müsse eine allgemeine sein. Das soll sie auch, nur in bestimmter Reihenfolge; selbst für die ohne Kenntnis Christi verstorbenen Heiden ist Heil zu hoffen (1. Petr. 3): der den Weisen seinen Stern leuchten ließ, wird auch jenseit seine Sterne erscheinen lassen allen, die seiner Erscheinung sich freuen wollen. Auch Kants Einwurf: ein geoffenbarter Gott würde durch seine Schrecken zwingen, und erzwungenes Gute ist kein Gutes, beweist nichts. Als ob nicht auch geoffenbarte Güte und Majestät Gottes Gutes in uns wirken könnte! Ja einer hat die Offenbarung für moralisch unmöglich erklärt, weil dann die Vernunft sich nicht mehr genug anstrengen würde! Ein Kranker wird daher keinen Arzt mehr rufen dürfen, damit ja die Angst seiner Seele nach Heilung ihn zur Förderung der Arzneikunst treibe. Wer den Grund aufgestellt, „hatte wohl Schleimdrüsen statt der Thränendrüsen, und eine Bleikugel statt des wallenden Herzens.“ — Auch um des Menschen willen haben sie die Offenbarung für moralisch unmöglich erklärt. Was der Mensch nicht in sich habe, das könne er auch nicht aufnehmen. Aber Schrift und Vernunft stimmen dennoch zusammen, wie die Saiten auf dem Psalter. Das Christentum bringt Thatsachen, welche keine Vernunft a priori konstruieren kann, die aber der ganzen Anlage des Menschen entsprechen. Der Christ führt „einen Teil des zerbrochenen Bundesringes“ bei sich, an den er den andern, der äußeren Offenbarung, anpassen kann. Im übrigen aber „blickt immer etwas von Moses Stammeln und vom Zimmermannssohne in der ganzen Ökonomie Gottes durch; darum kann die Apologetik auch nur für den Wert haben, der über Sinais Donner den Stammler und über Tabors Verklärung den Zimmermannssohn vergessen kann, und es kostet Schweiß, Guido! bis man dahin kommt!“ Immer mehr aber wird die göttliche Thorheit

mir zur Weisheit. Wo mir am Himmel des Evangelii der Nebelfleck am ungestaltetsten schien, da fanden sich die meisten Sterne. Vor dem Eintritt in Kanaan mußte Israel durchs Thal der Verwirruug und Betrübnis. Dasselbe göttliche Gesetz geht durchs ganze Universum: nur Verwesung gebiert Leben.

Auch das Heidentum bezeugt laut die Unwissenheit der Menschen in göttlichen Dingen und die Notwendigkeit einer Offenbarung — Sokrates, Aristarch, Euripides, Xenophanes, Sophokles. Und nun blicke auf den mit unauflöslichen Ketten an den Kaukasus des Erdballs seit vierzig Jahrhunderten geschmiedeten Prometheus der Heidenwelt, wie in der langen, langen Zeit der Geier immer tiefer seine Leber durchgräbt, und er kann sich nicht helfen! Wie wird ihm zu Mute sein, wenn er die Füße seines Herkules von ferne hört!

Für göttliche Wahrheiten bedarf es göttlicher Gewißheit — Porphyrius sammelte alte Orakelsprüche als unmittelbare göttliche Offenbarungen. Wie wichtig ist uns daher Jesu prophetisches Amt. Was ihn vor andern Lehrern auszeichnet, ist, was er sagt: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sein Wort ist nicht wie das menschlicher Lehrer, die nach dem jenseitigen Ufer weisen, aber es ist kein Fahrzeug und kein Flügel da. Wo wie bei ihm Wort und Kraft eins geworden, da ist jedes Wort ein Eliaswagen; „die Seele läßt ihren Mantel fliegen und steigt nach den Wolken.“ Jesus lehrte nichts Neues; es lag und schlummerte die geflügelte Psyche in der gealterten Puppe des Judentums. Christus brach nur die Puppe, und die Psyche breitete ihre Flügel aus. Das gilt von den wichtigsten Lehren Jesu: über ein jenseitiges Leben und das Gericht, über die Vorsehung Gottes im kleinsten, über die Grundäußerungen christlicher Selbstverleugnung, Glaube, Liebe und Demut. Das war ja freilich etwas Neues, denn „das Ideal in Knechtsgestalt“ kannte man noch nicht. Aber etwas davon findet sich selbst bei Sokrates, der unter dem hölzernen Silen das silberne Götterbild verhüllte. Doch ward's ihm leichter, „da er unter dem Mantel keinen Donner zu verbergen hatte und um das Haupt keinen Heiligenschein.“ Bei Christo war aber auch sein ganzes Leben eine Lehre, eine That der Liebe.

Und solche Liebe weckt Liebe und seine Gebote sind nicht schwer. Das soll einmal einer von Herzen nachsagen, der aus einer andern Schule kommt, als der von Kapernaum. „Der Hirtenstab meines Nazareners reicht doch noch etwas weiter als der Königsberger Korporalstab des kategorischen Imperativs!“ Und wär's auch das nicht, so ist man doch lieber ein Lamm auf grünen Auen und an stillen Wassern, als ein Soldat in Reih und Glied. — Endlich: die noch ungenannte Lehre von der Versöhnung. Aus Christi Munde erschallte sie selten, und wenn es geschah, dann redete er in Rätseln und Gleichnissen „Siehst Du auch hier einen Nebelfleck, meine Seele? Nur zu Greif nach dem durch Gottes Geist bewaffneten Auge, und es wird in Sternenbilder und Sonnen sich verwandeln.“ Die That der Versöhnung mußte freilich voraufgehen, ehe das Wort von der Versöhnung gepredigt werden konnte. „Haben wir daher bis jetzt über Licht und Recht, über das Urim und Thummim in dem Schildlein des Leibrocks unsres Hohenpriesters geredet, so laß mich nun weiter gehen zu dem Leibrocke selber, in dem der Schönste unter den Menschenkindern auf Erden erschien.“

Nun gilt es dem hohenpriesterlichen Amte Jesu. Er lehrte nicht nur eine Vergebung der Sünden, er lebte, litt und starb auch für die Vergebung der Sünden, so daß sein heiliges Leben der Sünder sich als sein eignes, und sein unschuldiges Leiden und Sterben als die Abtragung seiner eignen Sündenschuld zurechnen darf. Das ist nicht nur für die neueste Zeit, sondern schon für Kelsus, Origenes' Gegner, für die Widersacher des Anselmus, für die englischen Freidenker eine Thorheit gewesen. Doch waren nicht alle Sauli, etliche auch Zachariae, die erstaunt fragten: woran soll ich erkennen, daß solches von Gott sei? So wichtig ist es, was für Kundschafter ins gelobte Land man gehabt hat. Die meinen waren Sammua der Sohn Zakur, und Saphat der Sohn Hori (4. Mos. 13, 5 ff.), die für mich dem Lande ein böses Geschrei machten. Darum ist mir hochgesegnet die Stunde, wo zuerst Melanchthons Loci theologici und sein Kommentar zum Römerbrief mir in die Hände kamen, und im Lande der Todesschatten mich plötzlich Zions Mauern sehen ließen.

Zwei Geistesrichtungen sind es, die da zweifeln: der Tiefsinn und der Leichtsinn. Der Kantischen Schule hat jede Sünde eine ewige Geltung und kann durch keine Vergebung getilgt werden. Auch bei der größten Annäherung an das eingeborne Ideal, das für rohere Menschen in dem geschichtlichen Jesus sich verwirklicht, kann bei der Fortwirkung der alten Sünden nur eine relative Seligkeit erlangt werden. Auch der tiefsinnige Anselm v. Canterbury lehrt, Gott könne keine Sünden vergeben ohne völlige Satisfaktion, und darauf baut er seine Lehre von der vollgiltigen Genugthuung durch den Gottmenschen Christus.

Was heißt das aber: Gott kann keine Sünde vergeben? Wenn wir sagen: Gott vergibt, so ist das allerdings nur der zeitliche Ausdruck für die ewige Liebe Gottes gegen alle. Von seiten Gottes steht der Vergebung nichts im Wege. Er liebt alle, Judas wie Johannes: nur öffnet sich jener dieser Liebe nicht, und Johannes thut seinen Mund weit auf und wird selig. Es kommt alles darauf an, daß im Menschen das Schuldbewußtsein getilgt werde. Das bloße Bewußtsein, nach Kräften dem Ideale nachzustreben, reicht nicht aus; denn keiner wird von seinem Gewissen hören, daß er nach Kräften gestrebt habe. Es könnte genügen, wenn die Seele sich klar wird, daß Gott eigentlich doch sich nicht von der Seele, sondern die Seele von Gott entfremdet hat. Die Seele könnte sich auf diese Weise von der eigentlichen Sündenstrafe: dem der Sünde inhärierenden Gefühle der Unseligkeit befreien. Und in der That, wäre der Mensch nicht so trotzig und verzagt, so könnte das ausreichen, zumal wenn zu der geläuterten Erkenntnis von dem Verhältnisse Gottes zum Menschen die bestimmte Erklärung Gottes selbst hinzukäme.

Die Zweifel des Leichtsinns, dem Gott nicht heilig genug oder die Sünde nicht schlimm genug ist, der sich seine Sünden selbst vergibt, sind von Menschenhand nicht zu treffen. „Nur beim Klange göttlicher Drometen stürzen Jerichos Mauern.“ Solchen ist nur durch Gottes Wort, durch „eine Hand aus den Wolken“ zu helfen.

Aber was ist denen zu sagen, die des sittlichen Ernstes nicht ermangeln und nur nicht begreifen können, warum gerade

dieſe Anſtalt zu unſrer Erlöſung nötig ſein ſoll? Laß mich Dir im voraus erklären, daß auch ich die absolute Notwendigkeit von Chriſti genugthuendem Leben und Leiden nicht anerkenne, ſondern nur die relative. Gehen wir indeſſen von der Anſicht derer aus, welche dieſe abſolute Notwendigkeit glauben feſthalten zu müſſen.

Das thaten unter den Alten ſchon einige Kirchenväter, Ambroſius, Kyrill von Alexandrien, Baſilius: am tief- und ſcharfſinnigſten im 11. Jahrh. Anſelm und nach ihm Thomas von Aquin. Wenn dieſe Lehre behaupten will, auch für den Fall, daß der Sünder ſich beſſern wolle, werde Gott ihn zurückſtoßen, ſo macht ſie Gott zum Urheber der Sünde, oder ihre Auffaſſung von Rache iſt nur eine äußerliche; nicht im Schuldbewußtſein und in der Unſeligkeit, ſondern in allerhand Züchtigungen beſteht ſie. Solche Züchtigungen können freilich ohne Chriſti Dazwiſchenkunft nicht erlaſſen werden. Aber iſt es Gottes würdig, ohne Zweck zu ſtrafen? Im Grunde genommen iſt aber auch die Genugthuung Chriſti gar keine eigentliche Genugthuung, nicht einmal juridiſch, da der Schuldige ſelbſt ſie leiſten ſollte. Leiſtet ſie ein andrer, ſo iſt es nicht Gerechtigkeit, ſondern Liebe, welche ſie annimmt. Ferner müßte Chriſtus quantitativ alle Leiden der Menſchen erduldet haben, denn die qualitative Steigerung ſeiner Paſſion durch die Gegenwart ſeiner Gottheit verſchlägt nicht, da Gott nicht leiden kann (?). Es fehlt hier eben die Erkenntnis, daß das Schuldbewußtſein nur das Zeugnis iſt, daß der Menſch ſelbſt von ſeinem Urquell abgewichen. Wenn dieſe verdammende Stimme des Gewiſſens ertönt, muß der Glaube ſich eben hinaufſchwingen zu dem Glauben, den die Schrift verkündet: Gott iſt größer, als unſer Herz.

Die in der alten Kirche allgemeinſte und verbreitetſte Anſicht von der Verſöhnung war eine andre, die ich ſelbſt teile: nämlich die von der nur relativen Notwendigkeit der Heilsveranſtaltung in Chriſto. Athanaſius lehrt: „Gott hätte nur ſprechen dürfen, um unſre Sünde zu heben.“ Gregor v. Nazianz: „Durch ſeinen bloßen Willen hätte uns Gott erlöſen können; er brachte uns aber etwas Größeres: völlige Teilnahme an unſerm Stande.“ Theodoret: „Auch ohne Hülle des

Fleiſches hätte er die Erlöſung bewirken können; er zeigt aber vielmehr, was ſeiner Vorſehung angemeſſen iſt, als was ſeiner Macht.“ Auch Auguſtin thut den naiven Ausſpruch: „Sunt stulti, qui dicunt: non poterat aliter sapientia Dei homines liberare, nisi susciperet hominem. Quibus dicimus: poterat omnino; sed si aliter faceret, similiter vestrae stultitiae displiceret. (Thöricht ſind, die da ſagen: die Weisheit Gottes konnte die Menſchen nicht anders erlöſen, als ſo, daß er Menſch wurde. Denen erwidern wir: gewiß konnte er es; aber wenn er es anders gemacht hätte, ſo würde das eurer Beſchränktheit in gleicher Weiſe mißfallen.)“ Ähnlich ſpricht ſich Lombardus aus: und darauf baute Duns Scotus ſeine Lehre von der gratuita acceptatio oder acceptilatio, die dann Grotius formaliſtiſch juridiſch ausbildete: Gott hat es ſo angeſehen, als hätte er in Chriſto eine vollkommene Genugthuung empfangen. Die Vergebung der Sünden um Chriſti willen iſt alſo, wie die Griechen ſchön ſagen: *οὐδὲ κατὰ νόμον οὐδὲ κατὰ νόμου, ἀλλὰ ὑπὲρ νόμον καὶ ὑπὲρ νόμου* (weder nach dem Geſetz, noch wider das Geſetz, ſondern über das Geſetz und für das Geſetz).

So iſt demnach (?) der wahre Sinn der Verſöhnung dieſer: „Gott hätte allerdings, wie zur Prophetenzeit, proklamieren laſſen können: ich vergebe dem Menſchen alle Sünde, der ſich nur recht anſtrengt heilig zu werden. Für den Gewiſſenhaften, wenn er anders hätte Glauben faſſen können an dieſe Verkündigung, würde dieſer Balſam genug geweſen ſein; Opium aber für den Leichtſinnigen. Ja ſelbſt der Ernſtgeſinnte würde ſich immer wieder ſagen müſſen: ich könnte mich noch weit mehr anſtrengen, mir alſo kann Gott nicht vergeben. Gott faßte alſo den Entſchluß, eine Veranſtaltung zu treffen, durch welche auf gleiche Weiſe die Heiligkeit ſeines Geſetzes wie die viele Vergebung der Sünde, die bei ihm iſt, ins Licht geſetzt würde. Das allerheiligſte Weſen, der Gottmenſch Jeſus Chriſtus, übte, in einem durchaus mit dem göttlichen Willen übereinſtimmenden Leben, den genaueſten Gehorſam gegen Gott, ja den Gehorſam bis zu ſchmerzhaften Seelenleiden bei Drohung ſeines Todes und bis zu dem ſchmählichen Kreuzestode ſelber. Nach dieſer großen ſittlichen That ließ Gott verkünden, dies heilige Leben

des göttlichen Versöhners dürfe der Sünder sich als sein eignes zurechnen, und jenes Leiden des größten Heiligen dürfe der Sünder sich ebenfalls zurechnen, als die Strafe für seine eigenen Sünden. Demnach könne der Sünder als solcher ein fröhliches Herz zu Gott fassen. Die Folgen eines solchen Glaubens, wo nämlich nicht bloß die Lippen sagen ‚Ich glaube', sondern der Wille des Menschen in diesen Heilsrat Gottes eingeht, erwartete Gott von selbst, gleich wie die Quelle den Bach bildet."

Siehe da, mein Guido, in dieser Versöhnungslehre das Schaubrot im Tempel des Herrn, das eines Davids Glaube nehmen darf; siehe da die verachtete Quelle Siloah, die aus Felsen springt und die allein Jerusalem zu wässern vermag, denn es hat sonst kein Wasser; siehe da den trocknen Pfad für die Kinder Israel durchs rote Meer der Sünden; zur rechten und zur linken türmen sich die Wogen, sie aber ziehen trocknen Fußes. Hat der Mann nach dem Herzen Gottes sich nicht geschämt, im leinenen Kittel mit aller Macht vor dem Herrn herzutanzen, da er seine Bundeslade wieder errungen, o so wollen wir uns auch nicht schämen, laut in die Zither zu greifen und ein Lied im höhern Chor zu singen von dem Sterben des Zimmermannssohnes! Ja ich sage es laut und möchte es in alle Welt ausschreien: Ich hab nur eine Passion, und die ist Er, nur Er!*)

Es erübrigt noch, von den Wirkungen der Versöhnungslehre ein Wort zu sagen. Was den Menschen am gewaltigsten regierte, das ist die Liebe. Die Liebe ist der David, vor welchem gesungen wird: hat Saul tausend geschlagen, so David zehntausend. Und in der Vergebung um Christi willen feiert die Liebe ihren höchsten Triumph, hier zeigt sie sich son-

---

*) Man wird sich nicht verhehlen, daß auch hier wie S. 299, die Rhetorik für die Dürftigkeit der Exposition in etwas aufkommen muß. Wir haben Tholucks Darstellung der Versöhnungslehre, nur unter Weglassung einiger Citate, oben in voller Ausdehnung gegeben. Der Leser kann also selbst ermessen, wie wenig Veranlassung im Grunde war, die hier willkürlich erscheinende „Veranstaltung Gottes" mit so hohen Worten zu preisen.

derlicher denn Frauenliebe. Was man aber liebt, das lebt man. Der Christ lebt Christi Leben und kann nach seinem innern Liebesdrange nicht mehr sündigen, d. h. insofern dieser Liebesdrang in ihm regiert, ist alle Lust zur Sünde ausgeschlossen. „Angesichts der für uns sterbenden Liebe sinkt die Seele verstummend auf die Kniee, und ihr Verstummen ist das größte Gebet ihres Lebens.“ Da muß eine flammende Liebe für den Erlöser herausbrechen.

Wenn nun auch diese Zeiten der ersten Liebe nur der Vorfrühling sind, und schwere Kämpfe und Anfechtungen für den Christen sich anschließen (es folgt hier die oben S. 115 bis 117 citierte Stelle), so hilft doch dieselbe Liebe immer wieder zurecht, und die Kraft des Aufstehens vom Falle ist und bleibt die Vergebung. Es nur nie wieder zu leicht nehmen mit der Sünde! Je furchtbarer sie uns erscheint, desto göttlicher wird der Schlangentöter sich erweisen. —

Selig und dreimal selig nun wir, mein Guido! die wir erkannt und geglaubt haben und wissen, daß das Zeugnis unsres Glaubens nicht von Menschen kommt, sondern aus einer höheren Region. „Wenn ich jetzt manchmal bei N. bin, wie ich es neulich abend mußte, und ich an der Reihe der Tanzenden stehe und das Getümmel an allen Seiten und den Putz sehe und die Orden und die Spieltische, wie blickt da aus dem wüsten Gedränge mein Auge mit einer Dankesthräne auf, daß ich etwas Besseres kenne denn dieses. Und mit unaussprechlicher Liebeswallung möchte ich all den armen bethörten Wesen zurufen: quaerite quod quaeritis, sed non est. ubi quaeritis (sucht, was ihr sucht, aber da ist's nicht, wo ihr es sucht)!“ „Wenn nun der Morgen anbricht, ach! wie erinnert der vom Gedränge sich leerende Saal an das ausgespielte zwecklose Leben. Taumelnd und müde zieht sich jeder von dannen, die Lichter brennen dunkler und tiefer, Staub wallt durch den weiten Raum, hie und da verkündet eine abgerissene Schleife, ein verlornes Ordensband, daß Bewohner da gewesen. Guido! Wenn wir sterben, wollen wir ein andres Denkzeichen zurücklassen, daß wir da gewesen, und während dem Gehen und Kommen, Kreisen und Stehen soll ein Unwandelbares uns halten und nähren!“

Guidos Antwort verkündet dem Freunde: In uns wohnt derselbe Geist. „Zwischen den Spiegeln unsrer Herzen steht die Sonne und spiegelt sich in beiden, und aus dem einen schaut sie wieder in das andre hinein.“ Und dieser Geist ist derselbe in allen Gotteskindern von Abel bis zu unsrer Zeit — welch ein Gedanke!

Meine Geschichte ist folgende. Ich wollte auch herrlich werden und die Glorie eines Kindes Gottes in mir *sehen*. Da fing ich an, ernstlicher im Gebete zu ringen, zeichnete mir die neuen Erlebnisse meiner Seele täglich auf. Doch dabei ward ich friedlos. Jesum fühlte ich nicht mehr als meinen Freund und wurde dann kalt und gleichgiltig. Ich hielt die Heilsanstalt für etwas, das nur *einmal* im Leben die Vergebung sichert, dann aber sollten wir selbst wirken und schaffen und unsre eignen Erlöser werden. Im wesentlichen war das die katholische Versöhnungslehre, welche die Heiligung der Versöhnung vorangehen läßt. Aber darüber hob mich der Herr hinweg und lehrte mich verstehen, daß die Vergebung unser *tägliches* Heil ist, die Heiligkeit sich auf Erden nie erreichen und keine Sünde sich völlig überwinden läßt. Und das lernte ich nicht durch Denken und Forschen, sondern durch Anschauen. Ich habe eine *Gemeinde wahrer Jünger Christi* kennen gelernt.

Und nun folgt die begeisterte, schon im vierten Kapitel zum großen Teile angeführte Beschreibung des ehrwürdigen „Patriarchen“ und seiner Freunde. Der Brief und damit das Buch schließt mit den Worten: „Julius! wer an Christum glaubt, der ist wahrhaftig auferstanden und aus dem Tode ins Leben eingegangen! Ewig in Ihm Dein Guido.“

Als wissenschaftlicher Anhang, der genau 100 Seiten umfaßt, sind dem Texte des Buches noch 6 Beilagen hinzugefügt, welche einzelne, in der Hauptdarstellung nur kurz erwähnte Punkte ausführlicher untersuchen. Die Überschriften dieser Beilagen lauten:

1. Über den Wert der verschiedenen Arten, von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen, oder über das wechselseitige

Verhältnis der Apologetik, Dogmatik und christlicher innerer Erfahrung (ein Gedankenabriß von merkwürdiger Reife).

2. Über die Notwendigkeit, mit welcher der folgerechte Verstand auf Leugnung des selbstbewußten Gottes, des Einzellebens, der Freiheit und Sittlichkeit geführt wird; über das Alter und die stete Wiederkehr dieser Lehren in der Geschichte des menschlichen Geistes; über das wahre Verhältnis des Glaubens an einen selbstbewußten Gott zu einem pantheistischen.

3. Über die Zurechnung des Falls des ersten Menschen.

4. Über die Erzählung vom Sündenfalle.

5. Über die Ahnungen und Hoffnungen eines Wiederherstellers und einer seligen Zeit unter vielen Völkern.

6. Über Vernunft und Verstand und ihr Verhältnis zur Offenbarung.

Dies ist der Inhalt der Schrift, die unter allen Tholuckschen die geistgesalbteste und gottgesegnetste genannt werden muß. Die Schwäche einzelner Deduktionen liegt auf der Hand; aber was einschlug, war nicht die dialektische Schärfe, sondern der Sturm der Begeisterung und die flammende Wärme, die dem Leser fast aus jeder Zeile entgegenloderte. Wo man für die letztere kein Verständnis hatte, da wurde die erstere auch mißbilligend empfunden und zum Teil ernst gerügt.

Die Hülle der Anonymität verbarg nur wenigen den jungen Verfasser. Unter dem Namen „das Sündenbuch von Professor Tholuck in Berlin“ wurde die Schrift z. B. in Holstein unter Studenten und Pastoren aufs eifrigste gelesen. Viele dem Verfasser völlig Unbekannte unter jung und alt wendeten sich brieflich an ihn, um von der tiefen Wirkung seines Wortes Zeugnis abzulegen. Studenten aus Berlin und Leipzig bekannten ihm, durch sein Buch zur Erkenntnis ihrer Sünde gekommen zu sein und wollten nach der von ihm veranlaßten „Höllenfahrt der Selbstprüfung“ für die Rettung ihrer Seele von ihm schriftliche oder mündliche Leitung erhalten. Geistliche, wie der Archidiakonus Korn in Kottbus, erbaten sich Exemplare, um sie in

ihrer Gemeinde und bei benachbarten Freunden zirkulieren zu lassen. Bischof Eyler aus Potsdam bekannte ihm, durch „den biblischen Geist, der die Schrift beseele, ungemein erbaut und mit Freude über den Verfasser, als einen mutigen Zeugen der Wahrheit erfüllt“ zu sein. Prediger Couard in Berlin schrieb: „Ich verdanke Ihnen manchen Genuß für mein Herz, manche Belehrung für meinen Geist. Sie haben von der Wahrheit gezeugt, lassen Sie nun immerhin Röhr und Gleichgesinnte Ihr Buch rezensieren, die Wahrheit kann keiner umstoßen, denn sie ist ewig; und wer sich selbst kennen lernt in seiner Sünde, dem thut ihr Heiligtum sich auf, der findet Freude und Frieden in seinem Geist, und von dem Altar seines Herzens steigen inbrünstige Lobgesänge und Dankgebete zum Thron des göttlichen Versöhners empor.“ Aus Stettin vom Prediger Baltzer, aus den Kreisen der Erweckten in Pommern, Rottenow, Trieglaff ꝛc., aus Göttingen von seinem Freunde, dem jungen Lizentiaten Bialloblocky, vom Kirchenrat Schwarz in Heidelberg und vielen andern gingen Tholuck die dankbarsten und wärmsten Anerkennungen zu. Olshausen aus Königsberg schrieb ihm am 11. Oktober 1823: „Hier liest alles Dein Buch, Männer und Frauen, Jünglinge und Greise loben Dich, — Ebel springt hoch vor Freuden und dankt Dir innigst für Dein köstliches Geschenk, was Du ihm und uns allen damit gemacht hast.“ Ein andrer Freund teilte ihm mit: „Ich stehe in Briefwechsel mit einer ehemaligen Schülerin, Tochter eines angesehenen Staatsmannes und berühmten Gelehrten in Berlin. Diese, bei allem religiösen Sinn, schien mir doch immer noch nicht zur klaren Erkenntnis der Hauptsachen gekommen zu sein. Da empfahl ich Ihr Buch. Um Ostern bekam ich einen Brief von ihr, der eine große Veränderung in ihr offenbart. ‚Vorher‘, schrieb sie u. a., ‚hörte ich's nicht gern, wenn Herr Strauß so beständig von der Sünde sprach, und glaubte, das könne man nicht auf sich beziehen. Das ist nun alles vorbei.‘“ Wieder ein andrer Bericht lautet: „Die Frau Oberpräsidentin v. Vincke erzählte mir neulich, daß ihr Mann am Osterheiligabend zur Vorbereitung auf die Kommunion sie um etwas Erbauliches gebeten habe, worauf sie sogleich ihm das Buch von der Sünde ꝛc. gegeben habe. Er sei auch an die Lesung gegangen und

davon so angesprochen worden, daß er beinahe hinter einander das ganze Buch ausgelesen habe. Um einige griechische Ausdrücke zu verstehen, hat der große Geschäftsmann seinen zwölfjährigen Sohn herbeigerufen und dessen Unterstützung angesprochen."

Und wieviel verborgener Segen, der sich der öffentlichen Kenntnis entzieht, mag sich weiter an das Buch mit seinen neun Auflagen geknüpft haben! Den begeistertsten Dank, der zu unsrer Kunde gekommen ist, erntete der Verfasser in einem kleinen Kreise erweckter Christen, protestantischer wie katholischer, im westfälischen Münster. Um über diesen Kreis und seine Beziehungen zu Tholuck und seinem Buche genauer berichten zu können, müssen wir etwas weiter ausholen.

Tholuck machte im Herbst 1823 mit sechs Studenten, Voigt, Winiewsky, Brix, Weiß, Hansen und Bartholdy eine sechswöchentliche Reise nach dem südlichen und westlichen Deutschland. Über Wittenberg, wo sie bei Heubner und Stier gastliche Aufnahme fanden, ging es nach Leipzig — das englisch geschriebene Reisetagebuch erklärt hier: „uneasy and unhappy; selfmurder was the sweetest of my thoughts. However I did never approve any of such thoughts, I bowed deeply before the Lord, who vouchsafed to redeem me, to pardon me, this was all" (unwohl und unglücklich; Selbstmord war der süßeste meiner Gedanken. Doch billigte ich dieselben keinen Augenblick. Ich beugte mich tief vor dem Herrn, der geruhte, mich zu erlösen, mir zu vergeben; dies war alles.) — Naumburg, Kösen, Sulza, wo Dr. Valenti begrüßt wurde, der sie alle mit einem warmen „seid mir herzlich willkommen, Kinder!" empfing, nach Jena. Hier hörten Professor und Studenten verschiedene Kollegia, bei Gabler — who was miserably explaining a passage in the Epistle to the Hebrews (der eine Stelle im Hebräerbrief miserabel auslegte), — und Baumgarten-Crusius, der am 25. August unter zärtlicher Umarmung von Tholuck Abschied nahm. In Weimar (that heathenish place, diesem heidnischen Platze) hatte der Reisende unter den Parkinschriften „genio huius loci" 2c. die Empfindung, „als wenn alle, die ihm begegneten, die entschiedensten Widersacher seiner heiligsten Religion wären". Dann ging es über

Gotha, Eisenach, Hünfeld, Fulda, wo „die schreckliche Predigt eines Mönchs“ gehört wurde, und Hanau nach Frankfurt. Hier wurde ein dreitägiger Aufenthalt genommen, und die Freunde des Reiches Gottes aufgesucht: Passavant, v. Meyern, v. Bülow, Molitor, Lix, Spieß, Stein u. a. Zu Schiffe ging es dann rheinabwärts; der kurzsichtige und fußgewaltige Wanderer Tholuck fand aber die Wasserreise langweilig. In Neuwied verließen die Reisenden daher das Schiff und machten einen kleinen Abstecher nach Sayn, wo sie den alten ehrwürdigen Zeugen der evangelischen Wahrheit aus der katholischen Kirche, Martin Boos aufsuchen wollten. Sie trafen ihn im Dorfe. „Bis wir in sein Zimmer kamen, war er sehr zurückhaltend. Aber dann brach er los und war sehr freimütig. Er erzählte, wie er erweckt worden sei, und der ernstere Teil seiner Gemeinde zugleich, und wie es so natürlich damit zugegangen sei. Dann sagte er das schöne Wort: er hoffe, Sailer werde noch einsehen lernen, daß das Bücken und Kriechen nichts nütze, sagte, daß er sich selber schon wieder gefaßt mache, nach dem Wanderstabe zu greifen, beklagte sich, daß er noch keinen Pfarrer in der ganzen Gegend kennen gelernt habe, dem er sich vertrauen könne und daß er sich so ganz verschließen müsse. Sehr herzlich nahm er dann Abschied von uns und bat um unsre Fürbitte.“ — In Bonn stritt Tholuck ernstlich mit sich, ob er zu den Professoren gehen sollte oder nicht. „Die Mühe des Ankleidens, der Gedanke, daß sie vornehme Christen seien, und daß ich daher mehr noch von ihnen abwiche, als von andren, die sich noch nahen, hielt mich ab.“

Hier bricht das zuletzt deutsch geschriebene Tagebuch ab. Die Unruhe der folgenden Wochen hat es zu keinen weiteren Niederzeichnungen kommen lassen. Denn nun ging es in das geistlich tiefangeregte Wupperthal, wohin ihn sein Freund Albert in Barmen aus Bonn abholte. Die acht Tage der brüderlichen Gemeinschaft in Barmen und Elberfeld müssen reichgesegnete gewesen sein, und der Gebende war Tholuck, die Nehmenden die dortigen Christen, Geistliche wie Laien. Alle Genossen der berühmten Brüdergemeinschaft in der „Farbmühle“, Snethlage, Leipoldt, Döring, Sander, Esch u. s. w. schreiben begeisterte Briefe an den nach Berlin Heimgekehrten über den Segen,

den er unter ihnen zurückgelassen habe. „Noch immer wird Ihrer von vielen Gemeindegliedern hier mit großer Liebe gedacht," heißt es in einem Briefe von Döring. „Ihre Worte in der Jünglingsversammlung, über: es ist das menschliche Herz ein trotzig und verzagt Ding, sind tief in die Herzen gefallen; Sie haben dadurch mehr Segen gestiftet, als Sie wissen können oder erwarten werden." „Die Tage, die Du bei uns gewesen bist," schreibt Freund Esch, „sind bei uns in unauslöschlichem und segensreichem Andenken und bleiben es. Leipoldt hat oft ausgerufen, wie danke ich dem Herrn, daß er Tholucken zu uns geführt und mit uns verbunden hat! Ebenso fruchtbar, wie Deine persönliche Gegenwart, die leider gar zu schnell verschwunden, ist mir geworden die, teilweise oft wiederholte, Lesung Deines köstlichen Buches von der Sünde ꝛc. Vieles hast Du mir wie aus der Seele geschrieben, durch vieles mir ein großes Licht angezündet, vieles neu dargereicht; das Buch ist mir seitdem eines der liebsten und teuersten geworden, und durch dasselbe noch um vieles teurer sein Schreiber. Auch von Laien wird es hier viel gelesen, mehrere christliche Frauen haben es mit sehr großer Teilnahme aufgenommen."

Vom Wupperthale aus ist Tholuck dann mit seinen Begleitern nach Münster gegangen, wo er von dem erwähnten Kreise gläubiger Christen mit offenen Armen aufgenommen wurde.

In Münster hatten sich seit etlichen Jahren mehrere ernstgerichtete Leute zu einem Lesekränzchen zusammengeschlossen, in welchem religiöse Bücher zirkulierten. Der Ausschuß der Gesellschaft kam an jedem ersten Montag im Monate zu gemeinsamem Gebet, Schriftverlesung und anderweitiger Lektüre zusammen. Zwischen 40 und 50 Männer gehörten ihm an. Den Mittelpunkt bildete ein ehemaliger Wittenberger Kandidat, Schickedanz, der als Prediger und Lehrer an der Münsterschen Kriegsschule angestellt war. Zum Vorstande gehörten der Apotheker Räber, ein Dr. Herold, ein katholischer Regierungsrat Kottmeier, der gleichfalls katholische Oberlandsgerichtsrat v. Hartmann, und eine Anzahl gläubiger Offiziere: Rittmeister Schroeder, ein demütiger, kindlicher Mann mit einem felsenfesten Glauben, von der Gesellschaft „unser Feldpropst" genannt;

der Adjutant des Münsterschen Husarenregiments Premierleutnant Bütthoff, durch seinen Freund, den Grafen Kniphausen und Pastor Löffler in Berlin bekehrt; Hauptmann Holfelder, gleich den meisten der erstgenannten durch die Schriften Jakob Böhmes, die zuerst ein Dr. Landgräber in Münster eingeführt hatte, zum christlichen Glauben gekommen. Die seltsamste aber ehrwürdigste Figur des Kreises war ein alter katholischer Mönch, Pater Tyrell, auch ein „Böhmist", der aber über die Konfession den lebendigen Christenglauben stellte und unter den Freunden ein hohes Ansehen genoß. Er hielt den biblischen Kanon nicht eigentlich für abgeschlossen; er nahm vielmehr — nicht eine Tradition neben der heiligen Schrift, wohl aber eine Fortsetzung der Bibel an, deren Echtheit nach deren Anfange als dem Grund- und Prüfsteine, und zwar vornehmlich durch den heiligen Geist selbst, zu bestimmen sei. Alle dahin einschlagenden Bücher nannte Tyrell seine „Bibliotheca"; und in diesen auserwählten Kreis christlicher Litteratur nahm er, alsbald nachdem er es gelesen hatte, auch Tholucks Buch von der Sünde auf, wiewohl Jakob Böhme darin eine ihm mißfällige Rolle spielte.

Aber auch die ganze Lesegesellschaft wurde durch die Tholucksche Schrift, deren Verfasser sie in Münster unbeschreiblich lieb gewonnen hatten, wie elektrisiert. Schickedanz schrieb an Tholuck am 4. Novbr. 1823: „Keiner will das Buch nach acht Tagen, der gesetzten Lesezeit, wieder abgeben. Pater Tyrell stellt es hoch über Neanders Denkwürdigkeiten. Oberlandesgerichtsrat Hartmann hat sich die Schrift, nach Lesung einiger Stellen bei Tyrell, gleich selbst verschrieben. Meine Freunde, der Hauptmann Holfelder und der Apotheker Räber, fühlen sich wunderbar gestärkt, und beide überbieten sich, was ihnen der Herr zukommen ließ, zu preisen. Holfelder teilte die Schrift einem Generalstabsoffizier S. mit, der, ein Deist im guten Sinne, sich anfängt zum Evangelium zu neigen. Nun war es doch, wie wenn der Magnet sich der Nadel nähert; denn S. schlug sogleich um." „Premierleutnant Bütthof war ganz hingerissen; er sagte: das Buch ist mit Feuer getauft." Immer mehr Exemplare wurden nach Münster verschrieben. Aber schon am 7. Dez. schrieb Schickedanz an Tholuck:

„Bütthof hat Mühe gehabt, noch ein Exemplar zu bekommen, und der Buchhändler sagte ihm: Perthes habe selbst nichts mehr vorrätig.“ Und doch wollten die meisten nicht eine neue Auflage, sondern die erste besitzen, „der Erinnerung wegen an die Stunden des ersten seligen Genusses“. „O,“ ruft Schickedanz aus, „schreiben Sie noch manchen Himmelsbrief dieser Art.... Viele Seelen, die durch Sie gerührt und weiter geführt, vielleicht zuerst auf den Herrn gewiesen wurden, — sie beten für das Wohl des Freundes. Ja, mir sagt es der Geist, viele Seelen zeugen und beten vor dem Herrn für Sie! Und dem ernsten Gebet ist eine große Verheißung gegeben.“

Zum Danke für den reichen empfangenen Segen sandten die Münsterer Freunde ohne Namennennung, nur mit der Inschrift „Münster“, dem verehrten Verfasser ein in Samt gebundenes Neues Testament mit einem gestickten Kreuz und den übrigen Symbolen des christlichen Glaubens auf der Vorderseite und einem Kranz von Ähren und Trauben auf der Rückseite. Pater Tyrell hatte diesen Schmuck vorgeschlagen; Leutnant Bütthof fand die Stickerei zu weltlich und stimmte für einen einfachen Samteinband. Leider ist das schöne Geschenk schon ziemlich früh aus Tholucks Bibliothek verschwunden. Der Verfasser aber ehrte die Geber im Vorwort zu der schon 1825 nötig werdenden zweiten Auflage seines Buches mit den Worten: „Meinen gerührten Dank muß ich öffentlich denen Freunden sagen, welche, durch diese Schrift meine Freunde geworden, mich in der Stille durch die Beweise einer unverdienten Liebe beschämten. Mögen sie alle, und namentlich meine lieben Freunde in M., durch das Bewußtsein sich belohnt fühlen, daß jene Liebesbeweise mir auf lange, auf immer, Trost und Erquickung geworden sind.“ „Unser Wunsch war,“ schrieb Schickedanz bald nach der Übersendung, „Ihnen eine frohe Minute zu machen durch die Erfahrung, daß Ihre Arbeit von segensreicher Wirkung ist; wir glaubten, eine frohe Minute, die einem Tholuck wird, werde vielen Jüngern nachher eine frohe Stunde bereiten; denn in der heiligen Freude ist die Seele reich an heiligen Entschlüssen.“

Auch dadurch stattete Tholuck den Münsterschen Freunden seinen Dank ab, daß er in der zweiten Auflage auf ihren Wunsch

die fremdsprachlichen Citate mit einer deutschen Übersetzung versah und auf ihre Bitte seine Urteile über Harms und die buchstäblichen Deuter der Sündenfallsgeschichte milderte.

Indessen nicht von allen Seiten gingen Tholuck so rückhaltlose Zustimmungs- und Bewunderungserklärungen zu, wie von Münster. Scheibel schrieb ihm am 31. (sic!) Septbr. 1823: „Ich habe Dir noch nicht, teurer herzlich geliebter Bruder in dem Herrn, für Dein mir so wertes Geschenk: über die Sünde und den Versöhner danken können. Eine Reise in unser Gebirge hielt mich ab. Gewiß hast Du, was jeder Christ und jeder Heide zugestehen wird, das wahre Innerste des Christentums dargestellt; und welches gläubige, im Herrn allein Trost und Leben findende Herz wird Dir nicht vollkommen beistimmen. Aber — Du erlaubst mir gewiß ein offenes Geständnis — der natürliche Mensch, sagt der Apostel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Jeder philosophierende Theolog wird Dein subjektives Gefühl anerkennen, aber es eben nur als subjektives ansehen, und Dir den heiligen Geist, wie stets, für die Phantasie Deines ängstlichen (so nennen ja die Rationalisten heilsame Besorgnis) Gemüts erklären. Überdies läßt Du, schwerlich konsequent, der Vernunft viele Rechte, die ihr nach dem obigen Ausspruche Pauli und nach 2. Kor. 10, 5 ff. nicht zukommen dürfen. Bleibt nicht Sünde und Versöhnung im biblischen Sinn der Vernunft ein Widerspruch gegen Geistesstärke und göttliche Gerechtigkeit? Du setzt einen Monotheismus voraus, den kein Philosoph unsrer Zeit als aus der Vernunft zu beweisen Dir zugestehen wird. Die Vernunft wie das Herz und der Wille muß in Christo erst ganz erneuert werden. Den himmlischen Ideen zugänglichen, denen erscheint alle Philosophie als nichtig, mit deren einzelnen Ansichten Du noch das Christentum zu reimen suchst, womit Paulus Kol. 2, 8 nicht übereinstimmt. In den Beilagen kommt manches vor, worüber sich manche unserer Gnostiker sehr freuen werden. Den Sündenfall nimmt wenigstens Paulus historisch, 2. Kor. 11, 3, und ist wohl die im historisch stilisierten Moses so psychologisch tiefe Erzählung mit den albernen poetischen Sagen der andern Völker zu vergleichen? — Die angegebenen Bemerkungen wird deine Liebe entschuldigen."

In ähnlichem Sinne, nur um ein bedeutendes ernster und eindringlicher, schrieb an Tholuck der ehrwürdige Propst und Doktor der Theologie Döring in Jänkendorf bei Niesky, ein langjähriger hochgeschätzter Freund des Baron v. Kottwitz. Auf zwölf mit zitternder Greisenhand eng beschriebenen Folioseiten, die von ebenso tiefer Gelehrsamkeit wie von heiligster Christenliebe zeugen, redet er dem ihm persönlich unbekannten jungen Theologen ins Gewissen. „Ich weiß," so hebt der Brief nach einigen den Schreiber einführenden Worten an, (durch Kottwitz und Ihre Schriften) „daß der Herr sich Ihnen offenbart hat, daß Sie Ihm die Wissenschaft und den Gelehrtenstolz nebst der eignen Gerechtigkeit zu Füßen gelegt haben, ... daß Sie auch bereit sind, hinauszugehen mit Ihm vor das Lager und seine Schmach zu tragen. Dies hat mein Herz mit Dank gegen den Heiland erfüllt und ich habe Sie, ohne Sie von Person zu kennen, von Herzen lieb gewonnen, auch oft für Sie gebetet.... Ich habe in diesen Tagen Ihre neuste Schrift (Sie hat man mir wenigstens glaubwürdig als den Verfasser genannt) mit Aufmerksamkeit und Begierde gelesen, ja bei manchen Stellen, sonderlich da, wo Sie unter dem Bilde eines ehrwürdigen Greises den lieben Baron v. Kottwitz schildern, mich recht angezogen, erbaut und gestärkt gefühlt. Ohne Ihnen ein Kompliment machen oder Ihre Eigenliebe aufregen zu wollen, muß ich gestehen, daß ich über Ihre Belesenheit, Ihre Bekanntschaft mit den morgenländischen Sprachen" (deren etliche D. Döring selbst beherrschte), „der klassischen Litteratur, den Kirchenvätern und mit den älteren und neueren philosophischen Systemen erstaunt bin, und mich daher um so mehr darüber wundere und freue, daß es dem Heiland gelungen ist, Sie von den Höhen des Wissens in das Thal des demütigen Glaubens herabzuführen. Auch zweifle ich nicht, diese in so mancher Hinsicht gründliche, gelehrte, mit philosophischem Scharfsinn und in der Hauptsache rein evangelisch gefertigte Schrift werde, ob sie wohl keinem konsequenten Rationalisten genügen, keinen Philosophen bekehren, vielmehr von ihm verlacht werden dürfte, bei manchem irregeleiteten Jünglinge, ja bei manchem schon im Gewissen unruhig gewordenen, redlichen Zweifler ihre Absicht nicht ganz verfehlen. Aber eben darum thut es mir auch um

so mehr leid, daß in dieser Schrift einige Behauptungen, gewagte Äußerungen und absprechende Urteile vorkommen, die mit Ihrem so schön dargelegten Glauben im Widerspruch stehen, den Offenbarungsgegnern die Waffe in die Hand geben, den unbefestigten, schwachen, und sich gleichwohl an den Buchstaben der Bibel haltenden Gläubigen aber zum Anstoß gereichen, sie erst in Zweifel stürzen und irre machen können. Erlauben Sie mir demnach, mich hierüber sine ira et studio offen vor Gott auszusprechen."

Die anstößigen Punkte, die mit logischer Schärfe und christlichem Tiefsinn besprochen werden, sind: das von Tholuck aufgestellte Verhältnis von Schrift und Vernunft, dem gegenüber D. Döring die bekannte Harmssche These verteidigt: „Vernunft und Gewissen sind Gog und Magog, die der Offenbarung den Krieg ankündigen"; die Behauptung: daß die Begriffe „Offenbarung" und „Inspiration" sich decken; die Leugnung einer Anrechnung der Adamitischen Sünde als Schuld für das ganze Geschlecht; vor allem aber die vornehme Art, mit der Tholuck die Geschichte vom Sündenfall als ein „Kindermärchen" geglaubt hatte behandeln zu dürfen und der buchstäblichen Erklärung seine eigene „symbolische Auffassung" gegenübergestellt hatte. „Wie konnten Sie Sich diesen Ausdruck (Kindermärchen) in einer so ernsten und heiligen Sache erlauben? Sie sagen: soll der Baum der Erkenntnis wirklich ein Giftbaum sein? und der Baum des Lebens ein Fruchtbaum medizinischer Art? Das glaube, wer keine Kenntnis des symbolischen Charakters der alten Welt, der Sagengeschichten aller andern Völker hat. Allein, nicht zu gedenken, daß diesen Sagen andrer Völker wahre, jedoch entstellte Fakta zum Grunde liegen, so scheint mir doch (verzeihen Sie den Ausdruck) ein wenig frivol zu sein, daß Sie diese, die mosaische Erzählung, die ganz das Gepräge prosaischer Geschichte trägt, auf die sich Christus selbst und seine Apostel beziehen, zu einem Kindermärchen machen, sie den Sagengeschichten andrer Völker gleichstellen und symbolisieren. Und ebenso scheint es mir doch (verzeihen Sie abermal den Ausdruck) auch ein wenig anmaßend, daß Sie, obschon bei so jungen Jahren ein höchst belesener Gelehrter, allen und jeden, welche die mosaische Erzählung buchstäblich nehmen, die Kenntnis des symbolischen

Charakters der alten Welt absprechen. Sollten denn Bochart, Vitringa, Huetius, Buddeus u. a. m. so ganz unwissend gewesen sein?... Und wenn Sie sagen: Hätte sich durch die vergiftenden Kräfte der Frucht ein Krankheitsstoff über das ganze menschliche Geschlecht verbreitet, so hätte Gott nur einen Äskulap mit Purgierpillen auf die Erde schicken sollen u. s. w. — sind diese Worte eines ernsthaften Gelehrten und eines christlichen Theologen würdig?"

Tholuck antwortete seinem verehrungswürdigen Kritiker freundlich und bescheiden und beherzigte in späteren Auflagen auch dessen Winke. Äskulap blieb schon beim zweiten Ausgange des Buches weg.

Am kräftigsten aber bezeugten dem Verfasser ihren Widerspruch gegen die Grundanschauungen des Buches zwei seiner intimsten Freunde: Stier und der originelle Christian Huldreich Rennecke, seit 1825 Instruktor der Prinzeß Helene von Mecklenburg in Ludwigslust, und später Tholucks Schwager, ein Mann, der seine eigne kleine Schrift über Tholuck[2]) mit den Worten beginnt: „Tholuck war mir die erste lebende Kreatur, die ich kennen lernte, bei welcher sich der Glaube an das Evangelium von Christo als eine seligmachende Kraft in Wahrheit und Leben offenbarte; und bald darauf wurde mir auch durch ihn die Schrift geöffnet in Beziehung auf das Verständnis der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum." Rennecke, der gleichfalls durch die Schule „des heiligen Kottwitz" gegangen war und trotz aller spekulativen Begabung die Kindeseinfalt des schlichten Glaubens als das entscheidendste Merkmal christlicher Gesinnung ansah, verwarf eben aus diesem Grunde das Bestreben Tholucks, zwischen Vernunft und Offenbarung einen Pakt zu machen und das Christentum vor dem Menschengeiste immer wieder zu rechtfertigen. „Es gibt", heißt es in einem, wie gewöhnlich, datumlosen Briefe Renneckes an Tholuck, „für das Christentum kein andres Kriterium der Wahrheit, was die ganze Welt unangetastet lassen muß, als daß es sich als Wahrheit kühn und frei in das Herz hineinstellt, mag es dampfen oder wüten oder brechen, das ist ihm gleich. ‚Beuge dich vor mir, so brauchst du nicht zu brechen; ich beuge mich nicht vor dir' — das ist

die tägliche Predigt desſelben. Es wird uns verkündigt und verſiegelt, auch wenn wir gegen das eigentlich Gute noch ſo feindlich geſinnt waren. Die heil. Schrift ſagt, daß es der heilige Geiſt, der Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes wäre, der uns Chriſtum kennen lehrt; und es iſt mir lieb, daß ſie es ſagt, ſonſt könnte ich es mir gar nicht erklären, wie ich an den Nazarener glauben ſollte. Denn ich habe ja auch meine fünf Sinne, die nicht gern glauben, und habe einen Rationaliſten in meinen Gebeinen, der ein ärgerer Spötter des Heiligen iſt als Voltaire, ein ärgerer Skeptikus als Hume und überhaupt ein Profeſſor, der mir in einer Stunde mehr Unglauben predigt, als ich in einem Jahre aus Büchern leſen kann..... Die Apologetik des Chriſtentums iſt, wie Claudius ſagt, nur der Kehrwiſch, der den Staub von den Heiligtümern kehrt, damit ſie geſehen werden können. Das iſt freilich in Deinem Sinne nicht geſprochen, ſondern Deine drei Wege" (Beilage I des Th.ſchen Buches) „meinſt Du, könnten zum Glauben an Chriſtus führen. Wenn Du darunter den Glauben verſtehſt, den der freie Wille ergreift, ſo iſt's wahr. Denn die eigentliche Apologetik ſöhnt dann den Verſtand einigermaßen mit den Lehren des Evangeliums aus, und das chriſtliche Leben macht das Herz willig dazu. Durch dies alles vorbereitet macht er nun ‚durch einen Akt des freien Willens' den großen saltum mortale, wirft ſich auf den Glauben, denkt: es iſt doch zu viel Kluges und Gutes an der Sache; vieles verſtehe ich zwar noch nicht, und was ich verſtehe, davon hat noch manches freilich ſeine Nicken; aber es haben ja ſo viele gelehrte Männer daran geglaubt, es wird ihm ja auch wohl noch eine annehmbare Seite abzugewinnen ſein ꝛc. ꝛc. Geliebter, iſt das aber wohl der Glaube an Chriſtum? Ei, wenn das der Glaube an Chriſtum wäre, da wollte ich nichts thun, als täglich Apologetik leſen und in jedem Semeſter ſo viele gläubige Chriſten machen, als ich aufmerkſame Zuhörer hätte, die ich natürlich auch zum Thee bitten wollte, um ihnen einen Begriff vom ‚geiſtlichen Leben' beizubringen. — Teurer, lieber Herr Profeſſor, Du gehſt hier nicht grade genug heraus mit dem galiläiſchen Kauderwelſch. Du ſollteſt eine ſcharfe Linie gezogen haben zwiſchen dem Glauben und der bloß vernünftigen Beiſtimmung, damit diejenigen, welche ehrlich und treu in der

letzteren stehen, angeregt würden zu merken, sie müßten nach einer ganz andern Richtung vorwärts; diejenigen, welche glaubten, sie hätten es ergriffen, wenn sie es begriffen hätten, an sich irre würden, und diejenigen, die beides schon unterscheiden können, an Deinem Buche nicht irre gemacht würden. Solltest gesagt haben, daß der Glaube an Christus unsern Heiland pur und blank eine Gabe Gottes ist, und ich brauche Dir wohl nicht die Stellen herzusetzen, wo das klar genug steht; die vernünftige Beistimmung aus einer zweckmäßig eingerichteten Apologetik allerdings folgen könne; daß aber nur jenes lebendig und kräftig, dieses aber höchstens hartnäckig und subtil im Streit gegen Andersdenkende mache, jener innerlich leuchtend, diese äußerlich scheinend..... Aber wenn ich es gerade heraussagen soll: Du bist im Dogma vom heiligen Geist nicht ganz richtig, der der alleinige Lehrer und Bekehrer zu Christo ist, deshalb schlägst Du kleine Sachen so groß an."

Weiter unten in dem zwölf Seiten langen, feingekritzelten Briefe heißt es: „Warum sträubst Du Dich gegen die Anrechnung des Erbübels und willst sie nicht in der heil. Schrift finden?... Wäre es wohl ungerecht? Straft uns Gott denn etwa um der Erbsünde willen? oder straft er überhaupt die Menschen um einer Sünde willen? Es gibt keine Sünde, um welcher willen Er die Menschen straft, als um der Sünde, wenn sie nicht an Jesum den Heiland glauben, Joh. 16, 9. Aber wenn Er uns wirklich strafte um dieser Sünde willen, die wir von Adam auf uns haben, ist das wohl gescheit geredet, daß Gott ungerecht wäre? Da sollten wir doch eher glauben, der liebe Gott hätte uns keine solche Urteilskraft gegeben, wonach wir ihn beurteilen könnten, sondern so eine, die immer ein wenig daneben schießt, oder gar die Dinge links sieht. Kann Er denn nicht thun, was Er will? Konnte Er uns nicht zu grönländischen Hunden machen eben mit dem Recht, als Er uns zu Menschenlehrern gemacht hat? Gott ist gerecht in allen seinen Werken und heilig in allem seinem Wesen, es ist alles gerecht, was Er thut, Er mag thun, was Er will, und wenn Er heute die Engel vor seinem Throne vom Teufel bei den Beinen aufhängen läßt und ihn zum ewigen Plagegeist seiner Schöpfung einsetzt; und wenn Er Lust hätte, könnte Er uns auch bald die

Begriffe in den Kopf setzen, daß wir das für erstaunt weise und gerecht-lobten, und sich alle Professoren in Bewegung setzten, welche Bücher „über die beste Welt" imprimierten; denn schon hat man sie ohne den Heiland für die beste gehalten.... o lieber Bruder, bitte Dir vom Herrn die Gnade aus, ein einfacher Mensch zu sein. Bete, bete für mich und Dich, daß der schwache Glaube nicht aufhöre, und wenn Du Dich dermaleinst bekehrest, so stärke Deine Brüder und vergiß dabei nicht Deinen geringsten Rennecke."

Wie Tholuck diese Mahnungen des Freundes auffaßte, zeigt uns ein Brief desselben vom 21. Dez. 1825 an Rennecke, nachdem die von letzterem im Druck korrigierte zweite Auflage des Buches von der Sünde eben erschienen war. Darin heißt es zum Schluß: „Was Du mir von theologischen Ansichten schreibst, wollte sich mir immer so wenig anfügen. Ich dachte, das sind schwere, ungehobelte Klötzer, in deinem wohlmöblierten Zimmer ist kein Platz dazu, und stellte sie unterdes an die Thür. Nun ist Platz geworden; ich will mich jetzt auf jenen Klötzern ausruhen und sie zu meinem Tisch machen, um Brot und Wasser darauf zu genießen. Darum sehe ich mit Verlangen einigen Worten aus Deinem Herzen über das hier Berührte entgegen; laß es immerhin drei Bogen werden, es ist Raum in mir, es soll aufgestellt werden. Nimm noch meinen herzlichen Dank für Deine Mühe an meinem ‚Sündenbuche' (wie es in Holstein genannt wird). Ich will's Dir schicken. Du wirst wohl gesehen haben, daß ich schon beim zweiten Arrangement dieses Paradezimmers einige Spähne Deiner Werkstätte brauchen konnte. O mein geliebter Rönnecke*)! Wie mütterlich werden wir argen Sünder geführt! Der Anfang, das Mittel und das Ende ist Gnade, und werden wir dann einst ausruhen, an Seiner Seite, wie wohl wird es thun!" —

Stier wartete lange mit seinem Urteil über Tholucks Schrift. Er schrieb ihm aus seiner Seminarlehrerzeit zu Karalene (in Kummetschen bei Insterburg) am 17. Dez. 1823:

*) Derartig falsch schreibt Tholuck den Namen seines Freundes, wie vieler andrer, konsequent.

„Ich wollte auch immer erst Dein Buch gelesen haben, ehe ich Dir schriebe. Du hast nur so gar nichts davon gesagt oder gezeigt, daß ich lange nur Unklares durch andre davon erfuhr — bis ich es selbst haben konnte — ja daß ich unter dem ohnnamigen Titel das Deinige gar nicht vermutend mir die „Hamburger: Wahre Weihe des Zweiflers“ längst angemerkt, und nun erst verwundernd sah, das sei es. Dein Schweigen hiervon hat mich zuweilen ein wenig betrübt, geliebter Bruder. Konntest Du denn wirklich meinen, daß unser Herz sich ferner geworden, weil es sich auf etwas verschiedene Art mit der Erkenntnis auseinander zu setzen begonnen? Mein Bruder, beginnen wir doch beide erst, und werden wahrlich noch hienieden im gleichen Schluß eins werden — wie jetzt schon je mehr und mehr. Die Formen unsres Weges sind verschiedene, aber laß uns drum die vom Herrn selbst in unser Leben gepflanzte Gemeinschaft nie im Herzen unterbrechen, wenn Er's auch zuzeiten für das Wort wollen könnte!“

„Ich bin aufrichtig gegen Dich, wie immer, und das ist meine Liebe. Ich habe seit Deines Buches Erscheinen manche Stimme gehört, die sich nicht ganz darin finden konnte, und schon Deine Sache im brüderlichen Vertrauen geführt, ehe ich selbst gelesen. So z. B. gegen Nitzsch in Bonn, dem ich recht aus voller Zuversicht Deine Treue im stillen Kämmerlein vor dem Herrn versichern konnte. Rennecke war auch nicht damit zufrieden und meinte unter andrem: Der Dreizack der Philosophie sei nun einmal in sich geschlossen und für das Höhere völlig ungebräuchlich (unbrauchbar), um ihm positiv zu helfen.“ —

„Ich habe nun selbst gelesen, und mich im Innersten gefreut im ganzen über den frischen Kampfesmut der Liebe, dessen aus des Herzens Geheimkammer quillende *παῤῥησία* (Freudigkeit) anfühlen muß, wer irgend kann, sollte auch manche Spitze nicht scharf genug sein. Ich habe mich im Innersten wieder Dir eins gefühlt, und kann nicht lassen, das zu bekennen, und damit mich Dir wieder neu ans Herz zu legen.“

„Aber, Herzensbruder, noch mehr *ἀσθενές* und *μωρόν τοῦ Θεοῦ* (Schwaches und Thörichtes vor Gott), noch weniger *πειθοὶ ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοι* (vernünftige Reden menschlicher Weisheit) — und der Herr wird Dein Zeugnis bekräftigen

je mehr und mehr! Auch der philoſophiſchen Apologetik, wenn ſie nicht gar zart den beſtändigen engen Steig bewahrt, kann das paſſieren, was Du der hiſtoriſchen ſchuld gibſt — in die Winkel Lichtlein zu ſtellen, die jeder Spötter wieder ausbläſt! Nicht daß das geſchehen wäre — nein, ſo mein' ich's wahrlich nicht, aber nimm Dich in acht davor! Du ſcheinſt mir zu ſehr den allerdings pantheiſtiſchen Standpunkt klar konſequenter Spekulation, und viel zu wenig den allerhäufigſten des zwiſchen Gewiſſen und Verſtand den bequemen Frieden eines halbhaften Pelagianismus abſchließenden Menſchen zu berückſichtigen — zu wenig überzeugend das Grundprinzip Deiner Deduktion, das „ſchwarze Pfefferkorn" — einzeln ſtrafend nachzuweiſen."

„Hüte Dich vor den Jean Paulſchen Bildern und vor zu weit gehenden Hamanniſchen Reden in Bibelallegorien. Das meiſte hat mich in treffender Wahrheit berührt; aber nicht alles, was wahr iſt, iſt darum gut zu ſagen zur Beſſerung. ‚Es iſt mir alles erlaubt, aber es frommet nicht alles.' Deine Reden ſind oft nicht Gleichniſſe für die draußen, ſondern heilige Spiele für die drinnen, — und manchmal nicht ganz heilig. Es iſt hier eine zarte Grenze; ‚der Lehrer habe castissimam dictionem (eine ſehr keuſche Redeweiſe), damit die Hunde nichts zu zerren haben,' und jeder Harmſismus gehört zu den unnötigen Ärgerniſſen. Dazu rechne ich z. B. den Königsberger Korporalſtock, die Purgiermittel wider den Giftbaumseinfluß — wo Du Wahres mit verwirfſt. Denn iſt nicht die Sünde wahrhaftig zugleich ein Leibesgift? und Chriſti Fleiſch und Blut wahrhaftig zugleich ein leiblich in uns wirkendes? Das Geiſtige muß Leib werden gegen den Leib — auch ſelbſt das lieber fliegen als pflügen wollen. Bruder, Meyer hat auch Wortſpiele, aber nur tiefſinnige der Sprache ſelbſt. Und auch Deine Neigung, mit gedeuteten Symbolen der Heidenwelt zu reden — was an ſich ſo tief richtig iſt — verführt Dich manchmal zu halbpaſſenden Bildern — wie wenn Philoſophie und Theologie Caſtor und Pollux ſein ſollen u. ſ. w. Lieber Bruder, Bilder ſind notwendiges, ſehr wohlgeſchmack und heilſam machendes Salz und Würze der klaren Rede — aber nur nicht ganze

Salz- und Würzspeise! — Die armen Blinden schelten uns ohnedies schon genug Nebler und Schwebler!"

„Deine Spekulation scheint mir auch noch sich mit der ‚Thorheit Gottes' nicht kurzweg genug au fait zu stellen, und manche Fragen statt abzuweisen, zu weitläufig erst anzusehn und gerade dadurch das glaubende Schweigen davor zu erschweren, das Du doch erleichtern willst! Die Genesis des Bösen ist im Abgrund der Hölle verriegelt und versiegelt, das glaube wahrhaftig!"

„Beim Sündenfall steh doch recht fest auf dem Standpunkt geistlicher Deutung, der der leiblichen nicht widerspricht. Denn wenn auch die Geschichte buchstäblich ist, ist sie darum weniger geistlich? Und mußte nicht jede Sünde eines leiblichen Wesens in einer leiblichen Hülle gehn, die als solche ganz gleichgiltig, groß oder klein? Ich glaube zwar so wenig als Meyer an den wirklichen Apfel, aber ich möchte, die es glauben, nicht so anreden. Manches ist nicht, könnte aber doch sein — und hier nie zu viel bewiesen! — Deine Kritik der Offenbarung kann ich auch nicht ganz unterschreiben. — Nicht lieben ist wirklich schon hassen, nämlich in allen Konkurrenzfällen. — Waren J. Böhme und Tauler wirklich Pantheisten? — Und verdient das einseitig sich absondernde, das Herz mordende Tyranniseren des Verstandes, also die Unnatur einer Menschenhälfte gegen die andre wirklich den Ehrennamen konsequenter Spekulation? Träge oder feige Deisten sind die meisten, zum Selbstmord des Pantheismus erheben sich wirklich nur wenige, denn jeder ist ein Ich. Man halte, was die Leute schwatzen, nicht gleich für das, was sie denken — und gebrauche beim Schreiben hierüber Vorsicht!.... Deine Inspirationstheorie ist immer noch nicht die meinige, wiewohl schon vieles von dem in Deinem Buche steht, was Du in Wittenberg als Kabbalismus an mir schalteſt. Auch die Inspiration wird nicht bewiesen, sondern erfahren, ja sogar nie definiert, so wenig wie ihr Wirken, der Geist selbst. Du mußt noch tiefer in die eine Einfalt des Bibelwortes hinein, und seine spezielle Symbolik, die sich zur heidnischen verhält, wie Tag und Nacht (wo auch immer ein bißchen Tag bleibt), wird Dir Erfahrungsselbst-

beweis von der Atmosphäre werden, in der jedes Wort der Schrift gehaucht ist. — Zum Schluß noch, Geliebter: den ersten Irrtum Deines Julius, wo er noch die Erlösung nach der Liebe misset, und darin Deine eigene Erfahrung verstehe ich tief aus der meinigen, und das darüber Gesagte that mir sehr wohl. Endlich: im wesentlichen unsrer Versöhnungslehre, daß die Genugthuungsnotwendigkeit in uns und nicht in Gott liege, sind wir unabhängig vorm Herrn zusammengetroffen, und Du wirst gewiß in meinem — zu Ostern hoffentlich fertigen Buche" (Andeutungen für gläubiges Schriftverständnis, erste Sammlung, Königsberg 1824) „dies ebenso freudig erkennen, als ich's in dem Deinigen that. Nur Einfalt, Einfalt, apostolische Einfalt gib uns Herr, je mehr und mehr! Die zündet und weckt durch bloßes Bekenntnis, denn sie hat die Verheißung — und alles andre ist Stroh und Stoppeln. Ja. Amen. Ewig in Jesu Dein R. Stier."

Tholuck antwortete am 19. März 1824: „Gnade und Friede vom Herrn! So lange schwiegst Du, und so lange schwieg ich; doch gewiß, wenn wir sprechen, so ist es dieselbe Liebe, die uns einst einigte, die wieder laut wird. — Dein Brief, mein lieber Stier, enthielt viel Scharfes, Bittres, aber die Hand der Liebe hatte es zubereitet und mit Milde und Demut gewürzt, so daß ich — ich sage Dir, wie es wirklich war — unter Thränen der Liebe zu Dir Deine Zeilen las. Ja, mein Teurer, der heilige Geist hat von alters her uns einander zur παράκλησις (Mahnung) gesetzt, und durch den Geist der Gnade ist das Amt bei Dir in bezug auf meine Schwachheit nie vergeblich gewesen. Ich höre gern aus Deinem Munde das Wort, das den alten Schaden aufdeckt, und habe so auch alles das gern von Dir gehört, was Du in meiner Schrift rügst. — Ja es ist so, es mangelt derselben kernhafte Speise, Einfalt und das Wehen eines durch die Gnade linde und stille gewordenen Geistes. Doch der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn von oben gegeben. Ich habe je länger desto mehr eingesehen, daß alle eigne Kraftäußerung und Anspannung nur ein Segeln ohne Wind ist, wo man still stehen bleiben muß. Wenn nicht das Feuer einer innerlichen hingebenden

Liebe die Herzenshärtigkeit auflöst, so kann man nichts Gutes thun. Bei solchen Erfahrungen wird es daher völlig klar, daß wir nichts zu thun haben, als den dürren Boden unsrer Seele nie vor ihm zu verdecken. Ich flehe auch jetzt oftmals, daß Er mir alles das schenken möge, von dem Du mit Recht sagst, daß es mir fehlt. Gefühl und Phantasie wird stets bei mir vorwalten, aber daß sie nur geläutert seien, daß sie nur dienen. O ich habe recht wohl die Ahnung davon, wie meine ganze Art mich auszusprechen sein würde, wenn mein Herz Ihm ganz angehörte, und ich mich stets durch den heiligen Geist aufs Schülerbänklein setzen und mir Lindigkeit, Unterwerfung und Unscheinbarkeit lehren ließe. — Vielleicht kommt zu Michaeli eine neue Auflage heraus. Wenn es geschieht, so werde ich gewiß mit Furcht und Zittern nichts andres zu sagen suchen, als was der Geist mich lehrt. Doch werde ich auch dann noch nicht ein Zeugnis ohne alles Eigne ablegen können. — Es ist wahr, lieber Stier, ich habe viel von dem angenommen, was ich einst an Dir bestritt. So läßt man sich eben belehren..... Daß Du in der Lehre von der Versöhnung mir beigetreten bist, wundert mich. Ich kann zwar nicht anders, als die Meinung darüber haben, die ich dort ausgesprochen habe. Allein sollte die zweite Auflage erscheinen, so würde ich doch die ganze Theorie darüber hinweglassen, ich würde gar nicht das Anselmische und Scotistische gegenüber stellen. — Es hat mich nicht wenig geschmerzt, daß viele Christen mit jenem Buche sehr unzufrieden gewesen sind. Rönnecke hat mir auch deshalb geschrieben, er hat mit derselben Milde wie Du zu mir gesprochen. Allein was er negativ gegen mich sagt, beruht großenteils auf Mißverständnis meiner Worte; was er positiv aufstellt, scheint mir paradox und unzusammenhängend. Die Sucht zur Paradoxie und nach dem Pikanten ist auch gefährlich und hängt gewöhnlich mit Eitelkeit zusammen.... Mein teuerster Stier! Behalte mich in Deinem Herzen. Ich denke Deiner wahrlich immer nur mit der zärtlichsten Liebe. Unser Herr mache uns immer mehr von uns selbst frei und viel mehr zu Knechten der Gerechtigkeit! Mit brüderlicher Umarmung Dein A. Tholuck."

Zum Schlusse endlich noch eine Bemerkung über die Aufnahme, welche der Baron v. Kottwitz seinem Selbstporträt in

dem Tholuckschen Buche entgegenbrachte. Es ist eine Art von Tradition, daß derselbe dem Verfasser ernstlich und lange darüber gezürnt habe. In dieser Form bestätigt sich die Überlieferung nicht. Das Tagebuch berichtet nur von einer Äußerung, die der Baron bei einer gemeinsamen Schiffahrt mit Otto v. Gerlach, Seegemund, Goltz und Tholuck nach Treptow am 29. Juli 1823 zu letzterm über die ihm sehr widerstrebende Schilderung machte. Er sagte in seiner milden, frommen Weise: „Ich muß es als eine Zulassung des Herrn aus Liebesabsichten ansehen!“ Und wie tief dies Wort Tholuck zu Herzen ging, zeigt der dem Berichte im Tagebuche beigefügte Ausruf: „O du heiligster Kottwitz, du unvergänglicher Stern meines Lebens! Solange du froh bist und mich liebst, ist mir auch das Leben noch erträglich.“

Die nächste große Arbeit, die Tholuck übernahm, war der Kommentar zum Römerbriefe.

Hatte Tholuck in seinem „Sündenbuche“ der pelagianischen Anschauung des herrschenden Rationalismus, sowie der werkgerechten Selbstherrlichkeit des kategorischen Imperativs in der doch immer noch halb praktisch-asketischen Form seiner Schrift den Fehdehandschuh hingeworfen, so galt es nun dem ersten wissenschaftlich theologischen Werke, in welchem der Verfasser angesichts der exegetischen Richtungen seiner Zeit Stellung nahm. Ferd. Chr. Baur bezeugte in seinem „Paulus“ (1. Aufl. 1845, S. 335), daß mit diesem Tholuckschen Kommentare eine neue Epoche in der Interpretation des Römerbriefs begonnen habe. Und als Prof. D. Cremer in Greifswald zum 50jährigen Doktorjubiläum am 2. Dez. 1870 seinem verehrten Lehrer in Halle das „Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität“ als Ehrengabe zueignete, konnte er in der Widmung seines Buches dem Bekenntnisse: „Es trägt die Spuren Ihres Lehrens, Ihres Zeugnisses an sich; es verdankt Ihrer Anregung auf einem Spaziergange im Jahre 1855 seine Entstehung“ die Worte hinzufügen: „Es bezeugt auch seinerseits die Wirkung jenes ersten Schrittes zur Wiedergeburt der Exegese, den Sie mit Ihrem Kommentar zum Römerbriefe

vor beinahe funfzig Jahren in Gottes Namen thaten, und der in der Geschichte der Theologie unvergeßlich bleiben wird.'

Um die Tragweite dieser Bekenntnisse zu verstehen, müssen wir uns über den Stand der exegetischen Arbeiten, die Tholuck vorfand, zumal eine Analyse seines Kommentars in der Art der bisherigen Besprechung seiner Schriften selbstverständlich ausgeschlossen ist, einigermaßen zu orientieren suchen.

Auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten herrschte im Anfange unsres Jahrhunderts fast unbestritten die auf Ernesti und Semler zurückzuführende sog. grammatisch-historische Auslegungsweise. Die naive Glaubensstellung der Reformatoren zur Schrift war längst einem subjektivistisch kritischen Standpunkte gewichen. Von dem populär gewordenen Dogma ausgehend, daß eine Offenbarung im eigentlichen Sinne durch göttliche Wunderthaten und dieselbe begleitende und sie deutende Erleuchtung auserwählter Zeugen geschichtlich unmöglich sei, hatte die Zeittheologie den wissenschaftlichen Nachweis unternommen, daß die sog. Offenbarungsreligion ihrem Inhalte nach mit der allen Völkern im Grunde gemeinsamen natürlichen Religion identisch sei. Durch Kants Empfehlung einer lediglich moralischen Interpretation, nach welcher die „praktische Vernunft" aus den für das Volk unentbehrlichen Zeugnissen der positiven Religion den reinen Vernunftglauben moralischer Postulate herauszuheben suchen sollte, war der theologischen Richtung der Zeit ein philosophisches Relief gegeben, und unverdrossen arbeitete man in der angegebenen Richtung weiter. Die Forschungen auf dem rein sprachlichen Gebiete, die Vergleichung der dem alttestamentlichen Hebräisch verwandten Idiome, die genauere Bestimmung der Eigentümlichkeiten der neutestamentlichen Grammatik, die fleißige Benutzung aller außerbiblischen, immer reicher und voller sich erschließenden Schätze der orientalischen Topographie, Archäologie, Litteratur u. s. w. dienten wohl dazu, das Verständnis der Schrift nach manchen Seiten hin zu befördern. Die sog. historische Interpretation entbehrte aber gänzlich des feineren geschichtlichen Sinnes. Man versenkte sich nicht in die abgeschlossene, in der Bibel fertig vorliegende Objektivität und suchte sie nicht aus ihrem eigenen Geiste zu erklären. Vielmehr brachte man nach subjektiven Kriterien

geformte Überzeugungen von geschichtlichem Pragmatismus an die Bibel mit heran und modelte danach den Inhalt der Schrift um. Die Reden Jesu und die Aussagen seiner Apostel historisch erklären, das hieß: sie aus dem Zusammenhange der Zeitvorstellungen hervorgehen lassen; und, wenn die letzteren der angeblichen Würde jener Begründer der christlichen Religion nicht zu entsprechen schienen, so mußte eine Anbequemung an jüdische Meinungen supponiert werden, welche von dem Herrn und seinen Jüngern selbst nicht geglaubt wurden. Auf diese Weise konnte eine Menge unbequemen Stoffes aus der Bibel für die aufgeklärte Zeit beseitigt werden. Die Wunder wurde man entweder durch natürliche Erklärungen los, in welcher Kunst der Heidelberger Paulus das Abgeschmackteste zu leisten wußte, oder durch die Annahme von Mythen und Symbolen, die sich der von Herder eröffneten und von Eichhorn u. a. mit Freuden gepflegten poetisch-ästhetischen Auffassung der Schrift, zumal unter Anhörung der poetisch-mythologischen Stimmen auch andrer Völker, aufs wärmste empfahlen. Konnte doch der Professor Lorenz Bauer im Jahre 1802 ein zweibändiges Buch schreiben, dem er, ganz im Geiste dieser Schule und ihre Resultate zusammenfassend, den Titel gab: „Hebräische Mythologie des Alten und Neuen Testamentes, mit Parallelen aus der Mythologie andrer Völker, vornehmlich der Griechen und Römer."

Wohl war eine Reaktion gegen diese rein philologische oder ästhetisch poetisierende Verflachung und Profanierung der Schrift auch auf wissenschaftlichem Gebiete, wie schon länger im praktischen Leben der gläubigen Kreise, bereits eingetreten. Auf der württembergschen Landesuniversität Tübingen hatte sich der fromme Geist eines Bengel auch in seiner Schule erhalten; „unter den theologischen Lehrern von Tübingen", so berichtet Tholuck selbst in seinem „Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland stattgefunden," (Vermischte Schriften, Hamburg 1839, 2. Teil, S. 145), „ist am Anfange und in der Mitte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, so weit uns bekannt, keiner, der nicht zu der Zahl der orthodoxen Theologen in dem Sinne, den dieses Prädikat in der Mitte der ersten Hälfte des

Jahrhunderts hatte, zu rechnen wäre." Ein Schüler des frommen Tübinger Storr, der Stuttgarter Stäudlin, seit 1790 (—1826) Professor der Theologie in Göttingen, wagte in einer Programmarbeit mit dem bescheidenen Titel: „De interpretatione librorum N. T. historica non unice vera" (daß die historische Auslegung des N. T. nicht die allein wahre sei) im Jahre 1807 als der erste die Alleinherrschaft der grammatisch-historischen Auslegungsweise zu bekämpfen. Der junge Lücke trat in seinem „Grundriß der N. T.lichen Hermeneutik und ihrer Geschichte" 1817 an Stäudlins Seite und forderte eine „christliche Philologie", ohne freilich diesem Begriffe eine genügende Bestimmung geben zu können. Allein die Forderung war gestellt, und der höhere Wellenschlag des christlichen Lebens in zahllosen Kreisen der Kirche mußte auch den Mann auftauchen lassen, der ihr in der Theologie gerecht ward. Nicht mit kalter Gleichgiltigkeit und sogenannter Voraussetzungslosigkeit kann der christliche Theologe an die Auslegung der Schrift gehen: sein ganzes Herz ist dabei beteiligt; die in seinen heiligsten Erfahrungen bezeugte Wahrheit des Christenglaubens muß ihr hellstes und ungetrübtestes Licht in den Büchern der Bibel scheinen lassen; und darum hat die Hermeneutik, das betonte Lücke mit Recht wieder und immer wieder, der christlichen Kirche nach ihrer Idee, nicht nach ihrer Wirklichkeit zu dienen.

Die neu erwachte positive Theologie an der Berliner Universität hatte für diese Postulate wohl auch ein tiefergehendes Verständnis. Allein weder Neander noch Schleiermacher waren Exegeten von Profession; auch lag, wenn sie exegetische Kollegia lesen mußten, ihr Hauptinteresse dort auf Seite der Geschichte und hier auf der der Spekulation. Von einer großartigen, allumfassenden Behandlung der Bibel schlossen sich beide Theologen schon dadurch aus, daß ihnen jedes eingehendere Verständnis für das Alte Testament abging; bei Schleiermacher ein Mangel, den Landerer sogar „eine fast idiosynkratische Abneigung gegen das Alte Testament" nennt, „das Schleiermacher nicht verstand, ja fast möchte man sagen, nicht verstehen wollte."

Der erste biblisch gläubige Kommentar, der seit langen Jahren erschien, war Lückes Ev. Johannis 1820 und 1824.

Da ist es in hohem Grade bezeichnend, wo Tholuck mit seiner exegetischen Arbeit einsetzte.

Der Brief der Bibel, in welchem der Zusammenhang beider Testamente, aber auch ihr Unterschied am bestimmtesten sich darlegt, der Römerbrief, mußte den zunächst für alttestamentliche Theologie berufenen und an ihr geschulten Dozenten, der doch im Mittelpunkt der erfahrenen evangelischen Heilswahrheit stand, vor andren anziehen. Es ist aber auch der Römerbrief diejenige Schrift des N. Testaments, in welcher die Grundlehre der Reformation und das entscheidende Erlebnis des evangelischen Christen: die Rechtfertigung des Sünders durch die freigeschenkte und im Glauben ergriffene Gottesgnade in Christo zur glorreichsten, fast systematisch dargestellten Aussprache kommt. Und beides ist für Tholuck entscheidend und für die Art seiner kommentierenden Thätigkeit bestimmend.

Beginnen wir mit dem Letztgenannten. Tholuck legte immer als Christ, als bibelgläubiger Bekenner aus. Was sich von dem Schriftwort an der eignen Erfahrung bewährt hat und an jeder aufrichtig suchenden Seele immer wieder bewähren kann, das wollte er wissenschaftlich erhärten, dem widmete er die angespannteste Kraft des Exegeten. Nicht sowohl die Bibel als ein zusammenhangendes Ganze, als eine großartige, vom Geiste Gottes in die Welt hineingeschaffene geschichtliche Erscheinung zog ihn an. Er hat nie daran gedacht, wie etwa Hofmann, das ganze N. Testament auszulegen. Die Bibel war ihm nicht vorwiegend die Quelle einer gleichsam neu auszuschöpfenden, umfassenden Erkenntnis. Sie war ihm vielmehr vor allen Dingen das Gnadenmittel, welches die einzelnen Christen erbaut, und von dem es dann gilt, daß „die meisten Christen durch die großgedruckten Stellen selig werden." Das rein wissenschaftliche Interesse ist für ihn nie ausschließlich entscheidend gewesen; — er hat sich daher für seine exegetischen Werke, wenn der Ausdruck erlaubt ist, überhaupt nur die großgedruckten Schriften und Stücke der Bibel ausgewählt: nach dem grundlegenden Römerbriefe das dogmatische Johannesevangelium, den für die Christologie wie für das Verständnis des A. T. so wichtigen Hebräerbrief, die praktisch bedeutsame Bergpredigt, die christolo-

gische Grundstelle Phil. 2, 6 ff., das „Gebetbuch des Christen", den Psalter. Und bei seiner Arbeit vergaß er nie diese Rücksicht des asketischen Auslegers. Es kam ihm allezeit weniger auf die Ermittelung des Wortsinnes an, als auf die Ermittelung der mustergiltigen, religiös sittlichen Wahrheit. Er wollte nicht nur ermitteln, sondern vermitteln, dem christlichen Bewußtsein zum Verständnisse seiner selbst und zur Klärung an dem Schriftworte verhelfen. Aus der geschichtlichen Form sollte der ewige Gehalt, wie auch die Kirche der Gegenwart ihn sich aneignen konnte, erhoben werden. Daher durchzog, in einer vom Christentum tief entfremdeten Zeit, seine Ausführungen ein deutliches, nie zu verkennendes apologetisches Interesse. Es handelte sich ihm darum, den ausgelegten Inhalt der Schrift allen Einwänden der Wissenschaft und des gedankenlosen Unglaubens gegenüber in seiner Wahrheit darzulegen und dem Leser annehmbar zu machen. Darum griff man auch in allen Kreisen der zu neuem Leben erwachenden Kirche so begierig nach seinen Büchern. Auch Laien lasen sie. So hat er Unzählige heran- und hineingelockt — und dann oftmals über seine Art hinaus.

Dies führt uns zu dem zweiten, oben angedeuteten Punkte. Tholuck wußte sich trotz seiner scharf ausgebildeten Individualität nicht als einen einzelnen Christen, sondern faßte sich mit den gläubigen Gliedern der Kirche aller Zeiten und Orte zusammen. Er diente der Kirche; und je vereinzelter die Bekenner in seinen Tagen noch waren, um so mehr hatte er Veranlassung, zurückzuschauen und zur Bezeugung des tiefen Gehaltes der Schriftwahrheit die Männer des christlichen Altertums und die großen Bibelforscher der Reformationszeit zu Worte kommen zu lassen. Dieser kirchliche Sinn, der je länger je mehr bei Tholuck zur bewußten Direktive seines Lebens und Arbeitens wurde, tritt uns schon im Kommentar zum Römerbriefe unverkennbar entgegen. Mit einer staunenswerten Belesenheit und mit feinem Takte für das Charakteristische führt er darin die Ausleger früherer Jahrhunderte, vor allen Chrysostomus, Augustinus, Calvin, Melanchthon, Beza u. a. redend ein. Bei seiner Virtuosität, in fremde Gedanken sich hineinzufinden und ihren Zusammenhang zu erspähen, ist auch jede übersichtliche Geschichte der Auslegung einer Stelle wenn nicht immer erschöpfend, so

doch jedenfalls höchst belehrend: sein bewundernswürdiges Gedächtnis und die allezeit gefüllte Schatzkammer seiner Exzerpte ließen ihn kaum je im Stiche. So vermittelte er auch die christliche Vergangenheit seinen Zeitgenossen und erkannte gerade darin eine ihm persönlich gestellte Aufgabe. Er sagte selbst darüber in seiner Vorrede zur ersten Auflage des Kommentars:

„Unter allen Gebieten der theologischen Litteratur ist wohl keines in den letzten Jahrzehnten so unbearbeitet geblieben, als das der Exegese des Neuen Testaments überhaupt, namentlich aber der pauliniſchen Briefe. Und doch kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß von der Exegese aus und namentlich von der der pauliniſchen Briefe Heil für eine wahre Theologie zu erwarten ist. So sehr wird auch dies Bedürfnis jetzt allgemein gefühlt, daß kaum an irgend einem Orte der Geist Gottes gegenwärtig ein neues Licht entzündet hat, wo nicht auch zugleich das Verlangen nach einer den Bedürfnissen dieser Zeit wie der Stimme des heiligen Geistes gemäßen Auslegung der heiligen Schrift laut würde. — Unter den noch jetzt im Buchhandel befindlichen Kommentaren der pauliniſchen Briefe ist wohl der Koppesche“ (Koppe, früher Professor in Göttingen, starb 1791 als Konſ.-Rat und Hofprediger in Hannover) „der einzige, welcher Erwähnung verdient. Und doch, wie dürftig ist er in wissenschaftlicher Rücksicht, wie erklärt er den Buchstaben statt den Geist! In alte Zeiten hinabzusteigen sieht sich daher genötigt, wer Pauli Geist erkennen will, genötigt, die Kirchenväter und Kirchenverbesserer als Dolmetscher des Apostels sprechen zu lassen. Und wer möchte es leugnen, daß die meisten Exegeten unter diesen durch denselbigen Geist den heiligen Paulus erklären, durch welchen er lehrte und schrieb. Wie führt ein Chrysostomus und ein Calvin in die Verborgenheit pauliniſcher Tiefen! Doch, wenn die Exegeten der älteren Kirche hinsichtlich des Geistes befriedigend sind, so lassen sie leider die Befriedigung des wissenschaftlichen Bedürfnisses ganz oder zum Teil vermissen. Überdies, wie wenige Theologen sind so glücklich, die Schriften derselben käuflich an sich zu bringen, ja wie so viele, welche von größeren Büchereien entfernt leben, vermögen nicht einmal sie zu entleihen. Daher waren denn auch bisher die Schätze

dieſer Art vielen nur ein Phönix, dem Namen nach genannt, der Sache nach unbekannt."

In bezug auf „die Befriedigung des wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſes" nun war Tholuck weit entfernt zu glauben, daß er ſeinerſeits die genügende Handreichung zu bieten im ſtande wäre. Hören wir ſeine darauf bezüglichen Äußerungen in der Vorrede zum Römerbrief, ehe wir ſelbſt die Frage unterſuchen, ob und nach welchen Richtungen hin dennoch gerade er für die exegetiſche Aufgabe auch wiſſenſchaftlich beſonders ausgerüſtet war.

Tholuck fährt fort: „Wie unbezweifelt es aber auch iſt, daß eine aus innerer geiſtlicher Erfahrung und gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit hervorgehende Auslegung der Schrift und vorzugsweiſe des Neuen Teſtaments ein Bedürfnis iſt, welches in dieſer Zeit allgemeiner religiöſer Bewegung dringender als irgend ein andres wird, ſo hat doch noch keiner derjenigen Theologen, denen Gott in unſrer Zeit reiche Gaben für dieſes Geſchäft verliehen, zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes Hand angelegt. Während nun diejenigen ſäumen, von denen Deutſchland mit dem größeren Vertrauen eine ſolche Arbeit annehmen würde, während aber das Verlangen nach Auslegungen der heiligen Schrift und namentlich der Pauliniſchen Briefe immer dringender wird, konnte der Verfaſſer nicht länger dem Wunſche widerſtehen, den Brief an die Römer, der gerade vor allen andern das göttliche Schwert in ſeinen alten Menſchen ſtieß und Licht und Feuer in ſeine Seele geworfen, zum Gegenſtande einer genaueren Bearbeitung zu machen. Groß mögen immerhin die Mängel ſein, welche dieſe Arbeit hat. Sie begehrt auch nicht auf den exegetiſchen Thron ſich zu ſetzen. Vikarieren will ſie, bis die neue Zeit, welche im Reiche Gottes vor unſern Augen anbricht, neuen Wein erzeugt haben wird, bis aus dem jüngern Geſchlechte der zum Himmelreiche Gelehrten Männer hervorgehen, denen verliehen iſt, für den hellen Tag, der dann angebrochen ſein wird, mit reicherer Kraft und genügend zu vollenden, was hier, während der Morgendämmerung, nur ſchwach angeſtrebt worden iſt. Überall geht es durch Vorarbeiten zur Arbeit; ſo möge denn auch dieſe Schrift nur als Vorarbeit zu einem koloſſaliſchen Werke angeſehen werden!"

Indessen muß ein gerechter Beurteiler bei allen auch für Tholuck geltenden Bildungsschranken dennoch anerkennen, daß gerade er der rechte Wegweiser für seine Zeit gewesen ist. Trotz seiner Jugend stand er schon damals auf der Höhe der ganzen modernen Wissenschaft und kirchlichen Theologie. Und er kannte nicht nur, er würdigte auch die Tragweite des historisch-kritischen Apparates, der im Kampfe gegen die positive Bibeldeutung aufgefahren wurde. Sein natürlicher Mensch empfand sogar unverkennbare Sympathien mit dem Gegner, und ein rationalisierender Zug ist ihm zeitlebens geblieben. So lag ihm eine schroff abweisende, hinter das Bollwerk strikter Verbalinspiration sich flüchtende Behandlung wissenschaftlicher Widersacher völlig fern. In seiner Urbanität unterhielt er sich mit ihnen auch durch die verschiedenen Auflagen seiner Kommentare hindurch, und war gern auch ihnen gegenüber belehrbar, ohne doch je in zentralen Wahrheiten zu weichen oder zu verleugnen. Aber in den Außenwerken wußte er nachzugeben; als wahrhaft umfassend Gebildeter und als demütiger Christ vergaß er nie, daß unser Verständnis immer nur ein approximatives sein kann. Die zumal für theologische Anfänger oft recht unbequeme Resultatlosigkeit mancher Tholuckschen Untersuchungen und der problematische Charakter vieler seiner Behauptungen hat in dieser aus echtem Wissen stammenden Bescheidenheit ihren Grund.

Noch auf einem andern Felde liegen die Vorzüge, welche Tholuck in ganz hervorragender Weise zum Exegeten befähigten. Durch seine jahrelangen linguistischen Studien in weitestem Umfange hatte er sich allmählich einen sprachlichen Takt angeeignet, der in feinster Fühlung wie instinktiv den Sinn des Schriftstellers erriet. Philologische und grammatische Akribie war nicht seine Sache; er konnte auf diesem Gebiete mit einer gewissen genialen Weitherzigkeit verfahren, die ihm denn auch später und zwar gerade bei einer neuen Auflage des Römerbriefkommentars, die wuchtigen Angriffe von Dr. Fritzsche eintrug. Aber für das eigentlich Linguistische war Tholuck Meister. An orientalischer Denk- und Redeweise hatte er sich gebildet; seiner eignen Natur entsprach das wunderbare Gemisch von Abstraktion und Anschauungslust des Orients, das auf dem Boden des kahlen,

rationalisierenden Islam die duftendsten Blumen schwärmerischer Mystik treiben konnte. Die Rede im Bild, die poetische Einkleidung des Gedankens, der Tiefblick, der im bedeutungsvollen Einzelnen ganze Reihen von Gestalten und Erscheinungen übersieht und im Anschaulichen ein Zeichen für die übersinnliche Wahrheit entdeckt, diese den ganzen Orient durchziehenden Charakteristika, die in der heiligen Schrift, vom Geist geklärt, sich wiederholen, waren Tholuck im höchsten Grade kongenial; und durch die Feinfühligkeit für den Sprachgeist der Bibel bekam seine Auslegung oft etwas Divinatorisches. Ohne sich immer klare Rechenschaft für das Warum geben zu können, erriet sein Sprachtakt das Richtige, wo Lexikon und Grammatik im Stiche ließen und vielleicht erst später seine Fassung mit Gründen belegten. Tholuck verstand nicht den Sinn aus dem Ausdrucke, sondern den Ausdruck aus dem Sinn. Das eigentlich Philologische war ihm nur Mittel zum Zwecke. Kam es ihm darauf an, so wußte er sich auch das zu verschaffen und aus den entlegensten Gebieten, nicht ohne einen Anflug von Wohlgefallen, wie schwer er trüge, herbeizuholen. Ein Kuriositätensammler ist er ja sein lebenlang geblieben. Das Ziel aber verlor er darüber nie aus dem Auge: die christlichen Zentralwahrheiten zu stützen und zu schützen und die mannigfaltige Weisheit Gottes, die *περιποίκιλος σοφία τοῦ θεοῦ* in ihnen nachzuweisen. —

Auch der Kommentar zum Römerbriefe ist von Tholuck in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit geschrieben worden; eine Thatsache, die sich nur daraus erklärt, daß er seit Jahren Auszüge für dieses Werk gemacht hatte. Am 13. März 1823 wird die Arbeit im Tagebuche zum ersten Male erwähnt, und am 7. November trafen schon die Aushängebogen ein. Unter jenem Datum notierte sich der Verfasser das schöne Wort: „Ich will bloß das meine Speise sein lassen, daß ich den Willen meines Vaters thue. Als diesen Willen sehe ich besonders an den Kommentar zum Römerbrief. Prahl wiederholt oft den Spruch von Claudius an seinen Johannes: Mein Sohn, gehe nicht aus dieser Welt, ohne ein Denkmal zurückgelassen zu haben. Das soll mein Denkmal sein, dann will ich ruhig sterben. Und wenn's nicht dazu kommt? So bin ich ebenso

ruhig und denke, der Vater wollte dieses edle Werk einem Besseren übertragen." Man sieht, wie ihm gerade diese Arbeit ans Herz gewachsen war. In der Vorrede zu der „Neuen Bearbeitung" oder der 4. Auflage seines Buches schrieb Tholuck achtzehn Jahre später (18. Januar 1842): „.... Als vor einigen Jahren die Gefahr mich zu bedrohen anfing, des Augenlichtes verlustig zu gehen, fühlte ich mich dringend aufgefordert, mit demjenigen Werke meine exegetisch-litterarische Laufbahn zu beschließen, mit welchem ich sie begonnen hatte, und ging mit angestrengter Arbeit an die ausgedehnte Arbeit, zu welcher bereits vereinzelte Vorarbeiten vorlagen. Ich preise dankbar den Herrn, welcher sie mich nicht nur vollenden ließ, sondern auch die drohende Gefahr für jetzt abwendete." Er fügt hinzu: „Da ich, als vierundzwanzigjähriger Jüngling, durch Melanchthons dogmatische Auslegung des Briefes an die Römer mächtig angeregt, es unternahm, die Herausgabe eines eignen Kommentars zu versuchen, kam ein solches Werk einem weitverbreiteten Bedürfnisse der Zeit entgegen und vermochte daher auch eine allgemeinere Anregung in der Zeit hervorzubringen. Die Stimmung und Richtung der Gegenwart ist wesentlich eine andre geworden — mögen wenigstens einige sein, für welche diese mühsame Arbeit nicht vergeblich unternommen wurde." In der That ließ das Interesse für Tholucks Römerbrief, nach den gewichtigeren Leistungen andrer, die er hervorgerufen hatte, allmählich nach; von 1842 bis zur Gegenwart ist nur noch eine neue Auflage (1856) erschienen. Desto schneller lösten sich anfangs die verschiedenen Editionen ab: 1824, 1828, 1831 — für ein streng wissenschaftlich gehaltenes Buch in jenen Jahren ein glänzender Beweis seiner mächtigen Wirkung.

Die Korrektur der ersten Auflage hatte dem Freunde Julius Müller in Ohlau besorgt. Tholuck schickte dem Korrektor zum Danke außer dem fertigen Buche auch noch 12 Thaler, worauf Julius Müller erwiderte: „Meinen herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief und für seine doppelte Inlage; für die 12 Thaler, die mich sehr überraschten, weil ich nicht gedacht hatte, daß Du mir die geringe Bemühung noch besonders vergüten könntest, die ich aber von Herzen gern annehme als eine Gabe vom Herrn; sodann für deinen Kommentar.

Du weißt, daß ich bei dem Drucke der Bogen immer viel gegen manche Einzelheiten einzuwenden hatte. Aber jetzt, da das Ganze vor mir liegt, gestehe ich Dir offen: ich habe eine herzliche Freude darüber, daß das Buch zur Welt geboren ist; es wird gewiß reichen Segen stiften. Gebe der Herr, daß es recht bald Nachfolger finde, die mit derselben Wärme in das Innere der übrigen Pauliniſchen Briefe hineingehen, und ſich dabei ebenſo frei halten von dogmatiſcher Befangenheit."

Seinem geliebten „Patriarchen" v. Kottwitz überſandte Tholuck das Buch am 24. Mai 1824 mit den Worten: „Mein teuerſter Vater. Ihr Kind überreicht Ihnen wieder eine Gabe. Möge der Heiland, zu deſſen Ehre und um deſſentwillen es wahrhaftig allein verfaßt iſt, ſeinen Segen darauf legen. Lange, lange trauerte ich, wenn ich keinen einzigen Kommentar der pauliniſchen Briefe meinen theologiſchen Brüdern zu empfehlen wußte. So erging das Geheiß an mich, meine Kräfte dazu anzuwenden." Die Antwort des alten Herrn bedauerte, daß die Schrift ihm wegen ſeiner „Sprachunkunde nicht gantz daß ſeyn köne, was ſie den mehr Kundigen ſeyn dürffte".

Auch ſeinem Gönner, dem Miniſter v. Altenſtein überreichte Tholuck ein Exemplar des Buchs und ſchrieb in dem Begleitbriefe vom 11. Mai 1824: „. . . . Sollte auch dieſes Werk mannigfache Mängel haben, ſo iſt das Bedürfnis nach einer Arbeit dieſer Art gegenwärtig ſo groß, nicht nur für die nichtchriſtlichen Theologen, ſondern auch für die mit minderer Klarheit begabten evangeliſch geſinnten Theologen eine gründliche Schriftauslegung ein ſo dringendes Bedürfnis, daß der Verfaſſer, wenn er auch mit minderen Gaben ausgerüſtet dieſe Arbeit unternahm, doch hoffen darf, in der Beſchaffenheit unſrer Zeit ſelbſt liege Grund genug, warum ſie nicht ohne Frucht bleiben werde." Der Miniſter replizierte unter dem 14. Juni 1824 (U. 9142), nachdem er ſeinen Dank für die Gabe ausgeſprochen: „Beſonders verdienſtlich erſcheint es dem Miniſterio, daß Sie auf die in neueren Zeiten zum Nachteil der Theologie und Kirche gar ſehr vernachläſſigten Erklärungen der Kirchenväter und Kirchenreformatoren zurückgegangen und bemüht geweſen ſind, mittels ihrer den Geiſt der pauliniſchen Briefe richtig aufzufaſſen und tiefer in denſelben einzudringen.... Das Miniſterium

wünscht, daß Sie Muße gewinnen mögen, ähnliche Auslegungen auch der übrigen pauliniſchen Briefe auszuarbeiten und bekannt zu machen.“ [3])

Von ſeinen Freunden gingen Tholuck ſelbſtverſtändlich herzliche Dankesworte für ſeine Arbeit zu. Aber auch die Ausſtellungen fehlen in ihren Schreiben nicht. Mit vollem Rechte tadelte es Olshauſen in Königsberg, nachdem er die zwei weſentlichen Vorzüge des Kommentars: „die ſehr zweckmäßige Auswahl der verſchiedenen Erklärungsweiſen und die in echt erfahrungsmäßiger Art gehaltene Darſtellung des wahren chriſtlichen Sinnes“ anerkannt hatte, daß Tholuck gar nicht darauf gekommen ſei „gründliche, zuſammenhängende Begriffsentwickelungen der dogmatiſchen Hauptbegriffe Gerechtigkeit, Glaube, Werke, Geſetz“ u. ſ. w. zu geben; — ein Mangel, der dem Kommentar bis zu ſeinen letzten Auflagen geblieben iſt. Sein unerbittlicher Mahner Rudolf Stier faßte ſeine Ausſetzungen am „Römer-Kommentar“ in folgende kurze Sätze zuſammen, die zu einem Teil unverkennbare Schwächen des Buches kennzeichnen, zum andern aber auch prinzipielle Differenzen bloßlegen, in betreff deren der Irrtum nicht immer auf ſeiten Tholucks liegt. „1. Lege noch einfältiger den Text ſelbſt zum Grunde! Höre erſt ihn ganz, ſoviel du mit Gottes Hilfe eben vermagſt. 2. Ganz ungeweihte Ausleger thue weg. Laß ſie nicht auch noch ſo viel gelten und mitreden, ſondern glaube, daß der Geiſt des Herrn dir tauſendfach die Körnlein erſetzen könne, welche ſie etwa als in Blindheit gefunden dir liefern. 3. Faſſe ſtärkeres Herz gegen die Ausleger. Nämlich ſie einfacher, entſchiedener nach dem bibliſchen Syſtem zu würdigen, behandeln und richten. 4. Sprich ſelbſt nicht neumodiſch. Deine Auslegung der Bibel rede ſelbſt mehr in der Bibelſprache; die neuere Sprache der vielen Bücher, die du lieſeſt, iſt wirklich durch und durch verdorbener, als man meint; und durch Überſetzungen des heiligen Worts in dies nicht nur flachere, ſtückweiſigere, ſondern oft für geiſtliche Dialektik durchaus ſchiefe und unreine Idiom bindet ſich die Auslegung ſelber den Mund zu. 5. Der heilige Geiſt iſt's, der da redet. Denke alſo mehr an ihn, als an Paulus, wenn du hörſt den, der da redet. Glaube noch einfältiger, daß das Bibelwort ein Geiſtwort iſt,

wie Christus ein Gottmensch — ganz menschlich, und doch im kleinsten Fäserchen das Gottmenschliche, Einzige. Sieh es noch bestimmter an als vollendetes Kunstwerk des höchsten Geist-Künstlers. Erlaube dir daher nicht, von ‚Einfallen, auf etwas kommen, zufällig, populärem Sprachgebrauch, rhetorischem oder didaktischem Charakter, Mangel an bestimmtem Zusammenhang' u. dergl. wie bei gemeinen Schriftstellern gleich unsereinem zu reden, auf eine Weise, wie es meinem Gefühle mehrfach die Heiligkeit des heiligen Wortes verletzte. Bedenke in dieser Hinsicht, was wohl der apostolische Ausdruck: die Schrift in Stellen wie Röm. 9, 17; Gal. 3, 8. 22; 4, 30 für einen Inspirationsbegriff enthalte. 6. Vom Vollsinn im Gegensatz der spaltenden gemeinen Logik, und von der höheren Dialektik der Geistessprache, welche mit lauter geistlich lebendigen, in der größten Einheit und Einfachheit zugleich die größte Vielheit und Fülle enthaltenden organischen göttlichen Grundbegriffen zu thun hat, — auf welche hin auch der ganze jüdische Sprachgebrauch nur weissagende Akkommodation war — will ich nicht einmal etwas sagen. Denn je mehr ich selbst hineingeführt werde, desto mehr muß ich bemerken, wie neu und entfremdet es den meisten ist und so lange noch überall Mißverständnisse erregt, bis es je mehr und mehr in klarer Durchführung vorgelegt werden kann. Öfter aber, wenn du mehrfache, geistlich wahre Auslegungen einer Stelle hast und nun meinst, nur eine derselben dürfe wahr sein — siehe doch recht nach, ob sie nicht etwa nur Seite eines Ganzen, das wohl gar noch mehr Seiten hat, seien, und ob du nicht einen innerlich zusammenfassenden Gesichtspunkt findest, auf welchem die mehreren Sinne entweder als Zweige des Stammes, oder als perspektivische Reihe von der Schale zum Kern erscheinen. Das halte fest, das ist der Wurzelboden des Bibelwortes, und auf ihn zu treten durchaus der neueren gläubigen Exegese Beruf und Heil, wenn sie nicht binnen kurzem in der weiteren Entwickelung wenigstens — irre werden will. — Der Geist der Wahrheit und Liebe führe uns, Geliebter; er deute dir auch, was wahr ist an meinen Worten. Aber laß uns vereinigt bleiben in Ihm! Ewig dein R. Stier."

In der Vorrede zur ersten Auflage hatte Tholuck, nebst einigen Zugaben, als: die Vorrede von Luther, Auszüge aus

Chryſoſtomus' Homilien über den Apoſtel Paulus u. dergl., „um einen Geſamteindruck der Auslegung zu geben", eine Paraphraſe des Briefes an die Römer in Ausſicht geſtellt. „Da auch das Bedürfnis nach klarer und gründlicher Schriftauslegung unter den Laien überall erwacht, ſo wird jenes kleine Büchlein als eine Handreichung zum Verſtändniſſe des Briefes an die Römer benutzt werden können."

Dieſe Paraphraſe erſchien im folgenden Jahre unter dem Titel: „Umſchreibende Überſetzung des Briefes Pauli an die Römer. Als Anhang zu der Auslegung des Briefes an die Römer, nebſt der Vorrede Luthers zu dieſem Briefe, von Auguſt Tholuck. Berlin, bei Ferdinand Dümmler 1825."

Achtes Kapitel.

Die englische Reise.

Die unvergleichliche geistige Regsamkeit Tholucks, seine feurige Phantasie und der durch sie beflügelte Drang ins Weite haben den Kurzsichtigen und so manchen Eindrücken Unzugänglichen dennoch zu einem der emsigsten und begeistertsten Reisenden unsres Jahrhunderts gemacht. Als die große Masse der Gebildeten noch lange nicht daran dachte, daß zu einem voll ausgenutzten Jahresspensum etliche außerhalb der heimischen vier Wände verbrachte Wochen gehörten, hatte er schon Hunderte von Meilen durchmessen und manches außerdeutsche Land begrüßt. Heinrich Leo hielt bekanntlich das Reisen für unsittlich, weil es — ein für den alten Burschenschaftler mit seiner Löwennatur bezeichnendes Urteil — das Individuum allzusehr herauslöse aus der heilsamen Zucht der heimischen geselligen Ordnungen. Tholuck wäre an dem innern Feuer der in ihm arbeitenden Unruhe verbrannt, wenn der Trieb ins Ungemessene, die Begierde, zu schauen und immer Neues kennen zu lernen, sich nicht durch stetig wiederholte Reisen im In- und Auslande hätte Luft machen können. Schon den Knaben sahen wir mit Lust in lieber Freundesgemeinschaft das schlesische Gebirge durchstreifen. Der Jüngling und Mann ließ nur gezwungen eine Ferienzeit verstreichen, ohne sie zu einem kürzeren oder längeren Ausfluge benutzt zu haben; und manches Urlaubsgesuch ist an den Minister gegangen, das um Verlängerung der allgemein geltenden Erholungszeit einkam — wobei es dem um die geschäftliche Ordnung sich wenig Kümmernden wohl passierte, daß der Minister v. Altenstein ihn darauf aufmerksam machen

mußte, derartige Gesuche seien „fortan verfassungsmäßig durch Geh. Ober-Regierungsrat Beckedorff einzureichen“ (8. Aug. 1824, U. 16128), oder der Kurator der Universität Halle, Delbrück, am 3. September 1842 eine Beschwerde an den Minister richtete, daß Prof. Tholuck sein Urlaubsgesuch zu einer Reise nach Frankreich, Österreich und die Schweiz nicht durch ihn übersandt, sich bei ihm, dem Prorektor und dem Dekan der theologischen Fakultät nicht verabschiedet, auch für die Vertretung in den Universitätsgottesdiensten nicht gesorgt habe, „wie sich denn der Konsistorialrat Tholuck der Befolgung aller derartiger Vorschriften überhaupt meist für enthoben zu erachten pflegt“; eine Klage, welche dem schwer Beschuldigten die ministerielle Verfügung eintrug: „Ich kann solches nicht billigen und muß Ihnen dieses hierdurch mit dem Wunsche zu erkennen geben, daß diese Bemerkung Sie veranlassen möge, für die Zukunft die in betracht der Reisen akademischer Dozenten gegebenen Vorschriften in allen Beziehungen zu beobachten.“ Noch der Greis konnte begeistert Reisepläne nach Ägypten, Syrien und Indien schmieden, und begriff es nicht, wie etwa sein westfälischer junger Reisegenosse solchen Ideen kühl gegenüberstehen konnte. „Ihr Westfalen seid doch gar zu nüchtern!“ Wie schmerzlich wehe that es dem 74jährigen, als er die Einladung zur Evangelischen Allianz in New-York für den Oktober 1873 ausschlagen und mit seiner Vertretung den Schreiber dieser Zeilen beauftragen mußte.

Auch von Berlin aus hat Tholuck viele Reisen gemacht. Außer den erwähnten nach Schlesien, Holstein und an den Rhein, und den wiederholten kleineren Ausflügen nach Wittenberg, Freienwalde und der sog. märkischen Schweiz sei noch einer längeren Reise gedacht, die Tholuck mit seinen Freunden Senkel, Maresch, Schultz und Schmid vom 18. Aug. bis 5. Sept. 1824 nach Wittenberg, Halle, Leipzig und Dresden in einer Lohnkutsche unternahm, und die darum interessant ist, weil sie ihn zuerst in persönliche Berührung mit den Männern Halles brachte, denen er bald als Kollege zugesellt werden sollte. Die knappen, englisch geschriebenen Notizen über diese Reise berichten allerdings von keinen allzu günstigen Eindrücken. Nur der alte, ehrwürdige Knapp, dessen Nachfolger Tholuck in

wenigen Jahren wurde, zog ihn herzlich an. Knapp sprach sich sehr günstig über den Kommentar zum Römerbriefe aus. Einige Andeutungen über seine isolierte Stellung in Halle veranlaßten Tholuck zu der Frage, ob er nicht gern einen christlich gesinnten Kollegen neben sich hätte? worauf der Greis freundlich lächelnd die Augen emporhob und ausrief: „Ja, ja, nun wenn das?“ Gesenius empfing ihn mit den von Tholuck buchstäblich wiedergegebenen Worten: „Nu Herr Jes, seien Sie's? nu da kommen Sie ja noch viel früher, als ich mers dachte!“ Im wissenschaftlichen Gespräche vermied man beiderseits, die gegensätzliche Stellung hervorzuheben. Auch bei Wegscheider, Niemeyer und Vater wurde dieselbe Taktik beobachtet. Der fromme alte Wagner, ein christlicher Handwerker, der mit Tholuck schon korrespondiert hatte, sammelte wiederholt einen Kreis von Studenten um sich, denen Tholuck an den Abenden erbauliche Ansprachen hielt; ihr Echo hallt noch lange in den Studentenbriefen aus Halle wieder.

In Leipzig besuchte Tholuck seine Freunde C. C. Tauchnitz, Lindner, Clodius, Heinroth, Voigt u. a. Auch wurde er hier zur Audienz zu dem Kgl. sächsischen Kabinettsminister Grafen v. Einsiedel befohlen, welcher kräftige Hebel ansetzte, um den Berliner Professor an die Stelle des verstorbenen D. Cramer an die Leipziger Universität zu ziehen, ohne daß dieser jedoch ernstlicher auf das Ansinnen eingegangen wäre.

Die vielfachen Beziehungen mit England, welche sich durch die britischen Bibel- und Missionsgesellschaften für Tholuck eröffnet hatten, legten ihm nun den Wunsch nahe, auch einmal den Mittelpunkt so vieler christlicher Unternehmungen und die Heimat einer Anzahl seit Jahren gewonnener Freunde durch persönlichen Augenschein kennen zu lernen. Zugleich konnte er, wenn er seinen Weg über Holland und Paris nahm, dort und dann später in Oxford wissenschaftliche Zwecke verfolgen und eine Reihe orientalischer Manuskripte einsehen, an deren Kenntnisnahme ihm gelegen war.

Durch Vermittelung seines Freundes Sir George Rose ward ihm zugesagt, daß die Kosten der Reise nach London von dem Komitee der Englischen Judenmissionsgesellschaft getragen werden würden. Und so richtete Tholuck schon am

24. Juni 1823 folgendes Gesuch an den Minister v. Altenstein: „Einem Königl. Ministerio erlaube ich mir folgendes Gesuch unterthänigst vorzulegen. Ich habe den Wunsch, im nächsten Jahre von Frühling bis Herbst eine litterarische Reise nach Holland, England und Frankreich zu machen. Meine Endzwecke sind erstens religiös-theologische, indem ich den Zustand des Christentums und der Theologie in diesen drei Ländern kennen zu lernen wünsche, namentlich auch in Frankreich den Zustand der Protestanten, unter denen jetzt in Paris selbst ein neues evangelisches Leben erwacht. In England, wo ich schon jetzt mehrere theologische Verbindungen habe, würde mir, da ich überdies so glücklich bin, die Sprache in der Gewalt zu haben, es besonders leicht werden, die mannigfaltigen Gestaltungen und Erscheinungen des religiösen Lebens zu untersuchen. Außerdem habe ich auch den Endzweck, Materialien zu einer ausführlichen Geschichte der morgenländischen Religionsphilosophie, woran ich schon lange arbeite, zu sammeln, und die gesammelten durch Vergleichung von Handschriften zu vervollständigen. Mein Hauptaufenthalt wird wohl Oxford und Paris sein. Ich beabsichtige insbesondere, wenn es ausführbar ist, das handschriftliche Werk des Arabers Schahristani über die Religionen des Orients, welches sich in Oxford befindet und wovon bisher nur wenige, die Aufmerksamkeit erregende Bruchstücke bekannt wurden, dort abzuschreiben."

„Ich würde nicht so früh diesen meinen Wunsch Einem Hohen Ministerio vorgelegt und um dessen Ansicht darüber gebeten haben, wenn nicht in der Lage der Dinge selbst etwas Nötigendes für mich läge, früher die Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit meines Planes zu erfahren. Im Falle nämlich ein Hohes Ministerium mir nicht zur Ausführung meines Planes behilflich sein könnte, so würde ich schon diesen Herbst eine Reise von größerem Umfange unternehmen. Im Falle ich aber von Einem Hohen Ministerio eine namhafte Unterstützung zu jener beabsichtigten Reise erwarten dürfte, so würde ich meine ökonomische Stellung für diesen Winter verändern, würde im Herbst nur eine kurze Reise unternehmen und vielmehr schon die Herbstzeit wie auch den Winter zu litterarischen Vorbereitungen auf die große Reise benutzen. — Was die Kosten der von mir be-

abſichtigten Reiſe und des Aufenthalts in England und Frankreich betrifft, ſo muß ich freilich hinzuſetzen, daß ich, außer meinem laufenden Gehalte, nur noch 100 Thaler zuzuſetzen haben würde, und in bezug auf das übrige lediglich an die Unterſtützung Eines Hohen Miniſterii gewieſen bin."

„In der Überzeugung, daß Ein Hohes Miniſterium, wenn nicht die Umſtände hindernd in den Weg treten, dieſes mein unterthäniges Geſuch mit Gewogenheit unterſtützen werde, habe ich die Ehre ꝛc."

Dem Miniſter kam dieſe Bitte durchaus nicht gelegen. Er fürchtete, wie manche andere, daß Tholuck der heimiſchen Kirche und Wiſſenſchaft entzogen und von den Engländern feſtgehalten werden würde; und ſo ſchlug er das Geſuch unter dem 17. Juli 1823 rund ab. Es gäbe keine Fonds für ſolche Reiſen; nur Vorſchüſſe auf das Gehalt und gewiſſe Erleichterungen für den Modus der Rückzahlung ſeien zuläſſig. So mußte einſtweilen das Projekt aufgegeben werden.

Allein Tholuck war nicht gewillt, ſich definitiv abweiſen zu laſſen. Am 30. Juli 1824 wiederholte er ſeine Bitte. Ein Freund in England habe ihm die Ausſicht eröffnet, die Koſten der Überfahrt nach England und des Aufenthalts daſelbſt im Monat Mai während der großen religiöſen Verſammlungen in London gedeckt zu erhalten. Seine wiſſenſchaftlichen Pläne bezüglich der orientaliſchen Religionsgeſchichte halte er aufrecht; außerdem beſchäftige er ſich jetzt mit einem ausführlichen Kommentar zu den meſſianiſchen Stellen der Propheten, wozu er gleichfalls viele arabiſche und rabbiniſche Werke benutzen könne. Schlimmſtenfalls müſſe er um Vorſchuß auf das Gehalt bitten.

Der Miniſter forderte nun zunächſt von dem Ober-Regierungsrat Beckedorff ein Gutachten ein. Derſelbe nahm mit Tholuck eine Beſprechung vor, wie er in ſeinem Bericht ſagt, um darüber Gewißheit zu erlangen, „ob nicht durch dieſe Reiſe der Prof. Tholuck der hieſigen Univerſität und wohl gar dem deutſchen Lande überhaupt abtrünnig gemacht werden möchte. Ich wußte, daß ſchon früher von England aus Verſuche gemacht waren, ihn für dortige religiöſe und Miſſionszwecke zu gewinnen, und konnte deshalb einige Beſorgnis um ſo weniger unterdrücken, als ſeine eigne Meinung mit einer

solchen Thätigkeit übereinzustimmen scheint, ich aber den Abgang eines Mannes, der in so frühem Lebensalter so viel Gelehrsamkeit, Lehrgeschick und ernste Gesinnung besitzt, als einen großen Verlust für die Universität betrachten müßte." Allein die Unterredung mit Tholuck habe ihn völlig beruhigt.

Nun richtete v. Altenstein am 14. Januar 1825 (U. 23968) ein Unterstützungsgesuch an König Friedrich Wilhelm III. Es handle sich um eine reichlichen Gewinn versprechende Reise, „um so mehr, als dieser junge Mann mit gründlicher Gelehrsamkeit eine seltene Thätigkeit und einen ernsten Eifer für das theologische Fach verbindet, dem er sich gewidmet hat." Eigenhändig fügte der Minister, in kluger Berechnung der besondern königlichen Interessen, am Rande des Entwurfs eine Bemerkung hinzu, die freilich mit den Tholuckschen Wünschen recht wenig zu thun hatte: „Der Aufenthalt des ꝛc. Tholuck in England ..... wird ihm eine günstige Gelegenheit verschaffen, den Zustand der englischen Kirche und insbesondere das Liturgische in derselben kennen zu lernen, was mir in mehreren Beziehungen nicht unwichtig zu sein scheint." Er beantragte eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thlr. aus den Fonds der Universität und zwar aus den pro 1825 zu machenden Gehaltsersparnissen.

Am 19. Januar genehmigte der König das Gesuch, und am 24. wurde die Hauptkasse angewiesen, die 300 Thaler, sowie das Gehalt von Tholuck für das zweite und dritte Quartal schon im Februar auszuzahlen. Zugleich ergingen ministerielle Empfehlungsschreiben für den deutschen Professor an den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Grafen v. Schlaben im Haag, an den Gesandten Baron v. Maltzahn in London und den Gesandten Baron v. Werthern in Paris, welche v. Altenstein „zur persönlichen Abgabe" an Tholuck schickte. Die Zusendung begleitete er mit einem eigenhändigen freundlichen Glückwunsche zur Reise.

Nun war, wenn Gott keine neuen Hindernisse mehr schickte, das große Ziel erreicht; inniger Dank und herzliche Vorfreude klingt aus den Aufzeichnungen des Tagebuches in diesen Monaten.

Allein eine große Arbeitsmasse mußte noch absolviert werden, wenn die Reise mit voller innerer Freiheit angetreten werden

sollte. Seit Monaten schon hatte sich Tholuck auf Erledigung des Begonnenen gerüstet; er wollte mit keinen Schulden in die Ferne ziehen. Den ganzen Sommer und Herbst hindurch arbeitete er mit dem angestrengtesten Fleiße. Wohl mit in dem Gedanken an die in London ihm bevorstehenden Ansprachen an große Massen hatte er schon im Sommer gewagt, zum ersten Male in seinem Leben die Kanzel zu besteigen. Am 11. Juli 1824, dem vierten Sonntag nach Trinitatis, hielt er in der St. Gertraudkirche zu Berlin die Nachmittagspredigt über Kol. 3, 2—4, „das geistliche Sterben und das geistliche Leben des Christen", ein gewaltiges, aus der Tiefe der innern Erfahrung schöpfendes Zeugnis. Die Predigt wurde bei Franklin u. Komp. in Berlin gedruckt und später, als sie längst vergriffen war, in die erste Sammlung von zehn Tholuckschen Predigten (1829) in demselben Verlage aufgenommen. „Als ich hinaustrat," berichtet das Tagebuch, „war mir sehr bange, aber es ging unter Seinem Segen, indem mir auch das Gefühl erhalten wurde. Als ich geendet, war ich nicht eben begeistert, sondern gemäßigt." Auf der vorher erwähnten Reise nach Leipzig und Dresden im Herbste dieses Jahres lernte er ein christliches Ehepaar aus Hamburg, Kaufmann Hermann Manecke und seine Frau kennen, denen er ein Exemplar dieser Predigt zum Andenken schenkte. Sie waren von derselben so ergriffen, daß sie ihm zum Danke aus Hamburg vier Louisdor für seine Judenmissionsgesellschaft übersandten.

Noch drei Werke wurden in dieser Zeit von Tholuck zum Drucke befördert, ehe seine litterarische Thätigkeit durch die Reise einen mehr als halbjährigen Stillstand erlitt. Wir müssen dieselben noch mit einigen Worten besprechen, bevor wir den Reisenden ins Ausland geleiten.

Die erste Arbeit stand im Zusammenhang mit seiner Thätigkeit im Dienste der englischen Judenmission; die Gesellschaft bestritt die erheblichen Druckkosten insoweit, daß das Büchlein im Preise von 75 Pf. verkauft werden konnte. Der Titel desselben lautet: „Wichtige Stellen des Rabbinischen Buches Sohar, in Text und mit Übersetzung, nebst einigen Anmerkungen." Berlin 1824, in Kommission bei Ferdinand Dümmler.

Unter der im Juli 1824 geschriebenen Vorrede nannte Tholuck seinen Namen.

Das Buch Sohar ist die Hauptquelle für die ältere jüdische Kabbala oder mystisch-theosophische Überlieferung. Der Name „Sohar“ oder „Glanz“ bezieht sich auf die Stelle Dan. 12, 3: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.“ Es wird von der Sage auf den Rabbi Schimeon ben Jochai zurückgeführt, einen Zeitgenossen des berühmten Talmudisten Akiba, der als Anhänger des falschen Messias Bar Kochba unter Hadrian im Jahre 135 hingerichtet wurde. Die Zweifel, welche schon Buxtorf gegen die Echtheit des Buches erhob, werden wohl nur in bezug auf die gegenwärtige Form desselben begründet sein; der Inhalt ist seiner Hauptmasse nach auch für einen so nüchternen Forscher wie Ed. Reuß (vergl. Herzogs Real-Encyklopädie, Art. Kabbala) auf Rabbi Schimeon, ja auf ältere Philosophen, die jetzige Gestalt in chaldäischer Sprache aber auf orientalische Redaktoren des 8. Jahrhunderts zurückzuführen.

Der ausgesprochen praktische Zweck dieser Auszüge verbot ihrem Sammler ein näheres Eingehen auf die höchst phantastische Gotteslehre des Sohar, die unendlich komplizierter ist, als sie im Tholuckschen Buche sich darstellt. Der Verfasser sagt in der Vorrede ausdrücklich: „Aus diesem wichtigen Buche teilen wir hier eine Reihe merkwürdiger Aussprüche mit, die schon früher ein christlicher Lehrer Sommer (Specimen theologiae Soharicae, Gotha 1734) gesammelt hatte. Es sind vorzugsweise solche, welche mit den christlichen Lehren große Übereinstimmung haben. Die evangelischen Glaubensboten unter den Juden werden sie benutzen können, teils um die Israeliten zu überzeugen, daß so vieles, was sie im Christentum verschmähen, schon von ihren ältesten, für heilig geachteten Lehrern ausgesprochen worden ist.“

Ob dieser Zweck wohl bei vielen erreicht worden sein mag, ist freilich die Frage. Nachrichten darüber fehlen gänzlich. Jedenfalls besteht die Übereinstimmung zwischen den christlichen Grundlehren und den Anschauungen der Kabbala, wie sie im Buche Sohar sich finden, nur für die oberflächlichere Betrachtung. Es ist richtig, daß, was Tholuck z. B. über die messianische

Erklärung von Jesaia 53 aus dem Sohar mitteilt, ein tieferes Verständnis für die Idee der sühnenden Genugthuung bekundet. Da heißt es S. 48 f. nach Tholucks Übersetzung: „Wenn dem Messias das Leid der Nachkommen Israels in ihrer Zerstreuung gesagt wird und zugleich auch, daß sie es verschuldet haben, weil sie nicht darauf bedacht sind, ihren Herrn zu erkennen, so erhebt er seine Stimme und weint über ihre Sünden. Darum steht geschrieben Jes. 53, 4: Er ist verwundet um unsrer Missethaten willen, geschlagen um unsrer Sünde willen. Dann bekehren sich die Seelen und gehen an ihre Plätze (zur Seligkeit). Der Garten Eden ist ein Gemach, welches das Krankengemach genannt wird. In dieses Gemach geht alsdann der Messias und ruft alle Übel, alle Krankheiten, alle Schmerzen Israels, daß sie über ihn kommen möchten, und in der That kommen alle diese über ihn. Und wäre er es nicht, der diese Schmerzen von Israel weg über sich nähme, wahrlich, es wäre kein Mensch im stande, zu erdulden die Schmerzen Israels, die Strafe um des Gesetzes willen. Darum heißt es (v. 4): Fürwahr, unsre Krankheiten hat er getragen u. s. w. Solange Israel im heiligen Lande war, hielt es durch den Gottesdienst und die Opfer, die es brachte, alle Übel und Schmerzen von der Welt ab; jetzt aber hält der Messias diese ab von den Menschen." Auch das ragt über die gewöhnliche jüdische Auslegung weit hinaus, daß das Buch Sohar im Messias zwei Naturen annimmt, die göttliche, welche es den Sohn Davids nennt, und die menschliche, die, seltsam genug, der Sohn Josefs heißt. Aber wird diesen Ausführungen die christlich scheinende Spitze nicht dadurch wieder abgebrochen, daß der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebende Verfasser des Sohar die Erfüllung der Messiashoffnungen ausdrücklich in die Zukunft verlegt und damit seine Leser an der geschichtlichen Person Jesu vorüberführt? Noch weniger apologetischen Wert den Juden gegenüber scheinen die angeblichen Anklänge der Kabbala an die christliche Trinitätslehre zu haben, um derentwillen Tholuck in den Anmerkungen (S. 71) ausruft: „Es ist auffallend, daß die heutigen Kinder Israels so sehr die Lehre von der dreifachen Art des göttlichen Seins anfeinden nnd verwerfen, da doch die älteren Israeliten alle sie so fest glaubten." Es dürfte höchstens gesagt

werden, daß die ältere jüdiſche, wie alle theoſophiſche Spekulation über den ſtarren, abſolut einfachen Monotheismus des chriſtusfeindlichen Judentums hinausgegangen iſt und eine in verſchiedenen Modalitäten auftretende Fülle von Daſein in Gott angenommen hat. Aber gerade das Buch Sohar lehrt nicht drei, ſondern zehn ſolcher Modalitäten oder innergöttliche Erſcheinungsweiſen, und damit wird die ganze Argumentation, wenn auch die Dreizahl immerhin eine gewiſſe Rolle in der kabbaliſtiſchen Spekulation über Gott geſpielt hat, mehr oder weniger hinfällig. — Das Wirkſamſte an dem Büchlein werden die ſchönen Gedanken des Sohar über Sünde und Reue und die daran angeſchloſſenen mahnenden Anmerkungen Tholucks für ſuchende Israeliten geweſen ſein.

Mit der zweiten, größeren und bedeutungsvolleren Arbeit, die Tholuck in dieſer Zeit, am 10. Novbr. 1824 (Datum der Vorrede) beendete, kehrte er noch einmal in den Blütengarten der orientaliſchen myſtiſchen Poeſie zurück, aus dem er für ſeine Inauguraldiſſertation die erſten Blumen gepflückt hatte. Der Titel des 327 Seiten enthaltenden Buches lautet: „Blütenſammlung aus der Morgenländiſchen Myſtik nebſt einer Einleitung über Myſtik überhaupt und Morgenländiſche insbeſondere, von F. A. G. Tholuck, a.-o. Profeſſor an der Univerſität zu Berlin. Ferdin. Dümmler 1825.“ Das Motto iſt ſeinem geliebten Dſchelaleddin entnommen: „Einen Zweig des Gartens bringt man wohl zur Stadt, doch den Garten nie zur Stadt gebracht man hat.“ „Herrn Dr. Habicht in Breslau, als dem, der ihn zuerſt in den Orient einführte, zum Zeichen fortdauernder dankbarer Freundſchaft“, hat der Verfaſſer dieſes Werk gewidmet.

Die kurze, trefflich orientierende Vorrede ſei hier ganz mitgeteilt. Es heißt: „Als ich in den Jahren 1818 und 1819 die arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften über religiöſe Gegenſtände las, welche in hieſiger Königlicher Bibliothek vorhanden ſind, machte ich mir von jeder einzelnen vollſtändige Auszüge, teils deutſch, teils im Urtext. Dieſe Auszüge benutzte ich zur Abfaſſung des Werkes Sufismus ꝛc. Doch konnte ich nur einzelne Notizen für dieſes Werk entlehnen. Es blieb daher das Verlangen bei mir zurück, für ein weiteres Publikum

die wichtigsten ausgedehnteren Stellen der von mir gelesenen Handschriften zu übersetzen. Ich übergebe sie hiermit der europäischen Lesewelt und glaube, daß sie mit Anteil werden gelesen werden. Ihre Kenntnis ist überhaupt wichtig für die Geschichte der Philosophie und Religion; die Dichtkunst darin ist größtenteils reizend, und überdies steht der tiefe religiöse Gehalt der meisten Auszüge besonders zu dem Geiste unsrer gegenwärtigen Zeit in naher Beziehung. Das Gute und Heilige dieser Mystik, wie das Verkehrte hat in unsrer Zeit seine Analoga. Ich für mein Teil wünsche, daß diese Auszüge die Frucht tragen mögen, träge flache Geister zu erregen und zu etwas Höherem hinzuführen, als Hausmoral und Brauchverstand; die, welche auf dem Boden dürrer Metaphysik die Schraube ohne Ende drehen, nach Nahrung begierig zu machen; die, welche alle möglichen Annäherungen ans Christentum haben, ohne den Kern zu besitzen, durch das Gewahrwerden, daß sie mit dem tieferen Muhammedanismus auf einer Stufe stehen, an ihrer Weisheit irre zu machen; endlich solche zu beschämen, welche außer dem Reiche der christlichen Offenbarung an keine erziehende Gnade Gottes glauben wollen. — In die Sache tiefer eingehende wissenschaftliche Erörterungen konnten hier nicht gegeben werden. Wir müssen den, welcher ein durchdringendes Verständnis dieser Auszüge wünscht, auf das oben angeführte Werk verweisen, wo der Gegenstand genauer behandelt wird.*) — In der Übersetzung habe ich mich möglichster Treue bestrebt. Bei den meisten Gedichten ist Versmaß und Reim des Originals beibehalten; die technischen religiösen und philosophischen Ausdrücke sind mit der größten Genauigkeit übertragen, wie: Absolutes, Entrückung, Einsprache Gottes u. s. w. Diese Worte entsprechen genau den arabischen und persischen. Ich mußte oft zusammenziehen und abkürzen, da bekanntlich morgenländische Schriftsteller gewöhnlich weitschweifig sind, das Werkchen aber nicht zu ausgedehnt werden durfte. Sollte es wünschenswert erscheinen, so könnten diese Mitteilungen fortgesetzt werden und sich auf gewisse orientalische Sitten erstrecken."

*) Ein weiteres Verständnis für das größere Publikum eröffnete Tholuck selbst nach seiner Rückkehr aus England in dem später zu besprechenden Werke: Die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients.

Das vorliegende Werk ist das Erzeugnis eines bewundernswürdigen Fleißes und Geschicks in der Wiedergabe fremder Gedankenkomplexe. Die Einleitung über Wort und Wesen der Mystik, über evangelische, morgenländische und muhammedanische Mystik zeugt von einer großen Reife des Urteils, indem bei aller begeisterten Freude an der Herrlichkeit mystischer Poesie und Gottinnigkeit doch dem wahren, festen, im Worte gegründeten Glaubensleben des Christen unbedenklich der Vorzug eingeräumt wird. „In seiner sittlichen Erscheinung ist das Leben des Mystikers ein Wasserspiegel, der ergriffen von einem innern allgewaltigen Liebesdrange gleichsam wie vor Sehnsucht beklommen seine Wellen an sich hält, um auf unbewegter Fläche das Angesicht der Sonne sich spiegeln zu lassen. Die unruhigen Wellenkrümmungen der Eigenheit ruhen von der Liebe festgehalten, damit in der bewegungslosen Seele der Ewige sich frei bewege und das Leben der Seele in dem Gesetze Gottes aufgehe." (S. 21.) „Es ist ein Zauberleben im Sonnenglanz und Blütenduft und Harmonikaklang, welches solche Seelen führen. Sie sind die personifizierte Allseitigkeit. Mag der Mosesstab ihrer Anschauung hinschlagen, wohin er will, so erscheinen Götter." „Doch auch wenn wir die Mystik in ihrer ungetrübtesten Gestalt so denken, wie wir sie beschrieben haben, bleibt sie im Verhältnisse zum evangelischen Christentum nur Schatten." (S. 23.) „Als seinen schonungslosen Feind hat der Mystiker immer zu fürchten die Spekulation." „In der griechischen Sagenwelt ist die tiefsinnige Sage, daß seit uralten Zeiten ein kleiner grauer Greis still verborgen im Mittelpunkt der Erde sein geheimnisvolles Werk treibe. Niemand hat ihn je gesehen, er aber hämmere leise fort in ahnungsvoller Verborgenheit. Sein Name ist Dämogorgon. Ein solcher Dämogorgon ist dem Mystiker sein Gott. Gehorchen kann er ihm, auch sich hinabziehen lassen in die geheimnisvollen Tiefen seines Wesens, aber als einen lieben Vater *lieben* kann er ihn nicht. Ja, was noch verderblicher ist, da die Kunde seines Gottes vorzugsweise aus seinem eignen Herzen fließt, da er auf diesen Quell ohne Aufhören hinblickt, so entsteht, ihm selbst unbemerkt, eine Selbstliebe, die ihm Religion wird. Darin liegt die versuchendste Wirkung der Mystik, daß der Mensch durch sie *in sich selbst* gehalten

wird, während das evangelische Christentum ihn in jeder Hinsicht von sich frei macht. Die ganze Religion des Mystikers liegt in seinem eignen Gemüte. Da gibt ihm sein Gott jeden Tag neue Offenbarungen; da wird ihm Liebe, da Haß verkündigt; da stirbt sein Gott, da wird er ihm wiedergeboren. Ganz anders beim evangelischen Christen. Seine Offenbarung, seine Gnade, seine Seligkeit sind außer ihn gestellt. In ihn kommen sie allerdings, aber nur dadurch, daß er sich ganz so in sie hineinlebt, wie sie außer ihn gestellt sind." (S. 26.) „So müssen wir denn allerdings sagen, die Mystik ist das reichste und tiefste Erzeugnis des menschlichen Geisteslebens; sie ist die lebendigste und erhabenste Offenbarung Gottes aus dem Gebiete der Natur, sie ist das Höchste und Größte nach dem Reiche der evangelischen Gnade. Aber wie alles auf dem Gebiete der Natur trägt sie doch noch die Selbstsucht an sich, und wie kräftig sie auch die gröberen Fesseln derselben bei ihren Freunden zu zerbrechen weiß, so kann sie doch nicht von den feinen Ketten der Selbstsucht befreien, sondern bindet den Menschen desto stärker damit, je kräftigerer Natur er ist. Die Mystik kann Freunde Gottes, ja sie kann Brüder Gottes bilden, aber keine Kinder Gottes." (S. 27.)

Sein rauher Freund und Widersacher, v. Hammer-Purgstall in Wien, den Tholuck um eine Besprechung der „Blütenlese" gebeten hatte, und der es dem jungen Manne nicht verzeihen konnte, daß er noch immer Sufi, die Kutten- oder Wollenmänner, schrieb, und nicht Sofi, die Weisen, antwortete unter dem 28. Februar 1825: „.... Auch diese so vielfältige Verschiedenheit meiner Meinung von der Ihrigen ist eine Ursache mehr, warum ich mich keiner Anzeige unterziehen mag, in der ich doch vielfach wider ein Werk sprechen müßte, das ich übrigens meinen Freunden sehr eifrig zur Lesung empfehle, auch hier selbst in Zirkeln zum Teil schon vorgelesen habe." Der Einleitung aber spendete der verdrießliche alte Herr sein uneingeschränktes Lob. Es heißt darüber in demselben Briefe: „Mehr als die Auszüge selbst, die ich meistens im Original kannte, hat mich Ihre Abhandlung belehrt, welche das beste und bündigste ist, das je über Mystik geschrieben worden.

Ich glaube, daß auch alle katholischen Theologen, wie alle protestantischen Ihnen lauten Beifall zurufen müssen."

Was nun die Auszüge aus den morgenländischen Poesien betrifft, so haben dieselben natürlich einen verschiedenen Wert. Neben Platterem und Geschmackosem duftet uns ein unendlicher Zauber süßester Empfindung und großartigen dichterischen Tiefblicks entgegen; den kühnsten, an Lästerung streifenden Vertraulichkeiten des pantheistischen Ssufi mit seinem Gotte treten zarte, sehnsuchtsinnige Klagen des demütigen Beters an die Seite. Gegenüber der hohlen, mit den bloßen Begriffsschemen zufriedenen Dialektik jubelt berauscht der seinen Gott trinkende, schmeckende, sich in ihn einschlürfende Mystiker sein keckes Jelleli! zu:

„Führt zum Gastmahl mich der Kindschaft, führt mich in der Heimat Schoß! Jelleli!
Hin an der Vergessung Kuppel häng' die Flasch' ich mit dem Wein,
Trunken will ich jetzt alleine vor des Freundes Augen sein! Jelleli!
Also bin ich jetzo trunken, daß bei meiner Kindschaft Mahl
Ich die Gläser angebunden an der Himmel Himmel Saal! Jelleli!
Sonn' gab mir den goldnen Becher, Mond den silbernen Pokal:
In dem Rausch zerschlug ich beide, jubelnd hunderttausendmal. Jelleli!"

Dem nüchternen Spekulanten aber gilt Dscheladdins:

„Ob des Gaum's Genuß verlierst du Gott's Genuß;
Gottes Nam' nicht, nein, sein Sein dich nähren muß,
Da vom Namen dir ein Bild des Seins entsteht,
Ziemt sich's, daß das Bild die Sache suchen geht.
Hast du Namen je wohl ohne Sach' erblickt,
Rosen du von R und O und S gepflückt?
Namen weißt du, lauf nun dem Genannten nach!
Such den Mond im Himmel, nicht im Wasserbach!
Mach dich selbst von deinen eignen Farben frei.
Daß du schauest, was dein eignes Wesen sei."

wobei Tholuck nicht versäumt, in den Anmerkungen, die der Auslegung, der Kritik, aber auch zahlreichen Ausblicken auf philosophische und religiöse Richtungen der Zeitgenossen dienen, hinzuzufügen: „Treffliche Ironie gegen den Dialektiker, der mit trockner Lippe über Gott spekuliert! Wahrlich, auch von G und O und T hat man zur Zeit noch keine Rosen gepflückt! Dazu gehört mehr als buchstabieren, aber auch mehr als spiritisieren" (S. 115).

Die meisten Gedichte sind von Dschelaleddin und dem Verfasser des Gülschen ras „Rosenbeet des Geheimnisses". Fünf andre poetische Mystiker sind außerdem von Tholuck noch benutzt, sämtlich der Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert angehörig. Die deutsche Übersetzung kann auf eignen dichterischen Wert kaum Anspruch machen; die Schwierigkeit der Aufgabe wird diesen Mangel hinreichend entschuldigen. Zuzeiten wäre vielleicht besser gewesen, der Übersetzer hätte sich nicht so peinlich dem Versmaße des Originals angeschlossen; dann wäre es nicht zu so unglücklichen Holperversen gekommen, wie etwa S. 226:

„O Lustzeit, wo lieb'krank, von Lieb' warm entbrannt,
Die Liebe uns schlug und zugleich auch verband.
Im Weine des Lebens ist Schmerz Schwindel bloß,
Wie Speerknapp' der Dorn ist des Königs der Ros'" u. s. w.

Doch zuweilen, und gerade an den ergreifendsten Stellen, erhebt sich der Übersetzer über die Form gereimter Prosa zu wirklich dichterischem Schwunge und läßt von der Schönheit des Originals auch den deutschen Leser ahnen. Wir beschränken uns auf einige Proben.

Dschelaleddin läßt den Kalifen Omar über die Geheimnisse des Lebens und der Wunderwelt Gottes mit einem Griechen reden. Dieser fragt:

„O Fürst, du hoher Geistesheld,
Sprich: der Geist — wie sank er doch in diese Welt?
Wie geschah's, daß jener Aar, so kerkerfrei,
Stürzt vom Thron in dieses Kerkers Wüstenei?
Omar spricht: Wiß', Zauber ist's, der solches that,
Zauberwort Gott zu dem Geist gesprochen hat.
Da zum Nichts er Zauber sprach, das sinnenlos,
Eine Welt stieg aus des Nichts verborgnem Schoß.
Zauberwort ist's, das das Nichts zum Wesen macht,
Zauberwort ist's, das das Sein zum Schatten macht.
In das Ohr der Rose sprach er Zauberred',
Flugs der Liebe Duft von ihren Lippen weht.
In das Ohr des Steins sprach er das Zauberwort,
Flugs Rubinen glänzen auf am dunklen Ort.
Zu dem Körper spricht er Zauber, — er wird Geist;
Spricht zur Nachtwolk' Zauber, — jetzt sie Sonne heißt.
Kennst den Zauber du, den er zur Wolke sprach,

Daß so heiß sie Thränen weinet Nacht und Tag?
Kennst den Zauber du, den er zum Erdball sprach,
Daß er seit der Schöpfung nicht sein Schweigen brach?
Jeder, der von Zweifelqual verwirrt und bang',
Trägt in sich als Rätsel Gottes Zaubersang."

Die Anmerkung, die Tholuck zu diesen letzten zwei Versen gibt, teilen wir gleichfalls probehalber mit: „Einer der tiefsten Aussprüche, den Menschen ohne Offenbarung gethan haben! Das Unendliche im Menschen ist das Rätsel in ihm, an welchem er sein Leben hindurch rät. Dieses Rätsel ist in ihn hineingezaubert, und er kann dies Bewußtsein seiner unendlichen Natur mit Feuer nicht verbrennen, mit Wasser nicht ersäufen. Es ist ein geheimnisvoller Zaubersang, der namentlich in den stillen Nächten des Lebens feierlich und mahnend aus dem Abgrunde der Brust heraufttönet."

Über die Macht des Gebetes spricht Dschelaleddin (S. 159 u. 160):

„Da vor Gott einst Moses zum Gebet hintrat,
Also Gott zu ihm voll Ernst gesprochen hat:
Mose! nur mit solchem Munde ruf' mich an,
Der vor mir noch niemals Sünde hat gethan!
Moses, tief im Geist erschreckt, mit Beben spricht:
Weh mir dann! Ich habe solche Lippen nicht.
Gott darauf: Ein Mund bei mir in Gnaden steht:
Schuldlos ist der Mund, der um Vergebung fleht.
Wiß', o Mose, schuldig sind die Lippen nicht,
Drauf ohn' Unterlaß Gebet um Gnade liegt."

Ein Beter wird vom Satan geäfft, daß Gott ihn doch nicht höre. Der Angefochtene trauert,

„.... ihm schwand der Sinn.
Sieh! da trat nachts Chiser liebreich vor ihn hin.
Sprach: warum, Kind! jetzt dein Herz zu beten scheut?
Sag, was ist's, daß deine Lieb' dich jetzo reut?
Ach, versetzt er, nimmer hör' ich: hier mein Sohn!
Bin verstoßen, dacht' ich, ach! vom Gnadenthron.
Chiser spricht: geh eilend hin, so sagte Gott,
Sprich zu ihm, der schwer versucht in tiefer Not.
Sagst du: Herr, komm! selber heißt das: hie, mein Kind!
Deine Glut und Seufzer Gottes Boten sind.
Deine Lieb' ein Gürtel meiner Liebe ist.
In dem: Herr, komm! stets ein: hie, Sohn! schlummernd ist."

Das Erwachen zum mystischen Leben der Gottesliebe schildert der Dichter des Gülschen ras — Mahmud — wunderbar schön:

„Einst war auch ich in meinem Selbst befangen,
Und wußte nichts von himmlischem Verlangen.
Da plötzlich trat bei frühem Morgenlichte
In mein Gemach ein himmlisches Gesichte.
Noch keine Blum' im Herzensgarten blühte,
In tiefem Schlummer lag noch mein Gemüte.
Da schaut' ich hin auf seine goldnen Wangen
Und rief ein „Ach!" mit seligem Verlangen.
Wohl die Gestalt des Aches Sinn erkannte,
Und also sie zu mir sich redend wandte:
„O Heuchler du, dem hinfuhr all sein Leben
In Namen und Gesetzes leerem Streben!
Sieh nun, von wem, die dir als Meister galten,
Die Buchstaben so lang' dich abgehalten.
An meiner Wange Glut des Herzens Stillung
Ist mehr denn tausend Jahre Pflichterfüllung."
Ich blickte hin auf jener Wangen Gluten,
Da fühlt' in mir ein Meer der Scham ich fluten.
Ein brennend Schamgefühl mich ganz durchwallte,
Das rot und schwarz mir meine Wangen malte.
Je mehr in mir die Sonn' begann zu tagen,
Je mehr begann ich an mir selbst zu zagen.
Da füllt der Freund den Becher mir und reicht ihn,
Nimm hin, er spricht, den Becher, du bedarfst ihn.
Und da den Becher ich hinabgetrunken,
Da war zu Boden trunken ich gesunken." u. s. w.

Und wie im Echo zu Richters Liede „Es glänzet der Christen inwendiges Leben" wird die Gemeinde der Mystiker beschrieben:

„Im Winkel sie sitzen, und doch, wie bekannt,
Sind all' ihre Kräfte zur Arbeit verwandt.
Die Füße sind staubig, es brennet das Herz,
Die Welten regieret ihr liebender Schmerz.
Wie Stein sind sie schweigsam und preisend zugleich,
Wie Wind sind sie flüchtig und kräftereich.
Es strömen am Abend viel Thränen herab,
Sie waschen mit Thränen den Schlummer sich ab" ꝛc.

Endlich noch ein Beispiel von dem pantheistischen Selbstvernichtungstriebe des Mystikers, der im Tode des Einzelnen das Leben des Alls findet (S. 102):

„Wiſſ' o Sohn! Die ganze Welt ein Glas nur iſt,
Das aus Gottes Lebensborn geſchöpfet iſt.
Nur ein Tropfen iſt's aus ſeinem Lebensquell.
In dem Brunnen fand Gelaß nicht mehr die Well,
Sprang lebendig vor aus dem verborgnen Schoß,
Sieh! da ward ein Zauberſaal voll Glanzlicht bloß.
Iſt die ganze Welt denn ſamt des Himmels Straß'
Nichts als nur aus Seines Lebens Strom ein Glas,
Ei, ſo ſchlag geſchwind das Glas am Stein entzwei,
Daß der Tropf' nicht mehr vom Strom getrennet ſei.
Doch brichſt ſo aus Liebe du das Glas entzwei,
Tauſendfach verſchönt erſteht's im Tode neu.
Siehſt du beben wohl am Tamburin jedwede Schell'?
Alſo bebt im Lebensmeer die einzle Well.
Waſſer dann ſamt Glas verſchwind't, wenn ſo du biſt,
Merk wohl auf! Gott weiß allein, was Wahrheit iſt."

Noch ehe die „Blütenſammlung" im Druck vollendet war, kam an Tholuck in einem Briefchen ſeines Schülers und Freundes Thym folgendes Geſuch. „Nun noch eine Bitte von Herrn Elsner. Ich erzählte ihm neulich, Sie hätten früher über das ‚Schauſpiel' etwas aufgeſetzt und an eine Geſellſchaft, wie Sie einmal erwähnten, eingeſchickt. Da trug er mir auf, Sie recht dringend zu erſuchen, doch ihm einen ſolchen Aufſatz zukommen zu laſſen; er wünſchte ihn gern zum Heil mehrerer chriſtlicher Freunde drucken zu laſſen, und zwar außer Landes, damit Sie als Verfaſſer, falls Sie nicht wünſchten, gar nicht bekannt würden. Auch ich bitte Sie recht ſehr, weil alles von Ihnen mir teuer iſt."

Tholuck ging ſofort auf die Bitte ein und ſchrieb in wenigen Tagen den kurzen Traktat: „Eine Stimme wider die Theaterluſt", der zwar anonym erſchien, aber doch den Schleier des Geheimniſſes nicht feſthalten konnte. Das Schriftchen von 46 Seiten wirbelte damals viel Staub auf, und die unliebſamen Eindrücke, die es in verſchiedenen Kreiſen hervorrief, verfolgten in brieflichen Meldungen den Verfaſſer noch weit in ſeine engliſche Reiſe hinein.

Wer heutzutage unbefangen dieſen Traktat lieſt, wird ſich nicht verhehlen können, daß allerdings mannigfache Übertreibungen und Maßloſigkeiten darin vorkommen. Wenn Schleiermacher am 19. November 1825 an Gaß in Breslau ſchrieb: „Unſer Tholuck kommt nach Halle. Er war jetzt hier in gutem Zuge, von ſeinen ſchroffen Einſeitigkeiten etwas zurückzukommen“,[1]) ſo rechnete er zu dieſen Einſeitigkeiten gewiß auch jene Schrift, über welche Hengſtenberg am 25. Dezember 1824 nach Hauſe ſchrieb: „Die theologiſche Welt wird hier jetzt ſehr bewegt durch einen Streit über das Theater, der mit großer Heftigkeit geführt wird. Soeben erſcheint darüber eine kleine Schrift von Tholuck. Die Schule von Schleiermacher ſtreitet für das Theater. Von beiden Seiten geht man wohl zu weit.“[2])

Es iſt ja bekannt, in welchem übertriebenen Maße das Leben der damaligen gebildeten Berliner Welt im Theater ſeinen Mittelpunkt hatte. Wie eine Haupt- und Staatsaktion wirkte das Auftreten der Henriette Sonntag, ſo daß man auch bei Hofe nichts mehr hören konnte „als von Fräulein Sonntag und vom Hofprediger Strauß.“ König Friedrich Wilhelm III. fehlte faſt keinen Abend im Theater, und ſelbſt Bunſen ſchrieb an ſeine Frau: „Es iſt entſetzlich zu ſehen, wie ſich (mit Ausnahme weniger) die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht!“[3]) Dennoch können wir auch in jener Tholuckſchen Schrift nur eine Übertreibung ſehen, hervorgegangen aus den engherzig pietiſtiſchen Anſchauungen und Empfindungen, die er vollſtändig erſt in Rom unter den Denkmälern einer vieltauſendjährigen Geſchichte und Kunſt abſtreifte. Ein nicht zu verkennender chriſtlicher Mut gehörte wohl dazu, in jener Zeit, wo hoch und niedrig der Theaterluſt frönte, die Zeugenſtimme dagegen zu erheben. Und hätte ſich Tholuck darauf beſchränkt, vor dem Zuviel zu warnen oder gegen Schmutz und Gemeinheiten auf der Bühne zu zeugen, ſo müßte man ſeiner That von Herzen beiſtimmen.

Aber Tholuck that mehr. Er erklärte das Schauſpiel an ſich für Sünde und jede Beteiligung daran für ein bewußtes oder unbewußtes Unrecht. Noch vor wenigen Jahren hatte der König durch das Publikandum vom 16. Dezember

1808, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der preußischen Monarchie in Beziehung auf Landes- und Finanzverwaltung, im § 12 das Theater und dessen Beaufsichtigung dem Geschäftskreise der Abteilung für den öffentlichen Unterricht zugewiesen.[4]) Man kann sich denken, wie peinlich nun den hohen Herrn der Angriff berühren mußte, der hier gegen das ganze Institut des Theaters von seiten des christlichen Gewissens versucht wurde. Und gewiß war es richtig, was Heubner am 22. Februar 1825 an Tholuck schrieb: „Nach des Hallischen Kurators v. Witzleben Aussage hat diese Schrift sehr rumort und sogar den König erregt." Friedrich Wilhelm hat das Schriftchen selbst besessen; wer weiß, wer es ihm, in schwarzem Maroquinbande mit Goldschnitt, überreicht haben mag! Das kleine Heft gehört jetzt mit zu den Werken, welche neuerdings der Kgl. Universitätsbibliothek in Berlin zugewiesen und mit dem Stempel „Ex Bibliotheca Augustissimi Regis Friderici Wilhelmi III" versehen sind. Dieses Exemplar des Königs selbst hat, da das Schriftchen jetzt äußerst selten ist, dem Verfasser dieser Zeilen für seine Arbeit vorgelegen.

Es genügt eine ganz kurze Analyse, um die Inkonsequenzen und Einseitigkeiten des Schriftchens erkennen zu lassen.

Fragt man, so beginnt Tholuck, was die Menschen gegen all das mannigfache Weh und Elend des Lebens zum Troste haben, so verweisen uns viele auf ihre Redouten und Bälle, ihre Schauspiele und Gesellschaften — ein armer Trost, gleichsam nur die andre Seite des Elends. Aber es ist nicht nur ein armer, sondern auch ein sündlicher Trost: mit der Schwärze der Sünde wollen sie die Schwärze des Elendes sich abwaschen.

Freilich nur mit denen läßt sich hiervon reden, die schon ein Verlangen nach dem schmalen Wege haben, und nur etwa in diesem Punkte noch verblendet sind oder aus Menschenfurcht an die heikle Frage nicht rühren wollen, oder fürchten durch Verbot eine gesetzliche Frömmigkeit aufzurichten. Doch sollen durch dies Zeugnis nicht Zweige abgebrochen werden, sondern der Wurzel der Weltliebe soll's ans Leben gehen; dann fallen die Zweige von selbst. „Wer die Freuden des inwendigen in Gott verborgenen Lebens, welche Wesen sind, recht gekostet hat,

sollte der den Schattenfreuden nachlaufen, die dahinfahren, wie Wolkenschatten über die Wiesen?"

Das Schauspiel ist in der That eine lose Kunst, dem Christen zum Spielen wie zum Schauen gleicherweise verboten. Ein Christ kann nicht Schauspieler sein; schon ganz abstrakt genommen darum nicht, weil der stete Wechsel der zu spielenden Charaktere den eignen Charakter tötet. Und wenn man einwendet, daß auch beim Vorlesen durch den Ton der Stimme, auch wohl durch Gebärden, ein Hineinleben in fremde Charaktere gefordert werde, so ist die Gefahr wohl vorhanden, allein doch nicht unüberwindlich; „wo sie aber groß gefunden wird, da muß man lieber auf ein Vorlesen solcher Rollen, welche versuchend für uns sind, verzichten." Im Konkreten aber: was wird dargestellt? Natürlich gute oder lasterhafte Charaktere. Und die lasterhaften könnte man spielen, ohne aufs neue selbst von der Lust entzündet zu werden? Die tugendhaften, ohne in Gleißnerei und Tugendstolz zu verfallen? Ja, böte die Bühne selbst echt christliche Stücke mit christlichen Charakteren, so würde die Heuchelei nur noch unerträglicher: wer vermag sich in jeder Stunde zu heiligen Bewegungen des Herzens selbst zu erheben, die doch ein freies Geschenk des Herrn sind; und welcher Christ könnte auf der Bühne „Jesus meine Zuversicht" singen, oder um Sündenvergebung ehrlich und aufrichtig beten?

Ist nun aber diese Kunst eine Sünde, so ist es auch Sünde sie zu befördern. Ein innerlich gefestigter Christ wird zwar durch das im Theater Geschaute keinen Schaden leiden. Aber die schwachen, noch nicht im Herrn stille gewordenen? Der Inhalt der Schauspiele ist ja entweder geradezu unsittlich, oder doch zweifelhaft, nur selten, wie bei Shakespeare, Gutes und Böses klar geschieden; die Weltansichten sind die deistischen. Dadurch wird ein Schwacher selbst wieder schwach; das Preisen der natürlichen Menschentugend ist ihm nicht segensreich, das Anschauen der Laster gefährlich. Will man wiederum sagen: dasselbe gilt dann auch vom Lesen der Schauspiele, so ist das nicht richtig. „Wenn ich die Schauspiele eines geschickten, den Menschen kennenden Dichters wie Shakespeare lese, so kann ich mich der ruhigen Betrachtung hingeben, indem ich das Laster und das Böse nur mit der Erkenntnis aufnehme, ohne daß

meine bösen Affekte mit aufgeregt werden. So werde ich von seiner Menschenkenntnis Nutzen ziehen können. Wenn ich aber dieselbe Handlung dargestellt sehe, so reißt sie mich hin und macht, daß ich auch das Laster und seine Äußerungen nicht bloß mit ruhiger Betrachtung anschaue, sondern mit empfinde und in mir nachbilde." Freilich von jedem gilt das auch nicht; nicht vom geförderten Christen und nicht vom Phlegmatiker; und leicht erregbare Gemüter werden auch vom bloßen Lesen hingerissen werden, wie andre vom Sehen. Dann sollen sie sich aber wiederum nicht ohne Not in Gefahr begeben, und jene mögen sich hüten, durch ihre Freiheit nicht sich selbst oder andern einen Fallstrick zu legen.

Hiermit bricht die eigentliche Untersuchung schon ab, und es folgen nur noch Aussprüche von Heiden und Christen, Kirchenvätern und Reformatoren gegen das Theater. Wenn Luther einen freieren Standpunkt vertreten und in den Tischgesprächen es gebilligt hat, daß ein Schulmeister mit seinen Schulkindern ein Stück aus Terenz spielte, so war dies Urteil Luthers nach Tholuck eben „übereilt, wie denn die Tischgespräche gar manche übereilte Aussprüche des großen Glaubenshelden enthalten". Desto klarer und erfreulicher lauten dem Verfasser die Aussprüche Speners und Franckes (wiewohl übrigens letzterer sich gerade über das Schauspiel behutsamer ausdrückt: „Diese [nämlich die Kinder des Zornes] sind es, die ihre äußerlichen Gleichstellungen der Welt so gern verfechten und alles ihr äußerliches Thun gern für indifferent wollen gehalten wissen, als: Scherzen, Spielen und [wie einige solches dahin zählen] Komödienhalten und besuchen"). Mit einigen Ermahnungen an die verschiedenen Leser seiner Schrift und endlich mit einem feurigen Gebete „an das teure Haupt und den Bischof der Herde" um Heiligung und Reinigung der Gemeinde schließt der Verfasser; der Korrektor (Samuel Elsner?) fügt noch eine Räubergeschichte hinzu: ein gebildeter Jüngling ist durch Schauspiele wie Schillers Räuber selbst auf die Verbrecherbahn gelockt worden, und hat vor seiner Hinrichtung erschütternde Warnungsworte ausgesprochen, die der Korrektor, als er sie hörte, wie Schwerter in sein Gewissen gehen ließ. Zwei Gedichte: „Der Scheideweg" und „Es ist genug" sind der Schrift noch beigegeben.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn Tholucks Auseinandersetzungen recht haben, und die künstlerische Darstellung an sich, als zur Verstellung und zur Unwahrheit führend, eine Sünde ist, das gleiche auch von allen bildenden Künsten gelten muß, und die Konsequenz, der sich unser Verfasser nur mit Widerstreben beugt, ganz korrekt ist: dann höre auch das Lesen, zumal das Vorlesen, aber auch das Schreiben von Schauspielen auf. Tholuck hat, was in ihm selbst mit seiner leidenschaftlichen Phantasie immer wieder den „Cyklopen" weckte und den jungen Titanen in die finstersten Kämpfe trieb, als eine Gefahr für alle oder doch die meisten dargestellt und damit weit über das Ziel hinausgeschossen. Ein christliches Schauspiel ist unzweifelhaft denkbar, also auch seine Aufführung sittlich zulässig. Ist doch aus kirchlichen Darstellungen, den mittelalterlichen Mysterien, geradezu die Bühne der christlichen Zeit entstanden; und Schaustücke, wie das großartige Lutherfestspiel von Dr. Otto Devrient, das 1883 in Jena mit Begeisterung gespielt und gesehen und 1884 mit gleicher Begeisterung, ja Erbauung wiederholt worden ist, könnten wohl die Gedanken wieder beleben, die Schiller bewegten, als er seine Abhandlung „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" schrieb. Tholucks Arbeit hat die Theaterfrage nicht gefördert, da sie den gordischen Knoten einfach zerhieb.

Unter diesen Arbeiten, denen sich noch der Druck der Paraphrase zum Römerbrief und die Abfassung der ersten drei Hefte des „Freundes Israels" für 1825 anschloß — das neunte und letzte Heft stellte Tholuck für seine Rückkehr zum Oktober in Aussicht —, rückte die Zeit der Abreise immer näher heran. Noch nahm man damals zu einer Reise nach England wie für das ganze Leben Abschied. Das Tagebuch füllen Berichte über die endlosen Abschiedsbesuche, die Tholuck machte und empfing. Daß auch Schleiermacher ihn mit freundlichem Wohlwollen und anerkennenden Worten entließ, rührte ihn tief und klingt noch lange in den Reiseaufzeichnungen — selbst der englischen Sommertage nach. Am 24. Februar 1825 sammelte Tholuck

zum letzten Male seine Freunde zur Donnerstagsgesellschaft um sich; 40 waren gekommen, „40 Blutzeugen", die er im Tagebuche alle mit Namen nennt. Beschämende und ihn fast überwältigende Liebesbeweise, in Wort, Gebet, Gedicht und Brief wurden dem Scheidenden zu teil. Am Freitag kamen die Nächststehenden sämtlich noch einmal, und der Trennungsschmerz erneuerte sich. „Ein seliges Lebewohl" nahm Tholuck vom „Patriarchen"; „lichte Klarheit lag auf Kottwitz' Gesichte, seine Predigt war: sein Wille und nicht unsrer". Der Abend gehörte der „Freitagsgesellschaft" bei Lancizolle, wo Otto v. Gerlach, Graf Schlippenbach, Hollweg, Graf Stosch, v. Sommerfeld, v. Guretzky, v. Oertzen, Lecoq, Focke und Graf v. d. Recke den Scheidenden mit gleicher Zärtlichkeit aufnahmen. Noch einmal wurde das „Abschiedslied der auf Jesum Verbundenen" — Marter Gottes, wer kann dein vergessen — gesungen. Aus den Armen des Grafen v. d. Recke und Otto v. Gerlachs, die ihn bis an sein Haus geleiteten, eilte er auf sein einsames Zimmer und befahl Leib und Seele dem waltenden Gott.

In der ersten Frühe des Sonnabends (26. Februar) kam sein geliebter Maresch, Student der Theologie, der Tholuck zunächst bis Münster begleiten sollte, mit der für die ganze Reise durch Deutschland gemieteten Lohnkutsche an dem Hause Neustädter Kirchgasse Nr. 6 an. Noch zwei Freunde wurden abgeholt: Hermann Ball (der spätere Judenmissionar und Bruder des jetzigen Oberkons.-Rats Fritz Ball), der nach seiner Heimat Elberfeld zurückkehren wollte, und August Schmidt (gegenwärtig Superintendent und Doctor theol. in Anderbeck bei Halberstadt). Letzterer gab Tholuck nur bis Potsdam das Geleite, um den Brüdern in Berlin über die ersten Reisestunden Bericht erstatten zu können. Ein frischer heller Wintermorgen führte die Freunde durch den Tiergarten, und bald erklangen aus dem Wagen die Lieder, die im Kreise der Berliner Erweckten eingebürgert waren.

Über Plaue und Genthin ging der Weg nach Magdeburg, wo Oberlandsgerichtsrat Götze und Kandidat Hachtmann als christliche Freunde begrüßt wurden. In Halberstadt gedachten nach Tholucks lakonischer Notiz die Reisenden „bei der Ein-

fahrt an Herrn Gleim, um sich durch poetisches Warmgefühl die an diesem Tage sehr starke Kälte zu vertreiben, doch eben nicht mit sonderlichem Erfolge". Tholuck wünschte angesichts der schönen alten Kirchen Halberstadts der religiös kalten Stadt „lieber eine Mittelalterszeit als die Gleimische Grenadier-Kreutzbravheit-Religion". Plötzlich einfallendes Tauwetter nötigte die Richtung über den Harz aufzugeben und über Wolfenbüttel und Seesen nach Göttingen zu fahren. Hier empfing sie der theologische Privatdozent Bialloblocky, ein treuer, aber steifer und Tholuck wenig sympathischer Freund, der bald in London und Paris nicht zur großen Freude des Reisenden sich wieder an seiner Seite fand. Die Besuche bei den Professoren Stäudlin, Plank, Pott u. a. fielen zu großem Mißbehagen aus. Die allgemeine Richtung der damaligen Göttinger Frömmigkeit bezeichnete ein Urteil über den beliebtesten Prediger der Stadt, das sich Tholuck gewiß nicht ohne satirisches Schmunzeln zum Andenken niederschrieb: „Er predigt, was man zu seinem Lobe sagen muß, zwar gewöhnlich strenge Sittlichkeit, indessen macht er doch auch zuweilen von dem Christentum Gebrauch."

In dem schönen Kreise der Münsterschen Freunde wurde ein längerer Halt gemacht. Am 6. März trafen die zwei Reisenden — Ball hatte sich in Unna von ihnen getrennt — in Münster ein, und am 7. fing Tholuck den ersten der ausführlichen Reisebriefe an, die den Freunden in der Heimat bestimmt waren. Der erste Empfänger in Berlin war Kottwitz; dann ging das Briefpaket an den Donnerstagskreis, von da an den Freitagskreis, von Lancizolle an Herrn v. Meyern, an die Familie Schmalz, an Pred. Ziehe, an Heubner nach Wittenberg; Otto v. Gerlach endlich sollte die Korrespondenz zur Rückgabe an den Reisenden verwahren.

Leider sind von diesen Reisebriefen Tholucks im Nachlasse nur noch Bruchstücke zu finden gewesen. Das Vorhandene läßt den Verlust um so schmerzlicher empfinden, als die vorliegenden Berichte wahre Meisterstücke beschreibender Erzählung genannt werden müssen. Es ist geradezu erstaunlich, welch eine Reife des Urteils, welch eine Schärfe der Beobachtung und spielende Kunst der charakteristischen Darstellung aus diesen Zeilen des

Sechsundzwanzigjährigen uns entgegentritt. Daß zumal über England und Paris nur so dürftige Notizen vorliegen, die aus dem hier ganz summarisch gehaltenen Tagebuche nur wenig ergänzt werden können, ist in hohem Grade zu bedauern. So viel wie möglich soll im folgenden Tholucks eigner Bericht, wo er vorhanden gewesen ist, zu Worte kommen.

Gleich am Tage nach der Ankunft in Münster wurden die Reisenden von der Oberpräsidentin v. Vincke zu Tische geladen, wo eine Anzahl der oben genannten Freunde sich zusammenfand. Die vier übrigen Tage verlebte Tholuck ganz im Kreise der originellen Verbrüderung zwischen Katholiken und Protestanten, in welcher er sich außerordentlich wohl fühlte. Er stellte in seinem Briefe an die Freunde den Münsterschen Kreis, was Echtheit, Tiefe und Zeugenkraft des Glaubens betrifft, noch über den geliebten Berliner. Seine Schilderung des Pater Tyrell ist klassisch. Tholuck schreibt: „Ein eignes Interesse hat hiesigen Orts für den Fremden die Mystik, die unter mehreren herrscht. Die Freunde unterscheiden bei sich selbst zwischen solchen Mystikern, denen die Mystik mehr Gegenstand der Erkenntnis ist, wie dies z. B. bei einem Apotheker Herold, einem Professor Siebenberger, und denen, welchen sie Herzenssache ist, wie Tyrell, Schröder, Regierungsrat Hartmann. Das Haupt dieser Herzensmystiker ist Tyrell, den ich näher beschreiben muß. Er ist mir eine wichtige Erscheinung in meinem Leben. Ein kleiner, abgestutzter, sehr wohlbeleibter Herr, in einer grauen Müllpekesche, mit einer kurzen Tabakspfeife, ein schwarzes Käppchen auf dem grauen Haupthaar, das Gesicht kurz mit kleiner, netter Nase, nicht sehr großen Augen, mit Zügen, wie man sie bei behaglichen, gutmütigen Alten findet, in dem Auge aber ein sehnsuchtsvolles Feuer demütiger Liebe; und so oft sich das Auge nach oben hebt und schmachtend wird, kommt über das ganze Gesicht ein würdiger, von Liebe gemilderter Ernst — und er sieht dann ganz besonders einsichtsvoll und weise aus. Schon seit fünf Jahren ist er nicht mehr von seinem Zimmer gekommen; er arbeitet unermüdet bis zwölf Uhr in die Nacht und hat eine unermeßliche Belesenheit in Religion, Philosophie, Ästhetik und Geschichte. Er kennt fast alle wichtigen Bücher auf jenen Gebieten, nur mit Ausnahme der Philosophie, wo seine Belesenheit

nur ein engeres Fach umschließt. Er ist ein Mystiker und Theosoph im engern Sinne des Wortes. Fromm erzogen ging er früh ins Kloster, empfand ein lebhaftes Sehnen nach gewisser Erkenntnis und fand unter den verbotenen Büchern Jakob Böhme. Es gelang ihm, diesen zu lesen. Diese Lektüre gab ihm die innerliche Lebenserkenntnis und zugleich auch die spekulative Richtung. Ich glaube, wenn man seine Ansichten rein spekulativ nimmt, so ist es sogar ein pantheistischer Mystizismus, der alle positive Offenbarung leugnen müßte. Allein der liebe Alte hat teils zu wenig Spekulationstalent, teils zu viel Glaubensinnigkeit, als daß er sein System so ausspinnen sollte.... Er hat die indischen und persischen Religionsbücher, die griechischen Mythen und die Bibel in einem großen Auszuge zusammengeschrieben. Seiner religiösen und mystischen Handschriften und Kompositionen sind Legion. Indessen arbeitet er gar nicht ausschließlich im Felde der Mystik; nur die Abende von 8 bis 12 oder 1 Uhr sind ihr geweiht. Am Tage beschäftigt ihn westfälische und englische Geschichtsforschung, denn er meint, daß die Historie der Kontemplation ein Gegengewicht halten müsse.... Der alte Pater sagte mir: Sie haben schon jung geschrieben, und setzte hinzu: Ich habe auch schon viel geschrieben, habe aber auch schon seit 30 Jahren verbrannt und werde noch viel verbrennen; werden auch noch verbrennen, Herr Doktor! Ich sagte, ich würde bei einem Herrn, zu dem ich nicht gern ginge, eine Visitenkarte abgeben. Er: ‚Schöne Erfindung, die Visitenkarten! Woher aber die Visitenkarten kommen, wissen Sie wohl, Herr Maresch? Wenn die Teufel Kindbette haben, mögen sie doch gern einander artig sein, ohne sich zu sehen; da schicken sie sich Visitenkarten. Ist gut für die kalte Welt. Braucht solches Zeug.‘ Als ich Abschied nahm, blieb das Männchen auf dem Stuhl sitzen und sah mit so frommen, klugen Augen zu mir auf, und in seinen Zügen war so viel warmer Ernst, und drückte meine Hand und sagte: ‚Na, wiedersehen werden wir uns noch einmal, Herr Doktor, hilft all nix! Aber droben erst werden wir durch sein!‘ “

In gleich anschaulicher und geistreicher Weise schildert Tholuck alle Glieder des merkwürdigen Kreises, so daß wir meinen, jeder einzelne stehe leibhaftig vor uns. Auch der Dom-

dechant Overberg wurde besucht; derselbe erzählte aus seinen reichen Erinnerungen an Claudius und den Grafen Stolberg. „Von Claudius besonders, wie der so kalt geblieben sei bei überlästigen Besuchen. Ein Prediger aus Osnabrück besuchte ihn, er sprach aber außer den bestehenden Grußformeln nicht eine Silbe; nur beim Weggehn weidete vor dem Hause eine schöne Kuh, da sagte er: „Seh'n Sie einmal, das ist doch eine schöne Kuh!“ — Der ehrwürdige Professor der Kirchengeschichte Katerkamp bat Tholuck beim Abschiede, sich in sein Album einzuschreiben; er werde ihm dann zeigen, zwischen wem er geschrieben habe: es waren die Fürstin Gallitzin und Nicolovius.

Nur schwer trennte man sich von den lieben dankbaren Freunden. Auch Mareſch wollte nun scheiden; sein Reisegeld war zu Ende. Da bat ihn Tholuck, ihn auf seine Kosten noch bis Holland zu begleiten, und freudig willigte Mareſch ein. Auch letzterer hat (für die vorliegende Biographie) eine kurze Skizze seiner Reise mit Tholuck geschrieben, aus der wir folgendes entnehmen. „Auf unserer Weiterreise (am 11. März) kamen mir durch die ödesten Gegenden dieses Grenzlandes über Dülmen, Borken und Bocholt nach Deutikem (Dötinchem), dem ersten holländischen Städtchen. Die Sauberkeit und Schönheit in diesen, auch den kleinsten Ortschaften Hollands war auffallend; die Wege von gemauerten Backsteinen. In den Gasthöfen die äußerste Reinlichkeit, dabei aber auch eine größere Wohlhabenheit und höhere Preise als in Deutschland. So gelangten wir am Sonntage, dem 13. März, bis Utrecht und am Montag mittag nach Amsterdam, wo Tholuck bei dem (englischen) Judenmissionar Thelwall sich schon angemeldet und um Quartier gebeten hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Amsterdam reisten wir über Gravenhaag nach Leiden, wo Tholuck zuerst blieb, um die Schätze der Bibliothek in dieser Universitätsstadt zu benutzen. Bis zum Donnerstag, dem 18. März, blieb ich hier bei ihm, nachdem wir den Domine (reformierten Pfarrer) Egeling und den Dichter Bilderdijk besucht und kennen gelernt hatten.“ In ihr Stübchen, das sie bei einem Lichtzieher (haarsemaker) gemietet, schrieb Tholuck seinem Freunde vor dem Abschied ein Albumblatt, das seine Stimmung deutlich

kennzeichnete, und an dem er nach 38 Jahren den ihn 1863 in Halle besuchenden Maresch lautjubelnd wiedererkannte. Es lautete: „Die wir uns allhier beisammen finden u. s. w. Diese Worte, teuerster Bruder, das Bundeswort, das wir gesungen haben, wenn der Abend dunkelte und der Herr bei uns war, das in Münster und im Haarlemer Hölzchen uns mit Brüdern verknüpft, das in Wittenberg und Dresden uns an einander und an die Brüder gebunden hat, das sei mein Abschiedswort. Wenn Herr Egeling und Herr Bilderdijk, Herr van Kampen und Herr Hamacker mich nicht werden trösten können, dann wird dieser Bundesgesang mich erquicken, indem er mir die hundert süßen heiligen Stunden zurückrufen wird, die uns von oben geschenkt wurden. Ja, ja, sie blühen ab, alle, auch die süßesten Freuden, und die Einsamkeit und der Schmerz ziehen heran, und schon fühle ich sie nahen, wenn ich beim Haarsemaker werde in dem verödeten und kalten Stübchen sitzen und frieren und mich sehnen nach dem Genossenen. Dann aber soll die Dankbarkeit an das, was mir aufs unverdienteste geschenkt wurde, mein Herz weich machen, und ich will weinen die Thränen des Dankes, wenn ich nicht die des Jubels weinen kann. — Wir bleiben eins, bis wir uns wiedersehn! Geschrieben den 18. März abends 1/2 11, nachdem wir von Herrn Bilderdijk und Herrn Egeling uns erholten und seufzten und uns getrösteten."

In Leiden arbeitete nun der Alleingelassene mit einem rastlosen Eifer an seinen morgenländischen Kodices. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er durch den hier aufgewandten übertriebenen Fleiß sich das Unterleibsleiden zuzog, das ihn auf der weiteren Reise quälend verfolgte, bis es sich in England zu einer fast unerträglichen Höhe steigerte. Es hat ihn, wie wir im folgenden sehen werden, wieder in die finstersten Stimmungen hinabgerissen und ihm die Freude an seiner Reise wochenlang vollständig vergällt.

Im dritten „Sendschreiben" nach Berlin, in Rotterdam am 28. April begonnen (das zweite ist gänzlich verloren gegangen), erzählt Tholuck von dem Leidener Aufenthalt folgendermaßen. „Ich hatte in Leiden die wichtigsten morgenländischen Sachen, die ich konsultieren und kopieren wollte, beendigt. Zwar hätte ich sie nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge wohl erst 14

Tage später beendigen können" (erst zum Beginn der Maiversammlungen brauchte er in London zu sein), „allein in die Segel meiner Kräfte blies der Wind der Bruderliebe so gewaltig, daß ich alles aufbot, um die Arbeit möglichst zu beschleunigen. Ich arbeitete, ohne mich umzusehen, und wollte ich ermattet in den Stuhl sinken, so trat Barmen und Elberfeld mit den zwölf Aposteln" (er wollte die zwölf Wupperthaler Geistlichen noch vor der Abreise nach London aufsuchen) „plötzlich so reizend vor die Seele, daß ich mich wieder zusammenraffte und aufs neue anfing. Von 6, oft auch von 5 Uhr bis ½12 arbeitete ich, bloß mit Ausnahme einer oder anderthalb Stunden Spaziergang, ununterbrochen; die Seiten der Kodices wurden von Stunde zu Stunde schmaler, bis 15 Minuten vor dem Aufbruch ich die letzte Zeile niedergeschrieben hatte. Freilich ist noch sehr vieles Köstliche in Leiden, was ich nicht benutzt habe; allein es gehört dieses alles in das Gebiet der morgenländischen Religionsgeschichte; hätte ich nun noch mehr davon abgeschrieben und ausgezogen, so hätte ich es in Zukunft auch bearbeiten müssen. Eine große Masse solcher Bearbeitungen würde mich aber den biblischen Arbeiten entzogen haben, die mir doch immer die teuersten sind." Die Handschriften, die Tholuck kopierte, waren 1. der Gülschen Ras mit einem Kommentar dazu; 2. Manuskripte betreffend die Lehre mehrerer orientalischer Sekten nach Schariſtai; 3. eine Handschrift mit Auseinandersetzungen über die Lehren der muhammedanischen Scholastiker und der Sufi über das Wesen Gottes; 4. gesammelte Aussprüche der höheren muhammedanischen Theologie über die Dreieinigkeit Gottes; 5. ein Stück aus Avicenna über die Prophetie. „Ich kann übrigens, bemerkt Tholuck, nicht genug die Liberalität loben, mit der mir Hamacker" (Professor und Oberbibliothekar) „und die andern Bibliothekare den Gebrauch der Handschriften erlaubten. In mehrfacher Hinsicht hatte ich es bequemer als in Berlin."

Von Leiden fuhr Tholuck mit der äußerst bequemen Nacht-Schuit nach Utrecht und bestieg dort sogleich den Eilwagen nach Nimwegen. Seine Schilderung der Reisegenossenschaft im Eilwagen ist wieder ein Kabinettstückchen feiner Beobachtung und launiger, fast holländischer Kleinmalerei. „Vor mir saß ein

holländischer Wachtmeister, das Ideal eines Soldaten, groß, stark, mit kräftigem Schnurrbart, feurigen Augen und in dem Gesicht mit dem Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit; dabei war er sehr gebildet, sprach fertig deutsch und französisch, und — was mich besonders freute — war frei von jeder Unsittlichkeit. Neben ihm hatte ein holländischer Schneidergesell Platz genommen, dessen Anteil an den Unterhaltungen bloß darin bestand, daß er die Leute ansah, wenn sie sprachen; er trug den Ausdruck jener plumpen Gutmütigkeit in den Zügen, die sich geehrt genug fühlt, wenn sie ungehänselt bleibt. Kam etwas Lächerliches, so suchte er mit besonderer Grazie zu verhindern, daß nicht die großen Zähne seiner hervorstehenden Unterkiefer entblößt würden, und drückte lieber mit dem Zeigefinger die Unterlippe fest an, wenn er lachte. Neben mir saß ein brabantischer Kaufmann, ausgezeichnet durch französische Lebhaftigkeit und Leichtfertigkeit; er war ununterbrochen am Sprechen und Singen, suchte auch neben sich leichtfertige Reden anzubringen, ohne jedoch zu reüssieren, indem der Wachtmeister that, als verstände er es nicht, der Schneidergesell aber bloß seine Unterlippe andrückte. Hinter mir saß ein holländischer Kaufmann, welcher den ganzen Tag mit Schlafen nicht fertig werden konnte, und ein Nimwegenscher Beamter, dessen größte Sorge die Berechnung aller Ausgaben auf der Reise war und die Vergleichung der verschiedenen Preise der Waren. Im Fond endlich saßen noch zwei sehr verschiedene Leute. Ein junger Schweizer, Bruder Liederlich, der in seinem sechszehnten Jahre einen Offizier erschossen hatte und nach Batavia gegangen war; dort hatte er acht Jahre gestanden, hatte auch eine Reise nach Persien gemacht und kehrte nun nach Hause zurück. Sein Gesicht war charakteristisch, hager und ausgemergelt, wohl von Sünden ebensosehr als vom Klima, ganz und gar der Ausdruck des Sanguinikers. Das Auge, matt glänzend, schweifte unstät nach allen Seiten, und alle Augenblicke beim Sprechen wischte er sein langes Haar nach allen Seiten und warf sich rechts oder links, wie überdrüssig jeder Bewegung und jeder Mitteilung. Er schien einer von den ruinierten Menschen zu sein, die alles versucht und nichts erprobt gefunden haben. Von 330 Leuten, die mit ihm vor acht Jahren nach Java gesegelt waren, waren 260 schon

auf der Überfahrt gestorben, und von 93, die mit ihm den Abschied hatten und zurückgekommen waren, hatten nur 13 Amsterdam erreicht. So war Sterben ihm ordinär geworden wie Leben, und 30 Tage Schwärmen in Amsterdam schien ihm die Entschädigung gewesen zu sein für die Besorgnis des Todes, die auch ihn manchmal auf der See angeflogen hatte. Neben diesem ruinierten Jünglinge, dessen ursprüngliche Anlagen und Kräfte sich noch in der unmutigen Unruhe, die ihn trieb, zu erkennen gaben, ruhte behaglich ein holländischer Landdomine in braunhaarigem oder vielmehr zottigem, dickem Überrock, von kurzer zusammengepreßter Gestalt, mit einem kleinen Schmeerbäuchlein, ein altes gelbes Gesicht, lange Nase, einen ausgeschweiften Mund, auf dem immer ein listiges Schmunzeln ruhte, wie es sich sonst bei Knausern und Geizhälsen findet, schmale Augen, die viel nach der Seite sahen, und rote Perücke. Sein Gesicht verriet nie einen Anteil an dem, was gesprochen wurde; er guckte gewöhnlich nur auf den Dampf seines Pfeifchens, aber doch schien sein gespitztes Ohr alles zu hören; auch schweifte sein Auge manchmal auf die Seite, und einige Male, als sein Nachbar sehr laut erzählte, warf er auch, ohne dabei viel um sich zu blicken, ein schmunzelndes Wörtchen dazwischen, das indes überhört wurde — welches ihm auch keine Sorge zu machen schien, da er es mehr für sich, als für andre sagte. Unterwegs genoß er bloß viele Tassen Kaffee. Alles rauchte. Jeder auf seine Weise. Der Wachtmeister ließ sich in jedem Gasthaus eine neue lange Pfeife geben, rauchte sie aus und warf sie dann weg. Der Schneider griff aus seinem Hutfutter einen alten Stummel heraus, dampfte tüchtig und vergrub ihn dann wieder über seinem Haupte. Der Batavier rauchte in großen Absätzen und warf dann schnell wieder die Pfeife auf die Seite und sich selbst in eine andre Stellung. Mein Domine hielt sein Pfeifchen, welches weder kurz noch lang war, immer in einer Positur und guckte auf die steilrechten Dampfwolken, als wollte er aus ihnen weissagen. Der reisende Gelehrte aber, der sich mitten in dieser Gesellschaft befand, fand nichts zu thun, als — zu beobachten."

Von Nimwegen ging die Reise über die deutsche Grenze bis nach Baerl am Rhein, Ruhrort schräg gegenüber, wo Emil

Krummacher, mit dem Tholuck einmal in Wittenberg zusammengetroffen war, den nach deutscher Wärme und Herzlichkeit Dürstenden mit offenen Armen aufnahm. In Krummachers Gemeinde lernte Tholuck eine Anzahl höchst origineller Gemeindeglieder kennen, auch den ehrwürdigen Greis, durch welchen der Elberfelder Krummacher erweckt worden war — „seine Worte Weisheit und Geist im Bettlerkleide“. Am nächsten Morgen kam der Generalsuperintendent der Fürstentümer Jülich, Kleve und Berg, Namens Ros, um Krummacher nach Ruhrort abzuholen, wo Emils Bruder Friedrich Wilhelm seine Abschiedspredigt halten sollte, um dann nach Gemarke im Wupperthale zu ziehen; dort wohnte Tholuck wiederum seiner Einführung bei. Unterwegs aufgehalten, weil sein Einspännerchen die von Emil Krummacher geschenkten über 30 Bände hebräischer und andrer Quartanten nicht fortbringen konnte, kehrte Tholuck, nachdem er bei Balls in Elberfeld seinen Freund Marefch wieder gefunden und mit sich genommen hatte, am 12. April bei Snethlage in Barmen ein und genoß nun eine Woche lang mit vollen Zügen deutsche Freundschaft und christliche Bruderliebe. Die berühmte Farbmühle ward wieder der Mittelpunkt reich gesegneter Zusammenkünfte; die „zwölf Apostel“ verwöhnten den Geliebten und Verehrten mit den Beweisen ihrer herzlichen Zuneigung. Zum Danke dafür hat ihnen Tholuck in seinem Sendschreiben nach Berlin durch meisterhafte Zeichnungen der einzelnen Persönlichkeiten ein schönes Denkmal gesetzt. Heben wir wenigstens einiges daraus hervor.

Tholuck berichtet, daß die Charaktere der Wupperthaler Pfarrer durch Bibelverse trefflich ausgedrückt seien, die man für jeden erwählt habe. „Der kurze, dicke Döring mit den unruhigen Augen und der großen Stirn, von der er sich fast immer den Schweiß wischen muß, den ihm seine Geschäftigkeit auspreßt, der im geschwinden Tritt hier einen Alten, dort einen Jungen anläuft, um ihm einen Traktat mit einer geflügelten Ermahnung zuzuwerfen, er hat den Spruch: Rufe laut, schone deiner Stimme nicht, verkündige meinem Volk u. s. w. Der denkende ernste Wichelhaus, der mit Überlegung sich in die Welt begeben hat, um Christo Seelen zu gewinnen, und mit Überlegung sich wieder herauszuziehen weiß, hat: Ich suche

allen alles zu werden. Der unbiegsam wunderliche Krummacher, der an Gottes Wort gern zum Narren wird, damit er der menschlichen Weisheit ihre Narrheit zeigen kann, hat: Der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Der bürgerliche, rechtschaffene Hülsemann, der für gewöhnlich einen braunen Überrock trägt, hat: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn dies stehet den Menschen wohl an. Der kleine, zarte, nachgiebig fromme Heuser hat: Was wohl lautet, was lieblich u. s. w. Der alte, an der Erkenntnis nicht sehr starke, aber nach seinem Maße unermüdete, mit seinem Worte die von ihm gegründete Gemeinde unaufhörlich durchwandernde Bartels: Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle. Der feurige, alles mit einemmal niederschlagende Sander: Hie Schwert des Herrn und Gideon! Der in die göttliche Ruhe versenkte Patriarch Krall: Die Weisheit von oben her ist sanft und freundlich und lässet sich sagen. Der schlichte, einsichtsvolle treue Gräber: (fehlt). Der bedachtsame, erwägende, aber wo es darauf ankommt, offene und durchfahrende Snethlage: Ich schäme mich des Evangelii nicht. Endlich der mit seinem innern wie mit seinem äußern Auge einer andern Welt zugekehrte Leipoldt: Wachet, liebe Brüder, daß ihr immer völliger werdet."

Aus den eingehenderen Schilderungen nur einige Züge der Bekanntesten unter den Wupperthaler Predigern jener Zeit. „Krummacher, ich meine den Elberfelder, liebe ich, trotz seiner Härten. Er ist mir verehrungswürdig als einer, der an der göttlichen Thorheit gleichsam seine Liebhaberei hat. Er stellt eine eigne Seite des Christentums vor. Insofern das Christentum Satire sein kann, ist er die personifizierte Satire des Christentums über alles, das aus der Welt ist. Er spricht nur brockenweise, aber seine Brocken sind Salzklumpen. Snethlage fragte, als ich einiges Schöne aus der morgenländischen Mystik erzählt hatte: aber woher haben nur die Leute das? Krummacher antwortete nach einer kleinen Weile in seinem kurzen, herben Tone treffend: Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? Natürlich ist es, daß er auch eigne Thorheit unter die göttliche mischt und mit dieser ausbietet; sie ist indes immer genial. Wer anders als Krummacher kann predigen über den Text: Und das Volk Israel zog von Raemses nach Suk-

koth! Was er darüber gepredigt hat, sage ich nicht, das mögen die Herren Prediger, die dieses lesen, erraten."

Von Leipoldt heißt es: „Eine liebe Seele ist Leipoldt. Ich hörte von ihm eine Predigt, klar wie ein ruhiges Bächlein, warm und befruchtend wie ein Frühlingsregen. Und zwar nicht das allgemein Religiöse enthaltend, wie viele Predigten in Berlin, sondern das speziell Christliche. Drückend ist mir nur an ihm gewesen, daß er einen stillen Gram im Herzen zu tragen scheint, der ihn sehr oft abwesend macht. Er kommt mir in allen Gesellschaften als Fremdling vor." — „Snethlage ist ruhig, fast trocken. Beim Sprechen ruht sein Auge aufmerksam auf dem Redenden, bis er ausgeredet, dann pflegt er ein recht seelenvolles Ja zu sagen, mit beredtem Auge. In Worten und Gebärden zeigt er seine Innigkeit wenig, und doch fühlt man es ihm an, daß er sie hat. Ein schöner Charakterzug in ihm ist Wahrheit und Offenheit, wie ich sie bei erwägenden Menschen (das heißt solchen, die sich nicht überhaupt gehen lassen) selten gefunden habe. Er sagt einem alles geradeheraus. Auch hat er nichts von frommem Takt (sic). Er ist nicht fromm, wo es nicht hingehört. Ebenso feind wie dem frommen Takte ist er aber auch dem weltlichen Komplimentierwesen feind, was doch auch so gut als der fromme Takt Lüge ist. Ich habe mich besonders gern mit ihm unterhalten, und konnte rechtes Vertrauen zu ihm gewinnen, wie wäre er mein älterer Bruder." —

Auch fromme Laien wurden gern aufgesucht, unter andern ein Schneider mit Namen Winkopp „mit einem Gesichte gerade wie auf den Holzschnitten Christus abgebildet wird. Er hat tiefe und dabei klare Einsichten, aber was desto größer ist — er ist ein demütig ernster Jünger, wie wenige." „Ich gestehe", schreibt Tholuck, „ich hätte ihm gern die Hand geküßt; denn sieht man, daß ein Bruder von Gott gedemütigt worden ist, so demütigt man sich auch wieder gern vor ihm."

In Barmen hat Tholuck während dieser Zeit seine zweite Predigt gehalten, „und zwar ist diese Predigt," berichtet er, „für mich sehr erfolgreich gewesen. Ich hatte sie zuerst wieder niedergeschrieben und auswendig lernen wollen, wie die erste Predigt. Aber es ging nicht, wie es denn auch für mein

Temperament wenig paßt. Ich setzte also nur eine Disposition auf und sprach frei. Die Folge war, daß ich viel einfacher, herzlicher, nachdrücklicher redete und noch mehr, daß ich die größte Lust erhielt, so oft als möglich wieder zu predigen. Als ich damals in Berlin die Kanzel verließ, dachte ich: nun, es ist gut, daß du fertig bist, so bald wirst du's nicht wieder thun, dies ist doch nicht deine Gabe. Als ich in Barmen herunterkam, dachte ich: O wie ist es herrlich, so von Herzen zu reden, Dank dem Herrn, daß er mir also die Art und Weise gezeigt hat, auf welche ich zur Gemeinde reden muß." Und nun bittet er die „lieben Schmalzens, dem Konsistorialrat Nicolai mein Gesuch vorzutragen, mir, wenn sich Gelegenheit findet, in Berlin eine Predigerstelle ohne Seelsorge zu verschaffen. Ich ahne, daß auch mein eignes inneres Leben wird Segen davon haben, wenn ich oft von der Kanzel spreche."

Gleich am nächsten Sonntage predigte Tholuck wieder, und zwar diesmal in einer Dorfgemeinde nahe der holländischen Grenze. Freitag den 22. April war er vom Wupperthale geschieden. Hermann Ball fuhr mit ihm nach Hürstchen, dem Pfarrdorfe seines Bruders Fritz; Sander begleitete die Reisenden bis jenseits Düsseldorf. Unter dem vorigen Prediger, einem Rationalisten vom reinsten Wasser, war Hürstchen zu voller Grabesstille des geistlichen Lebens herabgesunken; Fritz Ball (der Begründer des ersten deutschen Missionsblatts, Barmen 1826, jetzt in Koblenz) hatte Leben geweckt, nach einer alten, von einem seiner Vorfahren in echt evangelischem Geiste aufgesetzten Kirchenordnung Hausbesuche in der Gemeinde, regelmäßige Zusammenkünfte der Ältesten, Befragen derselben um den sittlichen Zustand ihrer Gemeindebistrikte ꝛc. eingeführt, und mit Freuden verkündete der gelehrte Doktor mit seinen arabischen und persischen Manuskripten im Koffer den Hürstchenschen Bauern schlicht und einfach das Evangelium.

Leider stehen wir nun vor einer großen Lücke in unsern Original-Berichten. Die vierte und fünfte Briefsendung fehlt ganz; das Tagebuch ist nur äußerst bruchstückweise geführt worden. Im letzten vorhandenen, dem sechsten Sendschreiben, finden sich allgemeine Urteile über englisch-kirchliche Verhältnisse und zufällige Einzelnotizen, aus denen wir, wie aus andern

öffentlichen Quellen den Zusammenhang in den Lebensschicksalen Tholucks während der folgenden Monate, wenn auch nur notdürftig, herstellen können.

Der dritte erwähnte Rundbrief war am 28. April von Rotterdam aus geschrieben und ebenda am 30. geschlossen worden. Der 30. war im Jahre 1825 ein Sonnabend; das Schiff von Rotterdam nach London muß Sonntag, den 1. Mai abgegangen sein, da Tholuck im oben angedeuteten Zusammenhange schreibt: „So teuer ist mir nun das Predigen geworden, daß ich, wenn nicht das Dampfboot Sonntag morgen nach England abginge, mit Hilfe des Herrn am Sonntag morgen eine holländische Predigt hier in Rotterdam versucht hätte, wozu mich mehrere aufforderten."

So hat also Tholuck mit seiner Ungeduld nicht mehr allzulange in Holland zu weilen brauchen. An seinen Freund, den Justizrat Focke in Berlin, schrieb er von diesem ihm höchst unsympathischen Lande: „Ein Jahr hier, und ich wäre tot, rein tot! Denn je mehr ich mir langsame, schläfrige Leute gegenüber sehe, desto mehr verzehre ich mich in mir selber. Und die Holländer sind alle sluimerig und slaperig. Demjenigen Prediger, der mir von Amsterdam aus als der christlichste (in Leiden) genannt worden war, sagte ich: ich reiste, um die christliche Gemeinschaft kennen zu lernen, damit das Band der brüderlichen Liebe immer enger geschlossen würde; da besann er sich drei Minuten und sagte dann, indem er sich die Augen rieb: het is eene moijlijke (mühselige) zaak! Einen Professor der Theologie fragte ich, wie man auf holländisch ausdrücke: Der Begriff erschöpft nicht das Leben. Da meinte er: Das sagt man überhaupt nicht im Holländischen, denn ‚das Leben' das ist auch so was vom Mystizismus, den wir nicht vertragen; wir sagen: der Begriff kann die Sache nicht erreichen. O was ist Berlin gesegnet, auch nur in geistiger, nicht einmal in geistlicher Hinsicht betrachtet, wenn ich es mit einem solchen Orte vergleiche!"

Anfang Mai muß Tholuck in London eingetroffen sein, denn schon am 6. hat er daselbst in den Versammlungen eine Ansprache gehalten. Seine Freunde hatten ihn bei einem reichen

Methodisten Mr. Jos. Butterworth, Bedford Square, einquartiert, in dessen häusliches Leben uns der letzte vorhandene Rundbrief (aus Paris, vom 16. Juli) einen Blick thun läßt. Tholuck hatte in den früheren Schreiben aus England über die britische Predigtweise und die berühmtesten Kanzelredner sich geäußert. Hier spricht er zunächst von dem englischen Hausgottesdienste, den die Engländer, wie er sich ausdrückt, nicht sowohl als einen Akt des patriarchalischen Hauspriesters, in seiner Hausgemeinde, wie als eine, gleich ihren andern religiösen Handlungen, „von Gott in den Vorschriften des Neuen Testaments über allgemeines Gebet verordnete Pflicht ansehen". Dann fährt er fort: „Dadurch bestimmt sich auch der Charakter desselben. Die Schriftstücke, die gelesen werden, werden nicht nach der jedesmaligen Stimmung und Gelegenheit ausgesucht, sondern gewöhnlich in der Reihenfolge genommen, oder je nach der Länge oder Kürze der Zeit. Gesungen wird sehr selten dabei, allenfalls Sonntags morgens. Im Gebet habe ich auch niemals den Ausdruck einer gewissen Stimmung oder Beziehung auf gewisse innere Zustände der Anwesenden gefunden, und nur dann und wann eine spiritual devotion, d. h. ein Andringen auf die tägliche Erneuerung und die tägliche Demütigung. Gewöhnlich hatten die Gebete den allgemein religiösen Charakter der Gebete in der Liturgie: Dank für die glückliche Bewahrung in der Nacht, für alle religiösen Privilegien, die dem Christen zu Gebote stehen, Bitte um Ausgießung des heil. Geistes in allgemeinen Ausdrücken, Bitte für Obrigkeit, Abwesende, Missionare u. s. w. Übertrieben lang war das Ganze des Gottesdienstes nur selten; indes fand ich, daß die Gebete hätten insgesamt kürzer sein sollen, und statt dessen lieber etwas Schriftbetrachtung. Ungeachtet ich nun in dem Charakter dieser Andachten jenes Mangelhafte finde und daher auch eben wegen dieses Mangels der individuellen Beziehung und der Innerlichkeit ihnen nur einen beschränkten Einfluß auf die Förderung im geistlichen Leben zuschreiben kann, so sind sie dennoch unstreitig ein treffliches Mittel zur Erhaltung dessen, was da ist, und zur Erweckung eines geistlichen Sinnes bei denen, die ganz entfremdet sind. Sie haben mir jedesmal einen Anlaß gegeben, mich wieder nach oben zu richten, großenteils

auch weil mir das Schauspiel in seiner äußerlichen Erscheinung neu war. Es konnte nicht fehlen, einen wohlthätigen-Einfluß auf den dessen Ungewohnten zu machen, wenn er am Sonntag morgen nach dem Frühstück den podagrischen kleinen Butterworth sich mit Mühe vom Sofa wälzen und an den großen grünen Tisch sich hinbetten sah, mit einem freundlichen ‚well now!' die große Quartbibel, die ihm seine Schwägerin Mrs. Bishop reichte, vor sich hinlegen, worauf die Glocke schellte, und zuerst die männlichen, dann die weiblichen Bedienten, alle ganz weiß angezogen, hereintraten und jene sich nach rechts, diese links auf eine Reihe Stühle setzten, während die anwesenden Gäste nebst der Familie an den großen grünen Tisch rückten. Mit sehr andachtsvoller, heilige Scheu ausdrückender Stimme las nun der Hausvater seinen Abschnitt, nahm dann seine Wesleyschen Hymnen und stimmte zuerst mit sehr lauter rollender Stimme an: O Herr der Scharen, deine Zionshügel, wir wallen heut aufs neue ihnen zu — und alt und jung fiel leise ein. Hierauf folgte: let us pray! und rührend war es nun, wie der podagrische Mann sich zum Knien zwang und mit sehr lauter Stimme, die auch im Gebete besonders den Charakter einer heiligen Scheu hatte, zu beten anfing; bei jedem tieferen Gebetswunsche sagte alles mit tiefer, ehrfurchtsvoller Stimme: Ehmen! So wie das lange Gebet zu Ende war, stand alles auf und ging schnell auseinander. Am Sonntag begab sich sofort nach diesem Gebet mein lieber Wirt in ein schönes Privatgemach, mit herrlichen Tapeten und Gemälden geziert, dessen Fenster auf weite grüne Terrassen gingen, und widmete hier gegen zwei Stunden der Betrachtung seiner selbst. Ein besonderer Vorteil bei diesen Familiengebeten ist auch dieser, daß man das Tiefere des Hausvaters, bei dem man sich befindet, kennen lernt; denn wenn er sonst nicht sein inneres Leben ausspricht, so spricht er es gewiß bei dieser Gelegenheit aus. Ich habe zweimal es mit Engländern zu thun gehabt, die im Privatgespräch stets auf der Oberfläche blieben, sobald sie aber zu beten begannen, zeigte sich eine tiefe, ernste Gesinnung. Sind Fremde gegenwärtig, so läßt man stets sie sprechen, und so habe denn auch ich mit meiner ungeübten Zunge öfters beten müssen. Daß alles dabei niederkniet, gibt der Szene etwas

Feierliches; jedes „Engliſch“ drückt das Haupt auf die auf dem Stuhle aufgeſtützten Hände, und durch das Ehmen, was jeder feierlich ſagt, ſobald er gerührt iſt und auf dieſe Weiſe ſeinen Anteil bezeigt, bekommt das Ganze der Verſammlung Lebendigkeit..... Bei einigen chriſtlichen Engländern iſt der Sonnabend noch ein beſonders beſchäftigter Tag. Es iſt der Tag der Hausarmen. Bei meinem lieben Butterworth verſammelte ſich Sonnabends von 7 bis 11 Uhr eine große Anzahl Armer aller Art, und die wurden nicht etwa mit einer hingeworfenen Gabe wieder entlaſſen, ſondern jeden Einzelnen rief er zu ſich in ſein Kabinett und ſprach mit ihm. Von Mittag an fehlte es dann auch nicht an andern Beſuchen, ſo daß der alte Mann am Sonnabend abend immer völlig erſchöpft war, und man wohl begreift, wie er einſt, als ihm ein unangenehmer Mann auf Sonntag einen Beſuch ankündigte, unwillig ausrufen konnte: No, he sha'nt come! I would not have my Sabbath disturbed by such a person!“ (Nein, er ſoll nicht kommen! Ich will mir meinen Sonntag durch ſolch einen Menſchen nicht ſtören laſſen!)

Welche Liebe ſich Tholuck im Herzen ſeines Wirtes erworben hatte, zeigt nicht nur eine dringende Einladung nach Bath, wohin Mr. Butterworth im Juni gegangen war und von wo er ihn in Briſtol bei der berühmten Mrs. Hannah More einführen wollte, ſondern auch eine rührende Stelle in einem Briefe nach Berlin vom 2. Dez. 1825. Mr. Butterworth meldete hierin Tholuck, daß das Schiff Thetis, dem Tholuck ſeine Bücherkiſte anvertraut hatte, geſcheitert und die Kiſte zur Erleichterung der Laſt wahrſcheinlich mit über Bord geworfen ſei (bald darauf kam übrigens die glücklich gerettete Kiſte in Berlin an). Da heißt es: „Bitte beſtellen Sie Baron v. Kottwitz meine beſte und freundſchaftlichſte Empfehlung und ſagen Sie ihm, daß, wenn er auf Sie als Sohn Anſpruch macht, ich Sie als meinen Schwiegerſohn in Anſpruch nehmen muß, wiewohl ich keine Tochter habe, die ich Ihnen geben könnte. Aber ich bin im Geiſte mit Ihnen verheiratet, und wenn der Geiſt ein Teil unſres Selbſt iſt, dann nenne ich Sie kraft meiner geiſtigen Anteilſchaft an Ihnen ſo gut meinen Sohn, als der Baron es thun kann.... In der That,

Sie werden von unsrer ganzen Familie und dem ganzen Freundeskreise aufs innigste geliebt."

Im Mai wurde nun der großartige Apparat der Festversammlungen Londons in Bewegung gesetzt, welche seit drei Vierteljahrhunderten alljährlich den Höhepunkt der Thätigkeit der christlichen Gesellschaften und Vereine Englands bilden. Im Jahre 1825 waren es bereits dreißig Gesellschaften, welche dort ihr Jahresfest feierten, und während des Aufenthalts von Tholuck in England wurden wieder drei neue Vereine gegründet. In dem eben citierten letzten Sendschreiben nach Berlin aus Paris spricht sich Tholuck auch über die Bedeutung dieser Gesellschaften eingehender aus, und auch hier zeugen seine Bemerkungen wieder von einer hervorragenden Schärfe der Beobachtung und Umsicht des Urteils. Er schreibt: „Man möchte fast sagen, diese Gesellschaften seien ein Luxusartikel im christlichen Leben Englands. Allein das wäre doch keineswegs gerecht. Zunächst dient das christliche Gesellschaftswesen den englischen Christen zur großen Ehre und uns zur großen Beschämung. Selbst Arme tragen zu 10—15 Gesellschaften bei. Ein armer Fährmann, der fleißig gespart hatte, hinterließ an drei Gesellschaften jeder 200 Thaler und an eine Anzahl andrer jeder über 100 Thaler. Um die Geschäfte aller dieser Vereine zu besorgen, opfert mancher Engländer viele Bequemlichkeit auf und entsagt dem ihm so lieben Familienleben. Auf der andern Seite läßt es sich aber auch nicht leugnen, daß es dem Engländer leichter ist, alles dies zu veranstalten, als uns. Zuerst ist wirklich dem Engländer der Gesellschaftsgeist angeboren. Sie bilden für jeden Zweck Gesellschaften. So hat sich auch eine gebildet, um diejenigen Viehhändler und Kutscher zu verklagen, die ihr Vieh hart behandeln; das Komitee unterhält zu dem Zwecke Aufpasser. Sodann haben die Engländer zum Teil (aber keineswegs alle, einige opfern sich in der That dem Gesellschaftswesen auf, so der herrliche Pratt) mehr Zeit und mehr Vermögen, und durch das letztere auch mehr dienende Hände als wir. Suchen wir indes unsre große Trägheit in jenen Dingen dadurch zu entschuldigen, daß die Engländer mehr praktisches Talent haben, so müssen wir es denn auch ihnen zu gute halten, wenn sie nicht so viel Intellektualität entwickeln als wir. Was

den Geist anlangt, in welchem diese Vereine getrieben werden, so sind bei einigen (zumal bei den Schulgesellschaften) die leitenden Personen wenig christlich; doch sind dies eben nur wenige. Bei den meisten sind die leitenden Personen echte Christen, und ausgezeichnet ist der Geist der echten Liebe, der überall unter ihnen waltet. In den Komiteesitzungen indes darf man eben keinen besonders ernsten Geist als durchgehend erwarten. In einigen betet man und ist ernst. In andern wird unpassend gespaßt und Welt und Christentum sehr vermischt."

„Der große Hebel aller Gesellschaften, auf dessen Begründung (sic) alles hinarbeitet, ist die Jahresfeier. Ich habe nun einer ganzen Anzahl beigewohnt und verkenne gar nicht, daß sie auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt reichliches Gute stiften. Allein dem Geiste des Herrn sind sie gewöhnlich nicht recht angemessen. Der Hauptmakel ist die sichtbare Anstrengung, alle Nerven der Zuhörer zu erregen, um — Geld zu erpressen. Selbst rhetorische Kunstgriffe (vulgo: Kniffe) werden nicht verschmäht. In der Bibelgesellschaft hatten fast alle einheimischen Redner über einen kleinen Defekt in der Einnahme gesprochen und gereizt, diesen zu decken. Zuletzt trat noch ein langer, starkgebauter, nerviger Geistlicher hervor, haranguierte abermals über den Defekt, sprach die Erwartung mit Nachdruck aus, daß keiner die Versammlung verlassen werde, ohne das Doppelte unterschrieben zu haben, und indem er mit der Hand auf das Geländer schlug, verließ er die Bühne mit den Worten: Ich wenigstens erkläre hiermit, daß ich diese Versammlung nicht verlassen werde, ohne 50 Pfund für die Gesellschaft niedergelegt zu haben. In einer Methodisten-Missionsgesellschaft sagte ein Missionar: Pope ging einst mit seinem Freunde auf dem Felde. Nimm den Hut ab, sagte er plötzlich, ich will eine Rede halten. Indem er sich nun an die Ähren wandte, sprach er: Ladies and Gentlemen! geben Sie mir Ihre Ohren, so bin ich auch Ihrer Herzen gewiß. Also spreche auch ich: gebt mir eure Ohren, so bin ich eurer Beutel gewiß. Eine christliche Person versicherte mich, daß manche, durch die beständigen Anreizungen verleitet, mehr geben, als sie ihren Umständen nach geben können, und durch diese Jahresfeste in Verlegenheit gesetzt werden."

„Unter den verschiedenen Gesellschaften ist ein Wettlauf, wer den andern überholt. Ich kann aber diesen Wettlauf nicht mit dem gewöhnlichen Prädikate ‚edel' belegen, wenigstens nicht geradezu; es ist viel Ambition dabei. Überhaupt geschieht manches, was der Christ thun sollte, vom Gentleman. In der gehaltenen Rede mißbillige ich nicht den Witz noch die Laune. Ich finde es gut, daß man auch diesen freien Spielraum läßt, da es ja einmal glücklicherweise keine kirchliche Versammlung ist. Dann und wann geht wohl Laune und Witz über die Schnur, doch nicht oft. Man würde ohne diese Qualität bei der Länge der Zeit die Aufmerksamkeit verlieren. Wie sehr wird diese aber durch witzige Gleichnisse u. s. w. wie folgendes erhalten: Robert Grant, der für einen der ausgezeichnetsten Redner gehalten wird und es auch ist, sagte in der Bibelgesellschaft: Unsre Gesellschaft ist heute majorenn geworden, denn sie feiert ihren 21. Geburtstag. Wenn nun ein junger Erbe in Besitz seines Eigentums kommt, ist die allgemeine Frage: wie hat er sich für diesen Besitz vorbereitet? Hat er sich die nötigen Kenntnisse, sei es durch Bücher zu Hause oder Reisen außer Landes erworben? Unser Erbe hat auf beiderlei Weise sich große Kenntnisse verschafft. Der heutige Bericht zeigt, daß er eine ungeheure Sammlung Bücher besitzt, in einer großen Menge und zum Teil in sehr wunderlichen Sprachen. Das Sonderbarste dabei ist jedoch, daß diese vielen Bücher in einem Buche stehen. Einige haben ihm dies zum Vorwurf gemacht, indem sie, wie Erasmus, niemanden für so gefährlich hielten, als einen homo unius libri. In der That, während einige schmähten, daß er seine Aufmerksamkeit nur auf ein Buch gerichtet habe, meinten andre, dies eine Buch wäre zu viel. Seine Antwort darauf war: Dies eine Buch ist das einzige! das Buch, welches leben wird, wenn alle Bücher von irdischen Autoren werden verzehrt, ja wenn das Buch des Himmels wird aufgerollt sein. Indes unser Erbe ist nicht nur bloß ein großer Buchsammler, er ist auch ein großer Reisender. Einige beschweren sich, daß er zu viel, andre, daß er zu wenig reist. Einige schreien, er sei halb zum Fremdling vor lauter Reisen geworden. Andre sagen, daß was er thun könne, sei, im Ausland zu bleiben u. s. w."

„Außer dem sichtlichen Bestreben, Geld zu pressen, ist mir aufsässig gewesen der Geist der lügenhaften Komplimentiersucht, welcher in den Reden so allgemein ist. Die Schmeicheleien, die man zu sagen und zu tragen die Stirn hat, sind unbeschreiblich. Ich könnte einige Ausdrücke anführen, die Rose von mir selbst gebrauchte, indem er mich introduzierte, die lächerlich sind vor Übertreibung. Allerdings ist der Engländer nicht so zur Selbstbespiegelung geneigt, wie der Deutsche, und darum schaden ihm solche Weihrauchdüfte nicht in dem Maße; aber ganz kann sich keiner von dem schädlichen Einflusse frei machen."

„Endlich ist es nicht zu verkennen, daß viele der Komitee-beamten in den Geist der Routine getreten und sehr mechanisch in ihrem Werke werden. Auch verwachsen sie wohl in dem Grade mit der Gesellschaft, der sie angehören, daß sie für die Makel derselben blind werden und es beinahe als persönliche Beleidigung ansehen, wenn man, wie ich es einige Male that, in der Verfahrungsweise der Gesellschaft etwas tadelt. Bei allen diesen menschlichen Gebrechen, über deren Abwesenheit bei einem so großen Werke man sich mehr wundern müßte, als über deren Anwesenheit, steht das Werk doch unter Gottes Leitung; und sind wir Deutsche das Auge des christlichen Europa, so soll das Auge im Körper Christi die Hand nicht verachten!" —

Es war am 6. Mai, wo die „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christentum unter den Juden", als deren Agent Tholuck in Deutschland wirkte, ihr Jahresfest abhielt. Unter dem Vorsitze des Sir Thomas Baring sprach nach verschiedenen andern Rednern, erst Sir George Rose, und nachdem derselbe seinen jungen Berliner Freund in der oben gekennzeichneten Weise eingeführt hatte, in einer kurzen englischen Rede auch Tholuck selbst. Er gab, wie es in den „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes" (1826, S. 90 ff.) nach dem Berichte der Gesellschaft heißt, „eine ermunternde Mitteilung von dem, was in den preußischen Landen für das geistige Heil dieses Volkes geschieht, von der teilnehmenden Gesinnung, mit welcher der König selbst diese Unternehmungen ins Auge gefaßt hat, von der gesegneten Thätigkeit des Missionars der Berliner Gesellschaft, von der zunehmenden Teilnahme der Christen an dem

Schicksale des verstoßenen Volkes Gottes und von den hier und da stattfindenden Bewegungen unter diesem Volke selbst."

Wenige Tage darauf beging die von Tholuck seinen Freunden besonders gerühmte Kontinental-Gesellschaft ihre Jahresfeier, welche dem Gaste „als die schönste und salbungsreichste dünkte". Derselbe wurde aufgefordert, gleichfalls das Wort zu ergreifen und über die heimischen kirchlichen Zustände zu berichten, und da hielt Tholuck englisch aus dem Stegreife die Ansprache, welche bald in Deutschland ein allgemein peinliches Aufsehen erregte. Im Juniheft des Londoner „Missionary Register" wurde die Rede im Auszug, den freilich Tholuck später als „seine Denkweise richtig schildernd" nicht anerkennen wollte, (wir citieren nach der Übersetzung der Darmstädter „Kirchenzeitung") folgendermaßen wiedergegeben:

„Erlauben Sie mir, Ihnen einige besondre Thatsachen vorzulegen, welche auf der einen Seite das dringende Bedürfnis einer Gesellschaft, wie der gegenwärtigen, erweisen, und auf der andern, daß ohne allen Zweifel ein glücklicher Erfolg Anstrengungen, wie die Ihrigen, zuletzt krönen werde."

„Als ich nach der Sitte unsres Landes auf einem Gymnasium meine erste Bildung erhielt, so gaben uns unsre Lehrer der Religion von dem Christentume keine höhere Vorstellung, als von der Religion Homers und Herodots. Ihnen nach war Christus ein guter Mensch, nur etwas schwärmerisch. Deism jedoch ist eine arme Religion, die aus wenig abstrakten Wahrheiten besteht, worüber sich nicht viel sagen läßt; daher es den Lehrern oft an Stoff zu diesem Unterrichte fehlte. Was thaten sie nun, um die Zeit ausfüllen, die sie unfähig waren auf eine Belehrung über die Errettung der Menschheit und die Herrlichkeit unsres großen Erlösers zu verwenden? Einer von ihnen hielt aus Mangel an religiösem Stoffe Vorlesungen über Medizin und über die Heilung des Leibes, da er über die Heilung der großen Krankheit der Seele nichts zu sagen wußte. Er hatte ein Buch mit dem Titel: ‚Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern', und dieses erklärte er uns, anstatt uns Religionsunterricht zu erteilen. Ein andrer unsrer Lehrer, der nicht weniger in Verlegenheit war, was er über diesen Gegenstand sagen sollte, gab uns Vorlesungen über die Botanik; und ein

394

„Außer dem sichtlichen Bestreben, Geld zu pressen, ist mir anstößig gewesen der Geist der lügenhaften Komplimentiersucht, welcher in den Reden so allgemein ist. Die Schmeicheleien, die man zu sagen und zu tragen die Stirn hat, sind unbeschreiblich. Ich könnte einige Ausdrücke anführen, die Rose von mir selbst gebrauchte, indem er mich introduzierte, die lächerlich sind vor Übertreibung. Allerdings ist der Engländer nicht so zur Selbstbespiegelung geneigt, wie der Deutsche, und darum schaden ihm solche Weihrauchdüfte nicht in dem Maße; aber ganz kann sich keiner von dem schädlichen Einflusse frei machen."

„Endlich ist es nicht zu verkennen, daß viele der Komitecbeamten in den Geist der Routine getreten und sehr mechanisch in ihrem Werke werden. Auch verwachsen sie wohl in dem Grade mit der Gesellschaft, der sie angehören, daß sie für die Makel derselben blind werden und es beinahe als persönliche Beleidigung ansehen, wenn man, wie ich es einige Male that, in der Verfahrungsweise der Gesellschaft etwas tadelt. Bei allen diesen menschlichen Gebrechen, über deren Abwesenheit bei einem so großen Werke man sich mehr wundern müßte, als über deren Anwesenheit, steht das Werk doch unter Gottes Leitung; und sind wir Deutsche das Auge des christlichen Europa, so soll das Auge im Körper Christi die Hand nicht verachten!" —

Es war am 6. Mai, wo die „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christentum unter den Juden", als deren Agent Tholuck in Deutschland wirkte, ihr Jahresfest abhielt. Unter dem Vorsitze des Sir Thomas Baring sprach nach verschiedenen andern Rednern, erst Sir George Rose, und nachdem derselbe seinen jungen Berliner Freund in der oben gekennzeichneten Weise eingeführt hatte, in einer kurzen englischen Rede auch Tholuck selbst. Er gab, wie es in den „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes" (1826, S. 90 ff.) nach dem Berichte der Gesellschaft heißt, „eine ermunternde Mitteilung von dem, was in den preußischen Landen für das geistige Heil dieses Volkes geschieht, von der teilnehmenden Gesinnung, mit welcher der König selbst diese Unternehmungen ins Auge gefaßt hat, von der gesegneten Thätigkeit des Missionars der Berliner Gesellschaft, von der zunehmenden Teilnahme der Christen an dem

Schicksale des verstoßenen Volkes Gottes und von den hier und da stattfindenden Bewegungen unter diesem Volke selbst."

Wenige Tage darauf beging die von Tholuck seinen Freunden besonders gerühmte Kontinental-Gesellschaft ihre Jahresfeier, welche dem Gaste „als die schönste und salbungsreichste dünkte". Derselbe wurde aufgefordert, gleichfalls das Wort zu ergreifen und über die heimischen kirchlichen Zustände zu berichten, und da hielt Tholuck englisch aus dem Stegreife die Ansprache, welche bald in Deutschland ein allgemein peinliches Aufsehen erregte. Im Junihefte des Londoner „Missionary Register" wurde die Rede im Auszug, den freilich Tholuck später als „seine Denkweise richtig schildernd" nicht anerkennen wollte, (wir citieren nach der Übersetzung der Darmstädter „Kirchenzeitung") folgendermaßen wiedergegeben:

„Erlauben Sie mir, Ihnen einige besondre Thatsachen vorzulegen, welche auf der einen Seite das dringende Bedürfnis einer Gesellschaft, wie der gegenwärtigen, erweisen, und auf der andern, daß ohne allen Zweifel ein glücklicher Erfolg Anstrengungen, wie die Ihrigen, zuletzt krönen werde."

„Als ich nach der Sitte unsres Landes auf einem Gymnasium meine erste Bildung erhielt, so gaben uns unsre Lehrer der Religion von dem Christentume keine höhere Vorstellung, als von der Religion Homers und Herodots. Ihnen nach war Christus ein guter Mensch, nur etwas schwärmerisch. Deism jedoch ist eine arme Religion, die aus wenig abstrakten Wahrheiten besteht, worüber sich nicht viel sagen läßt; daher es den Lehrern oft an Stoff zu diesem Unterrichte fehlte. Was thaten sie nun, um die Zeit ausfüllen, die sie unfähig waren auf eine Belehrung über die Errettung der Menschheit und die Herrlichkeit unsres großen Erlösers zu verwenden? Einer von ihnen hielt aus Mangel an religiösem Stoffe Vorlesungen über Medizin und über die Heilung des Leibes, da er über die Heilung der großen Krankheit der Seele nichts zu sagen wußte. Er hatte ein Buch mit dem Titel: ‚Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern', und dieses erklärte er uns, anstatt uns Religionsunterricht zu erteilen. Ein andrer unsrer Lehrer, der nicht weniger in Verlegenheit war, was er über diesen Gegenstand sagen sollte, gab uns Vorlesungen über die Botanik; und ein

Was Tholuck in dieser Rede gesagt hat, — und der Hauptsache nach muß er allerdings so gesprochen haben, — widersprach ja in keiner Weise der geschichtlichen Wirklichkeit; die Belege für die Richtigkeit seiner Aussagen lagen jedem Wohlwollenden offen zur Hand. Dennoch war es weder vorsichtig: er mußte die Folgen seiner Worte erwägen, noch taktvoll, so zu sprechen: er durfte sein Vaterland vor den Fremden nicht so einseitig bloßstellen. Mit den Folgen der Ansprache werden wir uns später noch zu beschäftigen haben, da jene Londoner Rede in die Geschichte der Berufung Tholucks nach Halle unliebsam hineinspielte. Den Mangel an Feinfühligkeit aber rügte sofort nach dem Bekanntwerden der Rede der Mann, den wir nun schon so oft als das Gewissen Tholucks haben auftreten sehen: Rudolf Stier, inzwischen als Lehrer an das Missionshaus nach Basel berufen. Derselbe beantwortete einen Brief des Freundes über die religiösen Zustände Englands folgendermaßen: „Was du über das englische Formchristentum schreibst, wird mir leider auf meinem hiesigen Posten täglich trauriger bekannt; auch der Bruder Burkard, der jetzt, sehr bedenklich krank, bei uns ist, sowie Bruder Jetter aus Burdwan, der in diesem Winter sich bei uns erholt, haben wieder Beiträge dazu geliefert. — Ja ich sehe — das sei Dir ganz im stillen gesagt, die Einflüsse der englischen Sitte in unserm lieben Blumhardt nahe genug vor Augen, mit dem ich deshalb in ein immer schwierigeres Verhältnis trete. Mich verlangt herzlich, freilich überhaupt, daß alles Halbe ganz und alles Scheinende Kraft und Wesen werde; aber zunächst doch für mein Vaterland, daß die Christentums- und Missionsbestrebungen Deutschlands sich bald und mehr von England ablösen und — wozu wirklich der Deutsche als solcher vorbereiteter ist, — in apostolischer Wahrheit und Einfalt sich läutern! In dieser Beziehung hat es mir sehr weh gethan, wie es hier überhaupt allgemeine Befremdung und Mißbilligung erregt hat, was Du in England über Deutschland geredet hast. Lieber Bruder, Du hast darin thöricht gethan, und der Aufsatz in der Kirchenzeitung darüber*) ist Dir nicht ohne Züchtigung vom Herrn. Erstlich,

*) Siehe das nähere im folgenden Kapitel.

wie darf man gerade vor Engländern, den selbst im Christentum noch Engländer bleibenden, den obenhinfahrenden, tabellierenden Form- und Namenleuten — deren doch wahrlich sehr viele unter ihnen sind — den unsre deutschen Kirchenschätze, die ihnen zur Erneuerung sehr not thäten, gar nicht Kennenden — wie darf man ihnen dergleichen sagen! Und sodann, wie kannst und darfst Du überhaupt, es sei in London oder Berlin, so einseitig unsre Zeit schildern! O lieber Bruder, es hat sehr viele Kinder Gottes auch nur in Schlesien gegeben, eben als Du Deine unchristliche Erziehung erhieltest; und wer führt die Liste der Kinder Gottes auf Erden? Manches deutsche Städtlein, wo weder Erweckung, noch Erbauungsstunden, noch gläubiger Prediger ist, hat in den Hütten und Häusern seine ganz formlosen unbekannten Christen, über die wir uns einmal, so der Herr hilft, sehr verwundern werden; und wiederum manche englische Stadt, wo societies und sociations bestehen und viel Reden gehalten und Beiträge gesammelt werden, mag wenig Kern enthalten. Darum wollen wir uns doch sehr hüten vor allen allgemeinen Urteilen, über das, was wir nicht wissen können, vor allem allgemeinen Listenführen über Gang und Stand des Reiches Gottes in der jetzigen Zeit — denn hier sind des Herrn Pfade in tiefen Wassern, daß auch die Weisheit der Weisen davor zur Narrheit wird. Wir wollen uns sehr hüten, sobald wir öffentlich reden, vor jeder Sprache der Ekstase in irgenderlei Weise, vor jeder zu hohen oder zu tiefen Sprache, daß wir kein Ärgernis geben und die Täuschung nicht mehren, welche so mannigfach jetzt den Durchbruch der einzelnen hindert, weil sie sich selbst in den nicht vom Herrn geschenkten und darum auch nicht wahren und guten Blick aufs Ganze verlieren. Deutschland bedarf wahrlich keiner englischen Missionare; das müßte ich nach Pflicht und Gewissen jener Gesellschaft sagen, wenn sie mich befragte; erstlich weil England selbst noch gar nicht so reich und gegründet ist, daß solches Ausgehen ihm nicht selber schadete; und sodann, weil kaum im gemeinsamen Missionsfeld draußen die Liebe Christi zur wahren Vereinigung der Engländer und Deutschen durchdringen kann; die hiesigen Verhältnisse Deutschlands aber erst von einem Engländer ein halbes Leben lang mit einer ihm nur

durch große Gnade möglichen Entvolklichung studiert werden müßten, ehe er gründlich urteilen, den wahren Stand verstehen und ohne Zufahren mit reinem Segen wirken könnte."

Tholuck konnte die Vorwürfe nicht ganz zurückweisen. Zu seiner Entschuldigung sagte er in seiner Erwiderung nur: „Hinsichtlich der englischen Rede ist zu bemerken, daß sie in fremder Sprache, aus dem Stegreif, auch nicht ohne Befangenheit vor dem Auditorium, gehalten war, wo man eine Sache immer nach einer Seite hin, d. h. einseitig auszusprechen pflegt, auch die Worte nicht auf die Wage legt. Geschrieben hätte ich so nimmermehr. Wenn Du daraus einen adäquat sein sollenden Schluß auf meine Ansichten machst, irrst Du. Was Du beschwichtigend bemerkst, erkenne ich ebensowohl als Du an .... gehe nur in Deiner Polemik nicht zu weit und erkenne die Verschiedenheit der Gaben an. Indes hast Du im ganzen recht."

Möchten nicht vielleicht auch körperliche Zustände mitgewirkt haben, bei Tholuck in seiner Londoner Ansprache in etwas die Besonnenheit zu mindern, die seine schriftlichen Äußerungen aus England so besonders auszeichnet?

Wie es Tholuck sonst in London ergangen ist, darüber fehlen alle Berichte. Wir wissen nur, daß er am 15. Mai, am Sonntage Exaudi, in der deutschen Savoy-Kirche zu London eine Predigt über Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" gehalten hat. Sie ist in den „Zehn Predigten" (vgl. oben S. 357), die 1829 in Berlin erschienen, S. 66—74 mit abgedruckt worden und enthält bis auf einen kurzen Satz am Schlusse keinerlei Andeutung davon, daß hier ein Gast des Landes zu Gästen, ein Deutscher zu Deutschen im Auslande redete.

Das Ende der Maiversammlungen hat für Tholuck auch das Ende seines Londoner Aufenthalts gebracht. Er ging nach Oxford, um hier die reichen handschriftlichen Schätze der Universitäts-Bibliothek für seine wissenschaftlichen Zwecke auszubeuten. Aus der ganzen Londoner Zeit findet sich nur eine einzige deutschgeschriebene Seite im Tagebuche, vom 14. Mai, Sonnabend 6 Uhr. Um ein Bild von der Stimmung zu geben, die ihn damals bewegte, finde die kurze Notiz hier eine Stätte:

„Eben komme ich von Miß Mortimer und finde den Brief von Snethlage. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich ergriff. Ganz so tiefe Schwermut und Verzweiflung wie olim. O, ich hätte mir mit den Nägeln jenes Herz ausreißen mögen, dessen Gefühle immer Lavagüsse und dessen Pulsschläge Ungewitter sind. In mir ist die Gewalt Christi ein wahres Wunder! Wenn's nur die Ungläubigen wüßten, was in mir braust — und wie sehr! Aber still, still, alter Drache, sollst auch jetzt nicht Gift speien. Christe, sage zu ihm: schweige! — Ich unterwerfe mich und glaube, — daß es einen Heiland gibt. — Die Stimmung, in der ich hier in London bin, ist the most unaccountable thing of the world (das unberechenbarste Ding von der Welt). Ich habe eigentlich gar keine. Aus einer Hand in die andre geworfen, und immer nur auf die Hand, nicht in die Herzen fallend, fühle ich ungeheures Bedürfnis, und vergesse doch auch wieder, daß ich ein Bedürfnis habe. Ich habe hier gar nichts, fühle dies, und doch werde ich es in gewisser Rücksicht auch wieder nicht gewahr. Ich wünsche überhaupt, daß es aus wäre. Was meine ich damit? Ach, dem Worte nach, hier der Aufenthalt; aber dem tiefern Sinne nach, den mein ganzer Mensch damit verbindet: alles, the showy scene of life (die schimmernde Bühne des Lebens). — Bin ich aber schon wieder auf profanem Boden! Im Glauben sage ich: ich will die Zeit nutzen, danken, daß sie mir gegeben ist, und — schweigen und hoffen, לעזרתי אלהי חושה (Mein Gott, eile mir zu Hilfe!)."

Am 5. Juni finden wir Tholuck schon emsig bei seinen Manuskripten in Oxford, die ihm von Professor Nicoll, dem Bibliothekar, in liberalster Weise zugänglich gemacht worden waren. Er schreibt an Focke vom genannten Tage: „Ich bin liebend nach Schottland eingeladen, kann aber aus Mangel an Zeit und wegen der Art des hier gewöhnlichen ununterbrochenen Reisens es nicht annehmen. Statt dessen weide ich mich hier an Handschriften. Ich habe manche schöne Ausbeute für alttestamentliche Auslegung." Das Tagebuch gibt — und das ist bezeichnend für den elenden Zustand des sonst so sorgsam Buchführenden — nur wenige Notizen, die sich fast ausnahmslos auf das immer wachsende körperliche Leiden beziehen

und oft in tiefe Klage ausſtrömen; auch die hier wiederkehrenden arabiſchen Aufzeichnungen, die mir von befreundeter Hand überſetzt worden ſind, haben keinen andern Inhalt. Von engliſchen Freundesnamen kommen nur wenige vor: Hill, Cubitt, Symons, Watſon, Greave. Puſey, der erſt im folgenden Jahre mit Tholuck in Korreſpondenz trat, war wohl damals noch nicht in Oxford. Die wundervollen Umgebungen der Stadt, Parkanlagen im großartigſten engliſchen Stile mit Gebüſch, Weiden und mächtigen Baumgruppen, von rauſchenden Waſſern durchfloſſen, entzückten wohl des immer matter Werdenden Herz. Aber zuletzt wollte nichts mehr verfangen: die Kraft verſagte gänzlich — Leib, Seele und Geiſt unterlagen den furchtbarſten Qualen, und dumpfe, ſtumpfe Ergebung, über deren trüben Waſſern kaum noch merkbar der Gottes- und Chriſtusglaube ſeine Schwingen regte, lagerte ſich auf das durch die körperlichen Feſſeln in dunkle Nacht gezogene Gemüt. Die Erinnerung an dieſe Zeit, die ſich in ihrem drohenden Nachgrollen bis in den letzten Berliner Winter hineinzieht, hat für Tholuck immer etwas beſonders Schreckliches behalten. Es war, als ſollte der Gottesſtreiter, der bald in die äußerſte Kampfeshitze verſetzt wurde, in England erſt noch ſeinen Jabbok finden, wo er in dunkler Nacht den entſcheidenden Schlag auf die Hüfte ſeiner alten Jakobsnatur erhielt, um zum Israel Gottes heranzureifen und im nackten Glauben an das Wort der Verheißung ſeine einzige Kraft zu finden.

An ſeinen geiſtlichen Vater, den Baron v. Kottwitz, dem er die ganze Tiefe ſeines Verzagens nicht einmal aufzudecken wagte, ſchrieb Tholuck aus Oxford am 28. Juni: „Mein geliebter Vater! So ſind Sie mir denn wieder mit Liebe vorangeeilt, um mich zu beſchämen. Dieſe Liebe hat aber auch diesmal wahrhaft Frucht getragen. Indem Ihre lieben Worte mich im Geiſte gänzlich an Ihre Seite zurückführten und mir vorſtellten, was ich in Berlin gehabt habe und oft nur treulos nutzte, wurde ich ſehr weich geſtimmt und konnte recht ernſtlich um Erneuerung meines Herzens bitten. Mein Herz hat in England überhaupt viel gelernt und durch meine Krankheit hier in Oxford noch eine ganz beſonders ernſte Lektion empfangen. Ja, lieber Herr Baron, ich glaube, ich werde nicht

bloß mit einer geringeren Meinung von mir zurückkehren, ich glaube auch, Seine Gnade wird mich fortan treuer und treuer machen. Geliebter Vater, ich bedürfte jetzt Ihrer persönlichen Gegenwart. O, ich habe so schwere, schwere Kämpfe, fast Tag für Tag, seit ich hier in England bin, auch in bezug auf meinen Beruf. Es ist mir, als dürfe ich ihn nicht fortsetzen, als sei ich nicht tüchtig dazu; und doch ist mir's auch wieder, als ob es nur verborgener Stolz und Trägheit ist, das mich abhält. Mein Leben ist kaum je so schwach gewesen, als jetzt. Es ist ein Faden Spinnewebe zwischen einer Schere, und es ist nur eine unsichtbare Gnadenhand, die verhindert, daß er durchschnitten wird. Ach, wie sehne ich mich zurück, aber ach, wie bebe ich auch davor und möchte auf immer von diesem Posten fort, von dem ich einst keine Rechenschaft werde geben können."

Am 3. Juli finden wir den Reisenden nach den Tagebuchsnotizen wieder in London. Die Einladungen nach Schottland, Bath, ja selbst nach Cambridge hatten um seines körperlichen Zustandes willen von Tholuck abgelehnt werden müssen. Die Londoner Freunde empfingen ihn herzlich, Daniel Wilson, Jenkinson, Parson, Tobit, Hill. Sie veranlaßten ihn, sich in London zeichnen zu lassen, und über den Stich verhandelte dann Butterworth mit ihm noch brieflich. Das Porträt, mit welchem dieser erste Band unsrer Biographie geschmückt werden konnte, ist nach diesem Londoner Bilde aus dem Jahre 1825 gefertigt. Übrigens fand Tholuck, wie bemerkt, bei der Rückkehr nach London auch seinen Göttinger Freund Biallobłocky, der auf längere Zeit Urlaub zu einer Reise nach England genommen hatte, und der sich ihm nun zur Begleitung nach Paris und weiter anbot.

Am 14. Juli wurde die Rückreise von London über Dover, Calais, Boulogne nach Paris angetreten. „Mein Gefühl war Dank, daß es vorüber ist," heißt es in dem Tagebuche. „Ich würde indes nicht so gefühlt haben, wenn ich gesund gewesen wäre. Ich bemerke," fügte der Reisende ehrlich hinzu, „daß jedes Volk mir gefällt, wenn ich gesund bin. Das Drückendste war mir bei meinem Krankheitszustande die große Systematik der Engländer im Essen und Trinken; in der Rücksicht thut

und oft in tiefe Klage ausströmen; auch die hier wiederkehrenden arabischen Aufzeichnungen, die mir von befreundeter Hand übersetzt worden sind, haben keinen andern Inhalt. Von englischen Freundesnamen kommen nur wenige vor: Hill, Cubitt, Symons, Watson, Greave. Pusey, der erst im folgenden Jahre mit Tholuck in Korrespondenz trat, war wohl damals noch nicht in Oxford. Die wundervollen Umgebungen der Stadt, Parkanlagen im großartigsten englischen Stile mit Gebüsch, Weiden und mächtigen Baumgruppen, von rauschenden Wassern durchflossen, entzückten wohl des immer matter Werdenden Herz. Aber zuletzt wollte nichts mehr verfangen: die Kraft versagte gänzlich — Leib, Seele und Geist unterlagen den furchtbarsten Qualen, und dumpfe, stumpfe Ergebung, über deren trüben Wassern kaum noch merkbar der Gottes- und Christusglaube seine Schwingen regte, lagerte sich auf das durch die körperlichen Fesseln in dunkle Nacht gezogene Gemüt. Die Erinnerung an diese Zeit, die sich in ihrem drohenden Nachgrollen bis in den letzten Berliner Winter hineinzieht, hat für Tholuck immer etwas besonders Schreckliches behalten. Es war, als sollte der Gottesstreiter, der bald in die äußerste Kampfeshitze versetzt wurde, in England erst noch seinen Jabbok finden, wo er in dunkler Nacht den entscheidenden Schlag auf die Hüfte seiner alten Jakobsnatur erhielt, um zum Israel Gottes heranzureifen und im nackten Glauben an das Wort der Verheißung seine einzige Kraft zu finden.

An seinen geistlichen Vater, den Baron v. Kottwitz, dem er die ganze Tiefe seines Verzagens nicht einmal aufzudecken wagte, schrieb Tholuck aus Oxford am 28. Juni: „Mein geliebter Vater! So sind Sie mir denn wieder mit Liebe vorangeeilt, um mich zu beschämen. Diese Liebe hat aber auch diesmal wahrhaft Frucht getragen. Indem Ihre lieben Worte mich im Geiste gänzlich an Ihre Seite zurückführten und mir vorstellten, was ich in Berlin gehabt habe und oft nur treulos nutzte, wurde ich sehr weich gestimmt und konnte recht ernstlich um Erneuerung meines Herzens bitten. Mein Herz hat in England überhaupt viel gelernt und durch meine Krankheit hier in Oxford noch eine ganz besonders ernste Lektion empfangen. Ja, lieber Herr Baron, ich glaube, ich werde nicht

bloß mit einer geringeren Meinung von mir zurückkehren, ich glaube auch, Seine Gnade wird mich fortan treuer und treuer machen. Geliebter Vater, ich bedürfte jetzt Ihrer persönlichen Gegenwart. O, ich habe so schwere, schwere Kämpfe, fast Tag für Tag, seit ich hier in England bin, auch in bezug auf meinen Beruf. Es ist mir, als dürfe ich ihn nicht fortsetzen, als sei ich nicht tüchtig dazu; und doch ist mir's auch wieder, als ob es nur verborgener Stolz und Trägheit ist, das mich abhält. Mein Leben ist kaum je so schwach gewesen, als jetzt. Es ist ein Faden Spinnewebe zwischen einer Schere, und es ist nur eine unsichtbare Gnadenhand, die verhindert, daß er durchschnitten wird. Ach, wie sehne ich mich zurück, aber ach, wie bebe ich auch davor und möchte auf immer von diesem Posten fort, von dem ich einst keine Rechenschaft werde geben können."

Am 3. Juli finden wir den Reisenden nach den Tagebuchsnotizen wieder in London. Die Einladungen nach Schottland, Bath, ja selbst nach Cambridge hatten um seines körperlichen Zustandes willen von Tholuck abgelehnt werden müssen. Die Londoner Freunde empfingen ihn herzlich, Daniel Wilson, Jenkinson, Parson, Tobit, Hill. Sie veranlaßten ihn, sich in London zeichnen zu lassen, und über den Stich verhandelte dann Butterworth mit ihm noch brieflich. Das Porträt, mit welchem dieser erste Band unsrer Biographie geschmückt werden konnte, ist nach diesem Londoner Bilde aus dem Jahre 1825 gefertigt. Übrigens fand Tholuck, wie bemerkt, bei der Rückkehr nach London auch seinen Göttinger Freund Biallobloczky, der auf längere Zeit Urlaub zu einer Reise nach England genommen hatte, und der sich ihm nun zur Begleitung nach Paris und weiter anbot.

Am 14. Juli wurde die Rückreise von London über Dover, Calais, Boulogne nach Paris angetreten. „Mein Gefühl war Dank, daß es vorüber ist," heißt es in dem Tagebuche. „Ich würde indes nicht so gefühlt haben, wenn ich gesund gewesen wäre. Ich bemerke," fügte der Reisende ehrlich hinzu, „daß jedes Volk mir gefällt, wenn ich gesund bin. Das Drückendste war mir bei meinem Krankheitszustande die große Systematik der Engländer im Essen und Trinken; in der Rücksicht thut

Mons erreichte Tholuck am 13. August früh 7 Uhr Brüssel, besuchte ein paar Freunde, u. a. auch den seit 1823 hierherversetzten Pasteur Merle (d'Aubigné) — „er war englisch, steif, unindividuell, brauchte allgemeine Phrasen und zeigte viel Buchstabenglauben," und eilte dann über Maastricht, Aachen, Düsseldorf nach Barmen, wo er am 17. August abends bei Snethlage ins Haus trat. Ein Arzt untersuchte endlich den aufs äußerste Erschöpften eingehender und verordnete ihm eine sofortige Kur in Ems, die Tholuck am 20. August antrat.

Von Ems schrieb er am 4. September an Stier nach Basel: „Noch bis Paris kam ich mit keinem andern Gedanken, als über Basel und Süddeutschland zurückzukehren. Doch mehrere zusammentreffende Gründe zerrütteten mir dort den Plan, an dem mein Herz hing. Besonders war es der Zustand meiner Gesundheit, der sehr herunter ist, welcher mich nötigte, im Bade Herstellung zu suchen und dann auf dem kürzesten Wege zurückzukehren. Auch wäre ich bei meinem leidenden Zustande nicht einer freien Mitteilung und eines freien Genusses derselben fähig gewesen. Hier in Ems habe ich etwas Erleichterung gefunden. Doch nicht viel, und gerade, indem ich dies schreibe, leide ich sehr. — Ich bin nun an und für sich gegenwärtig unfähig, bedeutende schriftliche Mitteilungen zu machen, und es würde auch dieser Raum zu gering sein, um auch nur einiges in der nötigen Ausdehnung zu erzählen.... Nur das versichere ich dich noch, ich habe eine solche Sehnsucht nach Dir gehabt, daß ich auf Leben und Tod kämpfte, um zu Dir zu kommen, bis ich aufs stärkste sah, es soll nicht sein.... Ich wandle gegenwärtig ohne alles Licht, ohne allen Glauben. Ich scheine ohne Christus zu sein. Mehr will ich nicht sagen, auch heißt es alles gesagt. Doch kann ich hinzufügen, ich bin nicht ohne Hoffnung.... Nun, mein Glaubensbruder, Dein armer, gegenwärtig an Geist und Seele zerrütteter kranker Bruder wirft sich Dir im Geiste um den Hals, sein Auge kann schon lange nicht mehr recht weinen, aber er blickt zum Himmel und stammelt: Hab Erbarmen und mach ein Ende mit der Versuchung! Und Du, lieber Bruder, und Deine Ernestine, schenkt einen Seufzer dem Bruder, der sonst für so viele andre sorgen und beten

konnte und nun vor Kälte und Unglauben sogar nicht andre aufzufordern wagt, für ihn zu beten."

Noch tiefere Blicke in die damalige Nacht seiner Seele eröffnete Tholuck dem Freunde von Berlin aus. „Der Herr hat mich seit dem Juni dieses Jahres in schwere Prüfung genommen. Ich wurde in Oxford krank und habe seit der Zeit keinen gesunden Tag mehr gehabt bis hierher. Mein Glaube ist erzeugt worden durch Erfahrungen des Friedens, der nicht von dieser Welt ist, und durch außerordentliche Gebetserhörungen, deren ich am Anfange viele hatte. Meinem wissenschaftlichen Auge ist bis heutiges Tages die Bibel ein Skandalon; der Pantheismus dagegen hat seit zwei Jahren sich in meine Anschauung überwältigend eingedrängt, wie früher der Deismus auf wissenschaftlichem Gebiete am evidentesten schien. Bei meinen furchtbaren Anfällen von Unterleibsschmerzen ward das Gemüt oft ganz umdüstert und verlor sich in nicht christlichen Ansichten. Auf heiße, verzweiflungsvolle Gebete blieb die Erhörung aus. Der Friede Gottes war aus der Seele gewichen. Meine Gebete fielen eisern auf mich zurück, wie abprallende Pfeile. Da wich der Glaube an die Bibel, und ich habe — schrecklich zu sagen — Tage, Wochen ohne Ihn zugebracht! In diesem Zustand schrieb ich Dir von Ems. Sieh, lieber Stier, Du sagst mir gewiß nichts Hartes, Du weinst gewiß mit mir, wenn ich Dir sage, daß jene furchtbaren Erfahrungen an die Wurzel meines innern Lebens die Säge angelegt haben. Sieben Jahre habe ich an Christum geglaubt, ohne eine solche Erfahrung auch nur für möglich zu halten; sie ist gekommen, und ich kann von dem Gifthauch, den sie mit sich gebracht, mich noch nicht erholen. Ich kam nach Berlin zurück, wie ein Irrer, ich habe bis aufs Blut gekämpft. Seit drei bis vier Wochen bin ich zur Ruhe, zum Glauben, zum Gebetstriebe wieder gelangt, aber die fröhliche Sicherheit, die ich einst hatte, ist hin. — Nur wenigen habe ich dies alles mitgeteilt, teurer Stier. Auch ist es hier nur für Dich geschrieben. In meiner nächsten Umgebung möchten's auch viele nicht tragen können."

Einer der wenigen, dem es Tholuck gleichfalls — nach errungenem Siege — schrieb, war Rennecke. Es heißt in einem Briefe an denselben vom 21. Dezbr. 1825: . . . „Meine Wege

sind in großen Wassern gewesen, der Ausgang aber ist Herrlichkeit. Daß ich es Dir sogleich sage. Es sind mir für das πρῶτον ψεῦδος (dem Grundschaden) meiner Theologie die Augen aufgethan worden. Gerade die scharfen Ecken, an denen Du Dich bis daher gestoßen, sind mir als solche offenbar geworden. Als ich schrieb: ‚Sähe ich nicht so bestimmt auf der andern Seite den Pantheismus, wer weiß, ob ich nicht hinüberspränge', da war ich schon drüben und hatte not, herüberzukommen, wie du mir sagtest. Auf den Grund des Wissens wollte ich das heilige Reis der evangelischen Thorheit verpflanzen, und es ward welk und dürre." Nun folgt die Schilderung der völligen religiösen Verarmung in England. „Ich lag zertrümmert am Boden. Ich schwamm auf einem weiten, toten See, mit halbgeschlossenem Auge, zauberhaft gebunden, unberührt und unberührend. Dann und wann kam der Glaube wieder, aber eigentlich war's nur die Möglichkeit des Glaubens, nicht der Glaube selbst. Höchstens hatte dann und wann ich den Glauben, aber der Glaube hatte nicht mich. So ging es fort den August und September hindurch, wo ich nach Berlin zurückkam. Im Oktober nur wenig besser. Im Anfang November unterwarf ich mich Seiner Hand ohne Vorbehalt. Seitdem hatte ich mehr innere Erfahrung und Gebetstrieb. Immer ward mir der Grundschade nicht aufgedeckt, bis in diesem Monat. Nun will ich nur den Gott in der Historie, und gerade nur so weit, als er darin aufgehüllt liegt. Nun will ich nicht, was in Gottes Offenbarung getrennt, durch menschliche Klammern zusammennieten, noch was dort verbunden, durch menschliche Keile auseinandertreiben. So ist jetzt meines Herzens Wunsch und Gebet. Wie bald aber diese neue Erkenntnis die schon fertigen Schematismen über alle Branchen der Theologie durchdringen werde, weiß ich nicht. Wie mir alles Neue plötzlich auf- aber nur langsam in mich übergeht, so wird es wohl auch hier sein. Auch weiß ich, daß ich durch tägliches Gebet das Licht halten muß, denn in den Pappkasten läßt es sich nicht sperren. Ich sehe ein, daß Christus nicht nur unsre Heiligung, sondern auch unsre Wahrheit ist, und daß wir nur Wahrheit haben und nur Wahrheit glauben, insofern wir Ihn haben. Ich sehe ein, daß, wie wir allmorgendlich das Gesicht

vom Unflat rein waschen, die Seele sich alle Morgen vor Gott stellen und das Herz vom Unglauben muß rein waschen lassen. Wir Christen zehren von der Hand in den Mund!“ —

Nicht ohne erhebliche Besserung in seinem körperlichen Befinden verließ Tholuck nach sechzehntägigem Aufenthalte am 5. September Bad Ems. Er reiste rheinabwärts und nahm aufs neue einen längern Aufenthalt bei den geliebten Wupperthaler Brüdern. Die Richtung, welche er von dort zur Heimkehr nach Berlin einschlug, erhellt aus dem letzten Briefe, den er von Wittenberg am 27. September an Kottwitz schrieb. „Mein teuerster Vater! Nur noch eine Tagereise, und — ich bin in Ihren Vaterarmen. Ach, ich sehne mich wenigstens nach leiblicher Ruhe! — Mit dem Körper geht es seit Ems erträglich; ich habe zwar auf der Reise viel Besorgnis und einzelne schwere Stunden gehabt, indes kann ich doch im ganzen recht dankbar und zufrieden sein. Aber, mein teurer Vater, mein Herz ist sehr krank, und ich weiß nicht, ob ich mich noch Christ nennen darf. Ich sehne mich nach Christengemeinschaft, weil dann mein Glaube wieder erwacht; und ich fürchte mich davor, weil ich aus Scheu, wenn ich unter ihnen bin, mehr Glauben zeige, als ich gegenwärtig habe. Ich weiß nicht, was ich bin, weiß auch nicht, was ich in Berlin sein werde. Möchte ich nur nicht, wenn ich an Ihrer Seite sein werde, durch die kindliche Liebe zu Ihnen verleitet, mehr Glauben heucheln, als ich habe. Mein äußeres Leben hatte einen Schiffbruch erlitten, und ist fast daraus errettet; mein innres ringt noch mit den finstern Wellen. Ich bin nicht ohne Hoffnung, doch besteht sie fast nur in thränenvoller Sehnsucht. Christlicher Zuspruch kann mir nichts helfen; denn es ist mir nicht bloß dieses und jenes untergegangen, sondern alles. Dennoch ist mir's so wohl, wenn ich neben Christen sitze; der Odem ihrer Milde weht belebend über das dürre Land meiner Seele. Der treue Heubner! Ob ich neben seiner sechsjährigen Marie sitze, oder neben ihm, es ist beinahe eins. Ach, könnte ich noch werden, was er ist! — Ich komme mit Freuden zurück, aber nicht weil ich ein Glück hoffe, sondern weil ich unter zwei großen Übeln jetzt das kleinere erwählen möchte. Je suis le grand célibataire du monde! O daß ich wieder den Posaunenschall des Königs in Zion hörte, und das erstorbene Gebein

lebendig würde! Ich habe einen solchen Zustand noch nicht gehabt. — Ihr liebevolles Anerbieten des Entgegenkommens konnte ich aus mehreren Gründen nicht annehmen. Aber von Herzen kann ich Ihnen dafür danken. Ich nehme diese Liebe gerührter und demütiger, wie der Bettler am Wege das Almosen. Wenn man Christi Liebe nicht mehr spürt, wie gierig hascht man nach der der Seinen!— Ich bin mit dem teuern Sander von Barmen bis Naumburg gereist, zwei schöne Tage bei Gerlach geblieben, dann einen halben in Halle und nun an Heubners Seite. Auch hatten wir in Weimar Falk besucht. Wahrscheinlich werde ich Sonnabend (1. Oktober) abend ankommen. Ich würde aber bitten, daß Sie mir nicht mit einem Besuche zuvorkommen, vielleicht wäre mein Geist zu sehr verstört. Erlauben Sie mir, daß ich Sie aufsuche, wenn ich glauben werde, wieder einige himmlische Kraft zu haben. — Mein teurer, innig geliebter Vater! Weinend wirft sich in Ihre Arme und an Ihr Herz Ihr unglücklicher A. Tholuck."

Am Sonntag, den 2. Oktober fuhr Tholuck, von Potsdam kommend, wieder in die Thore Berlins ein, und der ihm das letzte Geleit aus der Hauptstadt gegeben hatte, sein kleiner August Schmidt, saß am Abend desselben Tages, mit seiner Liebe ihn erwärmend, wieder neben ihm im traulichen Gelehrtenstüblein und suchte in zärtlicher Freundschaft das Eis um das Herz des Geliebten zu schmelzen.

Neuntes Kapitel.

Das letzte Berliner Semester.

Es schien, als wollte sich Tholucks Leben nach seiner Rückkehr aus England ganz wieder in der alten Weise gestalten. Die Freunde schlossen sich ihm aufs neue an; die Donnerstagabende, deren Leitung trotz ergangener Bitten Hengstenberg während der Abwesenheit Tholucks nicht hatte übernehmen wollen, weil sie diesem „ganz und gar auf den Leib zugeschnitten" wären, wurden wieder eingerichtet — bald waren es über zwanzig Jünglinge, die sich sammelten. —; der Baron Kottwitz umschloß sein Schmerzenskind mit der alten Liebe. Am 24. Oktober begannen die Vorlesungen: Tholuck trug Dogmatik, messianische Weissagungen und Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert vor. Auch die wissenschaftlichen Früchte der langen Reise begann er einzuheimsen und schrieb „nach so langer Entbehrung unter angenehmen Eindrücken" an seiner Arbeit über „die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients". Am 30. Oktober bestieg er auch wieder die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche und predigte über den Text Luk. 13, 28: „Ringet danach, daß ihr eingehet durch die enge Pforte" u. s. w., ohne jedoch seinen Reiseintentionen entsprechend auf die Niederschrift zu verzichten: unter den gedruckten „Zehn Predigten" von Tholuck (Berlin 1829) steht diese am 22. Trinitatissonntage gehaltene an erster Stelle.

Indessen noch an demselben Sonntage gelangte ein Ruf an ihn, der ihm dieses Wintersemester zum unruhigsten und fast schwersten seines ganzen Lebens machen sollte, da trotz zeitweiliger Besserung auch der leibliche Druck und die damit zu-

sammenhangende *tiefe* geistliche Depression mit Zentnerschwere auf ihm lastete und die näheren Freunde nur mit tiefem Mitleiden auf ihn schauen machte. Am Abend des 30. Oktobers trat der Geheime Ober-Regierungsrat Schulze bei Tholuck ein, um ihm im Auftrage des Ministers die Frage vorzulegen, ob er einen an ihn ergehenden Ruf nach Halle an die Stelle des soeben am 14. Oktober daselbst verstorbenen Knapp annehmen würde oder nicht.

Welch eine Aussicht! Halle war allerdings, wie Tholuck in London richtig gesagt hatte, dazumal der wissenschaftliche Herd des Rationalismus. Der einzige Vertreter „einer konsequenten, zwar keineswegs kirchlich strengen, doch biblisch offenbarungsgläubigen Überzeugung", wie Tholuck selbst berichtet (Herzog Real-Encykl. s. v. Knapp) war der selige Knapp gewesen, ein Mann so milde und sanft, aber auch so kampfesscheu und friedselig, daß er mit allen seinen Kollegen, selbst seinerzeit mit dem Lästerer Bahrdt, trotz aller Differenzen in der religiösen Überzeugung im besten Einvernehmen stand. Auch die Darmstädter Kirchenzeitung meldete seinen Tod mit dem rühmenden Zeugnisse, daß seine „gründliche Gelehrsamkeit, wie seine von aller Schwärmei entfernte Religiosität und christliche Duldsamkeit gegen Andersdenkende bei seinen zahlreichen Verehrern stets in gerechtem Andenken bleiben werde".

Und an die Stelle dieses stillen, ehrwürdigen Seniors der Halleschen Fakultät sollte der jugendfeurige, aufschäumende Tholuck treten, der noch vor kurzem in seiner „Stimme wider die Theaterlust" sich kühn auf den Standpunkt des alten, engen Pietismus gestellt hatte und die Kollegen in Halle mit einem schonungslosen Vernichtungskampfe bedrohte? — Ach, Gott hat dem sich selber gürtenden Simon in diesem Winter die Hände gebunden und festgeschnürt, so daß er sich zuletzt demütig, fast willenlos führen ließ, wohin der Herr wollte. Er hat bei sich selbst in solche Tiefen des Unglaubens schauen, den drohenden Gefahren eines wissenschaftlichen Atheismus und praktischer völliger Religionslosigkeit so furchtbar nahe ins Auge blicken müssen, daß er schließlich in allen wissenschaftlichen und praktischen Verirrungen Erbarmen zu haben lernte und gebrochen, vernichtet, nur auf Gott und seine Hilfe geworfen in das neue

Arbeitsfeld übersiedelte, das zu schwerem Kampfe, aber auch zu reichem Siege ihm winkte.

Am 3. November richtete Tholuck an den Geheimen Oberregierungsrat Schulze, wie verabredet war, folgende schriftliche Erwiderung [1]):

„Ew. Hochwohlgeboren gebe ich mir die Ehre, in bezug auf den mir durch Hochdieselben gewordenen Antrag Eines Hohen Ministerii, in das durch Hinscheiden des sel. Dr. Knapp erledigte Professorat in Halle einzutreten, folgendes zu erwidern, nachdem ich ernsthaft diese wichtige Angelegenheit erwogen."

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Hochwohlgeboren mündlich auszusprechen, wie eine feste Anstellung hier in Berlin der höchste meiner Wünsche ist.*) Nach nochmaliger Erwägung kann ich nur eben dieses wiederholen. Allerdings würde ich, außer Berlin, keine Universität wissen, an der ich, um der damit verbundenen Wirksamkeit willen, so gern angestellt zu werden wünschte, als Halle. Nachdem ich nun aber durch neunjährigen Aufenthalt mit so vielen Banden an Berlin gekettet bin, kann ich es nur mit so großer Verleugnung verlassen, daß ich selbst eine Beförderung an hiesiger Universität, ohne Gehaltserhöhung für die erste Zeit, einer auswärtigen Anstellung vorziehen würde."

„Dessenungeachtet kann ich auf der andern Seite auch nicht geradezu den mir gewordenen ehrenvollen Antrag ablehnen. Falls Ein Hohes Ministerium dafür hält, daß den Bedürfnissen jener Stelle einigermaßen durch mich genuggethan werden könne, so bin ich bereit, mein eigenes Verlangen der Verfügung eines von mir mit ungeheuchelter Anhänglichkeit verehrten Ministerii und dem Besten der Sache aufzuopfern. In diesem Falle würde ich mir nur noch erlauben, einige angelegentliche Wünsche auszusprechen. Erstens. Ein Hohes Ministerium hat 800 Thlr. als Gehalt dieses Professorats ausgesetzt. Da ich

*) Die Berliner theologische Fakultät muß schon im Beginn des Jahres 1825 bei dem Minister die Frage angeregt haben, ob nicht an Tholuck eine ordentliche Professur in Berlin verliehen werden könnte. Am 8. Febr. 1825 erwiderte der Minister (U. A. $\frac{19338}{2938}$), daß er erst das Ergebnis der englischen Reise abwarten wolle.

von meinem Einkommen Mitteilungen an bedürftige Glieder meiner Familie machen muß, so würde ich mit meinem gegenwärtigen Gehalt mich nicht in Berlin erhalten können, wenn ich nicht noch gegen 300 Thlr. anderweitige Emolumente hätte. Diese sind jedoch an Berlin geknüpft, und dürfte ich sie bei meinem Abgange ganz oder zum Teil verlieren. Ein Hohes Ministerium wird mir daher die unterthänige Bitte zu gute halten, mich nach Verlauf von etwa zwei Jahren in das Gehalt meines Vorgängers eintreten zu lassen."

„Zweitens. Es scheint sehr wünschenswert, daß nicht nur vom Katheder, sondern auch von der Kanzel herab auf die Studierenden kräftig gewirkt werde, zumal da die Roheit und der zügellose Leichtsinn vieler Hallischer Theologen ihnen fast den Sinn für wissenschaftlichere, geistigere Auffassungen raubt. Auch würde mir in jener Stadt, wo mir viele anregende Berührungen entgehen, es persönliches Interesse sein, mich durch die Predigt aufzufrischen. Eine Stelle in der Stadt möchte ich jedoch, auch wenn sich eine aufthun sollte, nicht annehmen, da dies mich von der Wissenschaft zu sehr entfernen dürfte. Daher ersuche ich Ein Hohes Ministerium, wenn es irgend angeht, mich zum zweiten Universitätsprediger zu ernennen. Ich wünsche dadurch zu erhalten, auf eine legale Weise, etwa alle drei Wochen einmal Herrn Marks ablösen zu dürfen. Auf Gehalt mache ich keinen Anspruch, da mir nur um die Wirksamkeit dabei zu thun ist."

„Drittens. Da ich die Hallische Universitätsbibliothek aus eigner Ansicht kenne, so weiß ich, daß sie mangelhafter als die Berliner besetzt ist. Ich würde daher ergebenst bitten, mir auf einem Wege, auf dem ich vor Weitläufigkeiten und Schikanen gesichert wäre, es möglich zu machen, aus der hiesigen Bibliothek gedruckte Bücher und nötigenfalls auch Handschriften nach Halle geschickt zu erhalten."

„Daß Ein Hohes Ministerium, im Fall in jenem neuen Bestimmngsorte mir irgend etwas mit unüberwindlichem Druck entgegenträte, bereit sein würde, wo es sich thun läßt, Unterstützung angedeihen zu lassen, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen."

„Ew. Hochwohlgeboren werden die Gewogenheit haben, diese meine Erklärung zur Kenntnis Sr. Exzellenz des Herrn Ministers zu bringen und werde ich mir die Freiheit ausbitten, im Laufe der nächsten Wochen von Ew. Hochwohlgeboren mich unterrichten zu lassen, welches Sr. Exzellenz huldreicher Beschluß in dieser Angelegenheit gewesen sein wird."

„Mit der Versicherung ꝛc."

Auf die im Anfange dieses Schreibens ausgesprochene Erklärung Tholucks, daß er am liebsten in Berlin bliebe, nahm der Minister v. Altenstein keine ernstlichere Rücksicht, berichtete vielmehr schon am 11. November (U. 17627) an den König folgendermaßen:

„Durch das im vorigen Monate erfolgte Ableben des Konsistorialrat Dr. Knapp in Halle ist in der dortigen theologischen Fakultät eine ordentliche Professur erledigt worden, deren baldige Wiederbesetzung um so notwendiger ist, je höher der Verlust angeschlagen werden muß, welchen diese Fakultät durch den Tod eines ihrer ältesten, in allen Beziehungen überaus würdigen und darum mit Recht im In- und Auslande hochgeehrten Mitgliedes erlitten hat."

„Von allen evangelischen theologischen Fakultäten Deutschlands ist die in Halle fortwährend am zahlreichsten besucht; sie zählt gegenwärtig wohl 700 Studierende, und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit erwarten, daß diese Frequenz noch wachsen wird, wenn zum Nachfolger des verstorbenen Knapp ein Mann bestimmt wird, welcher eine gediegene theologische Gelehrsamkeit mit einer gründlichen dogmatischen Überzeugung, einem lebendigen Eifer für die evangelische Kirche und ihre Lehren und einer sich in seinem Leben unzweideutig aussprechenden frommen Richtung verbindet. Einen solchen Mann glaube ich in dem außerordentlichen Professor und Lizentiaten der Theologie Tholuck zu erkennen, welcher seit mehreren Jahren bei der hiesigen theologischen Fakultät mit entschiedenem Beifall und glücklichem Erfolge über verschiedene Zweige der Theologie Vorlesungen gehalten und sowohl in diesen, als auch in seinen gelehrten Schriften, unter welchen ich nur seine Auslegung des Briefes Pauli an die Römer als die gelungenste und ergreifendste allerunterthänigst anzuführen mir erlaube, auf eine überzeugende

Weise gezeigt hat, daß es ihm ein wahrer Ernst ist um gründliche Erforschung und lebendige Verbreitung der reinen evangelischen Lehre, und daß er, obwohl noch jung an Jahren, dennoch einen schon gereiften Geist, eine gediegenene und ausgebreitete theologische Gelehrsamkeit und die erforderliche Festigkeit im Glauben und Besonnenheit im Handeln besitzt, um das ebenso schwierige als einflußreiche Amt eines ordentlichen Professors der Gottesgelahrtheit nach den landesväterlichen Absichten Eurer Königlichen Majestät und zum wahren Gedeihen der evangelischen Kirche auch in dieser Zeit allgemeiner religiöser Bewegung verwalten zu können. Obwohl der pp. Tholuck vorziehen würde, an der hiesigen Universität eine feste Anstellung zu erhalten und seine bisherige verdienstliche Wirksamkeit fortzusetzen, so hat er sich dennoch, seiner bescheidenen Denk- und Handlungsweise gemäß, bereit erklärt, seine persönlichen Wünsche höheren Forderungen unterordnen, einem Rufe an die Universität in Halle folgen und dort, was mir bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der dortigen theologischen Fakultät besonders zweckmäßig erscheint, den Vortrag der Dogmatik, der christlichen Sittenlehre, der Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften und der Exegese des Neuen Testamentes vorzugsweise übernehmen zu wollen. Ew. Königliche Majestät bitte ich daher ehrfurchtsvollst,

> den außerordentlichen Prof. lic. Tholuck zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät zu Halle Allergnädigst zu ernennen und ihm in dieser Eigenschaft eine jährliche Besoldung von 800 Thlr. aus den hiezu disponiblen Fonds der Universität in Halle huldreichst zu bewilligen.
>
> v. Altenstein."

Bereits aber sammelten sich die Sturmwolken, welche die Berufung Tholucks nach Halle ernstlich bedrohen zu wollen schienen.

Am 16. Oktober 1825 hatte die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung in der Sonntagsbeilage zu ihrer Nr. 138 aus dem Missionary Register eine Übersetzung der Rede Tholucks mitgeteilt, welche dieser in der Londoner Continental Society gehalten, und die wir im vorigen Kapitel abgedruckt haben. Die Überschrift zu dieser nur ganz kurz historisch eingeleiteten Rede

lautete in der Kirchenzeitung: „Verläſterung Deutſchlands im Auslande durch Deutſche.“ Als Motto war der Nummer das Wort von Chr. M. Pauli beigegeben: „Eine frömmelnde Heilandsliebe mindert die Menſchenliebe.“

Dieſer Artikel, auf den auch Stier in ſeinem oben mitgeteilten Briefe anſpielte, wirbelte dichten Staub auf und veranlaßte eine Anzahl von ſcharfen Angriffen gegen Tholuck in der Kirchenzeitung.

Am 16. November ſah ſich nun der Königliche Außerordentliche Regierungsbevollmächtigte der Univerſität Halle, Vizeberghauptmann v. Witzleben, veranlaßt, unter Einſendung der betreffenden Kirchenzeitungsnummer an den Miniſter folgende Eingabe zu richten:

„Wenn es ſchon einige Beſorgnis in der Stille erweckt haben mochte, als vor wenigen Tagen die erfolgte Ernennung *) des Profeſſor Tholuck zum ordentlichen Profeſſor der Theologie auf der hieſigen Univerſität dadurch unerwartet und öffentlich bekannt wurde, daß derſelbe den hieſigen Privatdozenten Dr. Guericke beauftragt hatte, ihm von Oſtern k. J. an ein Quartier zu mieten, ſo mußte dagegen ganz natürlich dieſe Beſorgnis bis auf einen hohen Grad geſteigert, laut und ſogar bedenklich werden, als geſtern (?) das anliegende Stück der Kirchenzeitung ausgegeben wurde, inhalts deſſen der pp. Tholuck zu London die hieſige Univerſität für den Sitz des Unglaubens erklärt und ſich ſonſt unwahr und verleumdend geäußert haben ſoll.“

„Unerläßlich fühle ich mich verpflichtet, dieſes Einem Kgl. Miniſterio der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten ſofort ganz gehorſamſt anzuzeigen und dabei folgendes ehrerbietigſt zu bemerken: Es iſt nicht zu glauben, daß ſich der pp. Tholuck ſolche Urteile erlaubt haben ſollte, da er ſonſt den Ruf hierher unmöglich angenommen und mit ihm eine höchſt bedenkliche Stellung übernommen haben würde; und es dürfte daher dringend nötig ſein, daß er den betreffenden Aufſatz in der Kirchenzeitung ſo ſchleunig als nur möglich für eine Lüge und Verleumdung öffentlich erkläre und auf dieſe Weiſe die

*) Die königliche Ernennung wurde faktiſch erſt am 17. Nov. 1825 vollzogen.

hier dadurch allgemein veranlaßte bedenkliche Aufreizung, geweckte Besorgnis und tiefgefühlte Kränkung gründlich beseitige. Sollte sich aber unerwartet der pp. Tholuck wirklich so haben ausdrücken können, wie es in der Kirchenzeitung enthalten ist, so ist, wie ich es ehrerbietig zu versichern für meine heilige Pflicht halte, von dessen Anstellung auf der hiesigen Universität für die Religion und für das Studium der Theologie kein gesegneter Erfolg, sondern es sind vielmehr nur Ärgernis gebende Auftritte und die größten Nachteile zu erwarten, wenn sich dann unabwendbar statt der bisher so wohlthätig gewirkten, von der echten und wahren Religion sogar gebotenen Duldung und Eintracht — durch welche sich die hiesige theologische Fakultät bisher so rühmlich ausgezeichnet hat — das Gegenteil in Wort und Schrift äußern wird."

In der That nahm Tholuck die Gewißheit seiner demnächstigen Berufung nach Halle als so unbezweifelbar an, daß er schon Anfangs November Guericke um die Besorgung einer Wohnung gebeten hatte. Guericke hatte in der Freude seines Herzens den nächsten Bekannten davon Mitteilung gemacht, und bald wußte ganz Halle das schreckliche Geheimnis. Die Aufregung der Fakultät war eine ungeheure; in den Vorlesungen konnte — nach einer brieflichen Notiz Guerickes vom 21. November — der Name Tholucks nicht genannt werden, ohne daß die Studenten ihren lauten Unwillen zu erkennen gaben.

Der erbittertste Gegner des zu Berufenden in der Fakultät war der Direktor der Franckeschen Stiftungen, Oberkonsistorialrat Dr. August Hermann Niemeyer, der 1808—1815 unter Jérome Kanzler der Universität gewesen war. Erst vor kurzem war die in der That mißverständliche Verfügung des Ministers v. Altenstein vom 24. Oktober 1825 über „Mystizismus, Pietismus und Separatismus" erschienen, welche die Kirchenzeitung später mit dem Motto Tiedges abdruckte: „Nein, keine Finsternis soll Gottes Reich umnachten!" (1826, Nr. 12.) Die Tendenz der aus Beckedorffs Feder stammenden, in Wirklichkeit nur gegen ungesunde Auswüchse gerichteten Verfügung war so wenig deutlich, daß ihr Verfasser selbst sie bald darauf näher erläutern mußte.[2]) Dr. Niemeyer aber glaubte in diesem ministeriellen Erlasse einen bestimmten Anhalt für seine

Anschauungen zu finden und veranlaßte die theologische Fakultät unter ausdrücklicher Hinzuziehung auch der außerordentlichen Professoren — ein ganz ungewöhnlicher Schritt —, zu einem gemeinsamen Proteste gegen die Berufung Tholucks zusammenzutreten. Selbst Thilo, Knapps Schwiegersohn, und der milde Marks gaben ihre Unterschrift dazu her.

Die Eingabe datiert vom 21. November 1825. v. Witzleben reichte sie unter dem 21. November mit den Worten bei dem Minister ein: „Ew. Exzellenz unmittelbar auch die an mich zur Beförderung abgegebene gehorsamste Vorstellung der theologischen Fakultät den Prof. Tholuck betreffend in der Anlage ehrerbietigst zu überreichen, halte ich für meine Pflicht und den Verhältnissen angemessen; indem ich dabei mich nur auf meinen in gleicher Angelegenheit unterm 16. d. ganz gehorsamst erstatteten Bericht beziehen kann."

Die Vorstellung der Fakultät ist von der Hand des jüngeren Niemeyer geschrieben und hat folgenden Wortlaut.

„Der theologischen Fakultät ganz gehorsamster Bericht über eine sie betreffende harte Anklage des Herrn Professor Tholuck und deren zu besorgende Folgen."

„Ew. Exzellenz fühlen sich die unterzeichneten Lehrer der Theologie auf hiesiger Universität gedrungen, über einen nach ihrer Überzeugung höchst wichtigen Gegenstand folgende ehrerbietige Vorstellung zu übergeben."

„Aus dem 138. Stück der Allgemeinen Kirchenzeitung geht unwidersprechlich hervor, daß Herr Professor Tholuck, welcher bei dem Aufenthalt in England in einer öffentlichen Versammlung der Continental Society mehrere Reden gehalten, in einer derselben nicht nur im allgemeinen den religiösen Zustand des Festlandes als höchst traurig und gefährlich, sondern namentlich die Universität Halle als den eigentlichen Sitz des Unglaubens geschildert und die vielen Hunderte beklagt hat, welche von ihren Lehrern von der Wahrheit abgeleitet und so für den Dienst der Kirche unbrauchbar gemacht würden."

„Ganz unerwartet war uns dies nicht, da ein in diesem Sommer hier durchreisender Missionar jener Sozietät, zufolge der von ihm gehörten Rede, mit einer sehr nachteiligen Meinung von Halle hier angekommen war. Jetzt aber ist sie in einer

ebenfalls in England sehr verbreiteten Zeitschrift (Missionary Register, July) mit dem Namen des Redners im Druck erschienen; und der Inhalt derselben wird im Auszuge, sofern er gerade unsre Universität betrifft, nun durch die Allgemeine Kirchenzeitung in ganz Deutschland zur Kenntnis gebracht."

„Ew. Exzellenz brauchen wir nicht zu sagen, welchen schmerzlichen Eindruck dies auf uns gemacht hat. Solange wir das Glück genießen, in Hochdenenselben unsern Chef zu verehren, haben Sie unsern Bemühungen und Arbeiten stets so volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns durch Ihren so belohnenden Beifall aufgemuntert. Sie haben es bei mehreren Gelegenheiten auch dem Charakter und dem Zweck einer Universität angemessen gefunden, daß die verschiedensten Ansichten und Lehrformen sich darauf frei bewegen dürfen. Um so weniger wird es gegen Ew. Exzellenz einer Verteidigung gegen eine öffentliche Anklage bedürfen, die ja selbst das Unterrichtswesen in dem Preußischen Staat so sehr in Schatten stellt, und von manchen Eltern als eine Warnungsanzeige betrachtet werden kann, uns ihre Söhne anzuvertrauen."

„Jeder von uns ist sich vor Gott und seinem Gewissen bewußt, daß er nach seiner besten Überzeugung es sich bisher hat angelegen sein lassen, wahre Ehrfurcht gegen das Christentum und seinen heiligen Stifter in Vorträgen und Schriften zu wecken, und Zuhörer und Leser ebensosehr vor dem Unglauben und Leichtsinn, als vor der offenbar in unsrer Zeit überhand nehmenden Schwärmerei exaltierter Köpfe, durch eine haltbare Schriftauslegung und eine stets ernste Behandlung der dunklen und zweifelhaften Materien zu bewahren; vor allem aber, was doch die Hauptsache bleibt, ungeheuchelte, durch Sittlichkeit sich bewährende Frömmigkeit ihnen als die edelste Frucht alles Wissens und alles Forschens in der Schrift anzupreisen. Die Lehrmethode, wie einzelne Vorstellungs- und Beweisarten können verschiedene gewesen sein, wie sie es von je her in der Kirche gewesen sind. Daß aber weder ein trostloser Unglaube, dessen Sitz, nach Herrn Professor Tholucks dreister Behauptung, gerade unser Halle sein soll, noch praktische Irreligiosität hier herrschender als in vorigen Zeiten geworden, davon ist die Gesinnung und der Wandel so vieler trefflicher Jünglinge, der

Ernst im Studieren, der gleiche Eifer in praktischen als wissenschaftlichen Vorlesungen der beste Beweis. Daneben hat die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst gegen frühere Zeiten offenbar zugenommen; was um so erfreulicher ist, da sie nicht durch Vorträge hochtönender oder enthusiastischer Kanzelredner und Eiferer, sondern durch Männer von klarem und ruhigem Geist und eignem warmen Interesse an dem, was sie lehren, angeregt und erhalten wird."

„Dies Zeugnis würde unser verewigter Senior Dr. Knapp gewiß selbst hier ebenso freudig, als bei den Hinrichsschen Händeln, ablegen, wenn sein Tod ihm nicht auch diese Kränkung der von ihm so geliebten hohen Schule erspart hätte, dessen 50jährige, so wohlthätige und doch wohl von Herrn Professor Tholuck selbst anerkannte Wirksamkeit dieser nicht einmal zu erwähnen der Mühe wert gehalten hat."

„Hiernach dürfen wir zwar wohl berechtigt sein zu glauben, vom Herrn Professor Tholuck eine öffentliche Mißbilligung seines Verfahrens, eine, wie er selbst sagt, für die preußischen Staaten so vorzüglich wichtige Universität in ein nachteiliges Licht gestellt zu haben, zu fordern. .Da wir indes bei einer guten Sache und dem großen Vertrauen, das Halle im Publikum genießt, voraussehen, daß der Ankläger mehr sich als den Angeklagten geschadet haben werde, so begnügen wir uns, bloß das Gefühl unsrer tiefen Kränkung, bei dem Bewußtsein, treu unsrer Pflicht und unserm Beruf gelebt und nicht ohne Nutzen und Segen gewirkt zu haben, vor Ew. Exzellenz laut werden zu lassen; ohne jedoch der Sache noch mehr Publizität geben zu wollen."

„Selbst mit dieser ehrerbietigen Vorstellung würden wir vielleicht Hochdieselben kaum behelligt haben, wenn uns nicht auf indirektem Wege die Nachricht zugekommen wäre, daß der Herr Professor Tholuck zum Lehrer der Theologie auf unsrer Universität bestimmt sei."

„Wir verkennen keineswegs die Kenntnisse, welche sich derselbe in mehreren Fächern erworben hat; noch weniger werfen wir uns zu Richtern seiner theologischen Ansichten auf, wenn wir gleich mit seinem in jener Rede ausgesprochenen Urteile über die von der Königl. Regierung selbst so gemißbilligten

fanatiſchen Bewegungen in Pommern, ſowie über den unruhigen Dr. Valenti in Weimar keineswegs übereinſtimmen können; auch bedenklich finden müſſen, junge Leute, die ſo leicht exaltiert ſind, gewiſſermaßen aufzurufen, Luthers und Calvins für unſre Zeit zu werden. Auch ſind wir weit entfernt, die Beſchlüſſe Eines Hohen Miniſterii, deren Gründe wir nicht kennen, meiſtern zu wollen. Glaubt Hochdasſelbe, daß von uns allen keiner die evangeliſche Kirchenlehre rein vorzutragen geeignet ſei, was wir allerdings ſchmerzlich bedauern müßten, ſo würden wir einen gelehrten, ruhigen und friedfertigen Mann mit eben der Achtung und Liebe aufnehmen, mit welcher wir unſerm vollendeten Senior, der dieſes alles in ſich vereinigte, ergeben waren."

„Aber Ew. Exzellenz wollen uns erlauben, ebenſo freimütig zu erklären, daß wir einem Manne, der beinahe feindſelig gegen Halle und mehrere unter den Profeſſoren von unſrer Fakultät in England aufgetreten, und deſſen Anklage nun ſchon in Deutſchland einen ſehr allgemeinen Unwillen erregt, unmöglich mit dem Vertrauen und der Kollegialität entgegenkommen können, welche unſre Fakultät bisher vor allen andren ausgezeichnet hat. Und wenngleich von unſrer Seite gewiß alles vermieden werden würde, was Streit veranlaſſen oder auch nur den Schein erwiderter Kränkung haben könnte, ſo dürfen wir doch Ew. Exzellenz nicht verſchweigen, daß die Hierherverpflanzung dieſes erklärten Gegners unſre Univerſität ſehr leicht, da man unwürdig Verunglimpften nicht wehren oder verdenken kann, ſich zu verteidigen, zu einem Schauplatz und Herd ärgerlicher Streitigkeiten machen könne; wobei wahre Religioſität und Wiſſenſchaft ſelten gewonnen, und manche Univerſitäten ſelbſt an Ruf und Achtung verloren haben; wie denn auch für Ew. Exzellenz nach Ihrer Geſinnung und Denkart daraus nur ſchmerzliche Empfindungen hervorgehen würden, welche jeder, der Sie ſo anerkennt und innig verehrt als wir, Hochdenenſelben erſparen möchte."

„Kaum, ſollten wir denken, werde Herr Profeſſor Tholuck bei ruhiger Überdenkung ſeiner aufs mindeſte geſagt großen Übereilung ſich dieſe möglichen Folgen verbergen können, und vielleicht ſelbſt Bedenken tragen, unter ſolchen Umſtänden gerade

hier ein öffentliches Lehramt zu übernehmen, das er in jedem andern Kreise ruhiger und nützlicher führen wird."

„Unser Gewissen hat uns gedrungen, Ew. Exzellenz diese unsre Besorgnisse nicht zu verhehlen, und bescheiden wir uns übrigens, den davon zu machenden Gebrauch Hochdero weisem Ermessen vertrauensvoll überlassen zu müssen."

„Die theologische Fakultät der vereinten Universität Halle-Wittenberg.

(gez.) Niemeyer. Weber. Wegscheider. Gesenius. Vater. Thilo.

Die außerordentlichen Professoren der Fakultät. Stange. Wagnitz. B. A. Marks."

Auch die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung führte den Kampf weiter. Wenngleich eine vereinzelte Stimme für die Richtigkeit der Tholuckschen Behauptungen sich hören ließ, so wurde sie doch durch das laute Geschrei der Gegner übertönt. Im 171. Stück wurde eine „psychologische Erklärung" der „unwürdigen Verleumdungen" versucht. Da hieß es: „Bei den Konventikelmännern, Momiers, Krüdnerianern kommen solche Lästerungen oft vor. Verfasser findet es gar nicht auffallend, daß ein junger Mann, der bis zu seinem achtzehnten Jahre Handwerker war und dann erst zu den Wissenschaften überging, bei einseitiger philologischer, historischer und philosophischer Bildung, von neumodigem, selbst neuorientalischem Mystizismus bestrickt, auch zu höchst einseitigen Ansichten von Theologie überhaupt gelangen konnte. Wie aber ein solcher, selbst Lehrer der Theologie, ohne die gelästerte Universität zu kennen, als Neuerweckter und Inspirierter, mit unchristlicher Lieblosigkeit und grober Anmaßung über dieselbe, sowie über die achtbarsten dortigen Gelehrten und deren Leistungen den Stab brechen, selbst sich zu der Einbildung, einen neuen Luther oder Calvin hergeben zu können, verirren konnte, bleibt allerdings eine sehr auffallende Empfehlung der neuen, alleinseligmachenden Theologie, die es sich sogar zum Geschäfte macht, die aufrührerischen Umtriebe der Erweckten in Pommern und das gegen Gesetz und Obrigkeit widersetzliche Betragen des bekannten Landstreichers Valenti als erfreuliche Zeichen eines neuerwachten christlich-religiösen Sinnes zu lobpreisen."

Es läßt sich denken, wie Tholuck selbst durch alle diese Äußerungen beunruhigt und erregt wurde. Sein körperlicher Zustand drückte ihn nieder; er hustete wieder öfters Blut; gleichzeitig dachte er daran, einen Hausstand zu gründen und that die ersten Schritte zu einer Verlobung, bei der er, wie wir sehen werden, aus den inneren Kämpfen nicht herauskam. Dazu trat nun diese Anfechtung, die ihm sehr ernstliche Besorgnis bereitete. „Nun ist wieder einmal die Zeit," schreibt er im Tagebuche am 22. November, „wo alles mit Haufen kommt, wo's biegen oder brechen muß. Das sind die wahren Gottesstunden! Was ist der schlimmste Fall? Abgesetzt! Doch ist dies unwahrscheinlich — aber als Extraordinarius ohne Beförderung gelassen in Verachtung und Hohn. Sollte das so schwer zu ertragen sein, wenn man's mit dem Herrn erträgt?" Am meisten fürchtete Tholuck einen Prozeß oder eine diplomatische Anklage von Weimar her, dessen Landesgesetze er ja allerdings in einem bedenklichen Lichte hatte erscheinen lassen. Nur war auch hier das thatsächliche Recht auf seiner Seite, denn der Großherzog hatte ein für die Stadt Jena vor hundert Jahren erlassenes Gesetz vom 26. Juni 1714 erneuert und auf das ganze Land ausgedehnt, das wir zur Charakteristik der Zeit und behufs Beurteilung der Tholuckschen Rede hier mitteilen wollen: „Es werden alle bisher eingerissenen heimlichen Zusammenkünfte und unter dem Vorwande gemeiner Erbauung und besserer Beförderung des Christentums angestellte, so unbefugte als gefährliche Betstunden und Conventicula, worinnen die heilige Schrift leichtlich nach eignem Gutachten ausgelegt, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung, Gnade und Werke, Glaube und Liebe u. s. w. untereinandergemenget und also der rechte evangelische Glaubensgrund aus seiner Heilsordnung angefochten, auch zugleich verdächtige Bücher und chiliastische Lieder heimlich ausgeteilet, rekommandieret, und dadurch, wie die betrübten Exempel bisher es genugsam erwiesen, noch mehrere verbotene Zusammenkünfte veranlasset und das heilige Predigtamt desto verächtlicher gemacht worden, in der Stadt Jena gänzlich kassieret und aufs kräftigste verboten. Es sollen dahero alle, die solche Versammlungen hinkünftig halten oder in ihren Häusern, ohne geschehene Anzeige bei dem Konsistorio oder welt-

licher Obrigkeit, wissentlich dulden oder sonst Unterschleif mit verdächtigem Informieren der Kinder gestatten, als auch diejenigen, so selbige besuchen, mit einer empfindlichen Geld- oder anderen Strafe, ohne Ansehen der Person beleget, auch bei anhaltender Kontravention und bezeugtem Ungehorsam, als mutwillige Übertreter dieser Verordnung mit noch weit höherer Pön angesehen werden. Wobei aber einem jeden in seinem Hause freigelassen bleibt, nebst fleißiger Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes und dabei angeordneten Betstunden, für sich und seine eignen und seine Familie konstituierenden Hausgenossen, jedoch ohne Zuziehung fremder, zu seiner Familie nicht gehörigen Personen, solches geschehe auch unter welchem Prätext es wolle, seine Privatandacht zu haben, wobei aber verdächtige Gesang- und andere Bücher wegzulassen. „[3])

Gleich nach der ersten Eingabe Witzlebens forderte der Minister eine Erklärung Tholucks über die in der Kirchenzeitung abgedruckte Rede. Dieselbe erfolgte schriftlich am 22. November. Tholuck betonte darin, daß er in jener Rede gleich vor den Hörern die Unvollkommenheit seiner Mitteilungen hervorgehoben und auf eine demnächst von ihm zu erwartende Broschüre über die religiösen Zustände Deutschlands hingewiesen habe. Nur durch seine Erkrankung in Oxford sei er an der Abfassung dieser Arbeit verhindert worden; das wesentlichste wolle er indessen in einem deutschen Blatte, am besten in der Allg. Kirchenzeitung selbst, noch jetzt abdrucken lassen. Daß er übrigens kein Fanatiker sei und zwischen Sache und Person wohl zu unterscheiden wisse, das bezeugen einerseits seine sämtlichen Schriften, in welchen sich — wenn die erste Gelegenheitsschrift ausgenommen würde — kaum vier Stellen mit namentlichen Angriffen auf neuere Rationalisten fänden; anderseits seine etwas nähere Bekanntschaft mit Gesenius, Vater und Thilo, die er aufrichtig achte und schätze, wie er auch mit Wegscheider und Niemeyer den persönlichen Umgang gern pflegen werde.

Inzwischen erhielt er aber von Guericke die Nachricht von dem feindseligen Schritte der Fakultät, und sofort ließ er dem ersten Schreiben an Schulze (dem dieser bei der Einsendung an den Minister die Marginalbemerkung zugefügt hatte, „würdig und gut") ein zweites datumloses folgen, dem der Geh.

Ober-Regierungsrat für v. Altenstein wieder eine Notiz an den Rand setzte: „Zeugt von des Verfassers Reinheit und der sich bewußten Kraft einer würdigen Haltung. Sein Entschluß löblich und achtbar.“ Dieses Schreiben (Nr. 18855 in den betr. Ministerialakten) lautet:

„Verehrtester Herr Geheimrat!

„Eine neuere Nachricht aus Halle berichtet mir, daß die Fakultät auf Herrn Niemeyers Betrieb förmlich an das Hohe Ministerium sich gewandt, um meine Anstellung zu verhindern. Zugleich wird mir gemeldet, wie nun, nachdem der sel. Knapp auch abgetreten, die Wut der rationalistischen Gesinnung keine Grenzen kennt. Selbst in den Vorlesungen des so ganz leise auftretenden Prof. Marks haben die rationalistischen Studenten kürzlich einen Tumult veranlaßt. Unter diesen Umständen scheint es denn, daß ich einem Heer von Kränkungen entgegengehen würde, und daß ich nichts mehr als die Aufhebung meiner Bestimmung wünschen müßte. Zumal da, wie mich dünkt, diese Sache ohne Beeinträchtigung des über mich an den König gelangten Berichts sich beilegen ließe, wenn Sr. Majestät angezeigt wird, wie die entschieden rationalistische Gesinnung der Fakultät sie einmütig gegen mich stimme, und deshalb ratsamer sei, die mir bestimmte Stelle Herrn Bleek und die seinige mir zuzuteilen. Indes muß ich Ihnen gestehen, während ich bisher nur mit unentschiedenem Mute mich nach Halle dachte, hat nun diese Opposition mich entschieden gemacht. Die Feindschaft gegen das Bessere ist doch so groß, daß ich willig mich als Opfer liefere, wenn ich dadurch etwas Gutes bezwecken kann. Und da die so ganz feindselige Gesinnung so in Masse und so entschieden hervortritt, so muß ich glauben, daß Ein Hohes Ministerium sich um so mehr aufgefordert fühlen wird, durchzugreifen. Wie sehr ich nun um meiner selbst willen Ursache habe, es nicht zu wünschen, desto lebhafter erflehe ich es für das Beste der Sache des Glaubens. Um so mehr, da ich, trotz aller geäußerten Feindseligkeit, doch überzeugt bin, es wird nicht zu den Extremen kommen, welche die Fakultät befürchtet. Sie kennt mich nicht. Sie denkt sich unter meinem Eifer nur menschliche Leidenschaft, mit der dann freilich auch andre üble Früchte Hand in Hand gehen. Ich bin aber so sicher, daß die Fakultät, wenn ich erst da bin, ihre

Befürchtungen ändert, daß ich selbst auf Probe hingehen würde, und mir, wenn wirklich Extreme vorkämen, meine Abrufung gefallen lassen würde. Überdies höre ich, daß die andern Professoren auch gar nicht so widerwärtig gesinnt sind, sondern nur durch des Kanzlers Vorschlag dahin gebracht. Eben weil ich jetzt fühle, daß ich nicht in meiner eignen Sache spreche, sondern in Gottes Sache, bitte ich Sie, Herr Geheimerat, wirken Sie mit, daß etwas Entscheidendes geschehe."

„Vielleicht finden Sie es angemessen, diese meine Gesinnung bei der Sache Sr. Exzellenz mitzuteilen."

Am 22. November, also ehe er von dem Schritte der Fakultät etwas wußte, schrieb Tholuck an Gesenius in Halle:

„Wertester Herr Doktor!"

„Während Ein Hohes Ministerium damit umgeht, mich in Ihre Nähe zu versetzen, höre ich, daß eine in einem Blatt der Kirchenzeitung von mir abgedruckte Rede Ihre Fakultät in Aufruhr gebracht und mit Unwillen über mich erfüllt habe. Auch ohne die nähere Beziehung, in die ich mich nunmehr zu Ihnen gesetzt sehe, wäre es mir ein Bedürfnis gewesen, mich Ihnen hierüber auszusprechen; nun kann ich es desto weniger unterlassen. Da ich mich Ihrer näheren Bekanntschaft erfreue, so erlauben Sie mir wohl, daß ich durch Sie an Ihre Herren Kollegen dasjenige gelangen lasse, was ich in dieser Hinsicht zu sagen habe."

„Inwiefern ich jene in der Kirchenzeitung mitgeteilten Worte als meine eignen ansehen kann, inwiefern nicht, darüber habe ich mich in einem Schreiben an das Hohe Ministerium erklärt, das Sie unstreitig davon in Kenntnis setzen wird, wie auch über die öffentliche Bekanntmachung, wodurch ich die mir schuldgegebene verketzerungssüchtige Einseitigkeit ablehnen muß, indem ich auch der Hallischen Fakultät diejenige Genugthuung widerfahren lasse, die billigerweise von mir verlangt werden kann."

„In diesen Zeilen wollte ich nur an Sie als einzelnen mich wenden, um den Befürchtungen zu begegnen, die gewiß mehrere von Ihnen schon vor diesem Vorfall hatten und nun noch in verstärkterem Grade haben dürften."

„Man wird sich unter mir einen fanatischen Zeloten und einen finstern Frömmler denken, welcher in feindseliger Ab-

sonderung sich von denen zurückziehen zu müssen glaubt, mit denen er in gleicher Wirksamkeit thätig zu sein berufen ist; der in einseitiger Buchstäblichkeit über jede kleine Abweichung vom Lehrbegriff Zeter schreie und durch persönliche Verunglimpfungen seinen Gegnern zu schaden suche. Auch leugne ich nicht, daß ich vor geraumer Zeit nach so einer Denkart hin mich geneigt habe. Dagegen versichere ich Sie, werter Freund, daß ich Person und Sache zu unterscheiden gelernt habe. Ich habe gelernt, in dem Rationalisten den Menschen ehren, ja den Freund lieben, wo ein edler Charakter mit jener Überzeugung verbunden ist. Mit Ihnen zwar bin ich nicht viel zusammen gewesen, doch darf ich hoffen genug, um Sie zu überzeugen, daß ich weder ein bekehrungssüchtiger Pietist, noch ein finstrer Griesgram bin. Mit Herrn Dr. Tzschirner" (in Leipzig) „war ich mehrere Wochen im Bade zusammen, wir haben ganze Tage mit einander zugebracht, wir haben auch frei und ungezwungen unsre Überzeugung ausgesprochen; und so wie ich mit herzlicher Achtung für diesen Mann geschieden bin und dies meinen Freunden ausgesprochen habe, so weiß ich, daß auch er mir freundlich zugethan ist und es seinen Freunden geäußert. Warum sollte mir nicht auch mit meinen Hallischen Kollegen ein solches Verhältnis möglich sein? Der Name Rationalist, den doch auch in Halle nur der kleinste Teil der Fakultät sich beilegen wird, ist für mich nicht so ein Popanz, wie andern der Name Mystiker. An dem Orte, wo er dazu berufen ist, spreche ein jeder seine Überzeugung aus, im Leben aber walte unter den zusammengestellten Kollegen die Freundschaftlichkeit. Sie, wertester Freund, Herrn Dr. Vater und Thilo kenne ich schon, und ich kann sagen, ich achte Sie von Herzen. Bei einer näheren Bekanntschaft werde ich dies gewiß von jedem der Fakultätsglieder sagen können. Mein Wunsch geht dahin, nicht bloß in erträglichem Verhältnisse mit Ihnen allen zu stehen, sondern in wahrhaft kollegialischem Umgange, und wenn Sie mir nur so viel Toleranz angedeihen lassen, als ich Ihnen, so wird es geschehen. Wenn ich nun diese Wünsche für unsre Privatverhältnisse hege, so ergibt sich von selbst, daß ich, bei aller Freimütigkeit, mit der ich meine Überzeugung in den Vorlesungen auszusprechen gedenke, mir doch nie eine Verunglimpfung meiner Kollegen erlauben werde.

Wenn man sich nur erst persönlich genauer kennen gelernt hätte, ich bin überzeugt, es würde sich vieles anders gestalten. Daher kommen die meisten Mißverständnisse, wenn es an einem persönlichen Aussprechen mangelt."

„Thun Sie mir die Freundschaft, wertester Herr Doktor, und legen Sie diese offenherzigen Worte denen Ihrer Herren Kollegen dar, welche meinethalben arge Befürchtungen haben. Fügen Sie das hinzu, was Sie selbst über mich hinzufügen zu können glauben, und die Verpflichtung, die Sie mir durch diesen Freundschaftsdienst auferlegen, werde ich gewiß im näheren Umgange mit Ihnen durch Dienstleistungen aller Art abzutragen mich bemühen. Auch wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie dieses Schreiben dem Herrn Regierungsbevollmächtigten mitteilen wollten, zugleich mit Ihrer Ansicht, welche, ich bin es überzeugt, eine freundliche sein wird."

„In aufrichtiger Hochschätzung ꝛc."

Die Antwort von Gesenius unter dem 2. Dezember lautete:

„Hochgeschätzter Freund!"

„Ich darf nicht länger säumen, Ihnen meinen besten Dank für Ihr letztes gütiges Schreiben abzustatten, wiewohl ich gern erst die Antwort des Herrn Kurators, dem ich es mitgeteilt, abgewartet hätte."

„Was die darin ausgesprochenen Gesinnungen betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß ich sie den Berührungen zufolge, in welche ich schon selbst mit Ihnen gekommen war, nicht anders erwartet hatte, und desto mehr hat es mich gefreut, sie von Ihnen mit ausdrücklicher und offener Verwerfung des Gegenteils ausgesprochen zu sehen. Allerdings hatte aber eben bei dieser Meinung von Ihnen auch mich der unter Ihrem Namen bekannt gemachte Aufsatz befremdet, und ich muß glauben, daß es damit vielleicht eine andere Bewandtnis hat, und manches darin anders ausgedrückt ist, als es von Ihnen gesagt wurde. Führen Sie nur bald Ihren Vorsatz aus, sich darüber öffentlich und offen zu erklären, und wenn Sie dann, als unser künftiger Kollege, die in Ihrem Briefe ausgesprochenen freundlichen Gesinnungen bestätigen, so werden Sie hier nicht bloß friedliche und friedliebende, sondern Ihnen selbst mit kollegialischer Freund-

schaft entgegenkommende Kollegen finden. Wie wenig die Verschiedenheit theologischer Ansichten das freundliche Vernehmen in hiesiger Fakultät gestört hat, kann Ihnen schon das Beispiel unseres verewigten Knapp sagen, der von allen gleich geliebt und verehrt, auch demjenigen seiner Kollegen, dessen Ansichten sich am weitesten von den seinigen entfernten, die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ihnen die obige aufrichtige und herzliche Versicherung zu geben, fühle ich mich nicht bloß in meinem Namen gedrungen, sondern thue dies in dem ausdrücklichen Auftrage mehrerer meiner Kollegen, denen ich Ihr Schreiben mitgeteilt habe."

„Was mich betrifft, so freue ich mich außerdem auf die vielfachen Berührungen, in welche uns die von uns gemeinschaftlich betriebenen Teile der Wissenschaft bringen werden, und verspreche mir davon manchen schönen Genuß, den ich bisher entbehrte."

„Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft rechnen, wie Sie derselben versichert sein dürfen."

„Ihr aufrichtig ergebener Freund Gesenius."

Es war auffallend, daß bei einer solchen Gesinnung gegen Tholuck Männer wie Gesenius und Thilo sich zu jenem Proteste hatten hinreißen lassen, ohne eine Erklärung des Verdächtigten über den Bericht in der Kirchenzeitung abzuwarten. Und es ist wohl glaublich, was Guericke am 9. Dezember an Tholuck schrieb: „Ich glaube, daß sich die Fakultät ihres gethanen Schrittes fast schämt; das allgemeine Urteil der Gebildeten unsrer Stadt und der besseren Studierenden ist es wenigstens, daß sie kleinlich gehandelt habe. Thilo wenigstens versicherte mir lächelnd, daß Sie durchaus nicht Ursache hätten, sich noch vor der Fakultät zu scheuen."

Am 15. Dezember im 172. Stück der Darmstädter Kirchenzeitung erschien Tholucks öffentliche Erklärung, welcher der Herausgeber Dr. Zimmermann wohlwollend die Worte Weilings als Motto vorsetzte: „Mögen andre drüber streiten: Meiner Worte Sinn zu deuten, hab ich selber nur das Recht."

Nach einigen einleitenden Bemerkungen spricht sich der Verfasser zunächst im allgemeinen über seine Denkart aus, um dann

auf die speziellen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen einzugehen. Da heißt es: .... „Ich erkläre mich gegen jede lieblose Ketzermacherei, sobald darunter verstanden wird eine schadenfrohe Betriebsamkeit, einzelne in den Ruf unbiblischer Gesinnungen zu bringen. Ich erkläre mich gegen jeden Mystizismus, insofern darunter verstanden wird eine absichtliche Vermeidung deutlicher Begriffsbestimmung und Überschätzung dunkler Gefühle. Ich erkläre mich gegen jeden Pietismus, insofern darunter eine Verwerfung wissenschaftlicher Studien verstanden wird oder ein Wertlegen auf religiöse Formen an sich, die doch nur, wenn der Geist sie erzeugt und heiligt, Gewicht haben. Ich erkläre mich gegen den Separatismus, welcher sich von der großen Landeskirche wegen des Verderbens, das in derselben stattfindet, absondern zu müssen meint. — Was nun das Ketzermachen insbesondere betrifft, so ist freilich dieser Name von der Gegenpartei oft dann schon in Anwendung gebracht worden, wenn überhaupt gegen Unglauben (welches doch nimmermehr gleichbedeutend mit Atheismus ist) und beschränkte Verstandesrichtung gesprochen wurde. Man hat nicht bedacht, daß die Ekelnamen von Köhlerglaube, Gefühlsschwärmerei und Frömmelei doch in der That nicht milder klingen, obwohl sie ebenso freigiebig ausgestreut werden. Will man es denn an und für sich als Verlästerung ansehen, den Rationalisten für einen Bestreiter der positiven Wahrheit zu erklären? Wenn man nun keineswegs dem Offenbarungsgläubigen verargen kann, daß er die Leugnung einer positiven Offenbarung für etwas so Verderbliches erklärt, als wofür er es wirklich hält, so hat man indes auf der andern Seite das Recht, zu verlangen, daß auch dem Rationalismus nicht die Religiosität abgesprochen werde. Ich meinerseits erkenne den Rationalismus für ein System, welches nicht nur mit Pflichttreue und Wohlwollen, sondern auch mit Frömmigkeit verbunden sein kann. Freilich kann ich aber die deistische Frömmigkeit nicht für gleichbedeutend mit der evangelischen erklären. Wenn nun dies meine Ansicht von dem System ist, um desto williger muß ich sein, bei dem einzelnen Rationalisten anzuerkennen, daß er oftmals besser ist, als sein System, während der Offenbarungsgläubige immer schlechter ist, als sein System (denn das Ideal evangelischer Heiligkeit bleibt stets ein uner-

reichtes). Demnach gehöre ich auch nicht zu denjenigen, welche den Offenbarungsunglauben, wie er jetzt in der Christenheit verbreitet ist, für völlig gleich mit dem Heidentum setzen. Vielmehr erkenne ich an, wie das Christliche immer noch einen Einfluß auf die rationalistische Partei ausübt."

Darauf folgt ein Passus über das Fragmentarische sowohl der Londoner Aussprache selbst, als des darüber in dem englischen Blatte gegebenen Berichts ..... „In meiner eignen Bekanntmachung würden auch die in der Zeitungsnachricht angegebenen Punkte eine andre Gestalt gewonnen haben. Denn daß Halle in der gegenwärtigen Zeit bloß den Samen des Unglaubens ausstreue, kann wahrlich meine Meinung nicht sein, da der treffliche Knapp, obwohl er wenig auf das Ganze wirkte, doch mit sich gleich bleibender Festigkeit bis an sein Lebensende die evangelische Wahrheit lehrte; da auf derselben Akademie außerdem mehrere Lehrer die Wahrheiten des Christentums durch Vortrag und Schrift empfohlen haben, ja auch zum Teil ausdrücklich zur Verteidigung des Offenbarungsglaubens aufgetreten sind. Die Gelehrsamkeit der Lehrer jener Akademie zu rühmen ist hier der Ort nicht. Aber es ist mir auch wohl bekannt, wie selbst Herr Dr. Wegscheider, ungeachtet seiner dem Offenbarungsglauben entgegengesetzten Denkart, nicht mit Frivolität und Spott, sondern im Tone wissenschaftlicher Untersuchung seine Ansichten vorträgt. — Ebensowenig kann meine Meinung sein, daß Weimar der Verteidiger des christlichen Glaubens gänzlich entbehre. Männer wie Schott, Baumgarten, Köthe nennt jeder Christ mit herzlicher Hochachtung. Und wie sehr ich auch das dort ausgeübte Verfahren gegen den religiösen Verein in Sulza mißbilligen muß, so weiß ich doch, daß für die biedere und wohlwollende Gesinnung des Herrn Gen.-Superint. Dr. Röhr selbst der angeklagte Dr. Valenti ein Zeugnis abgelegt hat, so daß sich auch hier bestätigt, wie ein irregeleiteter Eifer für die vermeintlich gerechte Sache das Wohlwollen gegen die Person nicht notwendig aufhebt. Wenn mir ferner nach meinen Grundsätzen der Einfluß der theologischen Ansichten der Kirchenhäupter jener Gegend als verderblich erscheint, so verblendete mich dies doch nicht für das, was an sich Achtung und Anerkennung verdient. Auch erkenne ich es gern

an, daß der Herausgeber der kritischen Predigerbibliothek (Röhr) mit einem Eifer und einer Thätigkeit — innerhalb der Schranken seiner Denkweise — in seinem Wirkungskreise das Interesse an gottesdienstlichen Angelegenheiten zu befördern sucht, welcher den Amtseifer so manches Offenbarungsgläubigen hinter sich läßt."

Ein längerer Abschnitt über seine Stellung zu den separatistischen Bewegungen und auffallenden religiösen Erscheinungen, namentlich in Pommern, sowie die Mitteilung, daß er in einer eignen Broschüre: „Was ist echtes Christentum und die echte Art es zu verteidigen?" die hier gegebenen Andeutungen ausführen wolle, beschließt den ebenso tapfren, wie besonnenen und klugen Artikel. Seine Wirkung war eine derartige, daß die Abfassung der Broschüre unterbleiben konnte. Von Interesse sind nur noch die in der Angelegenheit ergangenen Verfügungen des Ministers. Sie datieren sämtlich vom 29. November 1825 (U. M. Nr. 18851—56). Die an Tholuck lautet:

„Auf Grund der von Ihnen unter dem 3. d. abgegebenen Erklärung hat das Ministerium Sie zu einer ordentlichen Professur in der theologischen Fakultät der Universität zu Halle mit einem Jahrgehalt von 800 Thlr. Sr. Majestät dem Könige in Vorschlag gebracht. Während das Ministerium der desfallsigen Allerhöchsten Entscheidung entgegensah, war in Halle das 138. Stück der Allg. K.-Z. von diesem Jahr ausgegeben, und durch den Ihnen bekannten Inhalt desselben die dortige theologische Fakultät bestimmt worden, nicht nur das Gefühl ihrer tiefen Kränkung über die Anklage, welche Sie gegen die Fakultät in einer öffentlichen Versammlung der Continental Society zu London sollen erhoben haben, sondern auch ihre Besorgnisse über die nachteiligen Folgen, welche unter den vorwaltenden Umständen Ihre beabsichtigte Versetzung nach Halle für den Frieden der dortigen Universität haben könne, gegen das Ministerium laut werden zu lassen. So schmerzlich es für das Ministerium war und ist, gerade die Fakultät, deren ordentliches Mitglied zu werden Sie bestimmt sind, mit Mißtrauen und Abneigung gegen Sie erfüllt zu wissen, ebenso beruhigend waren dem Ministerio anderseits die Erklärungen, welche Sie in dieser Beziehung unter dem 22. u. 24 d. M. abgegeben haben. Vertrauensvoll erwartet das Ministerium nunmehr von

Ihnen, daß Sie die von Ihnen verheißene Erörterung dessen, was Sie über den religiösen Zustand Deutschlands und besonders über die Richtung der theologischen Fakultät zu Halle in der bei Ihrem Aufenthalte in England aus dem Stegreif gesprochenen Rede nur andeuten konnten, und was daher leicht einem Mißverstehen und einer Mißdeutung unterworfen sein konnte, so bald als möglich in einem öffentlichen Blatte bekannt machen, und bei dieser Veranlassung nicht nur der theologischen Fakultät in Halle eine Genugthuung geben, sondern Sich auch gegen den Verdacht einer leidenschaftlichen und einseitigen, Andersdenkende verketzernden Verfolgungssucht, so wie einer dem Gedeihen der evangelischen Kirche nachteiligen Vorliebe für separatistische Richtungen auf eine bestimmte und der Wichtigkeit der Sache angemessenen Weise rechtfertigen werden. Die weitere Widerlegung der Besorgnisse, zu welchen der obengedachte Aufsatz die theologische Fakultät in Halle wohl veranlassen konnte, hofft das Ministerium von Ihrer zukünftigen Wirksamkeit in Halle selbst, da solchem das, was Sie darüber in Ihren vorbemerkten Erklärungen geäußert haben, genügt. Es kann hiernach erwarten, daß Sie von Ihrer Seite gewiß nichts unterlassen werden, was zwischen Ihnen und den Mitgliedern der mehrgedachten Fakultät ein echt kollegialisches Verhältnis und unter den dortigen Studierenden der Theologie ein gründliches theologisches Wissen und eine gediegene Frömmigkeit zu befördern im stande ist."

Die Fakultät in Halle verwies der Minister auf die zu erwartende öffentliche Erklärung Tholucks. Dann fügte er hinzu: ... „Das Ministerium .. versieht sich von allen Mitgliedern der Fakultät, daß sie mit dem Vertrauen, welches der Vorstellung vom 18. d. zu Grunde liegt, auch den weiteren von seiten des Ministeriums in der vorliegenden Angelegenheit zu ergreifenden Maßregeln begegnen, keinen Zweifel über die treugemeinte Absicht des Ministeriums, das wahre Beste der Fakultät zu fördern, Raum geben, aber auch fern von jeder einseitigen und deshalb unwissenschaftlichen Richtung unablässig bemüht sein werde, durch gediegene, mit der heiligen Schrift und mit den Lehren der evangelischen Kirche in Einklang stehende Vorträge die dortigen Studierenden zu einem gründlichen theo-

logischen Wissen und einem frommen christlichen Wandel anzuleiten, und dadurch den ehrenvollen Ruf, dessen sich die theologische Fakultät erfreut, je länger je mehr zu verdienen und zu erhöhen."

Noch deutlicher war die Verfügung an den Kurator. „Unter Bezugnahme auf Ihre Berichte vom 16. und 21. d. M., die Berufung des Prof. Tholuck an die dortige Universität betr. kommuniziert das Ministerium Ew. pp. Abschrift einer an die dortige theologische Fakultät und an den pp. Tholuck erlassenen Verfügung, letztere vertraulich. Daß zur Mitzeichnung der von Ihnen eingereichten Vorstellung der dortigen theologischen Fakultät vom 18. d. auch sämtliche außerordentliche Professoren hinzugezogen worden, muß das Ministerium um so ernstlicher mißbilligen, je weniger den bestehenden Statuten gemäß den außerordentlichen Professoren eine Stimme bei den die Angelegenheiten der Fakultät als solcher betreffenden Beratungen zusteht, und je mehr die Fakultät dadurch, daß sie auch die außerordentlichen Professoren zur Mitzeichnung ihrer Vorstellung veranlaßt, wenigstens der Besorgnis Raum gegeben hat, als sei sie von einer leidenschaftlichen und in dem vorliegenden Falle besonders nachteiligen Befangenheit nicht ganz frei gewesen. Was der dortigen theologischen Fakultät in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung not thut, kann Ew. pp. nicht unbekannt sein, und das Ministerium, von der Überzeugung ausgehend, daß bei der Wiederbesetzung der durch das Ableben des Konsistorialrats Knapp erledigten Professur nicht bloß die Ansicht der dortigen theologischen Fakultät, sondern auch das Urteil der Königlichen Behörden zu beachten ist, welche die von der dortigen Fakultät gebildeten Theologen zu prüfen und demnächst in kirchliche Ämter einzusetzen haben, wird nach seiner genauen Kenntnis von dem Bedürfnisse der dortigen theologischen Fakultät in der gegenwärtigen Zeit die weiteren in dieser Angelegenheit zu fassenden Beschlüsse abmessen. Ew. pp. bleibt überlassen, aus der obigen Eröffnung der mehrgedachten Fakultät das Erforderliche auf eine angemessene Weise mitzuteilen."

Endlich richtete der Minister noch an den Senior der Fakultät und geistigen Urheber der ganzen Agitation, den Kanzler Niemeyer, folgendes vertrauliche Schreiben:

„... Sowohl an sich als auch ganz besonders wegen der Ew. pp. bekannten und mit Ihnen bei Ihrer letzten Anwesenheit hierselbst näher besprochenen Verhältnisse halte ich es für höchst wichtig, daß die dortige theologische Fakultät in dem vorliegenden Falle die größte Mäßigung und Unbefangenheit beobachte und ihrerseits jeden weiteren Vorschritt in einer Angelegenheit vermeide, welche, wenn sie auf die Spitze getrieben würde, für die Fakultät und einzelne Individuen die nachteiligsten Folgen haben könnte. Ich habe mich gegen Ew. pp. bei Ihrer letzten Anwesenheit hier mit größter Offenheit geäußert, und Sie können daher über meine Ansicht und über die Ansicht andrer, sowie über den Erfolg, wenn dergleichen Gegenstände mit Heftigkeit vor dem großen Publikum verhandelt werden, nicht zweifelhaft sein. Ew. pp. werden mittels Ihrer einsichtsvollen Würdigung aller betr. Umstände, bei Ihrer gereiften Erfahrung und bei Ihrer klaren, milden und stets das richtige Maß haltenden Denk- und Handlungsweise, wie ich vertrauensvoll hoffe, als Senior der dortigen theologischen Fakultät am erfolgreichsten dahin wirken können, daß dieselbe auch in dem vorliegenden Falle den Erwartungen, welche ich von ihr hege, in allen Beziehungen entspreche."

So endigte die peinliche Angelegenheit in einer für Tholuck nach jeder Richtung hin ehrenvollen und angenehmen Weise, und er konnte, nach den aufregenden Wochen dieser Korrespondenzen, daran gehen, die wissenschaftlichen Resultate seiner Reise in einer Schrift zusammenzufassen.

Dieselbe erschien im Jahre 1826 und trug den Titel: „Die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients." Tholuck nennt sich hier auf dem Titel schon ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität zu Halle. Die Ausarbeitung aber ist noch in Berlin vollendet worden. Er widmete sie den Förderern seiner Arbeiten: Baron Silvestre de Sacy in Paris und Dr. Nicoll in Oxford.

Den Ausgang der Untersuchung bildet die eigentümliche Thatsache, daß der Koran und seine strengen Anhänger die christliche Trinitätslehre eifrig bekämpften, die späteren Theologen des Muhammedanismus aber das Spekulative der Lehre vom Logos und von der Trinität auf ganz ähnliche Weise selbst angenommen haben, wie es in der spekulativen christlichen Dogmatik jener Zeit gelehrt ward. Eine Reihe von Citaten aus arabischen Schriften dient zum Beweise dafür, daß die Dreiheit der göttlichen Evolutionen wirklich die Lehre der muhammedanischen Theosophie war: drei Hypostasen — 1) der geheimnisvolle Urgrund, 2) die Welt der Ideen in der Potenzialität, und 3) dieselbe in der innergöttlichen Wirklichkeit. Wo die Spekulation bei der ersten Stufe der göttlichen Entfaltung stehen blieb und zwischen Potenzialität und Aktualität des *κόσμος νοητός* keinen Unterschied machte, da wurde wohl auch der Geist Muhammeds selbst mit dieser innergöttlichen Idealwelt identifiziert.

Die Frage ist nun: wie sind die muhammedanischen Theologen zu jener Trias gekommen? Der Koran selbst bietet nicht die geringste Handhabe dazu. Denn wenn Muhammed, wie es die Rabbiner mit ihrer Thora gemacht haben, den Koran selbst als eine ewig in Gott ruhende Offenbarung präexistieren läßt, so ist das einerseits nur religiöse Hyperbel, anderseits aber ließe sich daraus nie eine Trias der göttlichen Emanationen ableiten. Die arabischen Philosophen, d. h. die eklektisch-neuplatonischen Kommentatoren des Aristoteles, stellen wohl auch eine göttliche Trias auf: der Unendliche, der Allverstand und die Allseele, die von den Theologen hier und da acceptiert wurde. Allein die allgemeine Trinitätslehre der moslemischen Gotteslehren ist nicht diese, die platonisch-aristotelische, sondern jene oben erörterte. Woher stammt sie? Die Analogien in den übrigen orientalischen Religionen sind allerdings nicht abzuweisen; im Parsismus, wie in der indischen und sinesischen Gnosis, lassen sich unverkennbare Spuren der Logosidee, wenn nicht der Trinität nachweisen. Allein es würde schwierig sein, die Bindeglieder aufzuzeigen, welche die spätere islamitische Theologie mit jenen alten Religionssystemen verknüpft hätten. Es bleibt vielmehr nur übrig, für die gesamte muhammedanische Gnosis auf die griechische Philosophie zurück-

zugehen und namentlich die Mystik des Islam, wie das schon im „Sufismus“ geschehen, als einen Sprößling des Neoplatonismus zu erklären. Die Schwierigkeiten dieser Annahme sind dem Verfasser nicht unbekannt; er sucht sie aber im einzelnen zu entkräften, worauf einzugehen hier zu weit führen würde. Das Resultat zieht Tholuck selbst mit den Worten: „Ohne daher die arabische, persische und türkische Mystik und Theosophie in ihrem ganzen Umfange aus griechischen Quellen ableiten zu wollen, glauben wir doch — in bezug auf den Gegenstand dieser Abhandlung — behaupten zu müssen, daß wenigstens vieles in der Theosophie der muhammedanischen Theologen von griechischem Boden entlehnt sei, und namentlich auch die angegebene Triaslehre.“

Ein Umstand, der sich für Tholuck in diesem Winter immer drückender geltend machte, war seine Einsamkeit. Ihn verlangte nach Gemeinschaft bleibenderer und tieferer Art, als der wechselnde Freundeskreis sie ihm zu bieten im stande war. „Lieber Stier,“ so schrieb er im Dezember nach Basel, „ich fühle sehr das Verlangen nach dem, was eine weibliche Hilfe gibt. Ich neide Dir. Aber ich kann noch nicht zugreifen, denn ich habe keinen Wink.“ Seltsam genug ist es, daß bis zu dieser Zeit noch kein weibliches Wesen auf den Jüngling und Mann einen tieferen Eindruck gemacht hatte. Das Tagebuch, dem er seine intimsten Geheimnisse anvertraute, enthält von einer keimenden Neigung auch nicht die geringste Spur. Der mutterlos Aufgewachsene fand in den Freunden seiner Jugend hinreichende Befriedigung auch für die leidenschaftlichste Schwärmerei, und der große Kreis christlicher Genossen und Brüder in Berlin war ihm jahrelang „sonderlicher als Frauenliebe“. Erst in den langen einsamen Wochen der englischen Reise wurde Tholuck die Wahrheit immer eindrücklicher: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Dies Gefühl verließ ihn auch in Berlin nicht wieder. Allein es war mehr das negative: die Empfindung des Mangels,

als ein positiver Zug des Herzens zu einer bestimmten weiblichen Persönlichkeit.

In dem Kreise seiner Berliner Bekannten war es das Haus des Geheimen Obertribunalsrats Schmalz, wo Tholuck besonders Gelegenheit hatte, mit jungen Mädchen zu verkehren. Sein Freund Busch in Dorpat hatte sich mit der ältesten Tochter dieses in den christlichen Kreisen hochangesehenen Hauses, Fanny, verlobt; noch drei Schwestern lebten außer dieser bei den Eltern. Hengstenberg, mit dem Tholuck in diesem Winter ganz besonders gern und intim verkehrte, ging bei Schmalzens aus und ein; Otto v. Gerlach, damals auf dem Seminar in Wittenberg, war Hausfreund und kam in den Weihnachtsferien wiederholt mit Tholuck in die Familie; der ganze Zirkel der Berliner Erweckten hatte mit ihr mehr oder weniger innige Beziehungen.

Die zweite Tochter, Adele, ein stilles, bescheidenes, in ihrem Glauben wunderbar geklärtes und gefestigtes Mädchen, war es, auf welche Tholuck von den Freunden wohl mehr aufmerksam gemacht wurde, als daß er selbst den Blick auf sie geworfen hätte. Nach vielem Schwanken, bei dem auch andre Namen auftauchten, entschloß er sich in den Weihnachtstagen einen Brief an den Vater zu schreiben, damit dieser entscheide, ob, wie Tholuck sich im Tagebuch ausdrückt, „wir zu einander passen“. Beide Eltern hatten den jungen Mann von ganzem Herzen lieb und würden zu der Verbindung freudig ihren Segen gegeben haben. Allein Adele, von der Mutter befragt und durch den Antrag völlig überrascht, erklärte nicht im stande zu sein, dem ihr persönlich noch allzufern stehenden Freunde des Hauses bräutliche Liebe entgegenzubringen. Rührende Briefe der Eltern meldeten dem Freunde die abschlägige Antwort. Als Tholuck sich zufolge dessen von dem Hause gänzlich zurückzog, schrieb ihm der Geheimerat am 28. Jan. 1826: „Ihnen, teuerster, innig geliebter Freund, mein volles Herz auszuschütten, fühle ich mich täglich mehr gedrängt, je länger Sie uns Ihre freundlichen Besuche entziehen. Ich habe in meinem ganzen Leben keine innigere Freude gehabt, als in der Hoffnung, Sie als Sohn zu umarmen, und kaum etwas schmerzhafter gefühlt, als daß Adele, bei all der wärmsten

Freundschaft für Sie, doch nicht glaubte, die ganze Liebe der Gattin Ihnen widmen zu können. Es war mir um so schmerzhafter, weil ich überzeugt war, daß so innige Freundschaft, wie wir alle für Sie hegen, bei einem Mädchen notwendig in Liebe für einen Mann übergeht, welcher sie liebt, und daß also Adelens Zweifel daran nur daraus entstanden sei, daß sie Ihr Herz noch gar nicht für Sie interessiert glaubte, daß sie glaubte, nur Vorschlag und Überredung Ihrer Freunde habe Sie zu dem Antrage bewogen, und sie also zweifeln müsse, ob sie je bei näherer Bekanntschaft Ihre Liebe wirklich gewinnen werde.... Glauben Sie, teuerster Freund, unser Haus ist ein Trauerhaus, seit Sie nun Sich uns ganz entziehen. Adele, so wenig sie zu reden pflegt in solchen Dingen, leidet sichtbar im Gefühle, daß Sie sich gekränkt fühlen, weil Sie nicht kommen. Daß sie, daß wir alle die innigste Freundschaft ewig für Sie fühlen werden, das glauben Sie fest; und diese Freundschaft ist ja eine christliche. Stoßen Sie sie nicht weg. — Sagen Sie mir, ob Sie zuerst von selbst kommen werden, welches uns höchst freuen würde, oder ob wir Sie einladen sollen."

Am Abend des 9. Februar sprach Tholuck im Kottwitzschen Mittwochskreise über den Text: „Ihr seid meine Freunde!" Beim Thee näherte sich ihm Frau Geheimerätin Schmalz und sagte: „Adele ist unaussprechlich leidend, sie wünschte Sie wohl einmal allein zu sprechen. Wollen Sie das thun?" Auch eine andre befreundete Dame flüsterte ihm zu: „Ich glaube, Ihren Schmerz zu erleichtern durch die Mitteilung: Adele bereut es sehr, in ihrem Entschluß so rasch gewesen zu sein."

In der That hatte sich bei dem jungen Mädchen die Entwickelung vollzogen, welche der Vater als die „notwendige" bezeichnet hatte. Sie glaubte dem Freunde, von dessen Antrage sie zuerst gänzlich übernommen worden war, doch mehr als Freundschaft widmen zu können, und die feinfühlige Mutter merkte es der Tochter wohl ab. In den letzten Tagen des Februar scheint es zur Verlobung gekommen zu sein, in bezug auf welche Tholuck aber noch entschieden die Verheimlichung forderte. Nur die nächsten Freunde erfuhren davon; es sollte Geheimnis bleiben, bis Tholuck es Kottwitz mitgeteilt

hätte, — und zu dieser Mitteilung konnte und konnte er sich nicht entschließen. Der erste der überaus lieblichen und treuherzigen Briefe Adeles an Tholuck datiert vom 1. März. In demütiger Scheu und mädchenhafter Bescheidenheit entfaltet sie vor dem gelehrten, berühmten und doch immer inniger geliebten Manne in diesen Briefen ihr aufrichtiges Verlangen, mit ihm teilen, ihn pflegen und sein Leben schmücken zu dürfen. In den Antworten Tholucks muß es seltsam auf und ab gewogt haben zwischen Zuversicht und Vertrauen, zwischen freudiger Hoffnung und gänzlichem Verzagen. Da wir uns nicht berechtigt glauben, aus dieser Korrespondenz Mitteilungen zu machen, so stehe hier wenigstens zur Charakterisierung der Braut, was Otto v. Gerlach im Sommer 1826 nach einem Besuche in Berlin über sie an den bereits nach Halle übergesiedelten Freund schrieb:

„Mit Ihrer Adele habe ich zwei lange Gespräche über Ihr Verhältnis gehabt. Da ich die eigentliche Bildung desselben nicht kenne, so bin ich darauf auch gar nicht eingegangen, sondern habe mit ihr besonders von Ihrer ihr noch so unbekannten Person gesprochen. Wie schön das liebe ‚Kind', im vollen Sinne des Worts, alles betrachtet und in ihrem still empfänglichen Herzen bewegt, ist mir sehr lieblich wahrzunehmen gewesen. Wie unberührt von dem Kot der Welt und mit welchen stillen Herzensheiligtümern hat Gott sich diese beiden lieben Schwestern, sie und Fanny, aufgezogen! Außer meiner, nun in Seinem Schauen seligen Schwägerin" (die kürzlich in Naumburg verstorbene erste Frau von Ludwig v. Gerlach), „deren Sein und Wandel noch mehr Jenseitiges in und an sich trug, ist mir dergleichen nicht wieder vorgekommen; so unbekannt, weil unvergiftet durch Berührung, mit dem Hauch der Welt, schreiten sie doch auf solche Weise durch die Welt hin, nehmen an allem teil, und hängen sich doch an nichts, und können jedermann auf so leichte und freie Art Liebe beweisen, weil sie, wie Kinder unter Bösewichtern, desto unbefangener bleiben, je unbekannter und fremder ihnen die gegenüberstehende Gesinnung ist, je weniger sie mit hineinverstrickt sind in dieselbe Schuld und Gefahr. Das ist gerade die Seite an ihnen, warum ich immer dafür hielt, daß sie zu Begleiterinnen von Zeugen

Jesu Christi bestimmt seien; solche müssen es sein, die denen, welche durch thätiges Eingreifen in die Verhältnisse der Welt, durch wechselnde innere Zustände hin und her bewegt und oft zerrissen werden, ein stilles, heiliges Kämmerlein immer wieder öffnen, wo sie — nicht mitspekulieren, mitphantasieren, sondern — mitanbeten. Darum mag der liebe Herr, der besonders in neueren Zeiten Sie so sichtlich gnädig geführt hat, auch darin besonders Ihr ganzes Wohl im Auge gehabt haben, daß er Ihnen nicht eine Braut schenkt, welche durch geistige Aufregung und Mitteilung ähnlicher Gefahren und Erfahrungen vielleicht nur mehr Gemeinschaft im Irdischen als im Himmlischen Ihnen mitbrächte; während Sie hier den wahren Balsam gerade darin finden, daß Ihnen die Gemeinschaft in Christo wichtiger wird als die Gemeinschaft in den Irrwegen der Sünde. Gerade dieselbe Erfahrung machte auch mein Bruder an seiner lieben entschlafenen Frau, die seinen, wenn auch auf andre Weise, so unablässig bewegten und thätigen Geist, sowie sein Ziel ihm verrückt ward, mit Johanneischer Eintönigkeit von der Brust Jesu her immer nur zurufen konnte: lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns erst geliebt! ... Sie ist nicht die, bei welcher Sie, ‚mein Urbild!' ausgerufen hätten, wenn Ihr Auge ausgesucht hätte; aber sie trägt von dem allgemeinen Urbilde und Urbildner gerade die Züge vielleicht an sich, die durch beständiges Anschauen sich Ihnen tiefer und bleibender als bisher einprägen sollten."

Die Geschichte der Auflösung dieses Verhältnisses gehört in einen späteren Abschnitt unsrer Schrift.

Der ehrenvolle Ruf nach Halle in die wichtigste der dortigen Professuren legte der Berliner Fakultät nun wohl die Erwägung nahe, ob nicht auch ihrerseits dem vom Minister so unzweideutig Bevorzugten eine Auszeichnung und zwar die höchste, welche eine Fakultät zu vergeben hat: die Promotion zum theologischen Doktor honoris causa erteilt werden solle.

Der Hofprediger Professor Strauß gab dieser Empfindung Ausdruck und schrieb am 4. Januar 1826 an den da-

maligen Dekan Marheineke folgende Zeilen:[4]) Spectabilis! Da der Herr Professor Tholuck, der hierselbst den Lizentiatengrad empfangen hat und sich seitdem sowohl durch Schriften ausgezeichnet, als durch seine Vorlesungen um unsre Universität verdient gemacht hat, als Professor ordinarius nach Halle geht: so scheint mir unsre Fakultät Grund zu haben, ihm durch Erteilung des Doktordiploms ihre Anerkennung zu bezeugen. Ew. Spektabilität bitte ich deshalb ganz gehorsamst, in der nächsten Fakultätssitzung dazu den Antrag machen zu wollen."

Schon am 8. Januar fand eine Fakultätssitzung statt, in welcher Marheineke den Antrag von Strauß zur Diskussion stellte. Eine Einigung konnte aber noch nicht erzielt werden, einmal weil die gleichzeitige Promotion von Bleek in Aussicht genommen wurde, die nicht sofort allseitige Zustimmung fand; sodann aber weil Schleiermacher ein entschieden negatives Votum abgab; die Erteilung der Doktorwürde honoris causa fordert aber Einstimmigkeit in der Fakultät.

Da geschah es — ob mit oder ohne Wissen seiner Freunde in der Fakultät, ist nicht zu ersehen —, daß Tholuck, der ohne den theologischen Doktor nicht gern nach Halle gehen mochte, selbst an die Fakultät schrieb, um diesem seinem Wunsche Ausdruck zu geben. Sein Brief gab zu einer langen schriftlichen Verhandlung der Fakultätsmitglieder Veranlassung, die nach mehreren Seiten hin Interesse gewährt. Wir teilen das Wichtigste daraus nach den Fakultätsakten mit.

Tholucks Schreiben, von demselben 8. Januar datiert, an welchem man über seine Doktorierung schon in Diskussion getreten war, lautete: „Eine hochwürdige theologische Fakultät erlaube ich mir, da mein Abgang von hiesiger Universität und mein Eintritt in meine neue Wirksamkeit bevorsteht, ganz ergebenst zu ersuchen, zufolge der Gewogenheit, die mir Eine Hohe Fakultät bisher angedeihen ließ, nachdem ich hier den Lizentiatengrad der Theologie erhalten, mir auch geneigtest die Würde des theologischen Doktorats zu erteilen, wodurch Eine Hochwürdige Fakultät mich auf immer zur Dankbarkeit und ergebener Anhänglichkeit verpflichten wird."

Tags darauf setzte Marheineke dieses Tholucksche Gesuch mit folgenden Bemerkungen in Zirkel: „Indem ich

Gegenwärtiges in Umlauf setze, bleibt mir nach den Verhandlungen in der gestrigen Fakultätssitzung nichts übrig, als meine Herren Kollegen ergebenst zu bitten, sich über folgende Punkte, einfach und bestimmt, gefälligst zu erklären:

1. ob sie in der Persönlichkeit des Herrn Professor Tholuck, seinen Verhältnissen zur hiesigen Fakultät und zur Wissenschaft überhaupt Gründe finden, ihm sein Gesuch abzuschlagen oder vielmehr, ihm dasselbe zu bewilligen,

2. ob sie sämtlich der Meinung sind, es könne diese Bewilligung nicht geschehen ohne die gleichzeitige Erteilung des theologischen Doktorats an Herrn Professor Bleek."

Schleiermacher gab unter dem 11. Januar folgendes Votum ab: „In der Fakultätssitzung am 8. d. M. war von keinem Gesuch des Herrn Professor Tholuck die Rede, sondern von einer von der Fakultät ausgehenden Erteilung des Grades. Ein Gesuch ist damals weder angemeldet noch vorgetragen, noch weniger etwas in bezug darauf beschlossen worden. Unsre Statuten[5]) unterscheiden beides; und da sie Abschnitt IX, § 4 ausdrücklich verordnen, daß, wer den Doktorgrad sucht, denselben nur durch feierliche Promotion erlangen kann, und ich glaube, daß von den beiden vom Dekanus spectabilis gestellten Fragen, welche sich nur auf die neulichen Verhandlungen beziehen, die letztere gar keine Anwendung auf ein einfaches Gesuch findet, die erste aber gewiß von uns allen verneint werden wird: so würde wohl Dec. spect. zunächst in bezug § 5 des allegierten Abschnitts des näheren mit Herrn Professor Tholuck zur Ergänzung seines Gesuches zu verabreden haben."

Neander schrieb: „Ich glaube, daß wir dem von uns scheidenden Kollegen als Zeichen unsrer Anerkennung seiner bisherigen Leistungen die Auszeichnung schuldig sind, ihm die sonst gewöhnlichen Forderungen in solchen Fällen zu erlassen und die Sache so anzusehen, als ob wir ihm honoris causa die Würde erteilten. Ich meine, es könnte ganz so wie bei meiner Promotion verfahren werden. — Ich wünsche aber, daß wir zugleich dem Bleek die Doktorwürde erteilen, deren er durch seine tüchtige Wissenschaft, seinen ernsten Geist und seine bisherigen Leistungen würdig ist. Da ihm sonst die gebührende öffentliche Anerkennung noch nicht geschieht, sind wir

ihm um so mehr unsrerseits dies schuldig. Ich meine, da es hier auf gänzliche Übereinstimmung in den dogmatischen Überzeugungen nicht ankommt, könnten wir uns auch in dieser Hinsicht leicht vereinigen."

Endlich bemerkte Strauß: „Indem ich dem voto des Herrn Kollegen Neander beistimme, bemerke ich zugleich, daß in Beziehung auf Herrn Bleek mir gleichfalls thunlich erscheint, wenn die Fakultät sich nochmals für seine Ernennung zum ordentlichen Professor verwendet und ihn hierauf promoviert. Welcher Weg eingeschlagen werde, stelle ich anheim."

In einem zweiten Zirkel teilte Marheineke als Dekan den Kollegen unter dem 13. Januar mit, Tholuck habe erklärt, daß sein Gesuch „nur eine Veranlassung sein sollte zu einem Beschlusse der Fakultät", aber keineswegs ein Antrag „auf förmliche Promotion; er habe bitten wollen, ihm durch Diplom die Doktorwürde einfach zu konferieren." Seine, des Dekans Fragen seien nun: 1. ob dies ohne Bedenken geschehen könne; er stimme für: Ja; 2. ob dies abhängig zu machen sei von der gleichzeitigen Promotion Bleeks; er sage: Nein. Neander votierte: „Unbedingt Ja ad 1."; ad 2. berief er sich „auf das schon Gesagte." Schleiermacher schrieb: „Ich muß das erste nochmals verneinen, als den Statuten gänzlich entgegen. Diese mußte Herr Professor Tholuck kennen und durfte also, wenn er honoris causa promoviert werden wollte, keinen offiziellen Schritt bei der Fakultät thun. — Der zweite Punkt erledigt sich hiernach von selbst. Könnte aber von einer Promotion honoris causa des Herrn Professor Tholuck noch die Rede sein, so würde ich auch meiner mündlichen Abstimmung noch adhärieren." — In einer Nachschrift fügte Schleiermacher hinzu: „Herrn Kollegen Neanders Promotion war keine honoris causa, sondern eine öffentliche und feierliche. Daß wir — mit Bewilligung des Ministers — Herrn Tholuck das Examen auch erlassen könnten und ich hiergegen nichts einwenden würde, versteht sich; so auch, daß ebensogut eine Disputation könnte in eine Rede verwandelt werden. Dagegen würde ich nach § 5 sehr dafür stimmen, daß eine Dissertation vorher eingereicht würde." Eine Äußerung von Strauß in diesem Turnus fehlt.

Am 31. Januar meldete Marheineke der Fakultät, daß Tholuck, nachdem ihm vom Dekan mitgeteilt worden, „daß aus der Promotion honoris causa nichts werden könne", nunmehr um die öffentliche Promotion bitte.[6]) Dekan frage: 1. ob Tholuck zur öffentlichen Promotion zuzulassen; 2. ob beim Minister um Erlassung des Examens, der Disputation und Dissertation nachzusuchen sei, und er also nur eine Rede zu halten hätte? 3. ob er, nachdem er hier bereits pro licenciatura das Gebühr erlegt, noch das ganze statutenmäßige Quantum von 20 Friedrichsdor oder die Hälfte oder gar nichts zu bezahlen haben solle, außer etwa das, was die Fakultät nicht erhält? — Neander schlägt vor, daß es ganz gehalten werden solle, wie bei ihm selbst; also: alle Gebühren erlassen; Ministerialbewilligung sei nicht nötig, die habe auch bei seiner Promotion nicht stattgefunden. Schleiermacher stimmt ad 2 und 3 ganz wie Neander; auch er hält die Zustimmung des Ministers nicht für erforderlich. Ad 1. dagegen gibt er zu bedenken, „da Herr Professor Tholuck soeben in Nr. 171 der Kirchenzeitung in einem auf solche Weise im Interesse der weimarschen Regierung abgefaßten Artikel, daß man ihn als halb offiziellen ansehen muß, ein verleumderischer Injuriant gegen diese Regierung genannt worden ist, mit der ausdrücklichen Aufforderung, sich den Einsender nennen zu lassen, um ihn zur Rede zu stellen, ob nicht der Promotion Anstand zu geben ist bis nach Erledigung dieser Sache." Wenn die Kollegen in dieser Angelegenheit andrer Meinung wären, so müsse er erklären, daß er sich „von allen weiteren Verhandlungen darin auf das förmlichste lossage". Strauß hielt eine Vertagung nicht für angezeigt und sprach seine gänzliche Übereinstimmung mit Neander aus.

Der Dekan setzte diese Notizen zumal um des Votums von Schleiermacher willen noch einmal in Umlauf, wobei Neander bemerkte: eine Vertagung sei für Tholuck durchaus nicht wünschenswert. Er setzte hinzu: die unchristliche, leidenschaftliche und gemeine Polemik, welche jetzt in Journalen dieser Art stattfindet, thut man wohl am besten zu ignorieren. Auch hat sich Tholuck öffentlich gerechtfertigt. — Schleiermacher bemerkte dazu am 1. Februar: „Die Rechtfertigung des

Herrn Professor Tholuck in Nr. 172 der Kirchenzeitung habe ich wohl gelesen, aber sie ist so allgemein gehalten, daß sie die Rechtfertigung (von?) jener Beschuldigung nicht in sich schließt. Alle bloß litterarische Polemik ist allerdings je leidenschaftlicher um so weniger zu beachten, welchen Grundsatz ich selbst Gelegenheit gehabt habe zu befolgen. Allein hier ist von einer gewissermaßen infamierenden Beschuldigung die Rede, welche die bürgerliche Ehre betrifft. Ich muß also bei meiner Meinung lediglich verharren."

Die Angelegenheit schien durch den heftigen Widerstand Schleiermachers in völliges Stocken geraten zu müssen. Die Freunde Tholucks veranlaßten diesen, an Schleiermacher die Erklärung abzugeben, daß er, wie er das öfters ausgesprochen, in einer ausführlicheren Broschüre die erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen beabsichtige. Daraufhin bemerkte Marheineke in einem neuen Umlauf vom 8. Februar, nach mündlichen Mitteilungen von Tholuck sei das Hindernis in dem Votum von Schleiermacher gehoben; ob nun der Minister anzugehen und in der gewünschten Weise, d. h. bloß mit einer Rede, Promotion zu beantragen sei. Schleiermachers immer noch gereizte Antwort ging dahin, er habe zwar über Tholucks beabsichtigte Schritte sein Einverständnis erklärt, allein das hange mit der Promotion gar nicht zusammen. Im übrigen sei in der Fakultät Einstimmigkeit nur nötig, wenn es sich um eine Doktorierung honoris causa handle; sonst genüge die Majorität. Der Dekan sei mit seiner Stimme noch rückständig; entscheide er sich mit Ja, dann sei die Majorität bereits vorhanden. Am 10. Februar gab Marheineke sein Ja! zu Papiere, und am 13. konstatierte Schleiermacher: nun sei alles perfekt; er verspreche seinerseits, daß er von dem Votum der übrigen Herren „öffentlich sich nicht lossagen wolle".

Nach an demselben Tage ging der Antrag der Fakultät an den Minister, und unter dem 18. Februar gestattete Altenstein, daß Professor Tholuck „zur theologischen Doktorwürde öffentlich promoviert werde und zwar in der vereinfachten Form, welche auch bei der Promotion der Professor Dr. Neander stattgefunden habe. Zugleich aber wolle das Ministerium hierdurch festsetzen, daß künftig die theologische Doktorwürde an

solche Männer, welche ihre akademische Laufbahn als Privatdozenten begonnen haben und ohne Bekleidung eines geistlichen Amtes zur außerordentlichen oder ordentlichen Professur der Theologie gelangt seien, nur nach Ablegung aller von den Doktoranden gesetzlich zu erfordernden Bestimmungen erteilt werden solle, wobei jedoch der Fakultät unbenommen bleibe, Männern in höheren geistlichen Stellen und von anerkanntem öffentlichen Rufe, zumal wenn sie in akademische Stellen berufen werden sollten, nach wie vor die theologische Doktorwürde honoris causa zu erteilen."

So waren endlich alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und am Sonnabend, den 4. März 1826, wenige Tage nach der mit halbem Herzen geschlossenen heimlichen Verlobung, fand die Promotion nach einer von Tholuck gehaltenen lateinischen Rede statt. Die Stimmung des Doktoranden war eine fast bis zum Verzagen deprimierte. Eine Stunde vor der Promotion schrieb er in sein Tagebuch: „In einer Stunde ist die Promotion. Die ist mir so gleichgültig, wie wenn ich die Stiefeln anzöge. Ich habe kein inneres Zentrum, daher kann ich nichts anreihen, und daher verliert alles seine Bedeutung. O es ist schrecklich, ohne Gott und ohne Welt zu leben . . . Ich bin sehr gebeugt. Ich habe die grenzenloseste Verachtung vor mir selber. Aber ich halte mich doch auch an den Glauben, daß es nur eine Prüfung ist, und daß Er zu seiner Zeit mir alles auf einmal geben wird." Am Sonntag früh notierte er sich noch: „Als ich (— in der Rede —) zu den Worten kam: Tali frui commilitonum consortio numquam mihi continget (niemals werde ich das Glück haben, mich solch eines Freundeskreises zu erfreuen), traten mir die Thränen in die Augen, und als ich herabstieg, und Neander und Strauß mich küßten, und Hengstenberg zitternd mir an den Mund stürzte, ward ich tief erschüttert und ging weinend durch die Reihen. Hengstenberg ging mit nach Hause; ich bot ihm das Du an. Er schien dadurch weit vertraulicher geworden . . . Ich hatte schon bei Marheinekes Rede und selbst bei seiner Anrede auf dem ersten Katheder an nichts von dem, was er sagte, gedacht; mein Geist war ein leeres, ödes Feld; ich dachte gar nichts, als: Ich bin elend! Auf dem Spaziergang mit Hengstenberg rang ich unwill-

kürlich die Hände. Mit solchen Gefühlen gänzlicher Ratlosigkeit und Verachtung seiner selbst als Theologen ist wohl noch nie ein Doktor kreiert worden." [6])

Am elften März schloß Tholuck seine Vorlesungen; am Montag darauf, den 13. März, gab der neue Doktor einen feierlichen Schmaus, der zugleich den offiziellen Abschied von Berlin repräsentieren sollte. Vor dem Essen hatte er noch eine Audienz beim Kronprinzen, der sehr gnädig erst über England, dann über die Hallischen Verhältnisse und insbesondere die Stellung Niemeyers sprach. Beim Mahle waren zahlreiche Respektspersonen, Minister, höhere Beamte, Kollegen der ganzen Universität zugegen. Herr von Kamptz versicherte den jungen Dozenten bei Tische einmal übers andre: „Sie werden es in Halle schon ganz vortrefflich finden — und wenn es nicht gehen sollte, so kommen Sie wieder her!" „Schleiermacher", berichtet das Tagebuch, „war unausstehlich. Das Berechnete in seinen Reden, das ängstliche Lachen, das Niesen, zu dem er sich vom Justizminister Erlaubnis ausbat, das Sichfeststellen auf eignen Füßen gegen die ganze Welt!" „So ist denn auch der gestrige Ehrentag, wie Strauß ihn nennt, vorüber", registriert müde der 14. März.

Die folgenden Tage und Wochen galten den Vorbereitungen zur Reise und den Abschiedsbesuchen. Mitten in der äußeren Unruhe hatte Tholuck wieder hellere Blicke in die Gnade Gottes und gewann ein Verständnis für die dunklen Führungen, durch die er während des letzten Jahres hatte gehen müssen. „Ich kenne meine Abweichungen; am liebsten möchte ich von allen öffentlichen Geschäften jetzt abtreten und kaum noch eine christliche Phrase in den Mund nehmen. Dennoch sehne ich mich heiß und heißer nach der Gemeinschaft mit dem Herrn. Ich tröste mich damit, daß ich ihm näher bin, als ich selbst es weiß. Denn mein Schwanken kommt mir, wenn ich es mit meiner siebenjährigen festen Gewißheit vergleiche, so unbegreiflich vor, daß ich es teils meiner Krankheit, teils spezieller Fügung zuschreiben muß. Wie gefährlich wäre es für mein Herz gewesen, wenn ich nach Halle so im Triumphzuge des Vielwirkens hingezogen wäre! Wie viel göttlicher wird der Triumph sein, wenn ich wie Neander in Schwachheit komme, Er aber

in der Schwäche mächtig ist!" — Das sind Empfindungen, die während dieser letzten Berliner Zeit wiederholt im Tagebuche zum Ausdruck kommen.

Noch zweimal verlangte ihn, in Berlin zn predigen, am Palmsonntage, den 19. März, und am zweiten Ostertage, den 27. März, beide Male in der Dreifaltigkeitskirche. Am Palmsonntage redete er recht eigentlich zur Stadt Berlin, über Luk. 19, 42—44, Jesu Thränen und Klageruf über Jerusalem. „O ihr Bewohner dieser Stadt", rief er zum Schlusse aus, „denen zu dieser Zeit eine Gnadenheimsuchung ohnegleichen vom Herrn zu teil geworden ist, die ihr von so vielen heiligen Stätten das Wort von der Versöhnung verkündigen hört, die ihr überall Aufforderung findet zum Glauben und zur Stärkung darin; erkennt auch ihr diese Zeit, in der ihr berufen seid, daß nicht dermaleinst auch euer Leuchter von seiner Stätte gestoßen werde . . . Es ist euch doppelte Gnade widerfahren, die ihr gerade in dieser Zeit der allgemeinen Heimsuchung zum Himmelreiche berufen werdet; denn kaum hat eure erwachende Seele sich nach Beistand und Hilfe gesehnt, so eilen viele herbei, die kranke zu pflegen, die zerschlagene zu verbinden, das zum Lichte geborene Kind der Gnade großzuziehen und zum Mannesalter Christi zu führen. So seid nun nüchtern und wach, auf die Stimme eures Gottes fleißig zu merken, auf daß ihr die Krone nicht verliert, die euch zugedacht ist auf den Tag der Erscheinung unsres Herrn Christus!" In der Osterpredigt aber gab er im Anschlusse an 2. Tim. 2, 11 und 12 noch einmal Zeugnis von dem innern Sterben und Leben des Christen mit Christo, das er selbst so mächtig erfahren und noch in den letzten Tagen als das Geheimnis seiner Führungen erkannt hatte.

Guericke aus Halle war in liebenswürdiger Gefälligkeit nach Berlin gekommen, um mit Tholuck, für welchen er in Halle bei Professor Krukenberg in der Märkerstraße eine Wohnung gemietet hatte, noch die letzten Details der Einrichtung zu besprechen. Kottwitz nahm den Freund des Freundes in seinem Hause auf.

Die letzten Tage wohnte Tholuck selbst bei Prediger Ziehe. Am Karfreitag nahm er wehmütig von seinem Studierzimmer Abschied, das so viele Kämpfe und Gebete gesehen

hatte. „Da stehe ich nun“, schreibt er als letztes Bekenntnis ins Tagebuch, „in der schon ausgeräumten Wohnung, wo nur noch die Spinde zurück sind und der Arbeitsblock; körperlich müde von den vielen Gängen, geistlich ergeben, getröstet und einer schönen Zukunft entgegensehend, d. h. einer vom Herrn geordneten und darum guten. O wie hat Er in der letzten Zeit meinen Glauben gestärkt. Ich sehe klar alle meine Trübsal, und doch bin ich heiter, weil Er mich liebt, weil ich es fühle, daß Er mein Gott ist.“

Am Mittwoch, den 29. März, stand in aller Morgenfrühe der Wagen des Barons, der den Reisenden bis Wittenberg bringen sollte, vor der Thür der Tholuckschen Wohnung. Nur der alte Elsner und Freund Andersen kamen noch an den Wagen heran; von den Studenten war am Abende, von den liebsten andern Freunden am Tage vorher Abschied genommen. Der junge Krummacher nahm neben Tholuck Platz; er wollte bis Halle mitfahren und die schweren ersten Tage in Halle teilen. In Wittenberg nahmen Heubners die Reisenden auf. Je näher die Stadt der zukünftigen Kämpfe rückte, um so banger wurde es Tholuck ums Herz. Hinter Wittenberg rief es in seinem Herzen unabläßig: „Der Geist bezeugt mir in allen Städten Trübsal und Bande“ (Apostelgesch. 20, 23). Als am Abende des 1. April die Türme von Halle auftauchten, brachen ihm die Thränen aus den Augen; Krummacher küßte ihn zärtlich und sprach: „Was weinst du? Bekenne und kämpfe! Derer, die für Dich sind, ist mehr denn derer, die wider dich sind.“ Getrosten Herzens, durch das einfache Zeugnis erquickt, zog Tholuck unbemerkt und unerkannt in die Stadt ein.

Hegel hatte ihm beim Abschiedsmahle zugerufen: „Gehen Sie hin und bringen Sie ein Pereat dem alten Hallischen Rationalismus!“ Selbst Schleiermacher war ihm beim Scheiden ein Tröster geworden — „wenn sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen“, hatte er gesagt, „dann nehmen Sie jedesmal an, daß Gott Sie erinnern will, eine Gabe, die in Ihnen noch verborgen liegt, zu wecken. Es ruht in Ihnen noch manche Gabe, die geweckt werden und ans Licht kommen muß“. In der warmen hinteren Stube des Krukenbergschen

Hauſes gedachte Tholuck des Abends an dieſe Menſchenworte, — am lauteſten aber tönte in ſeinem Herzen der Heilandsruf an Paulus wieder: „Fürchte dich nicht, ſondern rede und ſchweige nicht; denn Ich bin mit dir, und niemand ſoll ſich unterſtehen, dir zu ſchaden; denn ich habe ein groß Volk in dieſer Stadt“ (Apoſtelgeſch. 18, 9—10).

Anmerkungen.

Erstes Kapitel.

Seite 3. [1]) Nach andern, aus Breslau stammenden Notizen, wäre es die Nummer 1030 gewesen. Doch teilt Tholuck in seinem Tagebuche am 30. Oktober 1821 einen Traum mit, in welchem die richtige Hausnummer eine bedeutsame Rolle spielt. Der Traum ist so seltsam, daß er hier eine Stelle finden mag. Tholuck, damals Privatdozent in Berlin, schreibt: „Die vorige Nacht hatte ich einen seltenen, merkwürdigen Traum. Es träumte mir, ich käme des Nachmittags um 3 Uhr nach Hause. Ich stellte mich hin, etwas zu lesen, aber es wurde plötzlich so dunkel, daß ich nicht konnte. Ich meinte, es wäre ein starker Regenschauer im Anziehen. Da kamen Wolken, pechschwarz, gezogen, von denen der ganze Himmel bedeckt wurde, und plötzlich ertönte von allen Seiten Donner, und zickzack fuhren viele Blitze durch den Himmel. Es war mir, als wäre links meinem Hause gegenüber eine große steinerne Kirche, rechts eine Reihe prächtiger Häuser. In die fiel der Blitz, kein Mensch aber kam zu löschen, es war überall leer auf den Straßen, und ohne Wehklage zogen alle Menschen aus den brennenden Häusern still und in Feierkleidern heraus in die gegenüberliegende steinerne Kirche. Vor ihnen her kam ein Prediger im Ornat, mit der Bibel unter dem Arm, und hinter ihm ein ehrwürdiger alter Mann, der der Küster schien. Und ich wunderte mich, daß kein Mensch rettete, und die Flamme ruhig in den schönen Gebäuden wütete. Es kam mir ein Grausen dabei an, welches stieg, als einzelne Menschen auf die Straße kamen und schrieen: ein solches Wetter ist unerhört, das ist wohl der jüngste Tag. Da erinnerte ich mich, daß ich in meiner Jugend vom jüngsten Tage geträumt, und daß es damals im Traume fast ebenso gewesen, aber ich dachte auch, daß ja noch nicht die ganze Welt zu Christo bekehrt wäre, daß also der Welt Ende noch nicht da sein könne. Vor Angst wollte ich zur Thür hinaus zu Freunden eilen. Da traten eben zur Thür herein Ols-

hauſen (der ſpätere Königsberger Profeſſor der Theologie), Dr. Ritter (der berühmte Geograph, damals mit Hollweg in Berlin) und Albert, (nachher Prediger in Elberfeld) und andere. Was iſt das? fragte ich; iſt das nicht der Welt Ende? Die Leute ſagen es, ſprachen Olshauſen und Ritter, aber es wird wohl wieder vorübergehen. Nun legten wir uns alle in das Fenſter, Ritter neben mich. Die Dunkelheit nahm ab, die brennenden Häuſer ſtürzten zuſammen, es kamen wieder Menſchen auf die Straße, und Ritter ſprach: Sehen Sie wohl, es iſt wieder vorbei, es war nur eine ſonderbare Naturerſcheinung. Während er dies redete, zog aber im Oſten ein neues Gewölk herauf, viel ſchwärzer, als alle früheren, und um jede Wolke lief ein rotes Feuer. Das machte uns allen bange; heulend zerſtoben die Menſchen auf der Straße, nur einzelne blieben vor den Thüren ſtehen. Plötzlich fuhr ein ſanftes Leuchten über dem Himmel hin, und ein leiſer Donner tönte. Geben Sie acht! ſprach Ritter. Nun ſcheint etwas Großes zu kommen. Und kaum hatte er dies ausgeſagt, als ein entſetzlicher Donnerſchlag geſchah und Ritter, laut aufſchreiend: Gott, da erſcheint Jeſus Chriſtus! zu Boden ſtürzte. Ich blickte hin, wo Ritter hingeſehen hatte, links über der ſteinernen Kirche, und ſahe mit einer Bewegung des Herzens, die ich noch jetzt nachempfinde, in einem feurigen Dreieck Jeſum Chriſtum mit der Siegesfahne mitten unter den ſchwarzen Wolken ſtehen. Es war mir, als ſähe er auch mich an. Das Geſicht verſchwand gleich wieder, und ich ſtürzte ſinnenlos zu Boden neben Ritter hin. Als ich wieder aufſtand, da ſah ich alle meine Freunde auf den Knien, auf den Straßen war Jubelgeſchrei und Jammer. Der Himmel war dunkel, und Funken fuhren mit ſchnellem Glänzen durch ihn hin. Rechts brannten noch die Trümmer der eingeſtürzten Häuſer. Meine Empfindung war zitternde Freude. Ritter weinte und ſtand erſtarrt. Während dem trat Kottwitz aus dem Nebenzimmer, überirdiſches Weſen in ſeinem Angeſichte, als wäre er ſchon mit dem Unverweslichen überkleidet. Meine Freunde, ſagte er, ich wußte, daß jetzt die zeitliche Weltordnung geſchloſſen iſt, und unſer Herr kommt, um uns in ſeine Herrlichkeit abzuholen. Hier ſind Liſten. Wer die Nummer des Hauſes, darin er geboren, findet, ſchreibe ſeinen Namen hinzu, denn der wird eingehen in das Reich Gottes. Wer ſie aber nicht findet, der geht nicht ein. Ich ſuchte 2035. Ich fand nur 2037. Dazu ſchrieb Freitag ſeinen Namen. Beängſtigt kam ich zu Kottwitz. Er gab mir eine andre Liſte, wo ich meinen Namen hinſchrieb. Ich kniete dabei. Was wird nun unſer Schickſal ſein? ſagte einer der anweſenden Chriſten. Weißt du nicht, ſagte ein andrer, daß wir, die wir leben, ihm alle entgegengerückt werden ſollen durch die Luft? Ja, rief ich freudezitternd, wir werden bald ihm entgegengerückt werden! Ein andrer Chriſt ſtand im Fenſter und ſprach: Bald, bald werden wir alleſamt oben ſein, ſchon beginnt der Himmel zu zittern. Aber — es geſchah nichts.

Unterdes sagte Ritter zu mir: Wollen wir hinausgehen und sehen, was die andern Leute sagen? Wir gingen in einen Garten, das Dunkel wurde wieder heller. O, sagte Ritter, vielleicht wird es noch auf lange aufgeschoben, und es war nur eine Naturerscheinung. — Dabei wachte ich auf und es pochte und bebte mein Herz."

Seite 4. [2]) Das folgende ist einem fragmentarischen losen Hefte von Tholucks eigner Hand, „Mein Leben" betitelt, zum Teil wörtlich entnommen; dasselbe bricht bei der Begegnung mit Herrn v. Diez ab, und stammt wahrscheinlich aus der ersten Berliner Zeit.

Seite 25. [3]) Es ist bekannt, mit welchem beizenden Spott die Xenien von Schiller und Goethe schon 1797 dem Breslauer Gymnasialdirektor mitspielten. Er galt ihnen als schlimmer Pedant. Wir erlauben uns, die betreffenden Xenien hier in Erinnerung zu rufen:

18. Manso und die Grazien.
Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche citieren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

19. Tassos Jerusalem von demselben.
Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

20. Die Kunst zu lieben.
Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

21. Der Schulmeister zu Breslau.
In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

22. Amor als Schulkollege.
Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

23. Der zweite Ovid.
Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehen.

24. Das Unverzeihliche.
Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.

Wenn übrigens Tholucks Tagebuch dem Schrecken und der Furcht vor dem Rektor Ausdruck gibt, so bezeugt ein andrer Schüler Mansos, der im Text genannte Girth, in einem Briefe an den Verfasser, daß die Furcht vielmehr ein tiefbegründeter Respekt gewesen sei, mit welchem die dankbaren Schüler liebend ihrem Rektor ergeben waren; dies müsse er auch im Sinne des sel. Tholuck bemerken. Er fügt hinzu: „Mit Recht hatte Manso, der auf unserm hiesigen Parochialkirchhofe seine Ruhestätte hat,

in der auf seinem Grabstein befindlichen und von ihm selbst verfaßten Inschrift sagen können:

Adscriptus terrae cavi gravis esse cuiquam —
Sis mihi, quem condis, sis mihi terra levis."

Seite 28. [4]) Nach mündlichen Mitteilungen meines verstorbenen Vaters, des Geh. Justizrats Prof. Dr. Karl Witte, der während seines Breslauer Aufenthalts 1822—33 Gelegenheit hatte., diese Details zu erfahren.

Zweites Kapitel.

Seite 54. [1]) vgl. H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart, Cotta 1877, S. 75. Über die Amicisten, ebenda, S. 65 ff.

Seite 56. [2]) Benutzt sind hierzu wie zum folgenden: Pierers Universallexikon 1841, 8. Band S. 393. — Beiblatt der Fliegenden Blätter 1877, Nr. 9, 10 u. 11. Erinnerungen an Tholuck, von einem Schüler desselben; meist völlig zuverlässige Aufzeichnungen. — Mitteilungen aus Tholucks Leben, Sonntags-Beilage der Kreuzzeitung 1878, Nr. 35 u. 36. Diese Mitteilungen sind von Tholuck selbst im Hallischen „Kränzchen" in einer Reihe von Abenden des Jahres 1871 vorgetragen und von befreundeter Frauenhand nachgeschrieben worden. Doch enthalten sie mannigfache Irrtümer und können nur mit Vorsicht benutzt werden. — August Tholuck, der Hallische Studentenvater. Separatabdruck aus dem Schlesischen Volks-Kalender für 1879, von Pastor Heinrich Rathmann, gegenwärtig Konsistorialassessor in Wernigerode; von derselben Hand sind zum Teil die Erinnerungen in den „Fliegenden Blättern".

Seite 56. [3]) Goethe West-östlicher Divan. Sämtliche Werke in 40 Bänden, Cotta, IV, S. 313 ff.

Seite 58. [4]) Vgl. die unter [2]) angeführten Quellen, sowie „Ernstes und Heiteres aus Tholucks Leben", Daheim 1878, Nr. 32.

Seite 61. [5]) vgl. Beiblatt der Fliegenden Blätter 1877, Nr. 9, S. 136. Zur Charakteristik der religiösen Stellung des Herrn v. Diez teile ich hier noch einen Brief desselben (an Baron v. Kottwitz??) mit, der sich unter alten Tholuckschen Freundesbriefen gefunden hat und in vieler Hinsicht von hervorragendem Interesse ist. Er lautet: „Berlin am 1. May 1813. Ew. Hoch- und Wohlgeboren haben in Ihrem verbindlichen Schreiben vom 17. v. M. Ihren rechten Trost mit mir getheilt, wofür ich Ihnen vielen Dank weiß, und haben mir durch die Beylage großes Vergnügen gemacht. Ich habe letztere nach Ihrem Wunsche den Herren Hanstein, Snethlage, Jaenicke und Garve übersandt. Herr Hanstein

hat mir aufgetragen, Ihnen seine herzlichen Empfehlungen zu überliefern und H. Snethlage hat ein Gleiches bestellt, mit der Bemerkung, daß er Ihnen sein Osterprogramm überschicken werde. Dies wird nun wohl um dieselbe Zeit geschehen, wo Ihnen meine Antwort überkommen wird, welche über das Herumsenden etwas verzögert worden. Die H. Garve und Jaenicke haben mir nichts schriftlich erwiedert, weil sie es wohl bis zu ihrem nächsten Besuche bey mir werden verschieben wollen.

„Der Pabst hat mit der Festigkeit gehandelt, welche nur der Glaube an Gott verleihen kann. Wer Gott fürchtet, wird sich vor Menschen nicht fürchten, welche nur den Leib tödten können, aber nicht die Seele, die allein in Gottes Händen steht. Man hat aber seitdem erfahren, daß der Mann des Fluchs (Napoleon) sich hinterher anders besonnen hat, so daß das Concordat nicht zu Stande gekommen ist, welches man nur in die Zeitungen gebracht haben soll, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Die Sache bleibt also einer andern Zeit vorbehalten. Ich zweifle nicht, daß der Pabst am Ende mit seinem täglichen Gebete mehr ausrichten wird, als der Gegner mit seinen Legionen. Wer weiß, wie vielen Antheil das Gebet an den gräulichen Niederlagen hat, die in Rußland über letzteren ergangen sind. Daß sich hierbey Gott veroffenbaret hat, kann ich Ihnen aus sicheren Nachrichten, welche man freylich unter unsern jetzigen Verhältnissen für sich behalten muß, darinn beweisen, daß Moskow mit seinen Dörfern nicht auf Befehl Rostopschins oder des Hofes verbrannt worden. Die Sache ist ganz anders zugegangen. Als nämlich die Franzosen in Moskau eingerückt waren, waren die französischen Generäle und Commissarien nach dem Quartier oder Viertel der Stadt gegangen, wo die Wagenbauer oder Sattler immer eine Menge neuer Carossen vorräthig haben, und hatten an diese Wagen ihre Namen geschrieben. Die Eigenthümer hatten nicht sobald wahrgenommen, sich des Ihrigen auf solche Art beraubt zu sehen, als sie die Wagenschuppen selbst in Brand steckten. Im Quartier der Kaufleute, welche mit persischen, indischen und türkischen Waaren handeln, hatte man eine ähnliche Vertheilung vorgenommen, und die Kaufleute waren dem Beyspiele der Wagenbauer nachgefolgt. Und nun hatte sich eine Art von Raserey, wie durch göttliche Schickung, des Volkes bemächtigt, um von allen Seiten die Hauptstadt und Dörfer durch Feuer zu vernichten. Dies ergriff die ganze Nation und wirkte so sehr auf den Hof, daß derselbe nicht mehr an den Frieden denken durfte, wozu Romanzow, der Kriegsminister Araktschief und der General Betscheff, alle drey im Vertrauen des Kaisers, dringend gerathen hatten. Nachdem dies geschehen, sandte Gott Kälte und Hunger, welche wie WürgeEngel das französische Heer vernichteten, gleich den Schaaren Sennacheribs.

Dies ist der Trost, auf den wir hoffen müssen, daß Gott das Werk vollenden werde, was er in Rußland begonnen hat. Die Hülfe der Men-

schen geht mir zu langsam und könnte mich bange machen, wenn ich nicht meine ganze Zuversicht auf den Allmächtigen sezte, bey dem allein Kraft und Macht und das Reich ist bis in Ewigkeit. Ich kann Ihnen daher auch keine Kriegs Nachrichten melden. Was bis jetzt vorgefallen ist, sind Kleinigkeiten, welche nur soviel bewiesen, daß unsere Krieger von einem neuen guten Geiste beseelt sind, der nicht wieder fliehen lassen wird, wo man nicht gejagt worden. Es scheint auch der Glaube an Gott unter unsern Leuten wieder rege zu werden, um durch ihn Thaten zu thun, welche gewiß davon zu erwarten sind. Mit diesem Glauben würde schon unendlich viel für unser Volk gewonnen seyn. Auf der anderen Seite hoffe ich, daß unsere frivole Jugend, welche mit zu Felde geht, besser zurückkommen werde, als sie ausgezogen, denn sie wird den erstaunlichen Leichtsinn und Unglauben im Feldlager verlieren und wird sich den so unentbehrlichen Erfahrungs-Geist erwerben, um die entnervenden Speculationen und Theorieen abzulegen, worin sie aufgezogen worden und worin einer immer den anderen zu übertreffen suchte. Sollte dies alles geschehen, wie ich hoffe, so werden wir Ursache haben, die höheren Wege zu bewundern, welche Gott wählt, um Völker durch die Strafgerichte, wie Kriege sind, zur Besinnung zu bringen und von ihren Verirrungen zurückzuführen.

Ich beklage Sie wegen des Verlustes, welchen Sie in Ihrem hiesigen Commissionär erlitten haben. Gott wird Ihre guten Absichten auf andere Art zu fördern wissen. Gott ist mit jedem, der vor ihm wandelt: Ach, wenn doch alle Menschen dies beherzigen wollten, um ihre Sorge auf Gott zu werfen, welcher der rechte Helfer ist. Wie einmüthig würden sie dann unter einander werden und wie sehr würden sie dadurch den Umgang erfreulich machen!

Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihre Söhne in den Krieg senden! Wenn ich zwölfe hätte, so würde ich sie alle an diesem Kriege Theil nehmen lassen. Ich würde trotz meines Alters selbst hinziehen, wenn mir das Podagra Märsche und Strapatzen erlaubte. Ich werde aber deshalb nicht ganz müßig seyn, denn ich werde nicht aufhören, für die Befreyung unseres Landes von fremder Tyranney zu Gott zu beten.

Wie hat Ihnen das Kirchengebet gefallen, was man von Breslau aus vorgeschrieben hat? Gott wird es in Gnaden aufnehmen. Ich glaube aber, daß man selbst für das Volk besser gethan hätte, wenn man es bloß aus den herrlichen Psalmen zusammen gesetzt hätte, worin David so kräftig und herzlich um Beschirmung gegen seine Feinde flehet. Welche Sprache könnte auch Gott angenehmer seyn als diejenige, welche er uns durch seine Profeten gelehrt und was könnte für betende Herzen erhebender seyn als die Gewalt der Worte, welche Gott selbst geredet hat!

Herr Spieß, der zu unsers sel. Michaelis Stelle berufen worden, ist noch immer nicht angekommen und scheint nun ganz abgeschnitten zu

seyn. Ich bedauere es sehr, da ich nichts so sehr wünsche als ihn zu hören, um mich zu überzeugen, daß er würklich Gottes Wort predige, wie man mich hoffen läßt und woran es im Dohme wie in so vielen anderen Kirchen so sehr noth thut. Seit Michaelis Tode habe ich es daselbst nicht gehört.

Man hatte hier das Gerücht von einer Schlacht verbreitet, welche von Blüchern verloren worden. Man sagt mir, daß in Schlesien eine ähnliche Nachricht in Umlauf gewesen. Es ist aber Lüge und beweiset, daß auf der Franzosen Betrieb von ihren Anhängern in unserm Lande solche Dinge ausgesprengt werden, um uns in Schreck zu setzen. Solche Leute sind sehr gefährlich und unsere Regierung ist gegen sie weder wachsam noch strenge genug.

Gott erhalte Sie! Gönnen Sie mir fernerhin Ihr gütiges Andenken

als Ihrem

ganz ergebensten Freund und Diener

v. Diez."

Seite 62. [6]) vgl. Acta der Abgangszeugnisse (der theol. Fakultät) Vol. VI. 1820. (Rektorat 7. Nr. 214 Aufnahmenummer.) Abgangsnummer 836. „Desgl. für den Studiosus der Theologie August Tholuck aus Breslau, welcher am 27. Januar 1817 auf eine Breslauer Matrikel immatrikuliert worden". — Aus diesem Datum erhellt übrigens, daß die unter [3]) genannten Quellen sämtlich im Irrtume sind, wenn sie die Reise Tholucks nach Berlin in den März verlegen. Es mag dies im Zusammenhange mit der unmittelbar biographischen Verwendung der Szene aus der „Wahren Weihe des Zweiflers" 1. Auflage, Seite 4 und 5 geschehen sein, die allerdings ähnlich, wie sie dort beschrieben ist, nur in anderer Jahreszeit, sich zwischen Tholuck und Wenzel zugetragen hat.

Seite 67. [7]) Der Turm der Parochialkirche hat bekanntlich ein von Friedrich Wilhelm I. geschenktes und im Jahre 1715 mit dem Turme fertig gewordenes Glockenspiel.

Seite 71. [8]) Der Bürgermeister von Breslau Menzel hatte an Tholuck das Stipendium Bittnerianum II im Betrage von jährlich 120 Thlr., in Quartalraten zu beziehen, verliehen. Von Ostern 1817 an hat es Tholuck auch nach Berlin ausgezahlt erhalten.

Seite 72. [9]) Tholuck schreibt darüber (Datumlos) an Radecke: „Kürzlich war Pinkerton hier, er hat mich mit heiliger Flamme erzündet, denn er ist ein demütig frommer und dabei feuriges Lebens glühender Mann, der seinem Erlöser zu Liebe alles verlassen, erst jahrelang in des Kaukasus Steingeklippe Nogaische Tataren bekehrt (und auch den liebenswürdigen tscherkessischen Fürstensohn, von dem ich Dir schon geschrieben), dann aber in unendlichen Reisen seine Gesundheit und sein Leben preisgegeben, bald in Gefahr zu erfrieren, bald zu verdursten. Der hat mir

denn kundgethan, wie jetzt durch ganz Rußland, in den Steppen der Tatarei, in den Schneeöden Irkutsks und — o des Wunders! — bei dem frommen karaitischen Judengeschlecht der tauriſchen Länder Bibelgesellschaften gestiftet sind, Kalmücken drängen sich mit Mongolen, in ihrer Sprache Gottes Wort zu lesen, und während hier unter Sehnen Jesus die Herzen der Sehnenden erwärmt, kühlt er die Schmerzensglut der Neger in Guinea wie in Amerika."

Seite 75. [10]) Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes, Berlin, gedruckt bei Anton Obst, 2. Band 1818. S. 13.

Seite 75. [11]) Durch Dr. Pinkerton war die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft auf ein in der Universitätsbibliothek zu Leiden befindliches Manuskript der heiligen Schrift in der reinen türkischen Sprache aufmerksam gemacht worden und hatte dasselbe dem Geh. Legationsrat v. Diez im Juli 1814, als Pinkerton die Preußische Hauptbibelgesellschaft zu Berlin ins Leben rief, zur Durchsicht und Kopie übergeben lassen. Den Druck auf Kosten der Gesellschaft leitete Diez. In einem Briefe an dieselbe, kurz nach Beginn des Werkes, hatte er über diese türkische Bibel geschrieben: „Wenn ich in Verfolg des Werkes die Übersetzung von Hali Bey ebenso richtig wie bisher finde, so sage ich nicht zu viel, daß sie unter den allerbesten Übersetzungen der heiligen Schrift ihren Platz behauptet, ja in manchen Stellen alle ohne Ausnahme übertrifft. Ich fange in der That an zu glauben, daß Hali Bey bei dieser Arbeit eines besonderen göttlichen Beistandes gewürdigt worden war. Sein Styl ist ächt klassisch und wird die Herzen aller türkischen und tartarischen Völkerschaften gewinnen, zu denen die Bibel gelangt. Denn sie haben eine leidenschaftliche Vorliebe für das, was ihre Sprache in der Vollkommenheit darstellt. Ich sehe hierin einen Fingerzeig der Vorsehung. Denn in der That, ginge die türkische Sprache je einmal verloren, so würde sie durch dieses Werk allein in ihrer ganzen Fülle und Annehmlichkeit wiederhergestellt werden können. Für mich, der ich dreißig Jahre hindurch die türkische Sprache zu meinem unabläſſigen Studium gemacht habe und sie beinahe als meine zweite Muttersprache ansehen kann, ist es an jedem Morgen eine Feststunde, das Wort meines Gottes in dieser Sprache reden zu hören." Unter den Vorlesern haben wir uns vielleicht in der letzten Zeit auch den jungen Tholuck zu denken. vgl. Neueste Nachrichten ꝛc. 1818 S. 13; und Thilo Geschichte der preuß. Hauptbibelgesellschaft 1864 S. 26 und 252.

Seite 77. [12]) Beiblatt der Flieg. Blätter ꝛc. S. 137. Sonntagsbeilage der Kreuzzeitung Nr. 35.

Seite 81. [13]) In all diesen blumigen Wortschwall überströmender Gefühle hinein notiert sich der Humor des jungen Tagebuchschreibers einmal wieder ein kleines Witzchen. Zwar hatte er an Rabecke am 25. Januar geschrieben: „Mein Humor ist jetzt dahin; heiter bin ich zwar, aber nicht

in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt. Doch die satirische Laune, die mich zuweilen ergriff, ist unter dem Gewicht meiner jetzigen Geschäfte verschwunden." Indessen kann sich's der Humorgewohnte nicht versagen, auch hier einmal vom hohen Kothurn herabzusteigen und sich zu späterer scherzhaften Verwendung eine hübsche Anzeige im schönsten Deutsch zu notieren: „Dem, der den, der den den 14. d. gesetzten Pfahl, daß nichts ins Wasser geworfen werden soll, selbst ins Wasser geworfen hat, anzeigen wird, soll ....."

Drittes Kapitel.

Seite 85. [1]) Vgl. Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie von Karl Bruhns. Leipzig, Brockhaus 1872 I, S. 42 u. 43.

Seite 85. [2]) Ebenda, S. 112.

Seite 85. [3]) Ebenda, S. 299.

Seite 85. [4]) Vgl. Gnadenführungen Gottes in dem Leben des Schulvorstehers Friedr. Sam. Dreger, herausgegeben von M. Kulke. Berlin 1860. S. 14.

Seite 91. [5]) Vgl. Ernst Wilh. Hengstenberg, sein Leben und Wirken von Prof. Joh. Bachmann, Gütersloh, I. 1876 S. 180.

Seite 91. [6]) Karl Ritter, ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß. Von D. Kramer. Halle 1875. 2. Auflage. I. Band S. 242. Der betr. Brief ist (nach einer gefälligen Mitteilung von D. Kramer) am 28. Dezbr. 1816 geschrieben.

Seite 91. [7]) Vgl. Johannes Goßner, ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts von Hermann Dalton. 2. Auflage. Berlin 1878, S. 343.

Seite 92. [8]) Kulke a. a. O. S. 19.

Seite 92. [9]) Lisco. Zur Kirchengeschichte Berlins. Berlin 1857. S. 309.

Seite 92. [10]) Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Dritte vermehrte Auflage, Berlin 1821, Reimer. Vorrede p. XIII u. XIV. (1799 die erste anonyme Auflage).

Seite 94. [11]) Bachmann a. a. O. I. S. 181.

Seite 94. [12]) Reden über die Religion, z. B. S. 310, S. 38 u. 39.

Seite 94. [13]) a. a. O. S. 308.

Seite 96. [14]) J. G. Fichtes Leben und litterar. Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Sulzbach 1830 u. 31. II. S. 409.

Seite 97. [15]) Geschichte der Philosophie im Umriß von Schwegler, S. 177.

Seite 97. [16]) Vgl. die vortreffliche Ausführung über diese Differenz in Diltheys Leben Schleiermachers, Berlin 1870, I. Band, S. 334 bis 348.

Seite 97. [17]) Schleiermacher, Der christliche Glaube ꝛc., 4. Ausgabe, Berlin, Reimer, 1842 § 15, S. 90.

Seite 98. [18]) Karl Bruhns, a. a. O. I, S. 107.

Seite 98. [19]) Friedrich Perthes' Leben, von Clemens Theodor Perthes, Gotha und Hamburg 1851, I. Band, S. 322 u. 323.

Seite 99. [20]) Vgl. Kulke a. a. O. S. 91.

Seite 100 [21]) Ebenda S. 92.

Seite 100. [22]) Vgl.: Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentums-Gesellschaft. Drei Reden von Riggenbach, Stockmeyer und Prätorius. Basel bei C. F. Spittler (1880).

Seite 101. [23]) Vgl. Artikel „Pietismus" von Tholuck, in Herzogs Real-Encyklopädie, 1. Auflage. XI, S. 662.

Seite 102. [24]) Vgl. Richard Rothe, ein christliches Lebensbild von Friedrich Nippold, Wittenberg 1873, I. Band, S. 156.

Seite 107. [25]) Das erwähnte „Ehrendenkmal" für den sel. Diez scheint Tholuck nicht ins Werk gesetzt zu haben. Wenigstens hat die Cottasche Verlagshandlung, bei welcher das „Morgenblatt" seiner Zeit erschien, laut einer mir gewordenen Zuschrift, in sämtlichen Jahrgängen der Zeitschrift nach diesem, wie nach andern Tholuckschen Artikeln vergeblich gesucht.

Seite 110. [26]) Diesem Briefe angefügt ist ein damals entstandenes Fouquésches Gedicht, das hier eine Stätte finden mag, da es von der späteren, gedruckten Redaktion vielfach abweicht. (vgl. Geistliche Gedichte von Friedrich Baron de le Motte Fouqué, herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué, mit einem Vorwort von H. Kletke. Berlin 1846; das erste der unter der Überschrift „Treue des Erlösers" zusammengefaßten Gedichte.)

„Evangelium Skt. Marci 10, 46—52.
Was du vor tausend Jahren,
Mein Heiland, hast gethan,
Läßt du noch heut' erfahren
Die, so dir gläubig nahn.
Ganz wie dem armen Blinden,
Von dem Skt. Marcus spricht,
Ließt du mich Gnade finden,
Und gabst mir Freud' und Licht.

Ich ſaß ſo trüb' am Wege,
Tiefblind in meinem Geiſt,
Sehnſucht im Herzen rege,
Doch Wemut allermeiſt.
Die Pſalmen hört' ich kreiſen,
Die Kränze fühlt' ich wehn,
Womit dich Gläub'ge preiſen,
Und konnte dich nicht ſehn.

Fern gingſt du mir vorüber,
Als kännteſt du mich nicht,
Und trüber ſtets und trüber
Fühlt' ich des Grams Gewicht.
Zu arg ward's mit dem Schmerze,
Zu feindlich mit der Pein;
Da faßt' ich mir ein Herze,
Hub an, nach dir zu ſchrein.

‚Sohn Davids, rette, heile,
Wie du's verheißen haſt!
O liebſter Jeſu, eile,
Nimm von mir Nacht und Laſt!'
Wohl ſtellten ſich mit Dräuen
Die Sünden rings herum.
‚Schweig!' hieß es. ‚Mußt dich ſcheuen.
Er will dein nicht! Sei ſtumm!'

Doch immer brünſt'ger weinend,
Mit immer lautrem Wort,
Stets mehr mein Herz entſteinend,
Rief ich nach dir, mein Hort.
Da ward mein Ängſten minder,
Da ſagte was in mir:
‚Getroſt, du armer Blinder,
Steh auf. Er rufet dir.'

Du ſtand'ſt — ich fühlt' es — ſtille,
Da ward mir froh der Sinn.
Ab fiel mir eigner Wille,
Ich wankte zu dir hin.
Du ſprachſt: ‚Was willſt du haben?'
Ich: ‚Herr, ich möchte ſehn,
An deinem Blick mich laben.'
Du ſprachſt: ‚Es ſoll geſchehn!'

Und was du haſt geſprochen,
Das fehlt ja nimmer nicht.
Mir ward die Nacht gebrochen,
Mein Auge hell und licht.
Laut preiſend deinen Segen,
Frei von der alten Schmach,
Folg' ich auf deinen Wegen
Dir, Herr, in Freuden nach."

Seite 122. [27]) Vgl. Bachmann, a. a. O. II. S. 4.

Viertes Kapitel.

Seite 125. [1]) Aus handſchriftlichen Mitteilungen des Herrn Prof. Dr. Voltolini in Breslau über ſeine Beziehungen zu Kottwitz.

Seite 126. [2]) Baur, Neue Chriſtoterpe S. 205, gibt den 2. September an. Doch wurde im Kottwitzſchen Kreiſe ſelbſt der 1. als Geburtstag des Barons gefeiert.

Seite 126. [3]) Mitteilung von Prof. Voltolini.

Seite 127. [4]) Handſchriftliche Mitteilungen des Herrn Paſtors Williger in Hohenfinow, der von ſeiner Studentenzeit (1831 ff.) bis ins Amtsleben hinein dem Baron nahe ſtand. Derſelbe fügt ſeiner Notiz hinzu: „Auf ſein Urteil hin war ich begierig, wenigſtens den einen, während meiner Studentenzeit noch lebenden, den Geheimen Rath Hillmer, damals in Neuſalz a. O., kennen zu lernen. Ich wagte es, auf einer Durchreiſe ihn dort aufzuſuchen, und habe eine mir unvergeßliche Stunde bei dem lieben Manne Gottes verlebt."

Seite 127. [5]) Die Lehre von der Sünde S. 195.

Seite 129. [6]) Paſtor Williger.

Seite 130. [7]) Brief an Juſtizrath Focke von 18. April 1831.

Seite 130. [8]) Die Lehre von der Sünde S. 191 ff.

Seite 137. [9]) Vgl. Lisco a. a. O., Kirchenminiſterien unter Nr. 31: Betſaal der v. Kottwitzſchen Armenbeſchäftigungs-Anſtalt.

Seite 139. [10]) Nach Paſtor Williger.

Seite 153. [11]) Nach einer brieflichen Mitteilung D. Beſſers vom 13. Febr. 1882.

Seite 169. [12]) vgl. Dr. Tholucks fünfzigjähriges Jubiläum am 2. Dez. 1870. Halle, Fricke, 1871, S. 11.

Seite 170. [13]) Aus einer freundlichen brieflichen Mitteilung des (inzwiſchen verſtorbenen) past. emeritus Günther in Wernigerode, der 1820—21 und 1824—25 im Hauſe von Kottwitz aus und ein ging.

Fünftes Kapitel.

Seite 174. [1]) Vgl. Nippold, Richard Rothe, ein christliches Lebensbild. Wittenberg 1873, I, S. 153. Jacobi, Erinnerungen an Kottwitz, S. 33, citiert diese Behauptung mit den Worten: „Ich weiß nicht, mit welchem Grunde."

Seite 174. [2]) Sämtliche folgende Mitteilungen sind entnommen den: Acta, betr. die Promotionen (1810—26) vol. I. Theologische Fakultät von Berlin. S. 56 ff. Die lateinische Eingabe lautet:

„Decane spectabilis, Professores summe reverendi!

Peracto aliquo tempore in Academia Wratislaviensi veni Berolinum invitatus præcipue magna, quæ hic mihi offerebatur, litterarum orientalium tractandarum copia. Berolini per quatuor fere annos numquam remisso studio tum manuscripta Orientalia legi, excerpsi et in horrea mea congessi (quorum laborum specimen opusculum vobis proponam Pantheismum mysticum Orientalium exhibens, congestum e viginti manuscriptis libris Persicis, Arabicis, Turcicis), tum Theologiæ, cui in perpetuum me mente animoque addixeram ita, ut ægre ad aliud studium me traduci paterer, operam dedi: horum studiorum spatio nunc decurso a vobis, Viri summe reverendi, scholarum Theologicarum in hac Academia habendarum facultatem expeto. Proinde placeat vobis, quam primum fieri potest, diem et horam constituere, qua examen subeam doctoribus academicis rite præscriptum.

Berlin, 27° Juli 1820. August Tholuck.
Alexanderstraße Nr. 34.

Seite 184. [3]) D. Ewald Rudolf Stier, von G. u. F. Stier, 2. Auflage, Wittenberg 1871, I, S. 137.

Seite 185. [4]) Aus einem Briefe Hengstenbergs an Tholuck nach London vom 18. April 1825 ergibt sich, daß wenigstens bei des ersteren Examen (das übrigens nach demselben Briefe auf den 11. April 1825 fiel; Bachmann kannte das Datum nicht, vgl. Hengstenberg I, S. 218) D. Bellermann mitwirken mußte.

Seite 187. [5]) Der lateinische Text ist folgender:

„Theses theologicæ
Quas
Summe Reverendi Ordinis Theologorum
auctoritate
in
Universitate Litterarum Berolinensi
pro
Gradu Licentiati in Theologia

rite obtinendo
publice defendet
Die IV. ante Nonas Decembres MDCCCXX
Hora XI
Augustus Tholuck
Silesius.
(Berolini, typis Haynianis.)

I. E linguæ certe ratione nulla contra authentiam Pentateuchi valida argumenta peti possunt.

II. Perversa eorum ratio est, qui negant se in Prophetis V. T. altius quidquam agnoscere posse, præter poëtas aut, ut ajunt, demagogos gentis Hebrææ.

III. Hebræorum homines sanctitate conspicui, etsi prima fronte secus videtur, respectu ad genuinam pietatem, eminent super illos, quos Græcia erudita et Roma armipotens magnos tulit atque præclaros viros.

IV. Λόγος e S. Johannis sententia nec qualitas est divina in hominem Jesum immissa, nec ratio Dei.

V. Notio æterni manifestatoris divini apud omnes exstat nationes Orientales, at tantum abest, ut hoc nomine aggredi liceat veritatem doctrinæ Salvatoris nostri, ut eo firmetur atque stabiliatur.

VI. Inde quod Cabbalistarum Scholæ speciem quandam trinitatis docebant, nihil potest contra hoc dogma, ut a Christianis traditur, effici, dummodo simplici eo sensu accipiatur, quo præcipit S. Scriptura.

VII. Subinde concidit universa religio christiana uno illo dogmate sublato de connata hominis vitiositate.

VIII. Vaticinium Jes. c. LIII de Messia agit.

IX. S. Pauli argumentatio in ep. ad. Rom. c. IX. non eo tendit, ut liberum hominis arbitrium tollatur.

X. Falluntur nihilominus, qui existimant cum prædestinationis decreto non posse sanctimoniam vitæ consistere.

XI. Aperta sunt Mysticismi Orientalis vestigia in disciplinis Therapeutarum atque Essenorum.

XII. Non genuina veteris religionis Persarum imago in Send-Avesta exhibita est.

XIII. Multa adsunt indicia Muhammedem suas, quas expromsit de Christianismo notiones, debere sectis Christianis."

Das an Tholuck verliehene Lizentiaten-Diplom lautet:

Quod felix faustumque summum Numen esse iubeat.
Auspiciis lætissimis et saluberrimis
Serenissimi ac potentissimi principis

Friderici Guilelmi III
Borussorum regis (etc. etc.)
regis ac domini nostri sapientissimi
eiusque auctoritate regia
Universitatis Litterariæ Berolinensis
Rectore magnifico
Mart. Henr. Car. Lichtenstein
(titul .....)
ex decreto venerabilis theologiæ ordinis
promotor legitime constitutus
Philippus Conradus Marheineke
philos. et theol. doctor huiusque prof. publ. ordin.
facultatis theologiæ h. t. decanus
viro prænobilissimo atque doctissimo
Friederico Augusto Deofido Tholuck
silesio
theologiæ candidato dignissimo
post examen theologicum habitamque de
thesibus disputationem
Licentiati S. S. Theologiæ
honores privilegia et iura
die II. M. Decembris A. MDCCCXX
rite contulit
collataque
publico hoc diplomate
Theologorum ordinis obsignatione comprobato
declaravit.
(L. S.)

Seite 196. [6]) 3. Supplementband S. 174.

Seite 205. [7]) Eigne Worte Müllers in D. Julius Müller, Mitteilungen aus ſeinem Leben, aufgezeichnet von D. Leopold Schultze, General-Superintendent. Bremen 1879, C. Ed. Müller, S. 10.

Seite 208. [8]) Vgl. D. Julius Müller, der Halliſche Dogmatiker, von D. Martin Kähler zur Eröffnung der Vorleſung über dogmatiſche Theologie. Halle, Fricke, 1878, S. 5 u. 6.

Seite 215. [9]) Das Diplom hat folgenden Wortlaut:
Quod felix faustumque esse iubeat
Summum Numen
auctoritate
huic Literarum Universitate
ab
Ferdinando I

imperatore romano-germanico
anno MDLVII concessa
clementissimis auspiciis serenissimorum
Magni Ducis et Ducum Saxoniæ
Nutritorum Academiæ Jenensis
munificentissimorum
Rectore Academiæ Magnificentissimo
Augusto et Potentissimo Principe ac Domino
Carolo Augusto
Magno Duce Saxoniæ Vimariensium atque Isenacensium
Principe Landgravio Thuringiæ Marchione Misniæ Principali Dignitate
Comite Hennebergæ Dynaste Blankenhaynii Neostadii ac Tautenburgi
Prorectore Academiæ Magnifico
viro illustri atque excellentissimo
Henrico Luden
philosophiæ Doctore
professore historiarum publico ordinario
Decano Ordinis Philosophorum et Brabeuta
maxime spectabili
viro clarissimo atque excellentissimo
Carolo Friderico Bachmanno
philosophiæ doctore
(titul .....)
ordo Philosophorum
viro prænobilissimo ac doctissimo
Augusto Tholuck
Vratislavia-Silesio
licentiato theologiæ in Universitate Litterarum Berolinensi
Professori extraordinario designato
Doctoris Philosophiæ honores
dignitatem iura et privilegia
ingenii doctrinæ eximio specimine de Persarum pantheismo libro per-
erudito comprobatæ virtutisque spectatæ insignia atque ornamenta
detulit
publico hoc diplomate
cui impressum est signum Ordinis Philosophorum
promulgavit
Jenæ die XXII M. Aprilis A. MDCCCXXII.
(L. S.)

Seite 216. [10]) Vgl. zu dem Folgenden: Fünfzig Jahre der Judenmiſſion, eine Denkſchrift zur 50jährigen Jubelfeier der Berliner Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtentums unter den Juden, von Zieth e, Berlin

1872. — Friedensbote (Missionsblatt dieser Gesellschaft), herausgegeben von Pfarrer Schwarz, Juli 1882. S. 160 ff.

Seite 217. [11]) vgl. Samuel Elsner. Eine Lebensskizze von Dr. M. Funk. Berlin 1878. Hauptverein für christl. Erbauungsschriften. S. 48.

Seite 218. [12]) Der betreffende Passus im Sitzungsprotokoll lautet:

„At a meeting of a General Committee held 25th Febr. 1823. The foregoing minute of the Mission and Correspondence Sub-Committee was read with the letters therein mentioned, and a subsequent letter from His Excellency the Right Honble Sir G. H. Rose dated Berlin 21t January 1823 both of whose letters strongly recommend the Committee to accept of the A. Tholucks offer of service on the several points mentioned, viz. to translate tracts, to prepare works useful to Jewish Missionaries, to publish a periodical work in German, to visit occasionally the Missionary stations, to give instruction to Missionaries and to conduct any correspondence which may be committed to him.

Resolved that this offer be accepted and that Prof. A. Tholuck be appointed as Representative of this Society at Berlin for the above purposes and such others as this Committee may find beneficial and which Prof. Tholuck may be able to undertake at an annual salary of fifty Pounds Sterling.

Extracted from the minute of the Society."

Seite 222. [13]) Predigt beim Jahresfeste der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden über Hosea 3, gehalten in der Luisenstadt-Kirche von Dr. A. Tholuck, Königlich Preuß. Konsistorialrat und Professor der Theologie zu Halle. Berlin, 1865. Druck von Royer, Hellweg 7.

Seite 229. [14]) Eine erbauliche Zeitschrift, die erst Seegemund und dann Kober herausgab, nachdem Tholuck die Redaktion abgelehnt hatte. Nach dem im Texte angeführten Briefe Seegemunds hatte Tholuck ihm für die „Hirtenstimme" einen Aufsatz über „die Freudigkeit der Christen" geschickt. Derselbe aber ist trotz des herzlichsten Dankes des Redakteurs für das Geschickte nicht abgedruckt worden. Durch die Güte des Herrn Archivrates Dr. Jacobs in Wernigerode sind mir sämtliche Bändchen der „Hirtenstimme" zugegangen. Aber keine Arbeit Tholucks findet sich darin, auch nicht der von Seegemund früher erbetene Bericht über die dänische Reise. Der Inhalt des Aufsatzes von Tholuck läßt sich einigermaßen aus den Seegemundschen Bemerkungen erschließen: „Was den Aufsatz: über die Freudigkeit der Christen betrifft, so kann ich mir zwar noch andre Hemmungen derselben denken, welche Sie nicht berührt haben, hauptsächlich solche, die aus der heilsamen Zucht des heiligen Geistes

herstammen, als welche alles Ungöttliche in uns aufdeckt und nicht nachläßt, bis sie den alten Menschen in Christi Tod begraben hat — und in solchen Fällen hat man wohl weniger zur Freudigkeit als zur Selbstprüfung zu ermuntern, auch auf einzelnes, auf unerkannte Sünden aufmerksam zu machen, öfters noch mehr unter Christi Kreuz zu beugen als zu erheben — auch kann der Schmerz, den eine Seele empfindet, aus jener heiligen Sehnsucht nach dem Herrn entspringen, die man ja nicht zu dämpfen, sondern zu wecken und anzufeuern hat — und in solchen Fällen hat man wohl zum Beten, Singen und Hoffen zu ermuntern; man würde einer solchen Seele Schaden thun, wenn man sie überreden wollte, sie hätte schon, wonach sie aus der Tiefe des Herzens noch dürstet: doch sind der Seelenzustände ja so unzählige, daß sie sich unmöglich erschöpfen lassen. Auch bleibt's immer ein unvollkommen Ding, im allgemeinen hin trösten zu wollen. Der Trost ist eine individuelle Arznei für den individuellen Kranken und seine Krankheit. Ihr Aufsatz ist aus einer solchen individuellen Beziehung hervorgegangen, darum wird er gewiß auch gleichgesinnten Seelen zum Segen werden. Eben darum eignet er sich auch ganz für die „Hirtenstimme". — Der volle Titel der Zeitschrift lautet: „Die Hirtenstimme an Alle, die dem guten Hirten nachfolgen oder die ihn von Herzen suchen." 4 Jahrgänge 1821—24. Wernigerode, im Verlag des christlichen Missions-Vereins gedruckt bei Joh. Christoph Dölle in Halberstadt. Als Fortsetzung der 1824 eingegangenen Zeitschrift will „Der christliche Menschenfreund" betrachtet werden, den P. Sander in Elberfeld seit 1825 herausgab.

Seite 229. [15]) Vgl. über das Folgende: Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft und ihre Arbeiten in Südafrika, von Missions-Direktor Dr. Wangemann, Band I, S. 202 ff.

Seite 231. [16]) Vgl. Thilo, Geschichte der Preußischen Hauptbibelgesellschaft 1864. Seite 302. Tholucks Reise nach England, die in die Geschichte seiner Berufung nach Halle so verhängnisvoll eingreifen sollte, wird in diesem Buche S. 84 fälschlich in das Jahr 1824 verlegt.

Sechstes Kapitel.

Seite 246. [1]) Das Tagebuch spricht wiederholt die Befürchtung aus, daß man den Verfasser des Sufismus wegen der schlechten Latinität („wegen der Grammatik") tadeln werde. Die Sprache ist allerdings mit Germanismen durchwoben und von grammatischen Verstößen nicht gänzlich frei.

Seite 271. [2]) Vgl. Dr. Otto Krabbe, August Neander, Hamburg 1852, S. 80.

Siebentes Kapitel.

Seite 292. [1]) Hamburg, bei Perthes und Besser 1823. Nach dem im Text Gesagten ist es daher irrig, wenn Adalbert Wiegand in seiner Säkularschrift W. M. L. de Wette (Erfurt 1879) S. 53 behauptet: „Dasselbe (Tholucks Buch) war nicht direkt gegen de Wette gerichtet, auch nicht eine beabsichtigte Widerlegung, sondern nur eine schöne, warme, christlich begeisterte Ergänzung der de Wetteschen Schrift." Deutlicher kann das von Tholuck beabsichtigte gegensätzliche Verhältnis nicht bezeichnet werden, als durch den für den Verfasser selbst ausdrucksvollsten Titel: Antitheodor.

Seite 327. [2]) „Tholuck. Nach Erinnerungen aus persönlichem Umgange mit demselben von C. H. Rennecke, p. em. Rostock. 1878." Einzelne thatsächliche Falsa dieser kleinen Broschüre berichtigte mir der Verfasser zum Teil schriftlich. — Die Korrespondenz zwischen Rennecke und Tholuck gehört zu dem Interessantesten in dem brieflichen Nachlasse des letzteren. Rennecke hat selbst ein geistvolles Buch verfaßt, das durch Tholucks Schrift über die Sünde mit veranlaßt wurde: „Über die prinzipielle Begründung der Lehren von der Sünde, von der Person Christi, von der Erlösung und Rechtfertigung. Magdeburg, Falkenburg & Komp.", ohne Jahreszahl, 433 S. — Der alte Herr starb zu Rostock im 85. Lebensjahre am 27. April 1881.

Seite 348. [3]) Aus Tholucks Personalakten im Unterrichtsministerium zu Berlin.

Achtes Kapitel.

Seite 369. [1]) Aus Schleiermachers Leben in Briefen, herausgegeben von Dilthey, Berlin 1863. IV. Band. S. 340.

Seite 369. [2]) E. W. Hengstenberg, von Bachmann. I. S. 177 f.

Seite 369. [3]) S. die Citate ebendaselbst.

Seite 370. [4]) Vgl. Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis historisch dargestellt von Dr. Heinrich Alt. Berlin 1846. S. 659.

Neuntes Kapitel.

Seite 413. [1]) Das Folgende ist den Akten des Unterrichtsministeriums entnommen.

Seite 418. [2]) Vgl. Jahrbücher für das Schulwesen in den preußischen Staaten, Band III, Heft 2. S. 161—165; abgedruckt auch bei Bachmann, Hengstenberg, I, S. 373 ff.

Seite 425. [3]) Abgedruckt in der Allg. K. Z. 1822. S. 582 f.

Seite 443. [4]) Aus den Akten der Berliner Theologischen Fakultät. (Acta betr. die Promotionen 1810—26. Vol. I.)

Seite 444. [5]) Die betreffenden, im folgenden allegierten Abschnitte des Universitätsstatuts lauten (nach den „Statuten der theologischen Fakultät der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1838," § 111, § 112 und § 109): „Wer bei der Fakultät um Promotion zum Doktor der Theologie ansucht, kann dieselbe nur durch feierliche Promotion.... erhalten. Doch kann die Fakultät die Doktorwürde auch honoris causa Auswärtigen oder hierselbst Anwesenden durch bloße Übersendung des Diploms als eine freiwillige Anerkennung ausgezeichneter Verdienste um die Wissenschaft erteilen, niemals aber auf bloße Einsendung einer Abhandlung." „Der Antrag zu einer solchen Doktorpromotion honoris causa muß von zwei Mitgliedern der Fakultät geschehen, und es müssen in dem Antrage die ausgezeichneten notorischen Verdienste des Vorgeschlagenen um die Theologie auseinandergesetzt, oder falls er sich diese als Schriftsteller erworben hat, durch Anführung oder Vorlegung der Schriften belegt werden. Die Abstimmung geschieht durch Umlauf schriftlich und offen. Zur Genehmhaltung des Antrages ist Einstimmigkeit aller Fakultätsmitglieder erforderlich." „Wer sich um das Doktorat bewirbt, muß eine lateinische, zu diesem Behufe über ein von der Fakultät gebilligtes Thema geschriebene Dissertation einreichen und drucken lassen; nur wenn die Fakultät diese Abhandlung einstimmig als eine Bereicherung der Wissenschaft anerkennt, kann die Promotion bewilligt werden. Es hängt von dem Ermessen der Fakultät ab, ob sie die eingelieferte Abhandlung als genügend anerkennt, oder noch ein besonderes Kolloquium über solche wissenschaftliche Gegenstände, mit denen sich der Doctorandus vorzugsweise beschäftigt hat, anstellen will. Im allgemeinen muß die Fakultät die Überzeugung gewonnen haben, daß derselbe nicht nur den .... Anforderungen an einen Lizentiaten der Theologie Genüge leiste, sondern auch entweder als praktischer Geistlicher oder in einzelnen Zweigen der theologischen Wissenschaft eine besondere Virtuosität oder einen höheren Grad von Tiefe und Umfang der gelehrten Einsicht bewähre."

Seite 446. [6]) Das Schreiben, lateinisch verfaßt, datiert vom 24. Januar 1826. Es schließt mit den Worten: „Quod ut eo modo peragagatis, qui et vestri studii in me et mei in vos luculentum edat testimonium, hoc vestrae benignitati relinquo."

Seite 449. [7]) Das Doktordiplom vom 4. März 1826 enthält natürlich die wichtige Bestimmung: unter dem Rektorat von August Boeckh hat der Promotor Phil. Konr. Marheineke als Dekan der theologischen Fakultät viro reverendo atque doctissimo Fr. Aug. Deofido Tholuck Silesio, Philosophiæ doctori, SS. Theol. licent., in hac litterarum uni-

versitate professori extraordinario, in Halensi ordinario designato die Rechte eines Doktors der SS. Theologia rite contulit; und zwar allgemein „ob præclara scientiæ et eruditionis tum scriptis, tum scholis in hac literarum universitate habitis comprobatæ documenta. Die eigentümlichen im Text berichteten Verhältnisse erklären aber wohl, wie die Tradition entstehen konnte, Tholuck habe den theologischen Doktortitel von Berlin beim Abschiede honoris causa erhalten. So selbst Kähler, Aug. Tholuck, S. 10.

Tholucks Schriften

bis zum Jahre 1826.

1. Ssufismus sive Theosophia Persarum pantheistica, quam e MSS. bibliothecæ regiæ Berolinensis persicis, arabicis, turcicis eruit atque illustravit Frid. Aug. Deofidus Tholuck, licent. theol. in univ. Berolin. Berlin 1821. In libraria Ferd. Duemmleri. (Besprochen S. 246—256.) — Vgl. dazu Tholucks Anzeige des Buches Dessatir, von Mulla Firur Bin Kaus herausgegeben (Bombay 1818, 2 voll.), in der Leipz. Lit. Zeit. 1822 Nr. 156 u. 157, S. 1241—1251.

2. Einige apologetische Winke für das Studium des Alten Testamentes. Den Theologie Studierenden des jetzigen Decenniums gewidmet von Aug. Tholuck, Lizentiat und Privatdozent der Theologie an der Universität Berlin. Berlin. In der Maurerschen Buchhandlung. 1821. (Besprochen S. 256—270.)

3. Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidentums besonders unter den Griechen und Römern, vom Standpunkte des Christentums aus betrachtet. Von Dr. A. Tholuck. In Neanders: Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christentums und des christlichen Lebens. Berlin 1822. Band I, S. 1—217. 2. Auflage: 1825. Die 3. verbesserte Auflage erschien separat bei Fr. A. Perthes, Gotha 1867. VI u. 92 S.; unter dem Titel: Der sittliche Charakter des Heidentums. (Besprochen S. 270 bis 291.)

4. Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers. Hamburg, Perthes & Besser. 1823 (anonym). VIII und 315 S. 2. umgearbeitete Auflage 1825, gleichfalls noch anonym, VI und 300 S. 3. Auflage 1830, unter Th.s Namen. 4. Auflage

1830, Hamburg. 5. Auflage 1836; 6.: 1839; 7.: 1850; 8.: 1862; 9.: 1871. (Beſprocheen S. 292—336.)

5. Auslegung des Briefes Pauli an die Römer nebſt fortlaufenden Auszügen aus den exegetiſchen Schriften der Kirchenväter und Reformatoren von Friedrich Auguſt Gotttreu Tholuck. Dr. d. Phil., a. o. Prof. u. Liz. d. Theol. an d. Königl. Univ. zu Berlin. *Σοφίαν λαλοῦμεν ἐν τοῖς τελείοις, λαλοῦμεν θεοῦ σοφίαν ἐν μυστηρίῳ*, 1. Kor. 2, 6. Berlin, bei Ferd. Dümmler. 1824. XXX S. Vorrede und Einleitung. 514 S. — 2. Aufl. Berlin 1828. — 3. Auflage Berlin 1831. — Kommentar zum Briefe Pauli an die Römer von Dr. A. Tholuck. Neue Ausarbeitung. Halle, Anton 1842. 674 S. (Vierte Auflage.) — 5. Auflage 1856. (Beſprochen S. 336—350.)

6. Der Freund Israels. Eine Zeitſchrift für Chriſten und Israeliten. („Laſſet uns in Liebe die Wahrheit ſuchen", Eph. 4, 15.) Erſter Jahrgang Berlin 1824, gedruckt bei Trowitzſch u. Sohn (Jägerſtr. 43). 240 S. — Zweiter Jahrgang 1825. 214 S. (Beſprochen S. 217—218.)

7. Wichtige Stellen des Rabbiniſchen Buches Sohar im Text und mit Überſetzung, nebſt einigen Anmerkungen. Berlin 1824. In Kommiſſion bei Ferd. Dümmler (U. d. Linden Nr. 19). 74 S. (Beſprochen S. 357—360.)

8. Eine Stimme wider die Theaterluſt, nebſt den Zeugniſſen der teuren Männer Gottes dagegen, des ſeligen Phil. Speners und des ſeligen A. H. Francke. Berlin 1824. Gedruckt bei Trowitzſch u. Sohn. 46 S. kl. Oktav. (Beſprochen S. 368—373.)

9. Blütenſammlung aus der Morgenländiſchen Myſtik nebſt einer Einleitung über Myſtik überhaupt und morgenländiſche insbeſondere, von F. A. G. Tholuck, a. o. Profeſſor an der Univerſität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler 1825. 327 S. (Beſprochen S. 360—369.)

10. Umſchreibende Überſetzung des Briefes Pauli an die Römer. Als Anhang zu der Auslegung des Briefes an die Römer nebſt der Vorrede Luthers zu dieſem Briefe, von Auguſt Tholuck. Berlin, bei Ferd. Dümmler 1825. 52 S. 2. umgearbeitete Auflage, ebenda 1831. (Vgl. S. 350.)

11. Die ſpekulative Trinitätslehre des ſpäteren Orients. Eine religionsphiloſophiſche Monographie aus handſchriftlichen Quellen der Leidener, Oxforder u. Berliner Bibliothek, bearbeitet von A. Tholuck, Dr. der Philoſ. u. Theol., ord. Prof. d. Theol. a. d. Königl. Univ. zu Halle. Berlin, bei Ferd. Dümmler, 1826. X u. 76 Seiten. (Beſprochen S. 336—338.)

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Erstes Kapitel. Die Knabenjahre . . . . . 1—50
Voreltern 1. Geist des Hauses 4. Die Stiefmutter; Kinderlektüre 5. Der junge Goldschmied 8. Konfirmation; Gymnasium; Ehrgeiz 9. Tagebuch 12. Erste Freundschaften; Schroetter, Neumann, Wentzel 13. Fleiß und Leistungen 22. Manso 24. Sprachstudien 26. Arabisch bei Habicht 27. Memorabilien und Blumenlese 31. Passow und Kinsky 37. Patriotismus 39. Religiöse Stellung 40. Scheibel 45. Selbstmordversuch 48.

Zweites Kapitel. Bei Herrn von Diez . . . . . 51—81
Abiturientenexamen; Kollegien 51. Radecke 52. Heinr. Friedr. von Diez 54. Goethes Urteil über ihn 56. Tholucks Reise zu Diez 57. Diez' Religiosität; Einfluß auf Tholuck 60. Tholuck wird Theologe 62. Studien 63. Reisepläne, London, Tibet 72. Rosegarten 73. Kannegießer 74. Tod von Diez 75. Tholucks Stimmung danach 77.

Drittes Kapitel. Die Studentenjahre in Berlin . . . 82—124
Sommer 1817 82. Berlin am Ende des 18. Jahrhunderts 84. Nach Tholucks Schilderung 85. Das religiöse Leben Berlins zu Anfang des 19. Jahrhunderts; gläubige Prediger 90. Die gläubigen Laienkreise 92. Die zwei Richtungen der neu erwachten Frömmigkeit: die wissenschaftliche, Fichte, Schleiermacher 95; die praktisch-asketische, Christentumsgesellschaft, Konventikel, der von Thadden-Gerlachsche Kreis 99. Die Universität. Schleier-macher 102. Marheineke 103. Neander 104. de la Motte Fouqué 105. Tholucks Studien; Linguistisches 110. Religiöse Entwickelung 112. Reise nach Schlesien, August und September 1817 117.

Seite.

Viertes Kapitel. Unter der Leitung des alten Barons 125—173
Litteratur über Kottwitz 125. Sein Leben; die Brüdergemeinde seine religiöse Heimat 127. Seine christliche Werkthätigkeit 130, in den schlesischen Dörfern 131, in Berlin 134. Freiwillige Beschäftigungsanstalt 136. Tholucks erste Eindrücke von Kottwitz 139. Seelsorgerliche Weisheit von Kottwitz 145. Seine Stellung zur Wissenschaft 148. Aussprüche des Barons nach Tholucks Tagebuch 151. Gedicht Tholucks über den Einfluß von Kottwitz auf sein Leben. Arbeiten Tholucks; Stunden an Jänickes Missionsseminar 155. Wachsender innerer Frieden 156. Schwere Erkrankung im Sommer 1818 159. Rekonvaleszenz. Ruf nach Dorpat als Professor der Exegese, Anfang 1819, 164. Neuer Blutsturz 167. Kottwitz' Fürbitte 170. Erneute Missionspläne 171. Audienz bei Sir Geo. H. Rose 172.

Fünftes Kapitel. Der junge Dozent . . . . . 174—245
Tholucks Meldung zur theologischen Lizentiatur 174. Korrespondenz darüber in der Fakultät 175. Die Abweisung 179. Erneutes Gesuch 181. v. Altensteins Verfügung 182. Examen 22. November 1820 184. Disputation und Thesen 2. Dezember 1820 186. Brief Friedenbergs 189. Erstes Kolleg 191. Tholucks Vorlesungen in Berlin 192. Sein Verkehr mit den Studenten, Namen der engeren Freunde 195. Rudolf Stier 196. Olshausen 197. Spätere Zuhörer und Freunde 201. Richard Rothe 203. Reise nach Schlesien, Herbst 1822, 203. Julius Müller 204. Gesundheitszustand; Reise nach Dänemark, Herbst 1821, 208. Noch einmal der Missionsberuf 212. Bestallung als außerordentlicher Professor, 7. April 1823; Doktor der Philosophie honoris causa von Jena, 22. April 1822, 213. Tholucks äußere Lage; Wohlthätigkeit 215. Tholuck und die Judenmission; „der Freund Israels"; Tholuck Vertreter der Londoner Gesellschaft 1823; Festpredigt 1865 216. Hermann Sontheim, der erste geistliche Sohn Tholucks, seine Korrespondenz 222. Brief Mallets aus Bremen 225. Tholuck und die Heidenmission 228. Tholuck und die Hauptbibelgesellschaft 231. Ruf nach Dorpat und die Professur der Dogmatik; Korrespondenz mit Graf Lieven 231. Korrespondenz mit Stier 234.

Sechstes Kapitel. Kleinere schriftstellerische Arbeiten . 246—291
Dissertation über den „Sufismus" 246. Analyse 247. Urteile über die Arbeit von Rosenmüller, v. Hammer-Purgstall, Rosegarten und de Sacy 254. „Apologetische Winke für das Studium des A. T.s" 256.

Seite.

Das A. T. in der damaligen Theologie. Analyse 257. Beurteilung 265. Urteile von Rosenmüller, Baumgarten-Crusius, Creuzer, Sontheim, Stier. — „Wesen und sittliche Einflüsse des Heidentums" in Neanders „Denkwürdigkeiten" 270. Analyse 271. Beurteilung. Angriff der Darmstädter Allg. Kirchenzeitung 289.

Siebentes Kapitel. Die Lehre von der Sünde und der Kommentar zum Römerbrief . . . . . 292—350

„Die Lehre von der Sünde". Veranlassung zu dieser Schrift; Bedeutung derselben 293. Analyse 294. Großartige Wirkung 317. Der Münstersche Kreis; Tholucks Reise nach dem Rhein und nach Münster, Herbst 1823; das Dankgeschenk aus Münster 319. Urteil von Scheibel 324; von D. Döring 325; von Rennecke 327; von Stier 330; von Kottwitz 335. „Der Kommentar zum Römerbrief"; epochemachend nach Ferd. Chr. Baur und D. Cremer 336. Stand der exegetischen Arbeit bis auf Tholuck 337. Tholucks besondere Ausrüstung zur Exegese, als bibelgläubiger Bekenner 340, als Glied der Reformationskirche 341, als feingebildeter Gelehrter 344, als Mann des linguistischen Taktes 344. Urteil von Julius Müller 346; von Kottwitz; v. Altenstein 347; von Olshausen und Stier 348. Paraphrase des Römerbriefs 350.

Achtes Kapitel. Die englische Reise . . . . . 351—410

Tholucks Reiselust 351. Reise nach Halle, Leipzig und Dresden, Herbst 1824, 352. Erstes Gesuch an den Minister um Unterstützung zu einer Reise nach Frankreich und England 354; zweites 355. Urlaub und Geld 356. Vorbereitung zur Reise. Erste Predigt, 11. Juli 1824, 357. Fertigstellung der unternommenen Arbeiten: „Wichtige Stellen des Buches Sohar" 357; „Blütensammlung aus der Morgenländischen Mystik," Proben daraus, 360; „Eine Stimme wider die Theaterlust" 368. Abschied von Berlin 373. Reisebriefe 375. Schilderung des Münsterschen Kreises, des Pater Tyrell 376. Arbeiten in Leiden 379. Schilderung einer Eilwagengesellschaft in Holland 380. Im Wupperthal 383. Die dortigen „zwölf Apostel", Charakteristik von Krummacher, Leipoldt, Snethlage 384. Durch Holland nach England; Urteil über Holland 387. In London, bei Mr. Jos. Butterworth. Englische Hausgottesdienste 388. Die Maiversammlungen; Tholucks allgemeines Urteil 391. Seine Rede in der Judenmissionsgesellschaft 394, in der Kontinentalgesellschaft 395. Stters Urteil über dieselbe 398. In Oxford 401. London 403; Paris 404; in der Picardie 405. Elend an

Seite.

Leib und Seele in Ems 406. Brief an Stier 407, an Rennecke und Kottwitz 409, zurück in Berlin, 2. Okt. 1825, 410.

Neuntes Kapitel. Das letzte Berliner Semester . . . 411—452
Anfrage wegen eines event. Rufes nach Halle 411. Tholucks Antwortschreiben an Geh. Rat Schulze 413. Bericht Altensteins an den König über Tholuck 415. v. Witzleben an den Minister über Tholucks Berufung nach Halle 417. Vorstellung der Hallischen Fakultät in derselben Angelegenheit 419. Eindruck der Agitation auf Tholuck 424. Sein Schreiben an Geh. Rat Schulze 426; sein Brief an Gesenius 427. Dessen Antwort 429. Tholucks Erklärung in der Allg. Kirchenzeitung 430. Verfügungen des Ministers an Tholuck 433, an die Hallische Fakultät 434, an v. Witzleben 435, an Kanzler Niemeyer 436. — „Die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients"; Analyse 437. Tholucks Verlobung mit Adele Schmalz 439. Otto v. Gerlachs Brief über Adele 441. Die theologische Doktorwürde 442. Ablehnung der Erteilung derselben honoris causa durch Schleiermacher 444. Weitere Verhandlungen darüber 445. Tholuck wird rite promoviert, die Doktorrede am 4. März 1826 446. Abschied von Berlin, der Doktorschmaus, letzte Berliner Predigten 449. Reise mit Krummacher, Ankunft in Halle, 1. April 1826, 451.

Anmerkungen . . . . . 452—473

Tholucks Schriften bis zum Jahre 1826 . . . . . 473—474

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

In demselben Verlage ist erschienen:

Lebensbild

des

evangelischen Pfarrhauses

vornehmlich in Deutschland.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Pastoraltheologie.

Von

Dr. Eduard Meuß,

ord. Professor an der Universität und Mitglied des Königlichen Konsistoriums zu Breslau.

Zweite wesentlich erneute und bereicherte Auflage von

„Leben und Frucht des evangelischen Pfarrhauses."

Preis geh. 4 M., eleg. geb. 5 M.

„Das in jeder Beziehung treffliche Werk," so heißt es in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung vom 31. Juli 1884, „ist nicht nur mit echtem deutschen Gelehrtenfleiß gearbeitet, eine Frucht der gründlichsten und sorgfältigsten Studien in den zerstreutesten Quellen, die oft nur sehr mühsam zu beschaffen sind, sondern es zeichnet sich auch aus durch eine schöne Verbindung ruhiger, nüchterner Objektivität mit edler Wärme und lebensvoller Anschaulichkeit der Darstellung. Da ist nichts von Schönfärberei und ungeschichtlicher Idealisierung; der Verfasser gibt treu das Bild wieder, wie er es in den mit gewissenhafter Genauigkeit verzeichneten Quellen gefunden; überall beflissen, durch Mitteilung konkreter Züge ein charakteristisches Bild zu geben, frei von farbloser Allgemeinheit, verliert er sich doch nicht im Detail, sondern beherrscht seinen Stoff durch große leitende Gesichtspunkte.

Das ganze Werk verdient die vollste Aufmerksamkeit nicht bloß der Theologen, sondern auch aller gebildeten Laien, welche das große und bedeutende Stück Kulturgeschichte, das mit der Geschichte des evangelischen Pfarrhauses aufs engste verbunden ist, mit Interesse verfolgen."

3 2044 029 919 669